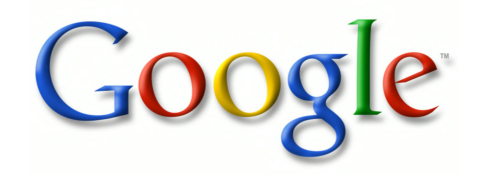
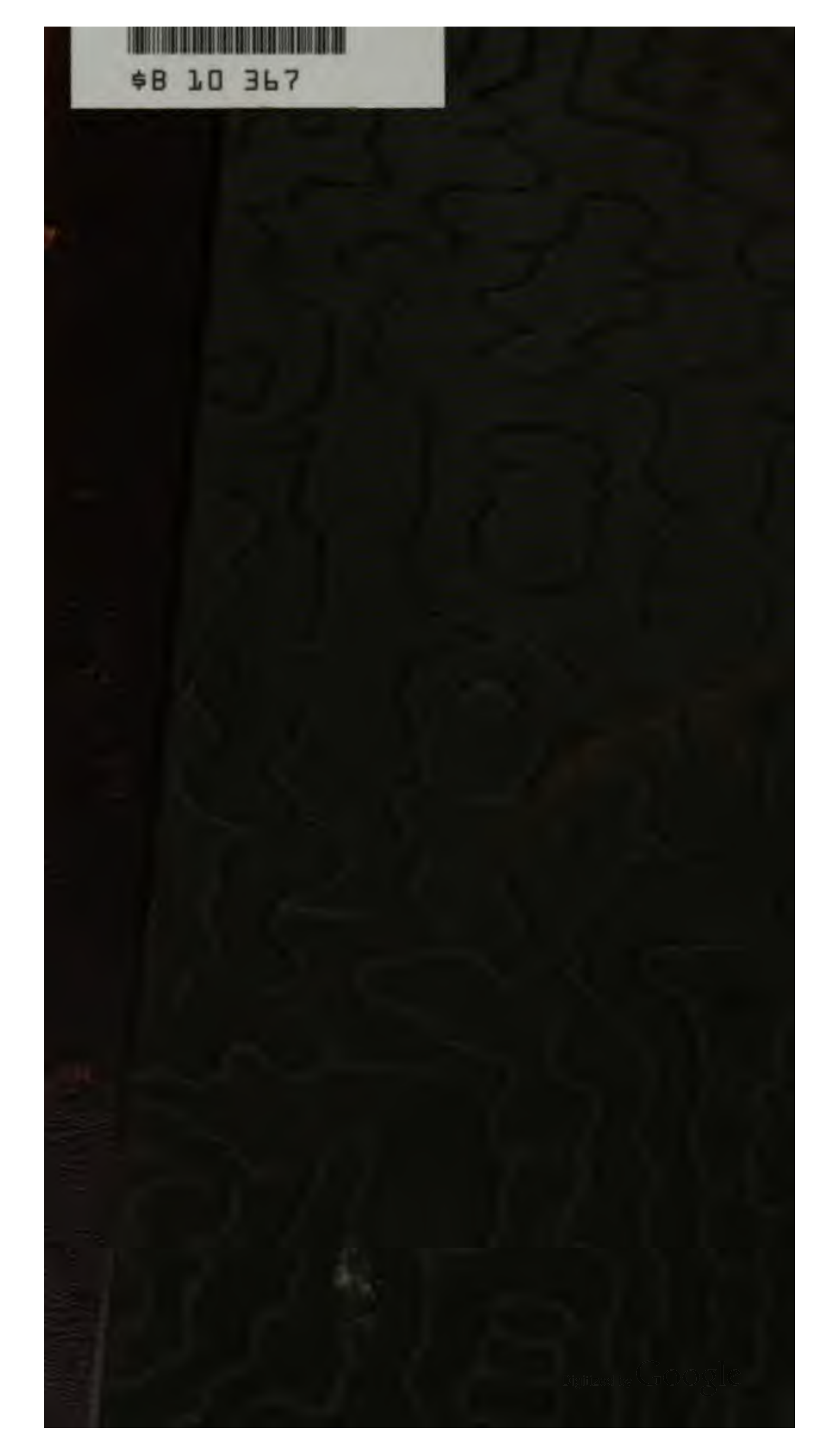








Leonard Baitz.

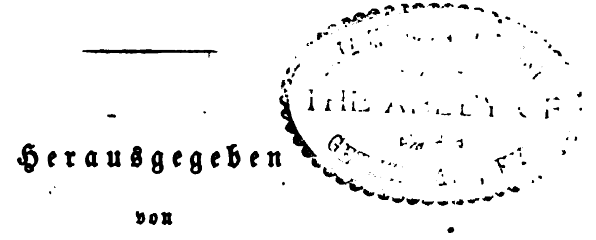
Vollständiges Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

in welchem

die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren ausführlich betrachtet sind.



Herausgegeben

von

Dr. Thomas Wiser,

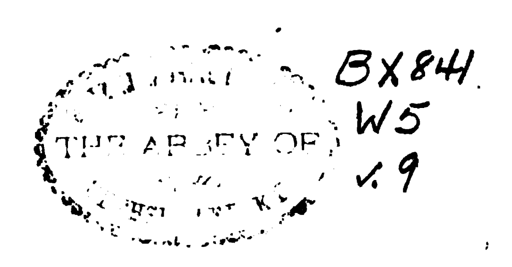
Kanonikus bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle in Regensburg.

(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Neunter Band.

Regensburg, 1855.

Verlag von Georg Joseph Manz.



Artikel LXXXIII.

Gesetz.

(Gebot, Verordnung, Vorschrift; dann auch Dispens, Privilegium.)

1. Begriff und Eintheilung.

Das Gesetz ist die rechte Richtschnur unserer Handlungen, oder die Anweisung, welche uns die Erreichung unseres letzten Zieles ermöglichet. Denn obschon der Mensch in seinem Gewissen einen geheimen Führer hat, der ihm die rechten Wege zeigt, und ihm sagt, was er zu thun oder zu meiden hat, so macht doch das Gewissen jene Vorschriften, zu deren Erfüllung es ermahnt, nicht selbst, sondern empfängt sie entweder durch eine innere Offenbarung, oder durch eine äußere Verkündigung. Das Gewissen ist also nicht das Gesetz selbst, sondern der Wächter desselben; es ist auch nicht der Gesetzgeber, sondern der Vollstrecker desselben. Es sucht die Gesetze gleichsam praktisch zu machen, indem es zur Erfüllung derselben ermahnt.

Hier kömmt auch der Unterschied zwischen Gesetz und Gebot in Betracht. Das Gesetz ist umfangreicher, und kann mehrere Vorschriften in sich fassen. Daher sagt man auch das Gesetzbuch, welches eine Sammlung von Verordnungen ist. Das Gebot hingegen bezieht sich mehr auf einen einzelnen Fall, womit aber nicht gesagt sein will, daß nicht auch eine einzelne Vorschrift Gesetz genannt werden kann. Ein Gesetz ist gewöhnlich auch für die Gesammtheit eines gemeinen Wesens berechnet; das Gebot aber ist nur Einzelnen in Sonderheit gegeben. Das Gebot oder der Auftrag (praeceptum, mandatum) hat gewöhnlich auch nur innerhalb einer gewissen Zeit Geltung, und verliert mit dem Tode dessen,

der es gegeben, seine Kraft, ausgenommen es bezieht sich auf fromme Zwecke. Das Gesetz ist also in jeder Beziehung umfangreicher, als das Gebot. Indeß werden diese beiden Worte häufig auch mit einander verwechselt.

Es gibt eigentlich nur Ein Hauptgesetz, nämlich das ewige Gesetz in Gott, welches nach dem heiligen Augustin die ewige Grundursache ist, wodurch alle Dinge wohlgeordnet sind, und welches nichts Anders ist, als die Weisheit und der Wille Gottes selbst. Dieses Eine, allerhöchste Gesetz hat sich im Laufe der Zeit gleichsam in mehrere Ströme ergossen, und so unterscheidet man:

a) Das natürliche Gesetz, — ist jenes, welches dem Menschen geoffenbart wird durch seine Vernunft;

b) das positive Gesetz, welches dem Menschen von einem rechtmässigen Obern auferlegt und äußerlich verkündiget wird.

Das Naturgesetz ist für alle Zeiten und Nationen; das positive ist nur auf eine gewisse Zeit und auf gewisse Personen eingeschränkt; jenes ist unveränderlich, dieses veränderlich.

Das positive Gesetz ist entweder

α) göttlich, oder

β) menschlich,

je nachdem es von Gott oder von einem Menschen auferlegt wird.

Das positiv menschliche Gesetz zerfällt wieder

a) in das Völkerrecht, ist jenes, welches durch gemeinsame Uebereinstimmung der Völker ist festgesetzt worden;

b) in das kirchliche Gesetz, — ist jenes, welches von der Kirche zur Leitung der Gläubigen ist angeordnet;

c) in das bürgerliche Gesetz, — ist jenes, welches die weltlichen Regenten und Obrigkeiten ihren Völkern und Unterthanen zur Befolgung vorschreiben.

Ein Gesetz ist ferners entweder

a) gebietend (affirmativ), oder

b) verbietend (negativ),

je nachdem nämlich durch dasselbe etwas Gutes befohlen oder etwas Schlimmes untersagt wird. Beide thun es geradehin, oder mit Androhung einer Strafe. Daher nennt man die einen schlechterdings Gesetze, die andern aber Strafgesetze. Die Strafgesetze bestimmen gegen die Uebertreter eine gewisse Strafe, welche entweder

schon im Voraus auf die That gesetzt ist (latae sententiae), und in die man also durch die That selbst schon verfällt, oder sie nur angedroht wird, und erst vom Richter auferlegt werden muß (ferendae sententiae).

Noch unterscheidet man

a) öffentliche und

b) Privat-Gesetze.

Die ersteren beziehen sich auf öffentliche Gesellschaften, auf ganze Staaten und Reiche; die letzteren gehen nur Privat-Vereine an. Man versteht übrigens unter Privatrecht auch jene Gesetze, welche sich auf die privatrechtlichen Verhältnisse der Unterthanen beziehen, und in diesem Sinne steht das Privatrecht dem Staatsrechte gegenüber.

Ein Gesetz kann auch noch sein

a) ein allgemeines (universalis), wenn es sich auf das ganze Reich erstreckt;

b) ein sonderheitliches (particularis), wenn es sich nur auf einzelne Provinzen oder Orte eines Reiches bezieht.

2. Schriftstellen.

Es soll nicht hinwegkommen das Buch dieses Gesetzes von deinem Munde, sondern du sollst darin Tag und Nacht betrachten, damit du Alles haltest und thuest, was darin geschrieben ist; dann wirst du recht machen deine Wege und weise sein. Jos. 1, 8.

Heil dem, der Jehovah verehrt, und Wohlgefallen findet an seinem Gesetze. Ps. 111.

Das Heil ist ferne von den Gottlosen; denn sie fragen nicht nach deinen Gesetzen. Ps. 118, 155.

Wer das Gesetz hält, bringt viel Opfer dar. Ekkli. 35, 1.

Die den Herrn verehren, suchen ihm zu gefallen, und die ihn lieben, erfüllen sein Gesetz. Ebenda 2, 16.

Du sollst die Gebote des Herrn, deines Gottes, halten, und auf seinen Wegen wandeln. Deut. 8, 6.

Dein ganzes Leben hindurch hüte dich, je in eine Sünde zu willigen, und die Gebote des Herrn, unsers Gottes, außer Acht zu lassen. Tob. 4, 6.

Dieses spricht der Herr, der Erlöser, der Heilige Israels:

Ich, der Herr, dein Gott, lehre dich, was nützlich ist, und leite dich auf dem Wege, den du wandelst. O daß du in Acht genommen hättest meine Gebote, dann wäre dein Friede wie ein Strom geworden, und deine Gerechtigkeit wie die Abgründe des Meeres. Is. 48, 17. 18.

Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Joh. 13, 34.

Dieses ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. 1. Joh. 5, 3.

Das Verbot: Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben, du sollst nicht gelüsten, und ein jedes andere Gebot ist in dieser Vorschrift enthalten: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Röm. 13, 9.

Das ganze Gesetz wird durch das Eine Gebot erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Galat. 5, 14.

Du rühmest dich des Gesetzes, entehrst aber Gott durch Uebertretung des Gesetzes. Röm. 2, 23.

Wenn Jemand das ganze Gesetz beobachtet, übertritt er aber ein einziges, so versündiget er sich am ganzen Gesetze. Jak. 2, 10.

Daraus ersehen wir, daß wir Gott kennen, wenn wir seine Gebote halten. Wer da sagt, er kenne ihn, und hält doch seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in diesem ist die Wahrheit nicht. 1. Joh. 2, 3. u. 4.

Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Matth. 19, 17.

Seid standhaft, und haltet fest an den Ueberlieferungen, welche ihr gelernt habt, es sei durch mündlichen oder schriftlichen Unterricht. 2. Thessal. 2, 15.

3. Väterstellen.

Damit die Menschen sich nicht beklagen könnten, so wurde das, was sie in ihrem Herzen nicht lesen wollten, auch auf Tafeln geschrieben. Es ward ihnen auch äußerlich vor Augen gehalten, was sie im Gewissen zu sehen genöthiget werden sollten, und indem gleichsam von Außen Gottes Stimme an das Ohr drang, ward der Mensch in sein Inneres zurückgetrieben. St. August. Enarrat. in Ps. 57.

Wenn Gott befiehlt, so gibt er auch die Gnade, es erfüllen zu können, weil er durch das Befehlen ermuntert, zu thun, was man kann, und um das, was man nicht kann, zu bitten. Der hl. Leo.

Wer bis zu einer solchen Höhe der Tugend hinangestiegen ist, daß er das Gesetz nicht aus Furcht vor den Strafen hält, womit es droht, sondern aus Tugendhaftigkeit; wer es nicht darum hält, weil er es fürchtet, sondern vielmehr, weil er das Gericht Gottes in der Ewigkeit stets vor Augen hat: der erfüllt dasselbe im rechten Geiste. St. Chrysost. Hom. 2. in I. epist. ad Timoth.

Als Gott im Anfange den Menschen erschuf, hat er ihm das natürliche Gesetz eingepflanzt; denn er hat uns das Gewissen gegeben, und eine angeborne Kenntniß des Guten und Bösen verliehen. Derselbe in der 12. Predigt über die Bildsäulen.

Klage nicht wider deinen Herrn; er befiehlt nichts Unmögliches. Willst du einen Beweis dessen, daß er nichts Unmögliches gebietet? Lerne es daraus, daß Viele die göttlichen Gebote noch übertreffen; wären sie unmöglich zu erfüllen, so würden sie nicht Viele aus freiem Willen noch übertreffen. Derselbe in der 6. Homilie von der Buße.

Gleichwie aus einem Brunnen viele Bäche herausfließen, so sind auch im Gesetze (Gottes) viele Gebote enthalten, die unsere Seelen, wenn wir sie erfüllen, mit reichem Segen überströmen. Ders.

Gott hat es befohlen; und du wagst zu fragen, ob es möglich wäre, dieses Gesetz zu beobachten? St. Chrysost. Hom. 8. ad popul.

Frage auch nicht weiter nach Ursachen. Es ist ein königliches Gesetz. Wer es gegeben, kennt auch seinen Grund; wäre es nicht nützlich gewesen, er hätte es nicht verboten. Ders. Hom. 16. ad popul.

O höchste Albernheit, o schreckliche Blindheit! Sie befolgen auf das Genaueste die Verordnungen der Städte, die Gesetze der Kaiser und Könige; die Kranken befolgen auch die Vorschriften der Aerzte, aber fast Niemand ist, der die Gesetze des Königs der Könige, des Herrn der Herren, nämlich Gottes, befolgt. St. Bonavent. Serm. de S. Lucia.

A. Geschichtliches.

(Man muß zuerst Gott, dann den Menschen gehorchen.) Kaiser Karl, der Große, berief einstens den Bischof Ludgar zu sich, um

sich über Staatsgeschäfte mit ihm zu berathen. Da aber Ludgar gerade mit seinen Begleitern die Tagszeiten betete, so sagte er dem Boten: Ich werde zum Kaiser kommen, sobald ich damit fertig bin. Der Kaiser ließ ihn hierauf zum zweiten und dritten Male rufen; jener aber wußte wohl, daß der Dienst Gottes allen übrigen Dingen vorzuziehen sei, und ging nicht eher zum Kaiser, als bis seine angefangenen Gebete vollendet waren. Als er nun endlich vor dem Kaiser erschienen war, und dieser ihn fragte, warum er so lange gezögert habe, seinem Befehle nachzukommen, antwortete der fromme Bischof mit unerschrockener Miene: Kaiser, ich war immer der Meinung, daß deine Befehle in allen Dingen vollzogen werden müssen; zweifelte aber auch nie, daß das, was Gott angeht, jeder Zeit den Vorzug haben müsse. Deßwegen gab ich zuerst, was Gottes ist, indem ich das eben begonnene Gebet vollendete; und nachdem dieses geschehen ist, bin ich gekommen, dir zu geben, was dir gebührt, und deine Befehle zu vernehmen. Der große Kaiser ward darüber nicht nur nicht ungehalten, sondern lobte sogar den Bischof und schenkte ihm von nun an um so größeres Vertrauen, weil er mit Recht den Schluß zog: Derjenige werde seine Aufträge um so treuer vollziehen, der mit solcher Gewissenhaftigkeit dem göttlichen Gesetze nachkommt.

Der heilige Franz von Assis pflegte zu sagen: Wenn dir Jemand deine Hände, Augen, Füsse und andere Glieder, nachdem du sie verloren, wiedergäbe, würdest du ihm nicht lebenslänglich mit ganzem Herzen dienen? Und sieh, Gott gab uns nicht nur unsere Hände, Augen und Füsse, sondern dazu noch gar viele andere geistliche und leibliche Güter. Und dennoch wollen wir ihm nicht dienen und seine Gebote nicht halten! Was gleicht unserer Undankbarkeit?

Beispiele von treuer Beobachtung des göttlichen Gesetzes sind schon im alten Bunde: Noe, er war ein rechtschaffener und untadelhafter Mann in seinem Zeitalter, und that Alles, was ihm Gott befahl; Abraham, der in seiner Treue und Anhänglichkeit an Gott so weit ging, daß er bereit war, auf dessen Befehl selbst seinen Sohn Isaak zu schlachten; Moses, der sich überall als Eiferer für die Ehre Gottes erwies; Phinees, des Eleazar Sohn, der beim Abfall des Volkes standhaft blieb; David, von dem Gott selbst

sagt, daß er ihm vom Herzen anhing, und that, was ihm gefiel; Josias, der mit dem Herrn einen Bund machte, und in seinen Vorschriften zu wandeln gelobte; die Machabbäer, die mit so großem Heldenmuthe für das Gesetz Gottes kämpften. Im neuen Bunde sind Beispiele: Jesus Christus selbst, von dem geschrieben steht, daß ihn der Eifer für die Ehre seines Vates verzehrte; die Apostel, welche für Gott und sein Gesetz Bande und Fessel trugen und selbst den Tod erlitten; endlich alle Heilige, die mit unverdrossener Beharrlichkeit das Gesetz des Evangeliums erfüllten, und oft viel mehr thaten, als dasselbe vorschrieb.

5. Wer kann Gesetze geben?

Gott ist eigentlich allein unser Herr, und nur er hat Vollmacht zu befehlen. Daher besitzt auch er vor Allen die Macht, Gesetze zu geben. Allein Gott hat es beliebt, nicht immer unmittelbar, sondern mittelst der Menschen, die er an seine Stelle treten ließ, andere Menschen zu leiten und ihrer Bestimmung näher zu bringen; sie davon zurückzuhalten, was ihrer Seligkeit im Wege steht, und Mittel vorzulegen, durch die sie ihr letztes Ziel und Ende erreichen. Sollten nun Menschen die Uebrigen an Gottes Stelle regieren und leiten, so mußten sie auch zum Theile Gottes Macht und Herrschaft überkommen, d. h. sie mußten von ihm die Vollmacht erhalten, in seinem Namen Gesetze geben zu können. Dieß geschah wirklich. Gott hat ein geistliches und weltliches Regiment angeordnet, es an seine Stelle gesetzt, und jedem die Macht verliehen, in seiner Sphäre Gesetze zu geben. Demnach können die geistlichen Regenten kirchliche, und die weltlichen Regenten bürgerliche Gesetze erlassen.

I. Die Macht, Kirchengebote zu geben, hat zunächst der Papst, dem Christus die Vollmacht gab, alle seine Schaafe und Lämmer zu weiden. Joh. 21. Als oberster Regent der Kirche und unmittelbarer Stellvertreter Jesu Christi muß er diese Gewalt haben, und ohne dieselbe wäre es ihm nicht möglich, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Die Päpste haben von diesem Rechte auch immer Gebrauch gemacht. Dafür zeugt das graueste Alterthum. So z. B. erließ Papst Damasus in Angelegenheit der Taufe besondere Verordnungen. Die Päpste waren es auch vom Anfange

an immer, welche die Häresien verdammten, Aussprüche in Glaubenssachen thaten und bezüglich der Sitten heilsame Verordnungen erließen. Die Gesetze, welche der Papst erläßt, sind für die ganze Kirche bindend.

Auch die allgemeinen Concilien haben das Recht, Kirchengesetze zu erlassen, und zwar für die gesammte Kirche, vorausgesetzt, daß die Concilien selbst mit Bewilligung des Papstes versammelt sind. Hiebei entsteht aber die Frage, ob die Verordnungen der allgemeinen Concilien vor der Bestätigung des Papstes Giltigkeit haben. Einige bejahen es für den Fall, wenn die päpstlichen Legaten beistimmten. Dem ist nicht so, sondern es wird die ausdrückliche Bestätigung des Papstes erfordert, wenn dieser nicht persönlich beim Concilium zugegen ist; denn die Legaten des Papstes haben keine Vollmacht, die Verordnungen der Concilien zu bestätigen. Auch zeugt die Geschichte für unsere Behauptung; denn es ist bekannt, daß die allgemeinen Concilien es immer für nothwendig erachteten, ihre Beschlüsse dem Papste vorzulegen und um Bestätigung derselben zu bitten.

Die Bischöfe, als die Nachfolger der Apostel, können für ihre Diözesen Gesetze geben, und zwar auch ohne Einwilligung des Kapitels, nur jene Fälle ausgenommen, in welchen eine Verordnung zum Nachtheile des Kapitels oder des Diözesan-Klerus gereichen würde. — Hiebei frägt es sich: Woher haben die Bischöfe diese Gewalt? Die Einen behaupten, sie haben diese Vollmacht unmittelbar von Christus, weil von ihm auch die bischöfliche Würde eingesetzt ist; die Anderen sagen, sie empfangen sie vom Papste. Sie berufen sich auf die Worte des Papstes Gregor: Die Römische Kirche überträgt andern Kirchen in der Weise das Stellvertretungsrecht, daß sie berufen sind zur Theilnahme an der Hirtensorge, nicht zur Fülle der Gewalt. Indeß ist dieß nur ein Wortstreit; denn eines Theils ist es gewiß, daß die Bischöfe, wenn sie auch ihre Gewalt unmittelbar von Christus empfangen, diese doch immer nur mit Unterordnung unter den Papst erhalten; andern Theils steht auch fest, daß die Bischöfe, wenn sie auch ihre Vollmacht vom Papste haben, auch ohne sein Vorwissen Gesetze geben können, vorausgesetzt, daß sie den päpstlichen Verordnungen nicht entgegen sind, und der Fall nicht eigens dem Papste vorbehalten ist.

Die National- und Provinzial-Concilien können für ihre Territorien Gesetze erlassen. Daher die National-Concilien für jene Nation, welche sie repräsentiren, und die Provinzial-Concilien für jene Provinz, aus welcher der Klerus versammelt ist.

Die Domkapitel können, mit Ausnahme derjenigen Verordnungen, welche auf ihre Kapitulare Bezug haben, keine Gesetze geben; nur wenn der bischöfliche Stuhl erlediget ist, haben ihre Verordnungen so lange in der betreffenden Diözese verbindende Kraft, als sie von dem nachfolgenden Bischofe nicht zurück genommen werden.

Die Entscheidungen der heiligen Congregation haben gesetzlich verbindende Kraft, wenn sie unter Gutheißung des Papstes gegeben und auf seinen Befehl in der Kirche verkündet worden sind; denn alle Gesetzeserklärungen sind neue Gesetze und erfordern als solche eine neue Verkündigung. Ohne Verkündigung haben zwar jene Entscheidungen ein großes Ansehen, aber nicht die Kraft der Gesetze.

II. Die Macht, bürgerliche Gesetze zu erlassen, haben die weltlichen Regenten, als die Kaiser, Könige und übrigen Fürsten, in deren Händen sich die Regierungsgewalt befindet; denn diese sind Gottes Stellvertreter in weltlichen Dingen, und müssen also auch das Recht haben, in ihrer Sphäre Gesetze zu geben, weil sie ohne diese Gewalt ihre Bestimmung nicht erreichen, und die ihnen Anvertrauten Untergebenen nicht ihrem Ziel und Ende zuführen könnten. Dabei kömmt es auf die persönlichen Eigenschaften der Obrigkeiten nicht an. Selbst jene Gewalthaber, die sich widerrechtlich des Reiches bemächtiget haben, können, so lange sie sich im ruhigen Besitze desselben befinden, den Unterthanen bindende Gesetze erlassen; denn weil das Volk entweder dieselben nicht vertreiben will oder es nicht kann, so gesteht es ihnen stillschweigend die Regierungsgewalt zu. Ueberhaupts gilt der Grundsatz: Eine jede faktisch bestehende Obrigkeit, welche die Regierungsgewalt ausübt, muß auch das Recht haben, Gesetze zu geben, und auf die Erfüllung derselben zu dringen, weil ohne diese Macht eine Regierung nicht möglich ist. Damit stimmen auch der heilige Liguori und andere Theologen von Ansehen überein.

6. Wem kann man Gesetze geben?

Es ist von selbst klar, daß man nur Jenen Gesetze geben kann, über welche man die Gewalt hiezu hat, also nur seinen Untergebenen, und auch dann nur in solchen Dingen, in welchen sie einem unterworfen sind. Daher sagt der heilige Thomas: Die geistliche und weltliche Macht, beide kommen von Gott. Es steht aber die weltliche Macht unter der geistlichen in so weit, als Gott jene dieser unterworfen hat, nämlich in Dingen, die das Seelenheil betreffen. Deßwegen muß man in solchen Fällen mehr der geistlichen als der weltlichen Macht gehorchen. In Sachen aber, die das zeitliche Wohl betreffen, muß man mehr der weltlichen Macht, als der geistlichen Gehorsam leisten, wie es heißt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Aus diesem folgt, daß die geistliche Gewalt, als solche, nur in geistlichen Dingen Gesetze erlassen kann; weltliche Fürsten aber können nur über Dinge Gesetze erlassen, welche das politische Regiment betreffen. Außerdem aber haben die weltlichen Fürsten auch die Pflicht, die Kirche zu beschützen; denn sie sollen nach dem Ausspruche des Conciliums von Trient Schutzherren des Glaubens sein. Sess. 25, 20. Sie sollen überdieß auch mit ihrem Ansehen die Kirche unterstützen, und darauf bedacht sein, daß die Kirchengesetze beobachtet werden. So schreibt Papst Leo an den Kaiser Leo: Du mußt eingedenk sein, daß die kaiserliche Gewalt dir nicht allein zur weltlichen Regierung, sondern auch zum Schutze der Kirche übergeben ist, damit du den Widerspenstigen Einhalt thuest; was wohl verordnet worden ist, vertheidigest, und denen, die beunruhiget wurden, wahren Frieden wieder herstellest.

Ein päpstliches Gesetz in geistlichen Angelegenheiten für die gesammte Kirche verpflichtet alle Gläubige; auch die Ketzer sind davon nicht ausgenommen. Denn sie sind durch die Taufe der Kirche untergeben worden; ihre Widerspenstigkeit aber befreit sie so wenig von der Pflicht des Gehorsams, als die Revolution von der Beachtung der weltlichen Gesetze losmacht. Die Ungläubigen hingegen und Alle, die noch nicht getauft sind, sind zur Erfüllung der Kirchengebote nicht verpflichtet.

Auch die Gesetzgeber sind zur Beobachtung ihrer eigenen Gesetze verpflichtet, und zwar unter einer läßlichen Sünde um des

guten Beispieles willen, das sie ihren Unterthanen geben sollen, und unter einer schweren, wenn es sich handelt um eine Abschätzung oder um die Giltigkeit eines Contrakts. Daher sagt der heilige Ambrosius: „Was du, o Kaiser, Andern vorgeschrieben hast, das hast du auch dir selbst vorgeschrieben; denn die Gesetze, die ein Kaiser gibt, muß er zuerst beobachten."

Da zur Verpflichtung eines Gesetzes der Gebrauch der Vernunft gehört, so sündigen die Wahnsinnigen durch Verletzung desselben nicht; auch bei Betrunkenen ist die Zurechnungsfähigkeit im höhern oder geringern Grad gemindert.

Für die Kinder sind die Kirchengesetze bindend, sobald sie zum Gebrauche ihrer Vernunft gekommen sind; man nimmt hiefür bei den Knaben das vierzehnte, bei den Mädchen das zwölfte Jahr an. In diesem Alter verfallen sie aber auch den auf die Uebertretungen festgesetzten Strafen; während sie unter einer Sünde schon in zartern Jahren zur Erfüllung jener Vorschriften, die ihrem Alter angemessen sind, wie z. B. zur jährlichen Beicht, zur Enthaltung von Fleischspeisen an den gebotenen Tagen u. s. w., verpflichtet sind. Anders verhält es sich mit den noch nicht getauften Kindern; diese können z. B. an Freitagen erlaubter Weise Fleisch genießen.

Es gibt auch Fremdlinge und Reisende, die manchmal an einen Ort kommen, wo das Gesetz ihres Landes nicht beobachtet wird, oder wo andere Gesetze vorgeschrieben sind. Um sich hier zu recht zu finden, muß man wissen, daß die allgemeinen Kirchengebote allzeit und überall verbinden, z. B. die Fastengebote, die Feier der Sonntage u. s. w. Was das Uebrige betrifft, so kömmt es darauf an, wie lange und in welcher Absicht sich Jemand an einem solchen Orte aufhält. Wer an einem Orte seßhaft oder gleichsam seßhaft geworden ist, was stattfindet, wenn er dort den größern oder doch einen bedeutenden Theil des Jahres wohnt, ist gebunden an die Gesetze der Gegend, in welcher er sich aufhält; es versteht sich von selbst, daß er in solchem Falle an die Lokalgesetze seines früheren Wohnortes nicht mehr gebunden ist. Wie verhält es sich aber mit Solchen, die nur eine kurze Zeit, einige Tage oder Wochen an einem Orte verweilen? Mehre Theologen sind der Meinung, daß Einer, der auch nur kurze Zeit an einem Orte verweilt, an die Erfüllung der Lokalgesetze gebunden sei. Damit stimmt

auch der heilige Augustin überein, indem er sagt: Wenn ich nach Rom komme, so faste ich am Samstage; bin ich in Mailand, so faste ich nicht. So mache es auch du; zu was immer für einer Kirche du kommst, so beobachte ihre Gebräuche, wenn du nicht Aergerniß geben willst. Diese Meinung hat auch noch andere Gründe für sich, nämlich: a) Den allgemein anerkannten Grundsatz: Wer den Vortheil hat, muß auch den Nachtheil tragen; denn weil ein Solcher in seiner Abwesenheit von den Lokalgesetzen seiner Heimat frei ist, so ist es billig, daß er die Gesetze des Ortes, an welchem er eben verweilt, erfülle. b) Verlangt es die allgemeine Ordnung und der Friede, daß man sich den Gesetzen des Ortes, an welchem man eben verweilet, unterziehe; denn welche Verwirrung und welch Aergerniß entstünde, wenn ein Fremder an einem Orte an jenem Tage arbeitete, wo alle Uebrigen ein hohes Fest feiern und gottesdienstlichen Uebungen sich ergeben! Indeß kommt hiebei noch zu bemerken, daß die bloße Durchreise durch ein Ort zur Beobachtung der Lokalgesetze nicht verpflichte, sondern daß ein Verweilen von mehrern Stunden dazu gehöre, etwa von einem ganzen Tag oder doch einem großen Theil desselben. Wenn übrigens der Ort das Reiseziel ist, so verpflichten ihn die dortigen Gesetze, wenn er auch nur kurze Zeit daselbst verweilt. Die hier aufgestellte Meinung nennt der heilige Liguori eine hinreichend probabile oder wahrscheinliche Meinung, daher hat man gegründete Ursache, sich darnach zu richten, wiewohl derselbe Heilige auch die Ansicht, der Fremde sei an die Lokalgesetze nicht gebunden, wenn er dort nicht seßhaft ist, oder nicht die Absicht hat, einen größeren Theil des Jahres daselbst zu verweilen, nicht verwirft.

Daß die Abwesenden nicht gehalten sind, die Gesetze ihrer Heimat zu erfüllen, haben wir bereits erwähnt; wir fügen noch bei, daß sie selbst eines allgemeinen Gesetzes entbunden sind, wenn sie an einem Orte verweilen, wo es abgeschafft ist, und dieses sogar auch dann, wenn Jemand die Heimat in der Absicht verließe, um gewisser Gesetze los zu werden.

Aus den hier aufgestellten Grundsätzen beantworten sich folgende Fälle:

a) Wenn Jemand an einem Tage, an welchem in seiner Heimat Fast- oder Feiertag ist, an einem Orte sich befindet, wo kein

Fast- und kein Feiertag ist, so kann er Fleisch essen und darf knechtlich arbeiten.

b) Wenn Jemand des Morgens eine Stadt verläßt, wo kein Fasttag ist, so darf er dort noch Fleisch essen; kömmt er aber etwa des Mittags zu Hause an, wo Fasttag ist, so muß er sich dort des Fleisches enthalten.

c) Wenn Jemand des Morgens einen Ort verläßt, wo Feiertag ist, ist er nicht verpflichtet, zuvor eine heilige Messe zu hören, falls er noch Vormittags an einen Ort kömmt, wo Werktag ist, vorausgesetzt, daß er die Pflicht, Messe zu hören, in seiner Heimat bis zur Zeit verschieben konnte, wo er bereits an dem Orte ankam, der ihn von der Erfüllung derselben befreit.

d) Wenn Jemand in seiner Heimat eine besondere Ausnahme oder ein Privilegium von dem allgemeinen Gesetze hat, so kann er außer derselben davon keinen Gebrauch machen, weil es nur ein Lokalprivilegium ist; dagegen ist es wahrscheinlich, daß die Fremden von dem Bischofe der Diözese, in welcher sie sich aufhalten, Dispensen erhalten können: denn weil der Fremde zur Beobachtung der Lokalgesetze verpflichtet ist, so ist es auch billig, daß er Erleichterungen von denselben erlangen kann.

7. Von welchen Bedingnissen hängt die Verbindlichkeit eines Gesetzes ab?

Soll ein Gesetz verbindlich sein, so muß es folgende Eigenschaften haben:

1) **Es muß gerecht sein.** Kein Mensch kann etwas anordnen, das wider Gottes Gesetz oder das Gesetz der Natur streitet; denn die Gewalt der Menschen ist der Macht Gottes unterworfen. Die Menschen sind nur seine Diener und Werkzeuge; sie dürfen daher seinen Anordnungen nicht entgegen sein, sondern müssen vielmehr seine höchsten Absichten zu erreichen bestrebt sein, daher nach seinem Willen und in seinem Auftrage handeln. Ein menschliches Gesetz, das irgend einem göttlichen Gebote entgegen, also ungerecht ist, legt keine Verbindlichkeit auf. Es frägt sich aber, wie sich die Sache verhält, wenn Jemand daran zweifelt, ob ein Gesetz gerecht sei. In diesem Falle liegt den Untergebenen die Pflicht des Gehorsams ob, weil der Vorgesetzte im Besitze des Rechtes ist,

Gesetze geben zu können, und ihn bei Erlassung derselben höhere Absichten leiten konnten, welche den Untergebenen verborgen sind; ja selbst wo der Zweifel, das Gesetz sei ungerecht, wahrscheinlich ist, muß man ihm dennoch gehorchen, weil sonst eine zu große und weite Thüre geöffnet würde, sich der Pflicht des Gehorsams zu entziehen.

2) Dem gemeinen Wesen Nutzen bringen. Ein jedes Gesetz muß auf ein zu erreichendes Gut abzielen, und wird, um es zu erlangen, gegeben. Daraus ist klar, daß seine Befolgung mit irgend einem Nutzen verbunden sein muß. Es mag allerdings dem Privatvortheil eines oder mehrer Einzelnen entgegen sein; aber das allgemeine Beßte muß es befördern.

3) Es muß mit der Absicht, zu verpflichten, erlassen sein. Hätte der Gesetzgeber diese Absicht nicht, so bestünde auch für die Untergebenen keine Pflicht des Gehorsams; es wäre Alles in ihre Willkür gelegt. Da ist aber kein Gesetz, wo der Gehorsam frei gegeben ist, sondern höchstens nur ein Rath; denn das Gesetz verpflichtet den Willen; der Rath aber läßt diesen frei.

4) Es muß klar ausgesprochen und darf nicht zweifelhaft sein; denn ein zweifelhaftes Gesetz legt keine Verbindlichkeit auf, nach dem Grundsatze: Im Zweifel ist Freiheit. Daher sagt auch das kanonische Recht: Nisi de mandato certus exstiteris, exequi non cogeris, quod mandatur. Und der heilige Thomas sagt: Was nicht durch ein Gesetz (klar) verboten ist, das ist erlaubt. Der Zweifel kann sich freilich auch auf andere Dinge erstrecken. Man kann nämlich darüber zweifeln, ob ein vorliegender Fall hinreichend sei, sich von der Pflicht des Gehorsames für entbunden zu halten. Die Moralisten halten dafür, daß in einem solchen Falle das Gesetz verpflichte. Entsteht darüber ein Zweifel, ob das Gesetz verkündet sei, so besteht nach allgemeiner Annahme keine Verpflichtung, den Fall ausgenommen, daß das Gesetz nicht schon durch den Gebrauch angenommen ist. Entsteht darüber ein Zweifel, ob ein Gesetz angenommen ist, oder nicht, so ist die wahrscheinlichere Meinung, daß es verpflichte, nicht nur, weil das Gesetz im Besitze ist, sondern auch, weil ein gegebenes und promulgirtes Gesetz auch schon vor der Annahme verpflichtet.

5) Es muß die Beobachtung desselben moralisch

möglich sein; denn ad impossibilia nemo tenetur. Es ist überhaupts lächerlich, das befehlen zu wollen, was zu vollbringen dem Menschen nicht möglich ist. Ein solches Gesetz ist ein Unding, weil es weder gerecht, noch vernünftig ist.

6) Es muß verkündigt (promulgirt) worden sein. Da das Gesetz, sagt der heilige Thomas von Aquin, eine Norm ist, nach der ein Gemeinwesen sich richten soll, so kann es nur dann beobachtet werden, wenn es der ganzen Gemeine oder wenigstens dem größten Theile derselben ist verkündiget worden. Wiederum sagt derselbe heilige Lehrer: Die Verkündigung ist nothwendig, daß ein Gesetz seine Kraft habe. Was nun die Art der Promulgation betrifft, so nimmt man gewöhnlich an, daß die Gesetze der weltlichen Regenten in allen Provinzen verkündiget werden sollen; bei den päpstlichen Verordnungen aber genügt es, die Gläubigen zu verpflichten, wenn sie auch nur zu Rom promulgirt worden sind; denn seiner Wesenheit nach erhält ein Gesetz nicht erst davon seine Verbindlichkeit, daß es in allen Provinzen verkündiget worden ist, sondern es verpflichtet bereits, wenn die Promulgation am Hofe des Gesetzgebers geschehen ist. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Papst durch eine Promulgation zu Rom alle Katholiken verbinden will; denn es ist gewöhnlich den päpstlichen, für die gesammte Kirche bestimmten Erlassen beigefügt: „Daß dieses Schreiben leichter zur Kenntniß Aller komme, und sich Niemand auf die Unwissenheit berufe, wollen wir, daß es an den Thürflügeln angeheftet und publizirt werde; und nach dieser Veröffentlichung soll es Alle und Jeden, welche es angeht, der Weise verpflichten, als wäre es einem jeden Einzelnen von ihnen persönlich insinuirt worden." — Zu Rom befinden sich auch fast aus allen Nationen Menschen, so daß eine auf solche Art publizirte Verordnung des Papstes leicht allen Völkern zur Kenntniß gebracht werden kann. Aus Allem gehet also klar hervor, daß ein Jeder, der Kenntniß hat von einer zu Rom publizirten Bulle, zur Annahme derselben verpflichtet sei, wenn sie ihm auch in seinem Lande nicht eigens verkündiget wird. Dieses um so mehr, weil die weltlichen Regierungen der Bekanntgebung solcher kirchlichen Erlasse in ihren Ländern oft hindernd entgegen treten.

Auf die Frage, wie viel Zeit nach der Kundmachung erforderlich

sei, damit ein Gesetz bindende Kraft habe, antwortet der heilige Alphons von Liguori, daß dazu zwei Monate erfordert werden.

Hier reihet der heilige Liguori noch eine andere Frage an, nämlich, ob ein Gesetz, um verbindlich zu sein, vom Volke müsse angenommen werden. Seine Antwort lautet: Es ist gewiß, daß derjenige sündiget, welcher ohne gerechte Ursache ein bereits verkündigtes Gesetz nicht annimmt, wie aus der acht und zwanzigsten, von Papst Alexander VII. verworfenen Proposition hervorgeht. Ist es aber noch zweifelhaft, ob ein noch nicht angenommenes Gesetz an sich selbst verbindlich sei, so sind wir der Meinung, daß es dieß sei, mag es nun ein kirchliches oder bürgerliches Gesetz sein. Dieser Satz leidet aber folgende Ausnahme:

a) Wenn es während eines Zeitraums von zehn Jahren nicht wäre angenommen worden;

b) wenn es von dem bedeutendern und vernünftigern Theile des Volkes nicht wäre angenommen worden; denn obgleich alsdann die Ersten durch dessen Nichtannahme sündigten, und noch fortwährend sündigen, so sind die Andern doch nicht verbunden, es zu beobachten, wofern der Fürst nicht darauf besteht, es geltend zu machen.

c) Wenn Umstände vorhanden wären, die vermuthen ließen, der Fürst hätte, wären sie ihm bekannt geworden, das Gesetz nicht erlassen.

8. Was fordert die Beobachtung der Gesetze?

Wer einem positiven göttlichen oder menschlichen Gesetze genugthun will, der muß dem innern Zwecke des Gesetzes nachtrachten, d. h. dasjenige thun, was immer der Gesetzgeber haben, und wie er es haben will. Was die göttlichen Gesetze betrifft, so wissen wir, daß Gott den bloß äußerlichen Gehorsam der Juden verworfen hat, Is. 29, 13., und die Unterthänigkeit des Herzens von uns verlangt. Sprüchw. 23, 26. Dasselbe gilt auch von den Geboten der Kirche. Ja selbst die bürgerlichen Gesetze sollen nicht bloß äußerlich und zum Scheine, sondern auch innerlich beobachtet werden. Eph. 6, 6.

Wenn der Gesetzgeber etwas aus einer gewissen Ursache oder auf eine gewisse, bestimmte Art ausdrücklich befiehlt, so muß es immer

auch auf dieselbe Art und in derselben Absicht vollzogen werden. Wenn daher z. B. ein Fasten oder ein Gebot deßwegen befohlen ist, damit Gott eine allgemeine Noth abwende, so geschieht dem Gebote nicht genug, wenn Jemand aus einer andern Absicht fasten oder beten wollte. — Uebrigens ist es nicht nothwendig, daß man bei der Erfüllung eines Gesetzes im Zustande der Gnade sei. Wenn daher Einer bei Verrichtung der vom Beichtvater auferlegten Buße, bei Anhörung der heiligen Messe u. s. w. auch im Zustande der Sünde ist, so leistet er doch dem Gebote Genüge; aber freilich an Verdiensten geht er dabei leer aus.

Um ein Gesetz zu erfüllen, muß man das, was es vorschreibt, freiwillig, und nicht gezwungen; im Ernste, und nicht scherzweise; mit Unterwürfigkeit des Gemüthes, und nicht mit Widerwillen thun. Daher würde jener das Gesetz nicht erfüllen, der das Befohlene nur mit Zwang oder Gewalt vollzieht; denn es fehlt der Wille hiezu. Eben so würde jener das Gesetz nicht erfüllen, der die Absicht nicht hat, das zu thun, was es befiehlt; denn da ein Gesetz nicht den unvernünftigen Thieren, sondern den Menschen gegeben wird, so ist der Wille erforderlich, das zu thun, was es vorschreibt. Wer z. B. schlafend oder betrunken einer heiligen Messe beiwohnt, genügt nicht dem Kirchengebote; deßgleichen auch nicht, wer nur aus Zwang fastet; eben so der nicht, welcher nur in der Absicht, sein Brevier betet, um etwas zu lesen oder zu lernen; auch der nicht, welcher nur zum Schein betet, weil nicht der Schein, sondern das Werk selbst geboten ist. Noch weniger erfüllt das Gesetz derjenige, welcher ausdrücklich die Absicht hat, das Gebotene nicht erfüllen zu wollen; denn obschon zur Erfüllung eines Gesetzes nicht die ausdrückliche Absicht erfordert wird, dem Gebote Genüge zu leisten, so muß man doch die Absicht haben, das Gebotene zu erfüllen. Wer daher an einem Sonntage die heilige Messe hört, in der Meinung, der heiligen Messe beizuwohnen, der thut dem Gebote genug, wenn er auch nicht wüßte, daß es Feiertag sei; anders verhielt es sich, wenn er die Absicht hätte, der heiligen Messe nicht beizuwohnen, sondern aus einem andern Grunde, vielleicht um die dort befindlichen Gemälde zu beschauen, sich in die Kirche begeben hätte. Ueberhaupts hängt die Pflicht, dem Gesetze zu gehorchen, von dem Willen des Gesetzgebers ab, und geht

nicht weiter, als sein Wille, Jemanden verpflichten zu wollen, reicht; wenn das vorgeschriebene Werk geschieht, so ist das Gesetz erfüllt. Freilich, ob ein solches Werk auch verdienstlich ist, das ist eine andere Frage. Gar oft werden Gesetze erfüllt, ohne daß die, welche sie erfüllen, davon ein Verdienst haben. Zu einer verdienstlichen Handlung gehört außer dem Zustande der Gnade immer auch die innere, reine, auf Gott gerichtete Absicht.

9. Auf welche Art die Gesetze verbinden.

Die Gesetze verbinden zur Erfüllung:

I. Unter einer Sünde,

II. unter einer Strafe,

III. unter einem Verluste.

I. Unter einer Sünde. Die Gesetze verbinden zunächst unter einer Sünde, weil man im Gewissen zur Erfüllung derselben verpflichtet ist. So sagt z. B. der heilige Paulus: Ihr müßt euch nothwendig unterwerfen, nicht bloß um der Strafe willen, sondern auch des Gewissens wegen. Röm. 13, 5. Es können aber die Gesetze sowohl unter einer schweren als läßlichen Sünde verbinden. Sollen sie unter einer schweren Sünde verbinden, so muß:

1) Die Sache, welche geboten oder verboten wird, wichtig sein; denn geringe Dinge unter einer schweren Sünde befehlen, streitet wider die Vernunft. Anders verhielte sich die Sache, wenn das, was an und für sich geringfügig ist, durch die Umstände bedeutend und wichtig würde. So war im Paradiese die Enthaltsamkeit von der verbotenen Frucht an und für sich geringfügig; aber aus den Umständen wurde das Gebot ungemein wichtig. Verachtung gegen das Gesetz oder gegen den Gesetzgeber, als Obern, ist auch in kleinen Dingen eine schwere Sünde. — Soll das Gesetz unter einer schweren Sünde verbinden, so muß

2) der Gesetzgeber den Willen haben, unter einer schweren Sünde zu verpflichten. Er braucht es aber nicht mit Worten auszudrücken, daß er unter einer schweren Sünde verpflichten wolle; es genügt, daß er mit Ernst und Nachdruck eine wichtige Sache gebietet. Man darf überhaupts annehmen, daß der Gesetzgeber in einer wichtigen Sache unter einer schweren Sünde verbinden wolle, insbesonders wenn auf die Uebertretung eine bedeutende Strafe ge-

setzt ist. Es kann aber der Gesetzgeber auch in wichtigen Dingen bloß unter einer läßlichen Sünde verpflichten. Dabei schont er das Gewissen der Untergebenen, und gelangt doch zum Zwecke.

Daraus folgt:

a) Daß derjenige schwer sündiget, welcher freiwillig in wichtigen Dingen ein Gebot verletzt;

b) daß derjenige, der nur in leichten Dingen fehlt, nur läßlich sündiget, sollte auch der Gesetzgeber unter einer schweren Sünde verpflichtet haben, weil diese Bedingniß, da sie nicht in seiner Macht steht, wie nicht gesetzt ist.

II. Unter einer Strafe. Der Gesetzgeber will manchmal unter einer Strafe verbinden, daher nennt man diese Verordnungen Strafgesetze (leges poenales), während die übrigen, denen eine Strafe nicht beigefügt ist, schlechthin Gesetze, oder befehlende Gesetze (leges praeceptivae) heißen. Während nun die leges praeceptivae nur unter einer Sünde verbinden, verpflichten die Strafgesetze entweder bloß unter einer Strafe, oder unter einer Sünde und Strafe zugleich. Es gibt also Strafgesetze doppelter Art. Die erstern, die nur unter einer Strafe verpflichten, heißt man Strafgesetze schlechthin oder auch bloße (einfache) Strafgesetze (leges pure poenales); die letztern, die unter einer Sünde und Strafe zugleich verpflichten, nennt man Schuld- und Strafgesetze, auch Doppelgesetze, oder auch gemischte Gesetze (leges mixtae).

Ein bloßes Strafgesetz, d. h. ein solches, welches nichts befiehlt, und etwa lautet: „Wer dieses thut, der leiste diese oder jene Strafe," — verbindet nicht im Gewissen, und wäre ihm auch die größte Strafe beigesetzt. Bei einem einfachen Strafgesetze ist demnach immer die Wahl gegeben, entweder etwas zu unterlassen, oder im Falle, daß man es thut, etwas Gewisses zu leisten.

Die gemischten Gesetze oder die Schuld- und Strafgesetze lassen keine Wahl; denn sie befehlen, und fügen die Strafe nur bei, um dem Befehle mehr Nachdruck zu geben. Ein solches Gesetz ist vorhanden, wenn es z. B. heißt: Niemand thue dieses unter der Strafe u. s. w. Durch Uebertretung eines Gesetzes derlei Art wird man zugleich schuldig und strafbar. Uebrigens kann man ein bloß einfaches Strafgesetz von einem gemischten Gesetze leicht unterscheiden, wenn man die Gewohnheit oder den Ausspruch der Verständigen zu Rathe zieht.

Hier kömmt ferner in Betracht, daß es Strafgesetze gibt, welche die Strafe für sich selbst auflegen (latae sententiae), und andere, welche die Strafe erst von dem Richter auflegen lassen (ferendae sententiae). Die vom Richter aufzulegende Strafe geschieht entweder durch einen Verurtheilungsspruch, wobei der Schuldige zu einer Strafe verurtheilt wird (sententia condemnatoria), oder durch einen Erklärungsspruch (sententia declaratoria), wobei der Richter den Schuldigen als in die Strafe verfallen erklärt. Nur die Strafgesetze, welche für sich selbst die Strafe auflegen, und also das Strafurtheil mit sich führen, verbinden gleich auf die That zur Strafe, und es ist kein Ausspruch von Seite des Richters mehr erforderlich. Der Schuldige muß also gleich, wie sonst nach dem Ausspruche des Richters, die Strafe auf sich nehmen. Dieser Art sind die Gesetze, welche unter der Strafe der Exkommunikation verbinden; ferners die Gesetze, welche untauglich zu etwas machen, welche eine Handlung für nichtig erklären u. s. w. Hingegen Strafgesetze, wobei die Strafe erst vom Richter aufzulegen ist, verbinden erst zur Strafe, wenn diese der Richter ausgesprochen hat.

III. Unter einem großen Verluste. Es kann oft geschehen, daß die Erfüllung der Gesetze mit einem großen Nachtheile verbunden ist; aber dennoch darf man nicht dagegen handeln. So darf man weder das Naturgesetz, noch das positiv göttliche Gesetz, in so fern davon die ewige Seligkeit abhängt, übertreten, und sollte auch ihre Erfüllung mit dem Verluste des eigenen Lebens verbunden sein. Nur jene göttlichen Gesetze, deren Uebertretung weder den Verlust der Seligkeit nach sich ziehet, noch der göttlichen Ehre besonders Abbruch thut, sondern die nur zur bessern Beförderung derselben dienlich sind, pflegen bei einer zu besorgenden Lebensgefahr oder einem sonstigen großen Verluste nicht zu verbinden. Die menschlichen Gesetze hingegen verbinden in dem Falle, wenn die Beobachtung derselben großen Schaden oder schweres Ungemach nach sich zieht, gewöhnlich nicht; es müßte denn deren Beobachtung für das Gemeinwohl nöthig sein, oder die Uebertretung eine Verachtung der Kirche in sich schließen.

10. Ob ein menschliches Gesetz auch innere Akte vorschreiben könne.

Man sagt zwar gewöhnlich: De internis praetor non judicat, d. h. um das Innere kümmert sich der Richter nicht. In der That muß sich der weltliche Richter mit der äußern Erfüllung eines Gesetzes begnügen, weil er kein Mittel hat, die Gesinnung des Herzens zu erforschen. Indeß ist schon bei weltlichen Gesetzen der Gehorsam ein sehr unvollkommener, wenn er nur äußerlich ist; auch die Handlung selbst, die nur gezwungener Weise geschieht, wird mangelhaft sein. Auch der weltliche Gesetzgeber muß also wünschen, daß das Innere mit der äußern Leistung übereinstimme, und es wird dieses in dem Maße der Fall sein, als seine Untergebenen vom Geiste des Christenthums durchdrungen sind; denn der Christ gehorcht nicht aus Furcht und gezwungen, sondern des Gewissens wegen und freiwillig. Die Kirche aber begnügt sich nie mit einem bloß äußern Gehorsam, sondern dringt überall auf das Herz, ja man erfüllt ihre Vorschriften durch eine bloß äußere Handlung noch keineswegs. So genügt z. B. derjenige dem Kirchengebote, welches zu Ostern die Sakramente der Buße und des Altares zu empfangen befiehlt, nicht vollkommen, wenn er unwürdig beichtet und kommunizirt. Die Kirche gebietet also mit dem Gebote, jährlich einmal zu beichten, zugleich innere Akte, nämlich Reue und Vorsatz. So befiehlt die Kirche auch, daß man mit aufrichtigem Herzen die Sätze des Jansenius verfluche, was nicht befolgt wird, wenn man nicht im Herzen glaubt, daß diese ketzerischen Sätze im Buche des Jansenius enthalten sind. Darum hat auch Papst Innocenz den Lehrsatz des Molinos: „Es ist eine lächerliche und neue Lehre in der Kirche Gottes, daß die Seele in Rücksicht auf das Innerliche durch die Bischöfe regiert werde, weil die Kirche vom Innerlichen kein Urtheil fällt," — verdammt. Es ist somit eine ausgemachte Sache, daß ein menschliches Gesetz auch innerliche Akte gebieten kann, wenigstens in allen jenen Fällen, wo die äußere Handlung nicht moralisch gut wäre.

11. Kann man mehrern Geboten durch eine einzige Handlung oder kann man mehrern Geboten durch mehre Handlungen zu einer und der nämlichen Zeit genugthun?

Die Frage, ob man mehrern Geboten durch eine einzige Handlung genugthun kann, wird im allgemeinen von den Moralisten bejahet; indeß muß man darauf sehen, ob der Wille des Gesetzgebers nicht entgegenstehe. So ist man z. B., wenn ein gebotener Festtag an einen Sonntag fällt, nicht verbunden, zwei heilige Messen zu hören, sondern man genügt durch Anhörung Einer dem Kirchengebote, weil die Kirche Solches gestattet, wie deutlich die Erfahrung lehrt. Wer hingegen in der Beicht ein Fasten zur Buße aufbekommen hat, der genügt nicht, wenn er die Uebung dieses Werkes an einen Tag verschiebt, an welchem er ohnehin zu fasten verpflichtet ist, weil sich nicht annehmen läßt, daß dieses die Absicht des Beichtvaters gewesen sei.

So verhält es sich auch mit der Frage, ob man durch mehre Handlungen zu gleicher Zeit mehrern Gesetzen genügen könne. Sie ist sicherlich für den Fall zu bejahen, wenn eine Handlung die andere nicht hindert, oder die Aufmerksamkeit, welche man einer Handlung schuldig ist, der andern nicht Abbruch thut. So kann man während der heiligen Messe am Sonntage ein schuldiges Gebet verrichten; der Diakon darf z. B. an Sonntagen auch während der heiligen Messe sein Brevier beten, und genügt zugleich dem Gebote, die heilige Messe anzuhören, und dem, sein Brevier zu beten, weil zur Erfüllung beider Pflichten, die Andacht zu Gott und die Erhebung des Geistes zu ihm genügt. Etwas anders ist es, wenn die Verschiedenheit der Sache sich mit einander nicht verträgt, oder die gebotenen Handlungen sich einander hinderlich sind.

Daraus beantwortet sich auch die Frage, ob Jemand durch Eine Handlung mehre Sünden begeht. Wenn Jemand aus zwei Verpflichtungsgründen etwas thun muß, so kann er allerdings durch Eine Handlung mehre Sünden begehen. Wer z. B. an einem Tage fasten soll, weil es Vigilie ist, und um eines gethanen Gelübdes willen, begehet, wenn er nicht fastet, zwei Sünden, eine gegen den der Kirche schuldigen Gehorsam, und eine andere gegen

das Gelübde. Wenn hingegen der Verpflichtungsgrund derselbe ist, so begeht man nur Eine Sünde, so z. B., wer an einem Sonntage, auf welchen zugleich auch noch ein anderer gebotener Feiertag einfällt, die heilige Messe versäumt, begeht nur Eine Sünde; aber freilich materiell größer kann diese Eine Sünde werden.

12. Das Unvermögen entschuldiget von der Beobachtung der Gesetze.

Es ist ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß Niemand zu einer Unmöglichkeit verpflichtet ist (nemo ad impossibilia tenetur). Daher unterliegt es keinem Zweifel, daß das Unvermögen von der Pflicht, das Gesetz zu erfüllen, entbindet; dieses selbst in dem Falle, wenn man das Unvermögen sündhafter Weise verursachte, nur muß man hierüber eine Reue haben.

Es entsteht jedoch die Frage, ob man, wenn man ein Gesetz nicht ganz beobachten kann, den möglichen Theil erfüllen muß. Hier ist zu unterscheiden: Läßt sich nämlich das Gebot in der Weise theilen, daß durch die Erfüllung eines Theiles desselben sein Zweck erreicht wird, so muß man, im Falle man das Ganze nicht beobachten kann, den Theil erfüllen, der möglich ist. Wer z. B. das ganze Officium nicht beten kann, muß den Theil beten, der ihm möglich ist; oder wer in der vierzigtägigen Fasten nicht täglich fasten kann, der ist verpflichtet, es wenigstens an jenen Tagen zu thun, wo ihm die Möglichkeit dazu gegeben ist. — Anders verhält sich die Sache, wenn in einem Theile der Zweck des Gebotes nicht erreicht werden kann. In diesem Falle besteht keine Pflicht zur Erfüllung des Theiles. Wer z. B. das Gelübde gethan hat, nach Rom zu wallfahrten, ist nicht schuldig einen Theil des Weges zu machen, wenn er nach Rom selbst nicht gelangen kann. Ob man nun zur theilweisen Erfüllung eines Gesetzes verpflichtet sei, wo das Ganze nicht möglich ist, muß man aus der Absicht des Gesetzgebers, aus dem Zweck des Gesetzes, aus dem allgemeinen Gebrauche, oder dem Rathe kluger Männer abnehmen.

13. Ob die Furcht von der Verpflichtung eines Gesetzes befreie.

Wer aus Furcht etwas Böses thut, und also ein Gesetz übertritt, der sündiget zwar; aber die Furcht mindert die Freiheit seiner Handlung, und daher auch die Bosheit derselben. Dagegen geschieht es manchmal, daß einige Gebote nicht verpflichten, wenn ihre Erfüllung Jemanden zu großem Nachtheile gereichen würde. Wenn nun Jemand aus Furcht eines solchen Nachtheiles ein Gebot unterläßt, so sündiget er nach allgemeiner Annahme nicht, da ja das Gebot in diesem Falle nicht verbindet. Daher sagen wir mit dem heiligen Liguori:

1) Ein negatives natürliches Gebot, das etwas in sich Böses verbietet, darf nicht einmal aus Furcht vor dem Tode übertreten werden. Nur ist dabei zu bemerken, daß es Fälle geben kann, in welchen derlei Gebote aufhören zu bestehen. So hört z. B. das Gesetz, fremdes Gut nicht zu nehmen, in der äußersten Noth auf; deßgleichen das Gebot, nicht zu tödten, im Falle der Nothwehr.

2) Große Furcht, z. B. vor dem Tode, entschuldiget nicht nur von einem positiven Gesetze, gleichviel, ob göttlichen oder menschlichen, sondern auch von einem affirmativ natürlichen. Daher ist man nicht verpflichtet, mit Gefahr des eigenen Lebens den Nächsten in der Todesgefahr zu retten.

3) Ist die Beobachtung eines menschlichen Gesetzes zur Erlangung eines gemeinschaftlichen Gutes oder zur Abwendung eines allgemeinen Uebels nothwendig, welches höher anzuschlagen ist, als das eigene Leben, so verbindet es mit Gefahr des eigenen Lebens. So darf der Soldat seinen Posten nicht verlassen, verliert er gleichwohl darüber sein Leben.

14. Ob die Unwissenheit von der Pflicht, das Gesetz zu erfüllen, befreie.

Bei dieser Frage muß man unterscheiden, daß es eine überwindliche und unüberwindliche Unwissenheit gibt. Die letztere entschuldiget allerdings, weil es ohne freien Willen keine Sünde gibt, dieser aber die Erkenntniß voraussetzt. Die überwindliche Unwissenheit aber, welche dann vorhanden ist, wenn man ein Gesetz ken-

nen kann, dabei auch an die Pflicht, es kennen zu lernen, denkt, und es dennoch unterläßt, sich diese Kenntniß zu erwerben, — entschuldiget nicht. Dabei bemerken wir noch, daß eine unüberwindliche Unwissenheit auch von der Strafe befreit, die auf die Uebertretung des Gesetzes verfügt ist; wer aber das Gesetz kennt, und nur die ihm beigefügte Strafe nicht kennt, macht sich durch eine Uebertretung dessenungeachtet der Strafe schuldig, es müßte nur diese ungewöhnlich schwer oder eine kirchliche Censur sein.

In den Grundgeboten des Naturgesetzes, wie z. B. in den Geboten, Gott zu ehren, oder dem Nebenmenschen nicht zu thun, was wir wünschen, daß man uns nicht thue, gibt es keine unüberwindliche Unwissenheit; auch nicht in den nächsten Folgerungen aus jenen Grundgesetzen, und dieser Art sind die zehn Gebote Gottes. Deßgleichen greift eine unüberwindliche Unwissenheit nicht Platz in den Standespflichten; denn wer einen Stand antritt, von dem verlangt man mit Recht, daß er auch die Pflichten desselben kenne. Dagegen findet nach allgemeiner Ansicht der Moralisten unverschuldete oder unüberwindliche Unwissenheit statt in den entferntern Folgerungen von den Grundgeboten und in dunklen Dingen. Daher sagt der heilige Thomas von Aquin, daß eine Unwissenheit in Dingen, welche man nicht wissen kann, oder nicht zu wissen verpflichtet ist, nicht schuldig mache. Die Richtigkeit unserer Behauptung folgt auch aus jenem von der Kirche verworfenen Satze des Bajus: „Der Nichtglaube an Christus ist auch bei jenen, welchen das Evangelium nicht verkündet worden ist, eine Sünde.“ —

15. Darf man sich selbst an der Erfüllung eines Gesetzes hindern?

Niemand darf absichtlich ein solches Hinderniß setzen, daß ihm die Erfüllung eines Gesetzes unmöglich wird; denn das Gesetz verbindet im Gewissen zu seiner Beobachtung. Wer zum Zwecke verbunden ist, der ist auch gehalten, die dazu nothwendigen Mittel zu ergreifen. Das Gesetz nicht erfüllen wollen, heißt zu dessen Uebertretung bereit sein. Wer aber absichtlich ein Hinderniß setzt, das ihm dasselbe zu erfüllen unmöglich macht: wie läßt sich von einem Solchen sagen, er habe den Willen, es zu vollziehen? Im

Gegentheile, wer dem Gesetze ein Hinderniß legt, der hat die Absicht, demselben zu entgehen. Er geht betrüglich um, und je versteckter ein solches Hinderniß ist, desto größer ist oft seine Bosheit. Ein Solcher sündiget wider das Gesetz, welches er schwächt; er sündiget am Gesetzgeber, dessen obrigkeitliche Macht er außer Wirksamkeit setzt; er sündiget wider das Wohl der Gemeinde, deren Bestes das Gesetz befördert, er aber hintertreibt; er sündiget wider Gott, der seine Gewalt, Gesetze zu geben, dem Obern verlieh, die aber ein solcher Mensch nicht anerkennt; er sündiget wider sich selbst, weil er sich nicht nur aller Vortheile und Belohnungen des Gesetzes beraubt, sondern statt dessen zeitliche und ewige Strafen zuzieht; er sündiget wider seine Mitmenschen, die er ebenfalls mehr oder weniger an der Beobachtung des Gesetzes und daher auch an der Erreichung der durch dasselbe zu erstrebenden Güter hindert.

Statt sich selbst oder Andere an der Erfüllung der Gesetze zu hindern, ist man vielmehr schuldig, die nächsten Hindernisse zu entfernen, welche der Erfüllung des Gesetzes im Wege stehen, wenigstens in allen jenen Fällen, wo der eintretende Grund nicht die betreffende Person dem Gesetze entzieht, sondern nur von dessen Beobachtung freispricht. So würde derjenige Unrecht thun, welcher ohne gerechte Ursache schwere Arbeit verrichtete, um dadurch von der Pflicht des Fastens befreit zu werden; denn ein Solcher würde böswillig das Gesetz umgehen. Anders verhielt es sich, wenn sein Beruf diese Arbeit mit sich brächte. Jene Hindernisse aber, welche von der Art sind, daß sie von selbst von der Pflicht des Gesetzes entbinden, ist man nicht schuldig zu entfernen. So sündiget der nicht gegen das Gesetz, welcher jenen Ort verläßt, wo es wegen des einfallenden Festtages geboten ist, eine heilige Messe zu hören, und sich an einen Ort begibt, wo ein Werktag ist.

Es kömmt hier überhaupts noch zu bemerken, daß man gegen natürliche Gesetze nie ein Hinderniß setzen darf, um sich von der Pflicht, sie zu erfüllen, zu entbinden; bei bloß menschlichen Gesetzen geht es nach der Meinung einiger Moralisten noch leichter an, weil diese nicht in so strengem Grade verpflichten.

16. Wie wird ein Gesetz übertreten?

Ein jedes Gesetz wird übertreten, wenn man mit freiem Willen dagegen handelt, also anders thut, als es gebietet oder verbietet. Der weltliche Gesetzgeber begnügt sich in der Regel mit einem äußern Gehorsam, wiewohl selbst die bürgerlichen Gesetze und noch mehr die kirchlichen wenigstens jene inneren Akte befehlen, ohne welche die äußere Handlung das nicht ist, was sie sein soll. Man sagt daher, daß sie indirekte auch innere Akte befehlen.

Der weltliche Richter bleibt also bei der äußern That stehen, und so lange diese fehlt, ist sein Gesetz nicht übertreten. So wird vor dem weltlichen Forum Niemand des Diebstahles wegen bestraft, so lange er nicht wirklich fremdes Eigenthum durch unerlaubte Mittel an sich gebracht hat, mag er auch im Herzen immerhin auf sündhafte Weise nach dem Besitze fremder Güter verlangen. Anders verhält sich die Sache auf moralischem Gebiete. Vor Gott übertritt man ein Gesetz auch ohne äußere Handlung. Jeder innerliche, freiwillige Akt wider das Gesetz ist eine Sünde, und vor Gott eine Art Uebertretung desselben, wenn dieser Akt auch nicht in die äußere Handlung überging. So ist die Begierde nach einem fremden Weibe vor Gott schon ein Ehebruch. Matth. 5. Wir sündigen nicht bloß durch Thaten, sagt der heilige Isidor, sondern auch durch Gedanken, wenn wir an denselben ein unerlaubtes Vergnügen haben. Und der heilige Augustin schreibt: Wenn du deßwegen nicht stiehlst, weil du die Strafe fürchtest, so hast du einen innerlichen Diebstahl begangen; du bist ein Dieb, obschon du nichts gestohlen hast.

Ein Gesetz wird auch nicht bloß übertreten durch die, welche das thun, was es verbietet, sondern auch durch jene, die dazu mithelfen. Solches kann auf verschiedenerlei Weise geschehen, namentlich durch Befehl, Rath, Belobung, Unterschluf, Verheimlichung u. s. w. So sind z. B. schuldig jene Herrschaften, welche ihren Untergebenen an gebotenen Feiertagen knechtliche Arbeiten befehlen; so sind schuldig diejenigen, welche Andern die Wege zeigen und Mittel an die Hand geben, wie sie gewisse, verbotene Handlungen vollbringen können; so sind schuldig jene Vorgesetzte, welche die Fehler ihrer Untergebenen entschuldigen oder gar loben; so sind

schuldig jene, welche Diebe in ihr Haus aufnehmen, die gestohlenen Sachen aufbewahren oder sie zu verkaufen bemüht sind; so sind schuldig die, welche die Verbrecher nicht angeben, da sie doch dieselben wüßten u. s. w.

17. Die Kollision der Gesetze.

Es kann vorkommen, daß die Gesetze oft entgegengesetzte Dinge fordern, so z. B. kann das Staatsgesetz etwas verlangen, was die Kirche verbietet. Da entsteht die Frage, wie man sich in derlei Fällen zu verhalten habe. Wir antworten: Man muß jeder Zeit das Größere und Wichtigere dem Geringern vorziehen. Dabei kömmt in Betracht: Manchmal ist das Gesetz an und für sich, manchmal die Sache, die geboten ist, manchmal auch der Gesetzgeber wichtiger. Was nun wichtiger ist, sei es Gesetz oder Gegenstand des Gesetzes oder Gesetzgeber, muß dem Geringern vorgezogen werden. Daraus folgt:

a) In Rücksicht auf das Gesetz selbst, heißt die Regel: Das wichtigere Gesetz geht dem minder wichtigern vor. Ein natürliches Gesetz ist immer wichtiger, als ein positives, und muß daher diesem vorgezogen werden. — Die negativen Gebote müssen eher erfüllt werden, als die positiven; denn jene verbinden immer und allzeit.

b) In Rücksicht auf den Gegenstand des Gesetzes. Hier geht der wichtigere Gegenstand eines geringern Gebotes dem geringern Gegenstande eines wichtigern Gebotes vor. So muß man einem Kranken, der die Hilfe unumgänglich nöthig hat, diese leisten, wenn darüber auch ein anderes Gesetz, welches verpflichtet, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, verletzt wird.

c) In Rücksicht auf den Gesetzgeber geht der höhere dem niedern oder untergeordneten vor. Ein göttliches Gebot ist eher zu halten, als ein menschliches; denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Es kann auch geschehen, daß ein späteres Gesetz ein früheres erklärt. In diesem Falle geht das spätere, wenn seine Verbindlichkeit nicht an irgend einem andern Gebrechen leidet, was z. B. der Fall wäre, wenn sich der weltliche Gesetzgeber im Kirchengebiete eine Gewalt angemaßt hatte, dem frühern vor.

18. Von der Auslegung der Gesetze und der Epikie.

Die Gesetze sind eine große Wohlthat für die Menschheit; sie sind gleichsam das Sprachrohr, wodurch Gott mittelbar oder unmittelbar uns sagt, was wir thun oder unterlassen müssen, um als vernünftige Geschöpfe unser letztes Ziel und Ende zu erreichen. Allein nicht immer ist diese Stimme so deutlich, daß sie keinen Zweifel mehr übrig läßt. Manche Gesetze sind dunkel; da ist denn eine richtige Erklärung nothwendig, damit wir in der Anwendung dieser Gesetze nicht irren. Die Erklärung selbst kann aber dreifach sein. Sie ist nämlich:

a) Authentisch. Sie geschieht entweder vom Gesetzgeber selbst oder seinem Nachfolger, oder den höhern Obern.

b) Usuell. Diese ist jene, welche durch den Gebrauch ist eingeführt worden.

c) Doktrinell. Diese geschieht von den Gelehrten, und besteht darin, daß sie in den Geist des Gesetzgebers einzubringen und ihn darzulegen suchen.

Bezüglich der authentischen Erklärung nimmt man an, daß sie, wenn sie von dem Gesetzgeber selbst geschieht, keiner Verkündigung bedürfe, wohl aber, wenn sie von seinem Nachfolger gegeben wird. Uebrigens hat diese Erklärung so viel Kraft, als das Gesetz selbst.

Die usuelle Erklärung hat ihren Grund in dem gemeinen Gebrauch. Wie nämlich die Gesetze von den beßten und gewissenhaftesten Menschen jederzeit sind verstanden und gehalten worden, so sollen sie auch gegenwärtig und künftig genommen werden. Gewiß wird dadurch die Absicht des Gesetzgebers erreicht, und dieser würde sich schon lange darüber geäußert haben, wenn er unrichtig wäre verstanden worden.

Die doktrinelle Erklärung kann von einem jeden Gelehrten nach den allgemein als giltig angenommenen Regeln geschehen; denn da es viele Zweifel gibt, und man nicht immer leicht von dem Gesetzgeber selbst Bescheid erhalten kann, so war es nöthig, verständigen Männern diese Macht zu verleihen. Die Erklärungen der Rechtsverständigen sind freilich keine Gesetze; denn dazu haben sie keine Macht. Allein wenn sie sich einstimmig für eine Erklärung

entscheiden, so hat ihr Ausspruch so großes Ansehen, daß es vermessen wäre, sich selbst das Gesetz anders erklären zu wollen. Sind aber die Gelehrten selbst in ihren Ansichten getheilt, so muß man der wahrscheinlichern Meinung folgen.

Wir kommen zur sogenannten Epikie. Darunter versteht man die Erklärung, daß unter den vorhandenen Umständen der Gesetzgeber durch sein erlassenes Gesetz nicht habe verpflichten wollen. Dieser Auslegung, welche eine Ausnahme vom Gesetze macht, darf man sich bedienen, wenn das Gesetz in einem besondern Falle schädlich oder sehr drückend wäre. Aus diesem Grunde ist z. B. Einer von dem Gebote, an Feiertagen die heilige Messe zu hören, entbunden, wenn ihm in Folge dessen ein bedeutender Schaden zugehen würde.

19. Wie kommen Gesetze ab?

Die Gesetze können auf verschiedene Weise ihre bindende Kraft verlieren, und zwar

1) Durch ein Gewohnheits Recht. Eine entgegengesetzte Gewohnheit kann ein Gesetz aufheben. Ausführlicher ist davon gehandelt weiter unten.

2) Durch Verminderung (derogatione). Dieses geschieht, wenn der Obere sein Gesetz theilweise aufhebt, z. B. nur noch in gewissen Fällen und unter bestimmten Umständen dazu verbinden will.

3) Durch Aufhebung (abrogatione). Die Aufhebung geschieht durch bloßen Widerruf. Dazu braucht die Obrigkeit keine Ursache; denn sobald als sie nicht mehr verbinden will, hört die Verbindlichkeit, und folglich auch das Gesetz auf. Obschon aber ein ohne Ursache geschehener Widerruf eines Gesetzes giltig ist, so sündiget doch der Obere, wenn er ohne Ursache ein billiges Gesetz widerruft; denn er schadet der Gemeinde, und schwächt das Ansehen der Gesetze. Die Unterthanen aber sündigen nicht, wenn sie auch ein ohne Ursache aufgehobenes Gesetz nicht mehr beobachten. — Es geschieht aber die Aufhebung eines Gesetzes auch durch ein anderes nachfolgendes Gesetz, welches das Gegentheil von dem vorigen verordnet; indeß werden sonderheitliche Gesetze und Gewohnheiten durch ein allgemeines Gesetz nicht aufgehoben.

4) Durch Erlöschung. Dieß findet dann statt, wenn das Gesetz von selbst aufhört, zu verbinden, weil die bestimmte Zeit

verflossen ist, binnen welcher der Obere es wollte gelten lassen, oder weil der Endzweck des Gesetzes hinwegfällt, und folglich der Wille zur Verbindlichkeit beim Gesetzgeber aufgehört hat.

5) Durch Ausnahmsfälle hört ein Gesetz für Einzelne verbindlich zu sein auf. Dieses geschieht:

a) Durch Dispensation, und

b) durch Privilegien, von welch beiden Fällen an seinem Orte das Nöthige bemerkt ist.

20. Von dem Gewohnheitsrechte.

Die Gewohnheit, welche auch das nicht geschriebene Gesetz heißt, kann oft die Kraft eines Gesetzes haben. Daß aber eine Gewohnheit Gesetzeskraft erhält, ist erforderlich:

a) Die Gewohnheit darf nicht von einem Einzelnen, sondern muß von der Gesammtheit, wenigstens vom größern Theil derselben eingeführt worden sein; in diesem Falle nimmt man an, daß auch der Fürst stillschweigend beigestimmt hat.

b) Ihre Einführung muß einen vernünftigen Grund haben; daher gibt es keine Gewohnheit gegen das natürliche und göttliche Gesetz, sondern nur gegen das menschliche. Uebrigens ist nicht erforderlich, daß man mit gutem Glauben (bona fide) handle; denn auch durch eine Sünde kann ein Gewohnheitsrecht entstehen. Im Anfange sündigen überhaupts alle diejenigen, welche gegen das Gesetz eine Gewohnheit einführen; im Fortgange sündiget man zwar nicht mehr, wenn man sich derselben bedient, kann aber vom Fürsten bestraft werden; zuletzt sündiget man weder, noch kann man mehr bestraft werden, wenn man darnach handelt, weil die Sache schon verjährt ist.

c) Es gehört eine lange, ununterbrochene Zeit dazu, innerhalb welcher diese Handlungen sich wiederholten. Was die Zeit betrifft, so nimmt man gewöhnlich an, daß zehn Jahre, falls nichts Anders festgesetzt ist, zur Begründung eines Gewohnheitsrechtes hinreichen. — Die Zeit muß ununterbrochen sein; denn ist sie nur durch einen einzigen Akt von dem größern Theile der Gesammtheit unterbrochen worden, oder hat der Fürst inzwischen die, welche die Gewohnheit einführen wollten, bestraft, so läuft die Verjährung nicht. — Es werden wiederholte Handlungen verlangt; nach Einigen würde es

genügen, wenn dieselbe Handlung dreimal geschehen ist; indeß kommt es hiebei auf den Ausspruch kluger Männer an. Ueberdieß müssen aber auch die Handlungen frei gewesen und durften nicht erzwungen sein; sie müssen endlich auch notorisch sein.

d) Es wird die Absicht erfordert, eine Gewohnheit einzuführen. Daher entsteht keine Gewohnheit, wenn der größere Theil der Gesammtheit etwa nur aus Ehrfurcht also handelte. Ob diese Absicht vorhanden war, läßt sich aus den Umständen erkennen. Im Zweifel ist sich für die mildere Meinung zu entscheiden; denn kein Gesetz verpflichtet, wenn sein Dasein nicht bekannt ist.

e) Es gehört die Einstimmung des Fürsten dazu. Diese muß wenigstens stillschweigend gegeben sein. Wenn aber der Obere (Fürst) widerspricht, so ist keine Gewohnheit da.

Hinsichtlich der Wirkungen der Gewohnheit kommt zu bemerken, daß sie nicht bloß ein Gesetz aufheben kann, sondern auch die Strafe desselben, und zwar entweder zugleich mit der Schuld, oder so, daß dieselbe bleibt; sie kann auch einen Contrakt, der vermöge eines Gesetzes ungiltig wäre, giltig machen. Auch kann die Gewohnheit ein an sich zweifelhaftes Gesetz erklären, und es ist hiebei weniger Zeit erforderlich, als wenn die Gewohnheit dem Gesetze entgegen ist. Wenn vom Gesetze eine entgegengesetzte Gewohnheit verboten wird, so muß man auf die Worte, mit welchen Solches geschieht, Acht haben. Wenn es heißt: „Ohne Rücksicht auf irgend welche Gewohnheit (non obstante quacumque consuetudine)," so wird nur eine entgegenstehende, vergangene Gewohnheit verboten, nicht aber eine zukünftige. Wird aber auch vom Gesetzgeber eine jede zukünftige Gewohnheit verworfen, so kann nach der wahrscheinlichern Meinung einiger Moralisten selbst ein solches Gesetz durch eine zukünftige Gewohnheit beseitiget werden. Noch ist der Fall möglich, daß das Gesetz eine jede zukünftige Gewohnheit als vernunftwidrig verwirft. Hier ist zu unterscheiden: wird sie als einem natürlichen oder göttlichen Gesetze zuwider verworfen, so kann sie nicht Platz greifen; wird sie aber nur für die Zeit, wo das Gesetz gegeben wird, als vernunftwidrig verworfen, so kann sie später um einer neuen Ursache willen vernünftig werden, und daher auch Giltigkeit erlangen.

Uebrigens kann eine Gewohnheit durch eine entgegengesetzte

Verordnung vom Obern zurückgerufen werden; doch wird durch ein allgemeines Gesetz eine besondere Gewohnheit irgend eines Ortes nicht abgestellt, wenn sie im Gesetze nicht eigens erwähnt, oder durch dasselbe überhaupts nicht jede Gewohnheit widerrufen wird. Eine unvordenkliche Gewohnheit muß immer namentlich widerrufen werden. Es kann endlich eine Gewohnheit auch durch eine andere in der oben bezeichneten Weise abgeschafft werden.

21. Von der Dispens.

Die Dispens ist die Erlassung der Verbindlichkeit eines Gesetzes für Einen oder Mehrere. Das Gesetz bleibt also in seiner Kraft und Verbindlichkeit für alle Uebrige; nur der, welcher die Dispens erhalten hat, ist von demselben befreit. Der Grund hievon ist, weil der, welcher ein Gesetz gegeben hat, auch wieder Ausnahmen davon eintreten lassen kann. Hiebei kömmt in Betracht:

I. Die Macht, sie ertheilen zu können. Gleichwie Niemand, als der Obere einer Gemeinde, dieselbe durch Gesetze binden kann, so kann auch nur er von denselben wieder entbinden. Eben deßwegen ist im natürlichen und göttlichen Gesetze keine Dispensation zulässig, weil der Urheber derselben, nämlich Gott, auf Erden keinen Gleichmächtigen hat; der Untergebene aber keine Gewalt besitzt, das Gesetz der Obern ganz oder auch nur zum Theile aufzuheben. Daraus folgt, daß es nur in menschlichen Gesetzen eine Dispensation gibt, oder mit andern Worten: die Kirche kann nur in jenen Gesetzen dispensiren, welche sie auch gegeben hat. Die Macht zu dispensiren ist doppelter Art, nämlich entweder die ordentliche (ordinaria) oder übertragene (delegata). Man nennt die Macht des höhern Obern die ordentliche, und die des geringern oder abhängigen Obern die übertragene. Die ordentliche Gewalt, in Kirchengesetzen zu dispensiren, hat der Papst; ja er kann selbst von göttlichen Geboten in jenen Fällen dispensiren, wo das göttliche Recht aus menschlichem Willen entspringt. Deßwegen kann er von Gelübden dispensiren. Von göttlichen Geboten aber, die einzig und allein vom göttlichen Willen abhängen, kann er nicht dispensiren, sondern nur erklären, daß in diesem besondern Falle das Gebot nicht verpflichtend sei. Auch die Bischöfe können vermöge ordentlicher Gewalt dispensiren, und zwar nach der Angabe des

3*

heiligen Alphons von Liguori, dessen Aussprüche in Rom selbst große Geltung haben: Vom Fasten und vom Halten der Festtage, vom Abstinenzgebote, und dergleichen häufig vorkommenden Dingen; sie können ferner dispensiren von Eiden und nicht reservirten Gelübden, und sogar von reservirten, wenn der Fall dringend, und die Dispens vom Papste nur mit Mühe eingeholt werden kann, und in diesem Falle können sie sogar von der Irregularität und von trennenden Ehehindernissen dispensiren; ferners können sie von päpstlichen Gesetzen, denen die Klausel: Donec dispensetur, beigesetzt ist, dispensiren; oder auch wenn ein gegründeter Zweifel obwaltet, ob die Dispens des Papstes nöthig sei oder nicht. Auch die Pfarrer können ihren Pfarrangehörigen Dispens ertheilen; aber nur vom Fasten und Verbote knechtlicher Arbeit an Feiertagen.

Der höhere Obere kann auch in den Gesetzen seines Untergebenen dispensiren, weil des letztern Macht jenem unterworfen ist, und von ihm abhängt. Der Untergebene aber hat keine Macht, in Gesetzen seines Obern zu dispensiren, wenn nicht dieser ihm solche überträgt. Der höhere Obere kann die Gewalt zu dispensiren dem geringern (Obern) mittheilen, weil er sie entweder durch sich selbst oder durch einen Andern ausüben kann. Es läßt sich aber nur die ordentliche Gewalt, d. h. eine solche, welche dem Amte innewohnt, auf Andere übertragen. Daraus folgt, daß der, welcher im Besitze einer übertragenen Gewalt ist, dieselbe einem Andern nicht wieder übertragen kann, wenn ihm diese Befugniß nicht ausdrücklich ertheilt worden ist. Bezüglich der Dauer der übertragenen Gewalt, ist zu bemerken, daß sie mit dem Tode des Uebertragenden erlischt, wenn die Uebertragung kommissorisch war für einen besonderen Fall, und in der Sache noch nicht verhandelt worden ist. (Re adhuc integra.) Ist sie aber als Gnadenbezeugung ertheilt worden (in modum gratiae), so pflegt sie mit dem Tode des Verleihers nicht zu erlöschen, weil in diesem Falle eine freiere Auslegung gilt. Wer übrigens Andern eine Dispens ertheilen kann, dieser kann, wie die Theologen insgesammt mit dem heiligen Thomas lehren, aus rechtmässigen Gründen sie auch sich selbst ertheilen.

II. Eine rechtmässige Ursache. Ein Oberer, der in seinem Gesetze ohne rechtmässige Ursache dispensirt, begeht eine Sünde,

und zwar in einer wichtigen Sache eine schwere Sünde; denn er handelt widerrechtlich, indem er Jemanden von der Verbindlichkeit ausnimmt, den er nicht ausnehmen sollte; er ist parteiisch und handelt wider seine Pflicht; er versündiget sich an dem Besten der Gemeinde, öffnet den Weg zu Uebertretungen und reizt auch Andere, Dispensen ohne hinreichende Ursache zu begehren. Aber auch der Untergebene, der ohne gerechte Ursache eine Dispens begehrt, begeht eine Sünde, weil er den Obern zur sündhaften Dispens verleitet.

Es frägt sich, ob der Obere bei einer vorhandenen Ursache dispensiren muß. Darauf sagen wir: Wenn der Grund bloß hinreichend ist, so hängt es vom Ermessen des Obern ab; wenn es sich aber um Vermeidung eines allgemeinen Schadens oder um ein allgemeines Gut handelt, oder wenn auch nur von einem Einzelnen ein großer Schaden abgewendet, oder ein großes Gut ihm zugewendet wird: so ist der Obere schuldig, zu dispensiren, und das Gegentheil wäre unrecht. Verweigert aber dennoch der Obere die Dispens, so darf der Untergebene nicht gegen das Gesetz handeln, es sei denn, daß eine dringende Ursache ihm eine Ausnahme vom Gesetze erlaubt.

Wer ohne gerechte Ursache dispensirt worden ist, sündiget, wenn er sich der auf solche Weise erlangten Dispens bedient.

III. Giltigkeit. Die Dispens kann giltig oder ungiltig sein in Rücksicht auf den, welcher dispensirt, dann in Rücksicht auf die Ursache, warum; und endlich in Rücksicht auf die Bitte dessen, der dispensirt wird.

a) In Rücksicht auf den, welcher dispensirt, ist die Dispens giltig oder ungiltig. Hier kömmt zu bemerken, daß keine Dispens giltig sein kann, wenn der, welcher sie ertheilt, keine Gewalt dazu hat. Daher muß dem Untergeordneten, wenn er in einem Gesetze des Obern dispensiren will, von seinem Vorgesetzten die Gewalt dazu übertragen worden sein. Wenn ihm aber auch die Macht hiezu delegirt worden ist, so wäre seine Dispens dennoch ungiltig, wenn er diese ohne rechtmässige Ursache ertheilen würde; er hat ja nur die Macht, aus billiger Ursache zu dispensiren; denn bloß unter dieser Voraussetzung ist sie ihm ertheilt worden. Daher muß man annehmen, daß er, wo die gerechte Ur-

sache mangelt, wirklich keine Macht hat, zu dispensiren. Im Falle, daß der delegirte Obere die vorgebrachte Ursache zwar nicht für gerecht hält, sie es aber nichts desto weniger ist, hat die Dispense, wenn er sie ertheilt, Giltigkeit. Wenn aber der höhere Obere, welcher eine ordentliche Gewalt zur Dispens hat, diese ertheilt, so ist sie, wenn sie ohne gerechte Ursache ertheilt wird, zwar unerlaubt, und er sündiget dadurch, wie auch der, welcher sich ihrer bedient; aber sie ist giltig, weil die Verbindlichkeit eines Gesetzes bloß vom Willen des Gesetzgebers abhängt.

Es frägt sich, ob auch eine durch Furcht erlangte Dispens giltig ist. Wir sagen darauf: Wenn eine rechtmässige Ursache vorhanden ist, ist die Dispens immer giltig, und wird durch eine eingejagte Furcht nicht ungiltig, wenn anders nicht gewiß ist, daß der Obere keinen Willen zu dispensiren hatte. Die Erlangung einer solchen Dispens ist auch erlaubt, wenn anders die Furcht gerechter Weise eingejagt wurde, wenn z. B. der Untergebene drohte, er werde den Obern bei seinem Vorgesetzten verklagen; unerlaubt aber würde sie sein, wenn die Furcht ungerecht wäre, und in diesem Falle könnte die Dispens vom Obern zurückgerufen werden. Hat der Obere, von Furcht gezwungen, eine Dispens nur mit Worten ertheilt, ohne innerlich damit eingestimmt zu haben, so ist diese ungiltig. Im Zweifel ist jedoch die Präsumtion für die Einwilligung. Noch fügen wir bei, daß eine Dispens auch präsumirt werden kann; aber nur für die Gegenwart (de praesenti), z. B. wenn ein Oberer Jemanden das Gesetz nicht beobachten sieht, und dazu schweigt, obschon er ihn ohne Mühe zurechtweisen könnte. Dagegen ist die Dispens, welche man für die Zukunft (de futuro) präsumirt, nichtig, z. B. wenn ein Untergebener voraussetzt, er würde sie erhalten, wenn er sie begehrte.

b) In Rücksicht auf die Ursache ist die Dispens giltig oder ungiltig, je nachdem die zur Erlangung der Dispens vorgebrachte Ursache besteht oder nicht. Es gibt aber Hauptursachen und Nebenursachen; erstere sind solche, die schlechterdings den Obern zur Dispens bestimmen; letztere solche, die nur bewegen, leichter die Dispens zu ertheilen. Hierin gibt es folgende Regeln:

1) Wenn die Hauptursache besteht, und nur eine Nebenursache abgeht, oder wenn die Hauptursache noch in der Weise in Wahr-

heit besteht, daß sie für den Obern ein hinreichender Grund zur Dispens zu sein pflegt, so gilt auch die erfolgte Dispens.

2) Wenn die beigebrachte Ursache zwar zur Zeit, wo die Dispens begehrt wird, besteht; aber nicht mehr, wo sie ertheilt wird, so ist sie ungiltig. Wenn aber die Ursache falsch war zur Zeit, wo die Dispens verlangt worden ist, in Wahrheit aber besteht zur Zeit, wo sie ertheilt worden ist, so ist sie giltig, weil sie unter der Bedingniß verliehen wird: Wenn das Begehren in der That sich so verhält. Z. B. man begehrt die Dispens, seine nahe Blutsverwandte zu heirathen, um das mit ihr erzeugte Kind zu legitimiren; das Kind ward aber erst geboren, da die Dispens erfolgt ist. In diesem Falle ist sie giltig. Im Gegentheile, wenn das Kind schon geboren war zur Zeit, wo die Dispens angebracht worden, aber gestorben ist, ehe sie gegeben ward, so ist sie ungiltig.

3) Wenn wegen wichtiger Ursachen eine Dispens ertheilt wird, in Folge dessen es zu einer unwiderruflichen Handlung kam, so bleibt dieselbe auch giltig, obschon die Bewegursache aufhören würde. Wenn im oben gegebenen Falle das Kind nach bereits geschlossener Ehe stürbe, so dauert die Giltigkeit derselben nichts desto weniger fort.

4) Wenn die Dispens auf eine gewisse Zeitfrist eingeschränkt worden, z. B. auf so lange, als die Ursache dauert u. s. w.; so erlischt sie mit Ablauf der gesetzten Zeit. So hört z. B. die Dispens vom Fasten, auf Krankheitsdauer verliehen, auf, wenn die Krankheit verlaufen ist.

c) In Rücksicht auf die Bitte dessen, welcher dispensirt wird, kann es geschehen, daß er bei Anbringung seines Gesuches entweder eine Wahrheit verschweigt (subreptio) oder eine Unwahrheit beifügt (obreptio). Hier ist zu unterscheiden: Wer in der Hauptsache eine Wahrheit verschweigt, die der, welcher zu dispensiren hat, nothwendig hätte wissen sollen, oder eine Lüge beimischt, die den kirchlichen Obern bezüglich des wahren Thatbestandes täuscht, macht sich die erlangte Dispens ungiltig. Kömmt aber nur in den Nebengründen eine subreptio oder obreptio vor, so hält man die Dispens für giltig. Im Falle eines Zweifels, ob in einer Haupt- oder Nebenursache eine Unwahrheit stattfindet, ist die Präsumtion für die Giltigkeit der Dispens. Werden mehre Ursachen

zur Erwirkung einer Dispens vorgebracht, von denen die einen wahr, die andern falsch sind, so ist die Dispens giltig, wenn nur ein wahrer Beweggrund, um dessen willen man zu dispensiren pflegt, vorhanden ist. Wenn übrigens der Untergebene redlich dem Obern seine Gründe vorgebracht hat, und darauf hin dispensirt wird, kann er ruhig sein, sollte es ihm auch scheinen, seine Gründe wären zur Dispens nicht triftig genug gewesen.

IV. Das Erlöschen der erlangten Dispens. Eine erlangte Dispens erlischt wieder, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Durch das Aufhören des Hauptgrundes, um dessen willen sie ertheilt worden ist, vorausgesetzt, daß derselbe vollkommen aufgehört hat, und dieselbe wenigstens unter der stillschweigenden Bedingung ertheilt worden ist: „So lange die Ursache fortbesteht." Wenn daher nur ein Theil des Hauptgrundes aufhört, so bleibt die Dispens noch in ihrer Kraft.

2) Durch den Widerruf des Dispensirenden. Man kann aber eine einmal giltig ertheilte Dispens nur aus einer gerechten Ursache widerrufen. Indeß erlischt sie nicht bei dem Tode des Verleihers, wofern sie als Gnade ertheilt worden ist, oder wenn sie unbedingt, oder mit der Klausel: Bis zum Widerrufe giltig, oder endlich nach dem Gutbefinden (arbitrium) des Bischofs ertheilt worden ist. Wohl aber erlischt sie, wenn sie mit der Klausel: „So lange, als es uns gutdünkt (donec nobis placuerit)," ertheilt wurde.

3) Durch Verzichtleistung des Dispensirten. Dieses kann er immer thun, wenn die Verzichtleistung nicht zum Schaden eines Andern oder einer ganzen Gemeinde gereicht, zu deren Gunsten dispensirt worden ist, oder wenn nicht der Obere dem Untergebenen befohlen hat, sich der aus gerechter Ursache ertheilten Dispens zu bedienen. Man kann ausdrücklich oder auch stillschweigend auf die erlangte Dispens verzichten; darf aber, wenn die Verzichtung vollendet ist, der Dispens sich auch nicht mehr bedienen. Für vollendet sieht man die Verzichtleistung an, wenn der Obere sie angenommen hat; widrigen Falles dauert die Dispens noch fort. Hinsichtlich der stillschweigenden Verzichtleistung sagen die Moralisten, daß sie eingetreten sei, wenn man sich zehn Jahre lang der Dispens nicht bediente, da man sich ihrer doch hätte bedienen können.

22. Von den Privilegien.

Ein Privilegium ist ein Privatgesetz, das irgend Jemanden eine besondere Wohlthat zugesteht. Das Privilegium unterscheidet sich daher von der Dispens, die vom Gesetze ausnimmt, während das Privilegium selbst ein Gesetz ist, zu Gunsten Einzelner erlassen.

Man unterscheidet dingliche und persönliche Privilegien. Die erstern werden wegen einer Sache verliehen, so z. B. gibt es privilegirte Altäre; die letztern werden Personen ertheilt.

Privilegien können nur die höchsten Obrigkeiten ertheilen, wie in der Kirche der Papst, im weltlichen Regiment der König u. s. w. Damit ist auch schon gesagt, wie man eines Privilegiums theilhaftig wird. Es geschieht dieses zunächst durch die Begünstigung der Obrigkeit. Oftmals ertheilt diese ihren Untergebenen Privilegien aus freiem Willen, ein anderes Mal auf ihr Bitten. Manchmal sind solch ertheilte Privilegien bloße Gnaden; ein anderes Mal sind sie Belohnungen für geleistete Dienste. Man kann übrigens auch durch Theilnahme in den Besitz eines Privilegiums kommen. Dabei ist aber zu bemerken, daß ein Privilegium, welches einer einzelnen Person oder einem Orte gegeben worden ist, auf andere Personen oder Oerter nicht darf ausgedehnt werden, wofern diese nicht stillschweigend oder ausdrücklich miteinbegriffen sind.

Der Privilegirte ist nicht gezwungen von seinem Privilegium Gebrauch zu machen. Doch gibt es auch hierin Ausnahmsfälle, und ist Einer schuldig, sein Privilegium zu gebrauchen: a) Wenn durch den Nichtgebrauch Jemanden großer Schaden zuginge. b) Wenn das Privilegium zum allgemeinen Besten ist ertheilt worden. c) Wenn es das Hinderniß zur Beobachtung eines Gebotes beseitiget, z. B. wenn Einer zu Hause einen Betsaal hat, und dort die heilige Messe an Feiertagen hören kann, ist er verpflichtet, von seinem Privilegium Gebrauch zu machen.

Bezüglich der Auslegung ist zu bemerken, daß man jedes Privilegium so erklären muß, daß es dem Privilegirten nicht unnütz oder gar lästig sei. Authentisch können die Privilegien nur die Fürsten oder die, welchen sie die Macht dazu gegeben haben, erklären; doktrinell aber kann es jeder Gelehrter, dessen Urtheil man mit Grund beistimmen kann. Im allgemeinen sind die Privilegien

nach milden Grundsätzen auszulegen; gehässige Privilegien aber, d. h. solche, welche dem gemeinen Rechte Abbruch thun, sind im strengen Sinne zu nehmen.

Es ist noch zu reden vom Erlöschen der Privilegien. Dieses geschieht auf verschiedene Weise, und zwar: a) Wenn die Zeit ihrer Bewilligung verflossen ist. b) Wenn der Grund aufhört, um dessen willen es verliehen worden ist. c) Durch Verzichtleistung des Privilegirten; jedoch können Einzelne auf Privilegien einer Kommune nicht giltig verzichten, auch muß die Verzichtleistung in die Hände desjenigen geschehen, der das Privilegium ertheilt hat, und von ihm angenommen werden. d) Durch einen entgegengesetzten Gebrauch, oder auch Nichtgebrauch; im Zweifel wird immer der Gebrauch präsumirt. Dabei ist zu bemerken, daß Privilegien, welche Andere nicht belästigen, weder durch den Nichtgebrauch, noch durch einen entgegengesetzten Gebrauch verloren gehen, obschon die Zeit noch so lange ist. Hingegen jene Privilegien, welche einem Dritten lästig sind, wie z. B. das, den Zehent nicht zu geben, erlöschen durch einen entgegengesetzten Gebrauch und auch durch Nichtgebrauch. e) Durch einen Widerruf von Seite des Fürsten. Dabei muß man die Privilegien, welche nur aus Gnaden gegeben worden sind, von denen unterscheiden, die zur Belohnung ertheilt wurden, so wie auch von jenen, welche vielleicht zugleich eine Last mit sich brachten. Bloß aus Gnaden ertheilte Privilegien können auch ohne rechtmässige Ursache giltig widerrufen werden. Wenn aber in Folge eines Privilegiums auf Jemanden das Eigenthum einer Sache übergegangen ist, so kann es weder erlaubt, noch giltig mehr zurückgenommen werden, es sei denn wegen der dringendsten Ursache des allgemeinen Besten, im Falle eines schweren Verbrechens, oder um jener Gründe willen, wegen welcher man auch eine jede Schankung widerrufen kann. Ist das Privilegium zur Belohnung verliehen worden, so bedarf es zum giltigen Widerrufe immer einer rechtmässigen Ursache. Ist es aber zugleich mit einer Leistung verbunden, so muß, ehe es widerrufen wird, eine billige Entschädigung vorausgehen. Privilegien sind in der That schon oft widerrufen worden. So hat der Kirchenrath von Trient alle jene Privilegien der Ordensleute widerrufen, welche gegen die Verordnungen jenes Kirchenrathes streiten. Papst Gregor XV. hat alle mündlich

zugestandenen Privilegien widerrufen; und Papst Urban VIII. hat auch jene mündlichen Privilegien widerrufen, welche von Cardinälen unterzeichnet waren. — Die Privilegien erlöschen auch noch: f) Ein Personalprivilegium erlischt mit der Person, der es verliehen worden ist; ein Realprivilegium aber, wenn die Sache, woran es hängt, zu Grunde geht. g) Auch durch Mißbrauch werden Privilegien verloren.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß mit den Privilegien manchmal ein Mißbrauch getrieben worden ist, und man mag sich auch hie und da auf solche berufen haben, die nicht ertheilt worden sind. Die Kirche ist daher nur zu loben, wenn sie in Ertheilung derselben sparsamer geworden ist, und manche Privilegien zweifelhafter Natur gänzlich aufgehoben hat. Privilegien dürfen als Ausnahmsgesetze ihrer Natur nach nicht zu häufig sein; denn wenn die Ausnahme zur Regel würde, wäre offenbar die Ordnung verkehrt.

23. Die Erfüllung der göttlichen Gebote ist möglich.

Daß die Erfüllung der göttlichen Gebote möglich ist, beweisen wir:

I. Aus der heiligen Schrift. Jesus Christus nennt sein Joch sanft und seine Bürde leicht. Matth. 11. Auch sagt der heilige Johannes, daß die Vorschriften des Evangeliums nicht schwer seien. 1. Joh. 5. Diese Worte hätten keinen Sinn, wenn die Gebote Gottes zu halten uns nicht möglich wäre; denn in diesem Falle wären sie nicht nur nicht leicht, sondern entsetzlich schwer und drückend, ja grausam. Das Evangelium wäre kein sanftes Joch, sondern eine tyrannische Grausamkeit.

Die heilige Schrift bezeugt, daß die, welche lieben, die Gebote Gottes wirklich halten. So heißt es: Wer mich liebt, wird mein Wort erfüllen. Joh. 14. Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Röm. 13. Nun können wir in der That Gott und den Nächsten lieben; denn sonst könnten wir auch nicht Christi Schüler sein, da er selbst sagt: Darin werden Alle erkennen, daß ihr meine Schüler seid, wenn ihr euch gegenseitig liebet. Joh. 13. Eben daraus folgt aber auch, daß die Erfüllung der Gebote Gottes möglich ist; denn mit der Liebe sind auch schon die Gebote gehalten, weil die Liebe die Erfüllung des Gesetzes ist.

Die heilige Schrift spricht es auch klar aus, daß es Solche gegeben hat, welche die Gebote Gottes erfüllt haben. So heißt es: Du warst nicht, wie mein Knecht David, der bewahrt hat meine Gebote und mir gefolgt ist mit ganzem Herzen, indem er that, was wohlgefällig war vor meinem Angesichte. Reg. 4. In ihrer ganzen Kraft suchten sie den Herrn, und fanden ihn auch. Paral. 2, 15. Dasselbe darf ohne Zweifel von Abraham, Moses, Samuel, Elias, Elisäus, Isaias und vielen andern frommen Männern des alten Bundes gesagt werden. — Von Zacharias und seiner Gemahlin sagt die heilige Schrift: Sie waren beide vor Gott gerecht und wandelten in allen Vorschriften und Gesetzen des Herrn ohne Klage. Luk. 1. Von den Aposteln sagt der Heiland selbst: Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und sie haben dein Wort gehalten. Joh. 17. Der heilige Paulus sagt von sich: Ich diene im Geiste dem Gesetze Gottes. Röm. 7.

II. Aus der Lehre der Kirche. Die heiligen Väter zeugen dafür, daß die Gebote Gottes erfüllbar sind. Der heilige Basilius sagt in einer seiner Reden: Es verräth Bosheit, zu sagen, die Gebote des heiligen Geistes zu erfüllen, sei unmöglich. Der heilige Chrysostomus: Klage keineswegs den Herrn an; er besiehlt nichts Unmögliches; Viele halten auch die Gebote. Hom. 8. de poenit. — Der heilige Cyrillus von Alexandrien schreibt, auch jenes Gebot: „Begehre nicht," welches doch das schwerste unter allen wäre, könnte mit Hilfe der Gnade erfüllt werden. Contr. Julian, lib. 3. Der heilige Hilarius: Es ist nicht schwer, wenn der Wille dazu vorhanden ist, dem Gebote des Herrn zu gehorchen. In Ps. 118. Der heilige Hieronymus: Darüber zweifelt Niemand, daß Gott nur, was möglich ist, befohlen hat. Advers. Pelag. lib. 3. — Der heilige Augustin: Gott befiehlt nichts Unmögliches, sondern er ermahnt bei seinen Geboten, daß du thun sollst, was du vermagst, und um das bittest, was du nicht vermagst. De natur. et grat. c. 43. Das zweite Concilium Arausican. sagt: Auch dieses glauben wir gemäß der katholischen Lehre, daß Alle, die durch die Taufe die Gnade erhalten haben, mit der Hilfe Christi all das, was zum Heile gehört, wenn sie anders treulich mitwirken wollen, erfüllen können und müssen. Auf dieselbe Weise erklärt sich auch das Concilium Tridentinum.

III. Aus der Vernunft. Zu diesem Zwecke sagen wir:

a) Der Mensch kann eigentlich mehr thun, als Gott ihm befiehlt; daher muß er um so mehr das Befohlene thun können. Daß der Mensch mehr thun kann, als die Gebote verlangen, folgt aus Matth. 19. Denn nachdem der Heiland gesagt hatte: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote, — und jener erwiderte: Dieses Alles habe ich von Jugend auf gethan, — fuhr Jesus fort: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe Alles, was du hast u. s. w. Eben so erklären sich auch die heiligen Väter. Der heilige Chrysostomus sagt: Viele gehen noch weiter, als die Gebote reichen. Hom. 8. de poenit. Und der heilige Augustin: Den Jungfrauen ist keine schwere Last aufgelegt; denn die größere Liebe legt die größere Last auf, gleichsam als würden sie sagen: Was befiehlst du? Daß wir nicht ehebrecherisch seien? Dieses befiehlst du? Indem wir dich aber lieben, thun wir mehr, als du befiehlst. Serm. 18. de verb. Apost.

b) Wären die Gebote unmöglich, so würden sie Niemanden verpflichten, und daher könnten sie schon keine Gebote mehr sein. Es läßt sich nicht denken, daß Einer in dem sündiget, was er nicht vermeiden kann. Wenn man aber bei der Uebertretung eines Gesetzes nicht sündiget, so übertritt man auch das Gesetz nicht, ja es ist gar kein Gesetz vorhanden.

c) Wäre es unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, so würde Gott grausamer und thörichter sein, als jeder Tyrann, weil er auch von seinen Freunden einen Tribut verlangte, den Niemand leisten kann, und ihnen Gesetze vorschriebe, die Keiner erfüllen kann.

d) Christus ist gestorben, daß, wie es Röm. 8. heißt, die Gerechtigkeit des Gesetzes in uns erfüllt wird. Auch heißt es im Gebet des Herrn: Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden. Hiemit bitten wir nach der Erklärung der heiligen Väter um Gnade zur Erfüllung des Gesetzes. Endlich lesen wir Hebr. 5.: „Christus ist Allen, die ihm gehorchen, die Ursache zum ewigen Heile.“ Wenn aber das Gesetz nicht erfüllt werden kann, so hat Christus nicht erreicht, was er wollte, weil die Gerechtigkeit des Gesetzes in uns nicht erfüllt wird; wir bitten vergeblich um Gnade, und nie geschieht der Wille Gottes auf Erden wie im Himmel; es kann endlich auch Niemand selig werden, weil Niemand wahrhaft

Christus gehorcht, der doch nur denen, die ihm gehorchen, nach der heiligen Schrift, die Ursache des ewigen Heiles ist.

e) Ein Jeder, der wahrhaft gerechtfertigt ist, ist, wie die heilige Schrift sagt, aus Gott geboren, wer aber aus Gott geboren ist, sündiget nicht; wer nicht sündiget, übertritt auch kein Gesetz, sondern erfüllt es; denn das Nichterfüllen wäre ja schon eine Sünde. Daraus folgt, daß ein Jeder, der wahrhaft gerechtfertiget ist, auch das Gesetz erfüllt, ja es kann gar nicht geschehen, daß er in der Gerechtigkeit verharrt, wenn er das Gesetz nicht erfüllt. Die also, welche das Gesetz zu erfüllen für eine Unmöglichkeit halten, müssen in Abrede stellen, daß der Gerechtfertigte aus Gott geboren sei; ja sie heben eigentlich alle Gerechtigkeit auf.

24. Was ist Lehre der Akatholiken bezüglich der Erfüllbarkeit der Gebote Gottes?

Die Reformatoren behaupten, dem Menschen, auch dem völlig Gerechten, sei es durchaus unmöglich, das göttliche Gesetz zu erfüllen. Daraus ziehen sie den Schluß, daß es im Menschen nie eine aktuelle Gerechtigkeit gebe, sondern daß Alles, was er thut, Sünde sei.

Daß dieses die Lehre der Reformatoren sei, folgt aus ihren eigenen Zeugnissen. So sagt Luther: „Eben so sind uns alle Vorschriften zu erfüllen unmöglich, wie jenes Eine: Du sollst nicht begehren. De libert. christ. Kalvin schreibt: Es kann von den Heiligen kein Werk geschehen, was nicht statt des Lohnes Tadel verdiente. Inst. l. 3. c. 14. Derselbe hält dafür, die guten Werke seien mehr der ewigen Strafe als der Belohnung würdig. Auf dieselbe Weise äußert sich Melanchthon.

Insbesondere das erste und zehnte Gebot wäre, nach den Reformatoren, unmöglich zu erfüllen. Sie sagen nämlich bezüglich des zehnten Gebotes, welches die Begierden verbietet, daß man es nicht beobachten könne, weil nach ihrer Meinung die Begierlichkeit an und für sich schon eine Sünde sei. Daher lehren sie, daß nicht nur die Bewegungen der Begierlichkeit im zweiten Akte, die der Einwilligung vorhergehen, sondern auch jene im ersten Akte, welche dem Urtheile und der Hinneigung vorangehen, Todsünden seien. Mit Recht lehrt aber die katholische Kirche, daß die Bewegungen

der Begierlichkeit im ersten Akte, die der Hinneigung vorangehen, nicht nur keine Todsünden, sondern nicht einmal läßliche Sünden, sondern bloß Mängel unserer verdorbenen Natur seien, die Gott uns nicht zur Schuld anrechnet. Jene Bewegungen aber, welche der Einwilligung vorhergehen, sind höchstens läßliche Sünden, im Falle wir es nämlich versäumen, sie, nachdem unsere Hinneigung dazu gekommen ist, aus der Seele zu vertreiben; denn in solch einem Falle ist die Gefahr der Einwilligung in das böse Verlangen, dem man nicht positiv dadurch widersteht, daß man diese Bewegung der Begierlichkeit verscheucht, nicht nahe, sondern nur entfernt. Gemeiniglich nehmen aber die Gottesgelehrten die fleischlichen Begierden aus; denn in Bezug auf solche Bewegungen genügt es nicht, daß man sich bloß negativ verhalte, sondern man muß denselben auch noch positiv Widerstand leisten, weil sie sonst, wenn sie heftiger sind, gar leicht die Einwilligung nach sich ziehen können. In Bezug auf andere Dinge aber ist, wie gesagt, nur die Einwilligung in das Verlangen bei einer gewichtigen Sache eine Todsünde. Wer kann aber nur sagen, daß es unmöglich sei, dieses Gebot, auf solche Weise erklärt, mit dem Beistande der Gnade, die uns nie verläßt, zu erfüllen?

Aber noch unmöglicher wäre nach der Behauptung der Reformatoren die Erfüllung des ersten Gebotes: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen. Wie ist es möglich, ruft Kalvin aus, daß bei unserer verdorbenen Natur unausgesetzt unser Herz mit der göttlichen Liebe beschäftiget sei? So versteht Kalvin die Sache; aber ganz anders der heilige Augustin, welcher sagt, daß dieses Gebot hier auf Erden nicht dem Wortlaute, sondern der Verpflichtung nach, von uns beobachtet werden könne, und daß man dasselbe erfüllt, wenn man Gott über Alles liebt, d. h. wenn man die göttliche Gnade einem jeden erschaffenen Gute vorzieht. Dasselbe lehrt auch der heilige Thomas. Das Wesen des ersten Gebotes besteht demnach in der Verpflichtung, Gott einer jeden andern Sache vorzuziehen, wie Christus sagt: Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht werth. Matth. 10, 37. Dasselbe sagt auch der heilige Paulus, der im Vertrauen auf die göttliche Gnade erklärt, daß er sich durch Nichts, und sei es was immer für ein erschaffenes Gut, von der

göttlichen Liebe trennen würde. Ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch ein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes. Röm. 8, 38. 39.

25. Widerlegung der Einwendungen, welche die Gegner vorbringen gegen die Möglichkeit, die göttlichen Gebote zu erfüllen.

Sie sagen unter Andern:

1) Der heilige Petrus sprach auf dem Concilium zu Jerusalem: Warum versucht ihr Gott, daß ihr ein Joch auf den Nacken der Jünger legt, welches weder unsere Väter, noch wir zu tragen vermochten. Apostelg. 15, 10. Hier erklärt der Apostel selbst die Erfüllung des Gesetzes für eine Unmöglichkeit. — Die Gegner übersehen, daß der heilige Petrus nicht von dem Moralgesetze des Dekalogs, überhaupts nicht von dem Sittengesetze, sondern von dem Ceremonialgesetze der Juden redet, und lehrt, daß man dasselbe den Christen nicht auflegen soll, da seine Beobachtung schon den Juden zu schwer geworden, so daß es Wenige erfüllten, obgleich es immerhin Solche unter ihnen gab, die es, wie Lukas von Zacharias und Elisabeth bezeugt, vollkommen erfüllten; denn es heißt von ihnen: Beide waren gerecht vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos. Luk. 1, 6.

2) Im Briefe an die Galater heißt es: Christus hat uns erlöset vom Fluche des Gesetzes, da er zum Fluche für uns geworden ist. Kap. 3. V. 13. Aus dieser Stelle schließen die Gegner, Christus habe uns durch die Verdienste seines Todes von der Verbindlichkeit befreit, das Gesetz zu erfüllen. — Allein es ist etwas ganz Anders, zu sagen, Christus habe uns von dem Fluche des Gesetzes befreit, indem seine Gnade uns Kraft verleiht, dasselbe zu beobachten und dadurch dem gegen die Uebertreter ausgesprochenen Fluche zu entgehen, und etwas Anders zu sagen, Christus habe uns von der Beobachtung des Gesetzes frei gesprochen, was durchaus falsch ist.

3) Der heilige Paulus sagt: Ich weiß, daß in mir, das ist, in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt; denn

das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten erreiche ich nicht. Röm. 7, 18. Der heilige Paulus, meinen die Gegner, erkläre es hiemit als Unmöglichkeit, das Gesetz zu beobachten. — Allein der Apostel lehrt hier nur, daß das Fleisch dem Geiste widerstrebe, und daß man auch mit dem beßten Willen dennoch nicht alle Bewegungen der Begierlichkeit meiden könne. Diese Bewegungen sind aber kein absolutes Hinderniß, das Gesetz Gottes zu beobachten.

4) **Der heilige Johannes sagt: Wenn wir behaupten, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst. 1. Joh. 1, 8. Mit diesen Worten bezeichnet uns Johannes Alle als Uebertreter des Gesetzes.** — Keineswegs liegt dieser Sinn in obiger Stelle. Der Apostel will damit nicht sagen, es sei unmöglich, das Sittengesetz zu erfüllen, oder Niemand sei von Todsünden frei, sondern er lehrt nur, daß bei der gegenwärtigen Schwachheit unserer verdorbenen Natur Niemand von läßlichen Sünden ganz frei sei, wie solches die Synode von Trient ausdrücklich erklärt hat, da sie Sess. 6. c. 11. sagt: Obgleich in diesem sterblichen Leben auch die noch so Heiligen und Gerechten bisweilen wenigstens in leichte und tägliche Sünden, welche auch läßliche genannt werden, fallen, so hören sie deßwegen doch nicht auf, gerecht zu sein.

5) **Der heilige Paulus schreibt seinem Schüler Timotheus: Wir wissen, daß das Gesetz nicht für den Gerechten gegeben worden ist, sondern für den Ungerechten und Ungehorsamen, für die Gottlosen und Sünder. 1. Timoth. 1, 9. Hier sei es deutlich ausgesprochen, daß der Erlöser seine Anhänger von der Erfüllung des Gesetzes befreien haben wollen. Da aber der Heiland selbst bei einer andern Gelegenheit offenbar das Gegentheil behauptet, indem er sagt: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote, — so wäre dieses nur ironisch gesprochen, und hätte, weil Jesus wohl gewußt habe, daß uns Adamskindern die Erfüllung des Gesetzes unmöglich wäre, den Sinn, als ob Jesus gesagt haben würde: Beobachte nur die Gebote, wenn du es vermagst.** — In all diesen Worten ist keine Wahr-

heit, sondern man muß mit dem heiligen Thomas von Aquin sagen, daß in Bezug auf die potestas directiva, die allen Menschen die Richtschnur ihrer Handlungen vorschreibt; das Gesetz sowohl für die Gerechten als auch für die Ungerechten gegeben sei; daß aber in Bezug auf die potestas coactiva das Gesetz nicht für jene gegeben sei, die es freiwillig und ohne Zwang beobachten, sondern nur für die Gottlosen, die sich dem Gesetze zu entziehen suchen: denn diese allein müssen zur Beobachtung desselben angehalten werden. Wenn aber die Neuerer sagen, daß Christus jenes Jünglings, zu dem er sagte: Beobachte die Gebote, — gleichsam habe spotten wollen, so ist dieß eben eine so unwürdige Vorstellung von Christus, dem Herrn, als eine gottlose Verdrehung der klaren Aussprüche der heiligen Schrift. Die Wahrheit wird uns vom Concilium von Trient gelehrt, welches sagt: Gott verlangt nichts Unmögliches, sondern ermahnt durch das Gebieten zu thun, was du kannst, und zu bitten um das, was du nicht kannst, und er hilft dir, daß du es kannst. Sess. 6. cap. 11. Gott gibt nämlich einem Jeden die gewöhnliche Gnade, um die Gebote halten zu können, und wo eine überfließende Gnade nothwendig ist, da müssen wir dieselbe von Gott erbitten, der immer bereit ist, sie uns mitzutheilen. Deßwegen sagt auch der heilige Augustin, wenn der Mensch auch nicht von Gott die wirksame Gnade empfängt, um das Gesetz zu beobachten, er dessenungeachtet Vorwürfe verdient und sündiget, wenn er es nicht erfüllt; denn da er zu beten im Stande ist, und durch das Gebet reichlichen Beistand erlangt, so erfüllt er deßwegen das Gesetz nicht, weil er nicht betet.

26. Von der Deutlichkeit des evangelischen Gesetzes.

Man gibt oft vor, das evangelische Gesetz sei in vieler Beziehung so dunkel und unklar; aber dieses ist eine Verleumdung. Es ist wahr, daß die unbegreiflichen Geheimnisse des Glaubens unter gewissen heiligen Dunkelheiten verborgen liegen; aber die Lebensregeln sind auf das Deutlichste ausgesprochen. Die Pflichten liegen klar vor Augen, ja nichts ist deutlicher, als es die Gebote Jesu Christi sind. Sie mußten auch in der That klar sein, weil sie anfänglich ungelehrten Jüngern und sonstigen einfachen Leuten aus dem gemeinen Volke vorgetragen wurden. Es ist da-

mit keineswegs in Abrede gestellt, daß nicht in Ansehung des weiten Umfanges der Verbindlichkeiten Zweifel und Schwierigkeiten entstehen, und daß verschiedene, auf einmal zusammenkommende Umstände die Regel der Art verdunkeln können, daß sich bisweilen auch die geschicktesten Männer nicht zu helfen wissen; ich behaupte auch nicht, daß in Ansehung der unzähligen Pflichten der mancherlei Stände im Evangelium Alles so auseinandergesetzt ist, daß man sich nicht bisweilen irren könne. Allein was dem Buchstaben nach bisweilen zweifelhaft scheint, ist es dem Geiste nach fast nie. Man sieht allzeit deutlich, was die Absicht des Evangeliums ist; es gibt Hauptregeln, welche zur Auflösung aller besondern Schwierigkeiten dienen; alle einzelnen Gebote und Vorschriften bilden mitsammen ein harmonisches Ganzes, und ein Gesetz erklärt das andere. Ihr zweifelt z. B., ob ihr, nachdem ihr euerm Feinde vergeben habt, noch schuldig seid, mit ihm umzugehen, ihm zu dienen und ihm mit euerm Vermögen zu helfen. Darauf sagt euch das evangelische Gesetz einfach: Thue dem Gutes, der dir Böses zugefügt hat, — und dieser Ausspruch muß euch allen Zweifel nehmen. So verhält es sich auch in allen übrigen Fällen. Ja, macht euch in Ansehung euerer Pflichten so viel Zweifel, als ihr wollet; es wird euch nie schwer fallen, sie vermöge des Sinnes des Gesetzes zu entscheiden, wenn der Buchstabe davon auch nichts sagt. Das Evangelium läßt einen Liebhaber des göttlichen Gesetzes nicht unentschieden; es antwortet dem, der in demselben seinen Unterricht sucht, auf Alles, wo ihm etwas zu wissen nothwendig ist. Ueberhaupts rühren die Zweifel, welche in Ansehung unserer Pflichten bei uns entstehen, nicht von der Dunkelheit des Gesetzes her, sondern von unsern Leidenschaften. Ich sage mit dem heiligen Augustin: Nur der gute Wille macht die Gebote verständlich. Man lernt seine Pflichten nicht eher recht kennen, als wenn man sie liebt. Nichts als die Liebe führt uns zur Wahrheit, und ein aufrichtiges Verlangen, selig zu werden, ist die beßte Auflösung aller Zweifel. Die gläubigen und eifrigen Seelen haben wider das göttliche Gesetz fast nie etwas einzuwenden. Die Menschen haben nicht eher an den Lebensregeln zu zweifeln gelernt, als seitdem sie dieselben mit ihren Leidenschaften haben vereinigen wollen. O bei den ersten Christen war fast Alles klar und deutlich. Die großen

und weitläufigen Bücher, in welchen die Zweifel durch unzählige Beantwortungen entschieden werden, sind nicht eher, als mit dem Verderbnisse der Sitten an das Licht getreten.

Das Licht des Gesetzes, sagt der heilige Augustin, gleicht dem Lichte der Sonne. Allein es mag immerhin scheinen, glänzen und leuchten; ein Blinder merkt dennoch nichts davon. Nun ist aber ein jeder Sünder ein solcher Blinder. Das Licht ist nahe bei ihm, es umgibt ihn, es durchdringt ihn; aber er selbst ist weit vom Lichte entfernt. Reiniget euer Herz, sagt dieser Kirchenlehrer ferner, nehmt die schädliche Binde der Leidenschaften von demselben hinweg, so werdet ihr euere Pflichten auf das Deutlichste einsehen. Ein neuer Beweis von dem, was ich sage, ist dieses, weil wir in denjenigen Dingen des Gesetzes, in Ansehung welcher uns keine Leidenschaft blendet, Alles deutlich einsehen. So läßt ein Wollüstiger, der die Schwäche seiner sinnlichen Neigungen zu rechtfertigen sucht, der Niederträchtigkeit eines Geizhalses keine Gnade widerfahren. Gehet alle Leidenschaften durch, und ihr werdet finden, daß, je mehr man von einer befreit ist, desto mehr man sie an Andern verdammt.

Wenn in der Welt fast über alle christlichen Pflichten, die doch klar sind, gestritten wird, so kömmt dieses oft auch daher, weil das Evangelium so vielen Gläubigen ein unbekanntes Buch ist. Man bringt oft sein ganzes Leben in der Erlernung eitler und nichtiger Künste zu, kümmert sich aber nicht um die große Kunst, von welcher die ewige Seligkeit abhängt. Manche bringen ganze Tage mit Lesung fabelhafter Geschichten und Romane zu; aber die Geschichte von den Wundern Gottes und seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen würdigen sie kaum eines flüchtigen Blickes. Die Folge davon ist, daß es Christen gibt, welchen das Evangelium fast eben so unbekannt ist, als es den Heiden war, und welche kaum wissen, daß Jesus Christus Gesetze gegeben hat. O kümmert euch mehr um die ewigen Wahrheiten, und sie werden euch deutlich werden, und alle Zweifel werden euch verlassen. Denn gesetzt auch, daß im göttlichen Gesetze noch etwas Dunkles zu finden sein sollte, so wird es doch durch den Unterricht der Lehrer und Prediger vollkommen deutlich werden. Daher soll man die Klage über Dunkelheiten des evangelischen Gesetzes um so weniger in unsern Tagen vernehmen, wo so viel geprediget und gelehrt wird.

Die Lehren der heiligen Schrift werden euch fast täglich von den Kanzeln in ihrer Lauterkeit vorgetragen. Die Prediger verkünden sie fast auf den Dächern, und die Beichtväter sagen sie einem Jeden in das Ohr. Erleuchtete und eifrige Männer pflanzen sie in ihren Schriften auf die Nachkommen fort. Niemals hat die Gottesfurcht der Christen mehr Beistand, und die Unwissenheit niemals weniger Entschuldigung gehabt. Wir leben nicht mehr in den unwissenden Zeiten, wo die Gesetze gleichsam nur noch in den Mißbräuchen anzutreffen waren, sondern Alles wird einem Jeden in ungetrübter Lauterkeit vor Augen gelegt. Es ist eine auffallende Erscheinung: Je verkehrter die Sitten werden, desto deutlicher werden die Gesetze Gottes. Darum gibt es nichts Unsinnigeres, als in unseren Tagen, wo so viel zur Aufklärung und zur allgemeinen Verständlichmachung des göttlichen Gesetzes geschieht, über Dunkelheit desselben zu klagen.

27. Das göttliche Gesetz ist unveränderlich.

Eine gewöhnliche Erscheinung an den menschlichen Gesetzen und Verordnungen ist, daß sie der Wandelbarkeit unterworfen sind; anders verhält es sich mit dem Gesetze Gottes; dieses ist unveränderlich, und zwar in dreifacher Hinsicht, nämlich:

a) Bezüglich seiner Dauer, folglich können es die Sitten und Gebräuche nicht ändern;

b) bezüglich seines Umfanges, folglich bleibt es des Ranges und des Standes ungeachtet immer dasselbe;

c) bezüglich aller Umstände, folglich können auch schwierige Verhältnisse seine Uebertretungen nicht rechtfertigen.

a) Das Gesetz Jesu Christi ist in Ansehung seiner Dauer unveränderlich. Alles in der Welt ist wandelbar. Die Reiche haben ihren Anwachs und ihren Verfall; die Künste und Wissenschaften fallen oder steigen mit den Zeiten; die Gebräuche verändern sich beständig mit dem Geschmacke der Völker. Es scheint, als ob Gott in der Höhe seiner Unveränderlichkeit an den menschlichen Dingen sich belustigte, indem er sie einer beständigen Veränderung unterworfen sein läßt. Die künftigen Zeiten werden zerstören, was wir mit so großer Mühe aufbauen, und wir zerstören, was nach der Meinung unserer Voreltern ewig dauern sollte.

Aber mitten unter den Veränderungen der Sitten und Zeiten bleibt das göttliche Gesetz allein die unveränderliche Regel der Zeiten und Sitten. Himmel und Erde werden vergehen; aber die heiligen Worte des Gesetzes Gottes werden nicht vergehen. Wie sie die ersten Gläubigen bei der Gründung der Kirche empfingen, so haben wir sie noch jetzt, und eben so werden wir sie unsern Nachkommen überliefern. Die Frömmigkeit der Zeiten setzt zu ihrer Milde nichts hinzu, so wie auch die Kälte derselben an ihrer Strenge nichts nachläßt. Darum entschuldiget ihr euere Trägheit und Lauigkeit im Guten im Verhältnisse zu dem Eifer der ersten Christen vergeblich mit den Zeiten; denn die Gebote des Herrn sind nicht leichter geworden; sie haben sich den menschlichen Leidenschaften nicht besser anbequemt, sondern stehen noch in ihrer alten Schärfe da. Oder hat vielleicht Jesus Christus da, wo er voraussagt, daß Zeiten kommen werden, wo fast kein Glaube mehr gefunden und man sich in den Sitten Alles erlauben wird, — hinzugesetzt, er wolle alsdann nach diesen verderblichen Zeiten sich richten und etwas von der Strenge des Evangeliums nachlassen? Hat er hinzugesetzt, er wolle alsdann von seinen Jüngern weit weniger fordern, als früher, und sein Reich, welches anfangs nur durch Gewalt errungen werden konnte, werde alsdann der Trägheit zu Theil werden? Keineswegs, sondern er sagte vielmehr zu seinen Jüngern, man werde alsdann weit mehr wachen, beten und fasten, und sich auf die Berge flüchten müssen, wenn man sich vor dem Verderben der Welt sichern wolle. Und in Wahrheit, je größer die Gefahr ist, desto größer muß auch die Wachsamkeit werden. Wer könnte auch glauben, daß die strengen Gebote des Evangeliums nur für die ersten Zeiten des Christenthums seien gegeben worden. Sollte Christus alle Strenge seiner Lehre für diese keuschen, unschuldigen Menschen bestimmt haben, welche sich selbst alle Ergötzlichkeiten versagten, und die Gnade der Wiedergeburt, die sie zu Christen machte, häufig bis ans Ende ihres Lebens bewahrten? Wie, Jesus Christus hätte ihren Eifer und ihre Treue nicht anders belohnt, als dadurch, daß er ihnen ihr Joch nur desto schwerer gemacht, und er hätte seine ganze Nachsicht nur für die ausschweifenden Menschen unserer Zeit aufgehoben? Wie, Jesus Christus hätte die strengen Gesetze der Schamhaftigkeit und Eingezogenheit

nur für die ersten christlichen Frauen gegeben, die ohnehin Allem entsagten, auf daß sie ihm gefielen; von den weltlich gesinnten Frauen unserer Zeit aber, welche so häufig Fallstricke der Verführung werden, sollte er weniger fordern? Wo würde hier die gerühmte Weisheit der christlichen Sittenlehre bleiben? Man würde also von demjenigen, der weniger schuldig ist, mehr fordern? Es würde genug sein, Leidenschaften zu haben, um von der Strenge des Gesetzes frei zu werden?

Wenn die Veränderung der Sitten die Gebote verändern, und die Gebräuche die Mißbräuche rechtfertigen könnten, so würde sich das ewige Gesetz Gottes nach der Unbeständigkeit der Zeiten und nach dem seltsamen Geschmack der Menschen richten. Man würde für ein jedes Volk und für ein jedes Jahrhundert ein besonderes Evangelium haben müssen. Denn unsere Gebräuche waren zu Zeiten unserer Väter nicht eingeführt, und werden auch nicht bis auf die Zeiten unserer spätesten Nachkommen dauern; sie sind auch nicht allen Völkern gemeinschäftlich, welche mit uns Jesum Christum anbeten. Es können daher unsere Gebräuche weder unsere Regel und Richtschnur werden, noch auch dieselbe ändern. Denn das Gesetz muß sich für alle Zeiten und für alle Völker schicken. Es sind daher neue Gewohnheiten für uns kein neues Evangelium, weil man sogar einen Engel vom Himmel würde verfluchen müssen, wenn er käme und uns ein neues Evangelium verkündigte. Das Evangelium würde weiter nichts, als ein menschliches Gesetz und verlöre alle Sicherheit, wenn es sich mit den Menschen ändern könnte. Man darf also nicht die Gesetze des Evangeliums nach den Sitten und Gebräuchen ändern, sondern muß vielmehr diese nach jenen ordnen. Saget daher nicht, die Zeiten wären nicht mehr dieselben: ist denn das göttliche Gesetz nicht noch eben dasselbe? Das Gesetz des Evangeliums ändert sich nicht; es ist zu allen Zeiten dasselbe; es ist auch

b) bezüglich seines Umfanges unveränderlich, und für alle Stände und Verhältnisse dasselbe. Ein wesentliches Merkmal des Gesetzes Jesu Christi besteht darin, daß es Juden und Heiden, Eingeborne und Ausländer, Große und Kleine, Herren und Unterthanen unter einerlei Regeln zusammenstellt. Bei ihm gilt kein Ansehen der Person. Das Gesetz des Moses war

wenigstens in Ansehung seiner Gebräuche und Ceremonien nur einem einzigen Volke gegeben; aber Jesus ist ein allgemeiner Gesetzgeber. Sein Gesetz gehört, wie sein Tod, für alle Menschen. Er ist gekommen, aus allen Nationen nur ein einziges Volk und aus allen Ständen nur einen einzigen Leib zu machen. Man kann verschiedene Aemter verwalten, und verschiedene Stellen bekleiden, die mehr oder weniger Ehre bringen; aber es ist einerlei Geist, der alle Glieder durchdringt. Dieses heilige Gesetz hebt die Unterschiede auf, welche die Menschen eingeführt haben, und verbindet Alle, seien es Reiche oder Arme, Große oder Kleine, Hohe oder Niedrige auf dieselbe Weise.

Aber es ist dennoch ein gewöhnlicher Irrthum, daß man sich einbildet, das göttliche Gesetz ändere sich in Ansehung des Ranges und der Geburt; seine Verbindlichkeiten wären in Absicht auf Leute von vornehmem Stande nicht so strenge. Man meint, die Mißbräuche, welche den Großen zu allen Zeiten wegen der eingeführten Gewohnheiten erlaubt sind, würden ihnen auch vom göttlichen Gesetze zugestanden, und sie könnten auf eine leichtere Art selig werden, als das gemeine Volk. Allein ich habe es euch schon gesagt, daß das Evangelium für alle Stände dasselbe Gesetz ist. Als euch die Kirche in die Zahl ihrer Kinder aufnahm, hat sie die Großen keine andern Gelübde ablegen lassen und ihnen keine andern Regeln vorgeschrieben als dem gemeinen Volke.

Alle Pflichten des Evangeliums gehen überhaupts auf zwei Punkte hinaus. Die Einen sind uns deßwegen vorgeschrieben, damit sie das Verderben, welches wir mit uns auf die Welt bringen, schwächen; die andern aber darum, daß sie die Gnade, die wir in der Taufe empfangen haben, vollkommen machen sollen. Die einen sollen den alten Adam in uns zerstören; die andern aber machen, daß Jesus Christus in uns neue Gestalt gewinne. Zu den erstern gehören die Verleugnung unser selbst, und die Kreuzigung des Fleisches, zu den andern aber das Gebet, die Wachsamkeit, die Verachtung der Welt, das Verlangen nach höhern Gütern. Hierin besteht das ganze Evangelium. Nun sagt mir einmal, darf sich Jemand seines vornehmen Standes wegen nur von einer dieser Pflichten freisprechen? Dürft ihr, Vornehme, nicht so oft beten, als die übrigen Gläubigen? Braucht ihr weniger Gnaden? Habt

ihr nicht so viel Hindernisse zu überwinden, nicht so viel Fallstricken zu entgehen? O je höher ihr stehet, von desto mehr Gefahren seid ihr umgeben, und desto reichlichere Gnaden habt ihr nothwendig; desto weniger dürft ihr also das Gebet vernachlässigen. Je höher ihr stehet, desto nöthiger habt ihr es, euer Fleisch zu kreuzigen, weil die Ergötzlichkeiten euer Herz um so mehr verderben; desto mehr habt ihr Ursache, zu wachen, weil die Gefahren viel häufiger sind. Gewiß, wenn ein hoher und vornehmer Stand uns in Hinsicht auf unsere Seligkeit in günstigere Verhältnisse versetzte, so würde uns Jesus Christus sicherlich nicht davor warnen; er würde den Reichen kein Wehe zurufen, sondern sie vielmehr selig preisen; nicht den Armen im Geiste würde er das Himmelreich verheißen, sondern den Verständigen und Klugen, den Vornehmen und Großen.

Gesetzt aber auch, daß der vornehme Stand wegen der vielen Gefahren, die ihn umgeben, keine größere Vorsicht erforderte, so würde er wenigstens wegen der Ausschweifungen, die von ihm unzertrennlich sind, eine weit strengere Genugthuung verlangen. Ist es nicht wahr, daß die Leidenschaften bei den Großen und Vornehmen keine Grenze wissen? Ist es nicht wahr, daß bei ihnen die Eifersucht weit größer, der Haß unsterblicher, die Verleumdung grausamer, die Wollust und Ehrsucht unersättlicher ist? Was für eine Nachsicht können also Solche von Seite der Religion hoffen? Wir sehen auch nicht, daß der göttliche Heiland den Großen zu Jerusalem andere Lehren vortrug, als dem gemeinen Volke in Dörfern. Sein Evangelium verändert sich keineswegs mit dem Stande derer, die ihn hören. Er prediget das Kreuz, die Verachtung der Welt, die Verleugnung seiner selbst eben so zu Jerusalem, wo die Großen des Reiches wohnten, als zu Nazareth, welches der ärmste Ort in Judäa war; eben so wohl jenem Jünglinge, der sehr reich war, als den Söhnen des Zebedäus, deren ganzes Vermögen in ihrem Fischernetze bestund.

Wenn aber auch das Evangelium einen Unterschied zu machen, und Nachsichten zu erweisen hätte, wenn das göttliche Gesetz etwas von seiner Strenge nachlassen könnte: würde es wohl den Großen und Vornehmen zum Besten geschehen, die ohnehin im Ueberflusse leben? Wie sollte es nur den Armen seine Strenge empfinden lassen,

und nur diejenigen anhalten, zu weinen und Buße zu thun, deren Tage ohnehin voll Trübsale sind, und seine ganze Nachsicht nur für die weichlichen und wollüstigen Seelen aufbewahren, die nur deßwegen auf der Welt zu sein scheinen, um zu genießen und zu schwelgen? Nein, nimmermehr, sondern gerade umgekehrt, wenn Jemandem eine größere Freiheit zugestanden werden könnte, so müßte man diese den Armen gewähren. Da aber nicht einmal ihnen zu Gunsten von der Strenge des Evangeliums etwas nachgelassen werden kann, mit welchem Rechte wollen es die Vornehmen fordern?

c) **Das göttliche Gesetz ist auch unveränderlich in allen Lebensumständen.** Der Mensch benützt oft jeden noch so ungegründeten Vorwand, sich von der Pflicht, das göttliche Gesetz zu erfüllen, loszumachen. So befiehlt das göttliche Gesetz, das Auge, welches ärgert, auszureißen und von sich zu werfen, d. h. eine Verbindung, durch welche Gott täglich beleidiget, und die Menschen geärgert werden, aufzulösen. Allein man überredet sich, dieses machte zu großes Aufsehen, brächte auch sonst in zeitlicher Hinsicht Schaden mit sich; daher dürfe man das Verhältniß wohl fortbestehen lassen. Das göttliche Gesetz befiehlt, daß wir einem Jeden das Seinige geben, und unsere Ausgaben einschränken, um nicht Andere durch unsere Verschwendung zu benachtheiligen. Indeß bildet man sich ein, man müsse seiner Stellung wegen einen größeren Aufwand machen und dürfe Schulden anhäufen, wenn auch keine Aussicht zum Abzahlen derselben vorhanden ist. So weiß man die Freiheiten, welche man sich gegen das Gesetz herausnimmt, immer zu rechtfertigen. Allein wißt ihr denn nicht, daß nichts wichtiger ist, als die Sorge für das Seelenheil, und daß man, wenn dieses in Gefahr geräth, alle irdischen Vortheile aufgeben muß? Wißt ihr nicht, daß, wenn unsere Leidenschaften mit dem Gesetze in Streit gerathen, man jene verleugnen und sich für dieses entscheiden muß? Ich will es nicht in Abrede stellen, daß mancher Mensch hie und da in einen Fall kommen kann, wo ihn Gott zu gewissen Geboten nicht verpflichten will. Aber solche Fälle werden seltene Ausnahmen sein, und sich leicht erkennen lassen. Wir aber wollen uns immer, so oft, als es uns beliebt, unter den nichtigsten Gründen und Vorwänden von streng verbindenden Ge-

setzen ausnehmen. O wie leicht ist es, einen Vorwand zu finden, wenn man nicht gehorchen will! Die Eigenliebe ist hierin wunderbar erfinderisch; sie beruft sich scheinbar auf die Religion selbst, um das Joch ihrer Pflichten abzuwerfen. Hüten wir uns vor diesem gefährlichen Wege, und lassen wir das unveränderliche Gesetz Gottes überall die Richtschnur unsers Wandels sein. (cf. Massillon's Predig.)

28. Von der Vollkommenheit der Gesetze des Evangeliums und dem großen Nutzen, welchen sie der Menschheit gebracht haben.

Diese Materie ist ausführlich abgehandelt B. 3. S. 317—374.

29. Ein großer Unterschied zwischen den göttlichen und menschlichen Gesetzen besteht darin, daß diese häufig nur auf das Aeußere sehen, jene aber auch das Innere ordnen.

Sieh den Artikel „Gedanken" B. 8. S. 27.

30. Beweggründe, die Gebote Gottes zu erfüllen.

Es bestehen viele Ursachen, die uns zur Erfüllung der göttlichen Gebote bewegen sollen, und zwar:

a) Der Wille Gottes. Der Herr hat uns deßwegen die Gebote gegeben, daß wir sie erfüllen. Wer wollte dem Willen des höchsten Herrn und Königs entgegen sein? Einem irdischen Gewalthaber leistet man Gehorsam, man ehrt seine Verordnungen und kömmt ihnen nach, und wie, gegen den König Himmels und der Erde wollte man widerspenstig sein?

b) Die Pflicht der Dankbarkeit und Liebe gegen Gott. Alles, was der Mensch ist und hat, verdankt er seinem gütigen Gotte. Er hat ihn erschaffen, er erhält ihn; er gibt ihm Alles, was er nöthig hat an Leib und Seele. Wer wollte gegen einen so gütigen Gott nicht dankbar sein? Die Dankbarkeit zeigt sich aber durch Nichts mehr, als wenn man den Willen seines Wohlthäters thut, und dadurch ihm Freude zu machen sucht. Nun ist dieses der Wille Gottes, daß wir sein Gesetz erfüllen. Dadurch machen wir ihm Freude; dadurch erwerben wir uns sein Wohlgefallen. Wir zeigen dadurch auch am Besten unsere Liebe gegen

Gott; denn Jesus Christus selbst sagt: Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.

c) Die Rücksicht auf Jesus Christus. Der göttliche Erlöser ist aus Liebe zu uns auf die Erde herabgestiegen und hat uns gesagt, was wir thun müssen, um einstens zu ihm in den Himmel zu kommen. Welch eine Beleidigung ist es für ihn, wenn wir dennoch diesen seinen Vorschriften nicht nachkommen, und den so deutlich erklärten Willen seines himmlischen Vaters nicht vollziehen! Jesus Christus hat uns noch überdieß durch sein Leiden und Sterben die Gnade erworben, daß wir seine Gebote halten können. Wer dennoch sie nicht erfüllt, vereitelt, so viel an ihm ist, den Opfertod Jesu; er verachtet seine Verdienste; er tritt die Gnade, die er ihm erworben und so freigebig darbietet, mit Füssen. Kann es noch einen größern Frevel geben?

d) Unsere irdische Ruhe und Zufriedenheit. Der Mensch ist hienieden nur glücklich, wenn er Ruhe und Frieden in seinem Herzen hat. Dieses Gut läßt sich aber weder um irdische Reichthümer kaufen, noch gelangt man durch glänzende Ehrenstellen oder andere Auszeichnungen, wie die Welt sie bietet, in den Besitz desselben; im Gegentheile, die Reichen und Vornehmen entbehren meistens des Seelenfriedens. Nur der treue Diener Gottes, der nach den Vorschriften des Herrn wandelt und sein Gesetz erfüllt, erfreuet sich dieses Schatzes. Ja die, welche Gottes Gebote erfüllen, sind allein glücklich. Der Herr selbst verheißt ihnen Segen und Zufriedenheit und Wohlergehen. Ich bin Jehova, spricht Gott durch seinen Diener Moses, der wohl thut denen, die meine Gebote halten. 5. Mos. 5, 10. Und wiederum: Wer mir gehorcht, wird sicher wohnen, und ruhig sein vor Furcht und Unglück. Sprüchw. 1, 33.

e) Die Aussicht auf die ewige Glückseligkeit. Wer läßt sich nicht gerne etwas gefallen, wer fügt sich nicht bereitwillig dem Willen eines Andern und thut, was er verlangt, wenn er sich dadurch die Hoffnung auf die Erlangung eines großen Gutes eröffnet? Was kann es aber noch für ein herrlicheres Gut geben, als die ewige Seligkeit? Und diese erwerben wir uns durch Gehorsam und treue Erfüllung der göttlichen Gebote. Jesus selbst sagte: Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote.

Matth. 19, 17. Darum laßt uns unverdrossen auf dem Wege des göttlichen Gesetzes wandeln, und es gewissenhaft erfüllen alle Tage unsers Lebens, bis einstens unser Herr Jesus kömmt, und uns den Lohn der treuen Diener reicht.

31. Wie die Worte Jesu zu verstehen sind: Glaubet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben; ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern zu erfüllen. Matth. 5, 17.

Um den wahren Sinn dieser Worte aufzufassen, ist zu wissen nothwendig, was Jesus unter dem Ausdruck: „Gesetz und Propheten" verstanden habe. Sehr oft versteht man darunter den ganzen Umfang aller Gesetze, Anordnungen, Gebräuche und Ceremonien, oder was einerlei ist, die ganze Religions- und Staatsverfassung des israelitischen Volkes, wie sie in den Büchern des Moses, der Propheten und in den übrigen heiligen Schriften enthalten ist. Es bedeutet aber dieser Ausdruck auch besonders das Gesetz der zwei steinernen Tafeln, welches Gott dem israelitischen Volke auf dem Berge Sinai verkündiget, das die Propheten, wenn es in Vergessenheit oder außer Uebung kam wieder erneuerten, und dessen Beobachtung sie durch ihre Strafpredigten mit allem Ernste einschärften. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Jesus Christus den letztern Sinn im Auge hat; denn in der ganzen Bergpredigt redet er von Nichts, als von der wahren Tugend, die in herzlicher und vollkommener Beobachtung aller Pflichten gegen Gott und den Nächsten besteht; er kann daher auch weder die jüdische Staatsverfassung noch die mannigfaltigen Ceremonien des levitischen Gottesdienstes im Auge haben. Wenn also Jesus sagt, er sei nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzuheben, sondern zu erfüllen, so versteht er darunter nur das Sittengesetz, wie es in den Büchern des Moses und der Propheten enthalten ist.

In der That hat Jesus das Sittengesetz nicht aufgehoben, sondern es erfüllt, und dieses Letztere in mehrfacher Beziehung. Er hat das Gesetz erfüllt, indem er sich nicht begnügte, es bloß zu lehren, sondern es auch selbst beobachtete. Er wurde gleichsam selbst ein lebendiges Gesetz, und vollbrachte zuvor an sich selbst, was er Andern zu thun auflegte. Jetzt hat Niemand mehr eine Ausrede,

so daß er sagen könnte: Wie muß ich es denn machen, um vollkommen zu werden? Thue in allen Dingen nach dem Vorbilde, welches du an Jesus hast, und du wirst vollkommen werden. — Er hat das Gesetz erfüllt, indem er demselben beifügte, was ihm noch abging. Das Evangelium verbietet nicht bloß grobe Laster, sondern es dringt in das Herz hinein und verlangt Reinheit der Gesinnung. Auch enthält es Vorschriften, klar ausgesprochen, welche der alte Bund nur dunkel andeutete, oder gar nicht kannte. Es führt eben daher seine Anhänger zu einer viel größern Vollkommenheit. — Jesus erfüllte das Gesetz, indem er den Menschen die Gnade erwarb, Alles beobachten zu können. Jetzt ist die Klage nicht mehr zulässig: Es ist zu schwer, Alles zu halten, was das Christenthum auflegt. Denn was du aus dir selbst nicht vermagst, das thut die Gnade in dir. Christus selbst hilft dir das Gesetz erfüllen, und in so ferne kann man von ihm sagen, daß er fortwährend das Gesetz erfüllt, nämlich durch uns. Endlich hat Christus das Gesetz und die Propheten erfüllt, indem er an die Stelle der Schattenbilder des alten Testaments die hellglänzenden Wahrheiten des neuen Bundes setzte. Das Gesetz verhüllte wie in einem Schleier all die großen Geheimnisse der Menschwerdung, des Leidens und der Auferstehung des Sohnes Gottes. In Jesus Christus aber wurden die Bilder zur Wirklichkeit, die Weissagungen trafen ein, die Ceremonien fanden ihre Deutung. Auf diese Weise wurden in der Person Jesu das Gesetz und die Propheten vollkommen erfüllt, da in ihm das selbst erschienen ist, was das Gesetz und die Propheten nur vorbildeten.

32. Man muß das Gesetz nicht bloß in wichtigen Dingen, sondern auch in Kleinigkeiten beobachten.

Man erlaubt sich oft unter den göttlichen Geboten eigenmächtig einen Unterschied zu machen, und meint, es wäre genug, wenn man nur das Wichtige hält, auf sogenannte Kleinigkeiten komme es nicht an; daß man z. B. die Fasttage nicht hält, im Gebete freiwillig sich zerstreuen läßt, hie und da eine Lüge sagt u. s. w.: — dieses und Aehnliches wäre von keinem Belang, man brauche darauf nicht zu achten. Ganz anders aber lehrt Jesus Christus; denn er sagt: Wer nur eines der kleinsten von diesen Geboten

übertritt, der wird der Geringste heißen im Himmelreich. Matth. 5, 19. Was heißt aber, der Geringste im Himmelreich genannt werden? Es heißt nach dem heiligen Augustin, aus demselben hinausgestoßen werden; es heißt nach dem heiligen Chrysostomus, am Tage des Gerichtes unter den Verdammten sein.

Mit Recht warnt der Heiland auch vor Uebertretungen scheinbar unbedeutender Gebote; die Kleinigkeiten bahnen den Weg zu größeren Dingen. Alle Aergernisse und Ruchlosigkeiten, welche im Laufe der Jahrhunderte zum Vorschein kamen, hatten gewöhnlich im Kleinen begonnen. Schaut auf jenen Frevler, der im sechszehnten Jahrhunderte die Kirche Gottes zerriß. Aus welch unbedeutenden Anfängen ist jene Ketzerei hervorgegangen, die so viele Millionen aus der Kirche hinauszog! Spitzfindigkeiten waren es im ersten Keime; ja es handelte sich vorgeblich sogar nur um Abstellung eingeschlichener Mißbräuche. Aber weil sich der stolze Mann unbefugter Weise in Dingen zum Richter aufwarf, die er besser hätte geduldig ertragen sollen, so wurde er allmählig weiter getrieben, als er selbst gewollt und riß unzählige Seelen mit sich in das Verderben hinein. So gehet es aber in allen übrigen Fällen. Schauet auf diejenigen, welche eine Ehre dareinsetzen, nichts zu glauben und allen Lastern zu fröhnen: glaubt ihr, daß sie plötzlich den Glauben zugleich mit dem Sittengesetze verloren haben? O nein, sie verfielen nur allmählig in diesen trostlosen Zustand. Sie haben damit begonnen, daß sie einige unwesentliche Uebungen unserer heiligen Religion mißachteten und bespöttelten; bald erklärten sie die Ceremonien in dem äußern Gottesdienst überhaupts für überflüssig; hierauf gaben sie die heiligen Sakramente selbst für bedeutungslose Gebräuche aus; endlich fingen sie an allen Geheimnissen zu zweifeln an und behaupteten zuletzt, die Religion sei überhaupts nur ein Zaum, um das gemeine Volk zu zügeln. Sehet den Weg, auf welchem man zum Unglauben kömmt. Gerade so verhält es sich auch mit den Sitten. Man erlaubt sich anfangs nur gewisse Freiheiten, übertritt hierauf unbedeutende Gebote, geht aber immer weiter, und hält zuletzt nichts mehr vom ganzen Sittengesetze, als höchstens das, was unsern Neigungen zusagt, oder unsern Vortheil befördert. Für manches Mädchen ist das schöne Gewand die erste Ursache gewesen, daß sie ihre Unschuld verloren

hat; für manchen Jüngling war das vorwitzige Lesen eines verbotenen Buches Veranlassung, daß er am Glauben Schiffbruch litt. Darum seien wir auch treu im Kleinen, um nicht zu Größerm fortgerissen zu werden. Und wir müssen um so heiliger auch scheinbar unbedeutende Gebote und Vorschriften halten, weil wir in unserer Blindheit oft das Wichtigste nur für eine Kleinigkeit ansehen. Nie ist der Mensch befangener und unfähiger zu urtheilen, als wenn es sich darum handelt, eine Leidenschaft zu befriedigen. In diesem Augenblicke erscheint ihm das wichtigste Gesetz nur als eine Kleinigkeit, wovon fast nicht der Mühe werth ist, zu reden, und so stürzt er sich mit seinen vermeintlichen Kleinigkeiten in alle Abgründe von Lastern, und sein Zustand ist um so trauriger, weil er immer meint, es handle sich um ganz geringfügige Dinge.

33. Wie ist der Ausspruch des heiligen Jakobus zu verstehen: „Wer das ganze Gesetz hält, aber nur Ein Gebot übertritt, ist in allen schuldig"? Jak. 2, 10.

Diese Schriftstelle ist schon mehrfältig falsch verstanden worden. Die Einen wollten daraus beweisen, daß alle Sünden gleich groß seien; die Andern, daß es keine läßliche Sünden gebe. Wieder Andere behaupten: Wer einem Gebote zuwider handelt, verliert das Verdienst, welches er sich durch Beobachtung aller übrigen Gesetze erworben hat, wie es in der heiligen Schrift selbst heißt: Wenn der Gerechte unrecht thut, so wird all seiner Gerechtigkeit nicht mehr gedacht werden. Ezech. 18, 9. All diese Erklärungen sind unrichtig. Die beiden erstern Behauptungen sind ohnehin Irrlehren; die letzte ist zwar an und für sich eine Wahrheit, aber in dieser Stelle nicht ausgesprochen.

Um die Stelle richtig aufzufassen, muß man wissen, daß der Apostel mit Juden redet, deren Lehrer, nämlich die Pharisäer, unter andern Irrthümern auch dem falschen Grundsatze huldigten, daß sie behaupteten: Wer den größern Theil des Gesetzes hält, werde nicht sträflich, wenn er einige Gebote übertritt. Diesen gegenüber sagt nun der heilige Jakobus, daß es ihnen nichts helfe, einige Vorschriften des Gesetzes zu erfüllen; denn dadurch, daß sie nur Ein Gebot übertreten, werden sie am ganzen Gesetze schuldig, und treffe sie der Fluch der Uebertreter, wie ihn Moses ausspricht,

Deut. 27, 26., und Paulus wiederholt: „Verflucht ein Jeder, der nicht verharrt in Allem, was in dem Buch des Gesetzes geschrieben ist.“ Gal. 3, 10. Der Apostel will also hier nicht sagen, daß eine einzige Sünde ein so großes Verbrechen sei, als mehre Sünden, oder daß, wer in einem Stücke gegen das Gesetz gefehlt hat, so angesehen werde, als habe er in allen gefehlt, wornach ein Ehebrecher zugleich auch des Mordes, Meineides u. s. w. schuldig wäre, sondern er will nur behaupten, durch Uebertretung eines einzigen Gebotes sei gegen das ganze Gesetz gesündiget, weil alle Gebote unter sich innig zusammenhängen, und daher in dem Theile das Ganze verletzt ist. Es verhält sich hier wie bei einem Bündnisse oder Vertrag: wie man nämlich von dem, der nur Eine Bedingniß des geschlossenen Bundes verletzt, mit Recht sagt, er habe den Vertrag gebrochen; so kann man auch von dem, der nur Ein Gebot übertritt, sagen, daß er gegen das ganze Gesetz gesündiget hat. Der Apostel spricht hier eigentlich nichts Anders aus, als die dogmatische Wahrheit: Eine einzige schwere Sünde reicht hin, den Menschen von der Seligkeit auszuschließen. Betrachte nur selbst, will der Apostel sagen: Der gesagt hat: Du sollst die Ehe nicht brechen, — hat auch gesagt: Du sollst nicht tödten; er hat eben so auch gesagt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Du magst nun die Ehe brechen, oder tödten, oder dem Nächsten die schuldige Liebe nicht erweisen, bist du immer ein Uebertreter des Gesetzes; denn überall ist dasselbe Gesetz, das sich nur verschieden äußert; überall ist derselbe Gesetzgeber, dessen Ansehen du durch die eine Handlung so gut wie durch die andere verletzest, und dessen Strafe du durch den einen Fall eben so, wie durch den andern verfällst. Wie im alten Bunde derjenige, welcher ein Verbrechen beging, worauf die Todesstrafe gesetzt war, so gut als ein Uebertreter des Gesetzes gesteiniget wurde, als ein Anderer, der mehre oder alle Gebote, worauf die Todesstrafe geschlagen war, übertreten hatte, mit dem Tode bestraft wurde, so zieht sich im neuen Bunde derjenige, welcher Eine schwere Sünde begeht, eben so gut die ewige Verdammniß zu. Die Strafe ist für beide dieselbe, nur der Grad ist ein verschiedener.

34. Das Gesetz Christi ist nicht so schwer zu erfüllen, als man es sich häufig vorstellt.

Man klagt häufig, daß die Gebote Gottes so hart zu erfüllen seien, indem sie unerträgliche Lasten auflegten. Aber dem ist nicht so. Das evangelische Gesetz ist nicht schwer; die Pflichten, wozu es verbindet, sind nicht so lästig. Blicken wir einmal auf die Menge der Gesetze, unter welchen die Kinder Israels vor der Ankunft Jesu Christi lebten. Sie hatten nebst den zehn Geboten, die ihnen Gott auf dem Berge Sinai gab, noch unzählige, andere Gesetze zu beobachten, die eben deßwegen, weil sie sich auf die kleinsten Dinge erstreckten, mit desto größerer Schwierigkeit verbunden waren. Man lese nur im dritten Buche des Moses, und man wird staunen, was ihnen Alles rücksichtlich des Gottesdienstes befohlen wurde; was daselbst von ihren Festtagen und den verschiedenen Ceremonien geschrieben steht, mit welchen sie dieselben feiern mußten; was ferners von den mannigfaltigen Opfern und den besondern Umständen, mit welchen sie dieselben darzubringen hatten, und was bei ihren oftmaligen Reinigungen zu beobachten war. Und wenn ein oder das andere dieser Gebote nicht beobachtet wurde: welch eine strenge Strafe folgte auf die Uebertretung! Wie schwer waren auch nicht die Bußwerke, die sie zur Wiederversöhnung für den begangenen Fehler, nicht in geheim, sondern gewöhnlich öffentlich und im Angesichte des ganzen Volkes verrichten mußten!

O um wie viel leichter ist es uns gemacht! Wir haben nicht den Geist der Knechtschaft, sondern den der Kinder Gottes erhalten. Zu den Christen ist Gott in das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern getreten. Daher ist das Hauptgebot im Christenthum die Liebe. Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieß ist das erste Gebot. Das zweite aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen zwei Geboten, das eigentlich nur Eines ist, sind das ganze Gesetz und die Propheten enthalten. Welche Schwierigkeiten werden wir wohl in der Vollziehung dieser Gebote finden? Soll es hart sein, einen Gott zu lieben, der nicht nur um seiner vortrefflichen Eigenschaften und höchsten Vollkommenheiten willen das liebenswürdigste

Wesen ist, sondern der auch unendlich gütig gegen uns ist, und der nichts Anders will, als uns ewig glückselig zu machen? Soll es schwer sein, unsern Nebenmenschen zu lieben, der mit uns nicht bloß nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, sondern auch durch das Blut Jesu Christi erlöset worden; der mit uns ein und denselben Vater im Himmel hat, der unser Bruder ist, und zu gleicher Seligkeit mit uns berufen ist?

Gott hätte uns noch mancherlei andere lästige Gebote geben können. Er hätte uns vielmehr, als wirklich geschehen ist, im Genuß von Speise und Trank beschränken können; er hätte uns auftragen können, wie einstens dem Abraham, daß ein Jeder das, was sein theuerstes und werthvollstes Gut ist, ihm darbringe; er hätte von uns fordern können, daß wir ein Leben führten, wie Magdalena, oder wie ein Antonius, Hilarion, Makarius und andere Einsiedler, die in Wildnisse sich zurückzogen und dort, entfernt von dem Umgange mit den Menschen, in allen Werken der Abtödtung sich übten. Nun fordert er aber verhältnißmässig nur geringe Dinge von uns. Verlangt Gott auch, daß wir uns in gewissen Dingen Abbruch thun, so erlaubt er uns dafür auf der andern Seite wieder unzählige Ergötzlichkeiten. Er verbietet den Augen den unzüchtigen Blick; wie viele ehrbare Freuden gibt er ihnen aber nicht dafür? An prächtigen Palästen und Tempeln, an dem herrlichen Schmuck der Natur und vielen andern Schönheiten mögen sie sich immerhin weiden. Er verbietet den Ohren, sündhafte Gespräche anzuhören; aber mit wie vielen lieblichen Klängen entschädiget er sie gleichsam dafür! Sie dürfen den entzückenden Schall der Musik vernehmen; auf Feldern und in Hainen an den Liedern der befiederten Sänger sich ergötzen; sie dürfen lehrreichen und erbaulichen Gesprächen Anderer zuhören. Er verbietet an Fasttagen dem Munde gewisse Speisen, bietet ihm aber dafür eine Auswahl von andern dar. Er untersagt die Selbstrache; läßt aber dem Beleidigten den Weg zum Gerichte offen. Kurz, wenn wir Alles erwägen, müssen wir bekennen, daß Gott in seiner Gnade uns sehr wenig verbietet, hingegen sehr viel, was erfreut und Vergnügen macht, erlaubt.

Es ist wohl wahr, daß wir in unsern Gliedern ein Gesetz herumtragen, welches dem Gesetze Gottes widerstreitet, und dieser

Kampf erschwert uns die Erfüllung der Gebote des Evangeliums. Auch der heilige Paulus hatte diesen Kampf zu streiten; aber sein Trost war sein Vertrauen auf die göttliche Gnade. Diese Hoffnung ist aber auch uns hinterlegt. Jesus Christus hat uns nicht bloß Gebote gegeben, sondern er hilft uns dieselben auch erfüllen. Kommt zu mir Alle, ruft er uns zu, die ihr schwach und mit Mühseligkeiten erfüllet seid, und ich will euch erquicken. Und wiederum: Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben. Wie nun vom Weinstocke Kraft zum Grünen und Blühen in die Reben hinaufgetrieben wird, so erlangen wir durch unsere Vereinigung mit Christus von ihm die nothwendige Gnade, um alle Gebote halten zu können. Und wer diese Gnade hat, dem wird Alles leicht und angenehm; er überzeugt sich von der Wahrheit des Ausspruches des göttlichen Erlösers: Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht.

Es ist wohl wahr, daß bei allen dem die Beobachtung der göttlichen Gebote immerhin noch manche Ueberwindung kostet; allein wer wird diese Mühe nicht gerne auf sich nehmen, in Hinsicht auf den großen Lohn, welcher ihm dafür in Aussicht gestellt ist? Wenn man für die irdischen Güter schon so viel Schweiß vergießt, und sich, um sie in seinen Besitz zu bringen, keine Anstrengung verdrießen läßt: welche Mühe soll uns denn zu groß sein, um jene ewigen Güter zu erlangen, die denen in sichere Aussicht gestellt sind, welche mit willigem und treuem Gehorsame die göttlichen Gebote erfüllen?

35. Das Eine Innerste und Tiefste aller evangelischen Gesetze ist die Liebe.

Man kann Gottes Gesetz betrachten als ein Gebäude, dessen Höhepunkt und Krone sowohl, als dessen Tiefe und Unterlage die Liebe ist. Auf die Liebe zu Gott und den Nächsten beziehen sich alle Gebote. Darum nennt Christus die Liebe auch die Erfüllung des Gesetzes. Und der heilige Paulus schreibt: Der Zweck des Gebotes ist die Liebe aus reinem Herzen, aus gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben. 1. Timoth. 1, 5.

Die Liebe ist also der Zweck des Gesetzes. In diesem Einen Gebote sind alle übrigen enthalten; in diesem Einen Worte, in der Liebe, besteht die ganze Religion. Dieß ist die Fülle der Weisheit,

das Meisterwerk der Gnade. Dieses ist der große Gegenstand der Sendung Jesu Christi. Ich bin gekommen, sagt er, um ein Feuer, nämlich das Feuer der göttlichen Liebe, auf Erden zu bringen, und was verlange ich, als daß es sich entzünde in allen Herzen?

Auf die Liebe beziehen sich alle Uebungen des christlichen Lebens. Ohne Liebe sind diese eitel und vergeblich. Sie sind zwar ohne den Einfluß dieser Tugend nicht Sünde, wie der Irrthum behauptet; aber es ist dennoch eine unstreitige Wahrheit, daß alle Uebungen der Tugend, der Gerechtigkeit, wenn sie gleichwohl an und für sich gut und löblich, wenn sie gleichwohl nützlich sind in so ferne, als sie den Sünder zur Buße vorbereiten, und Gott veranlassen können, ihm seine Gnade mitzutheilen, für das ewige Leben nicht verdienstlich sind. Die Liebe ist gleichsam die Seele unserer Handlungen, und ohne sie sind unsere Handlungen todt, d. h. haben kein Wohlgefallen Gottes, wie auch der Leib, den die Seele verlassen hat, todt daliegt. Ohne Liebe ist es nicht möglich, ein Gebot auf eine Gott wohlgefällige und für den Menschen selbst verdienstliche Weise zu erfüllen. Darum laßt uns Alles in Liebe thun, damit wir überall verdienstlich handeln!

36. Gott strebt mit allen seinen Geboten, die er gegeben, nichts Anders an, als seine Ehre und die Wohlfahrt seiner vernünftigen Geschöpfe.

Der unverständige Mensch wagt es oft in seiner Anmaßung, die göttliche Gesetzgebung zu tadeln; er wünscht in vielen Dingen größere Freiheit. Aber weder die Rücksicht auf seine Ehre, die Gott sich gleichsam selbst schuldig ist, noch die Wohlfahrt der Menschen erlaubte es, eine größere Erleichterung zu gewähren. Wenn Gott die Menschen selbst bei seiner Gesetzgebung zu Rathe gezogen hätte, so würden sie, wenn diese nach Vernunft und vorurtheilsfrei gesprochen hätten, nicht anders ausgefallen sein. Denn setzen wir einmal den Fall, Gott hätte uns vor aller Gesetzgebung gleichsam zu seinen Rathgebern berufen, und würde sagen: Kinder, ich will der Welt Gesetze geben und nach denselben sie regieren; ich frage euch aber zuvor um euer Urtheil. Sagt mir nun vor Allem: Wird es gut sein, wenn ich die Religion völlig frei gebe, und einen

Kampf erschwert uns die Erfüllung der Gebote des Evangeliums. Auch der heilige Paulus hatte diesen Kampf zu streiten; aber sein Trost war sein Vertrauen auf die göttliche Gnade. Diese Hoffnung ist aber auch uns hinterlegt. Jesus Christus hat uns nicht bloß Gebote gegeben, sondern er hilft uns dieselben auch erfüllen. Kommt zu mir Alle, ruft er uns zu, die ihr schwach und mit Mühseligkeiten erfüllet seid, und ich will euch erquicken. Und wiederum: Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben. Wie nun vom Weinstocke Kraft zum Grünen und Blühen in die Reben hinaufgetrieben wird, so erlangen wir durch unsere Vereinigung mit Christus von ihm die nothwendige Gnade, um alle Gebote halten zu können. Und wer diese Gnade hat, dem wird Alles leicht und angenehm; er überzeugt sich von der Wahrheit des Ausspruches des göttlichen Erlösers: Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht.

Es ist wohl wahr, daß bei allen dem die Beobachtung der göttlichen Gebote immerhin noch manche Ueberwindung kostet; allein wer wird diese Mühe nicht gerne auf sich nehmen, in Hinsicht auf den großen Lohn, welcher ihm dafür in Aussicht gestellt ist? Wenn man für die irdischen Güter schon so viel Schweiß vergießt, und sich, um sie in seinen Besitz zu bringen, keine Anstrengung verdrießen läßt: welche Mühe soll uns denn zu groß sein, um jene ewigen Güter zu erlangen, die denen in sichere Aussicht gestellt sind, welche mit willigem und treuem Gehorsame die göttlichen Gebote erfüllen?

35. Das Eine Innerste und Tiefste aller evangelischen Gesetze ist die Liebe.

Man kann Gottes Gesetz betrachten als ein Gebäude, dessen Höhepunkt und Krone sowohl, als dessen Tiefe und Unterlage die Liebe ist. Auf die Liebe zu Gott und den Nächsten beziehen sich alle Gebote. Darum nennt Christus die Liebe auch die Erfüllung des Gesetzes. Und der heilige Paulus schreibt: Der Zweck des Gebotes ist die Liebe aus reinem Herzen, aus gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben. 1. Timoth. 1, 5.

Die Liebe ist also der Zweck des Gesetzes. In diesem Einen Gebote sind alle übrigen enthalten; in diesem Einen Worte, in der Liebe, besteht die ganze Religion. Dieß ist die Fülle der Weisheit,

das Meisterwerk der Gnade. Dieses ist der große Gegenstand der Sendung Jesu Christi. Ich bin gekommen, sagt er, um ein Feuer, nämlich das Feuer der göttlichen Liebe, auf Erden zu bringen, und was verlange ich, als daß es sich entzünde in allen Herzen?

Auf die Liebe beziehen sich alle Uebungen des christlichen Lebens. Ohne Liebe sind diese eitel und vergeblich. Sie sind zwar ohne den Einfluß dieser Tugend nicht Sünde, wie der Irrthum behauptet; aber es ist dennoch eine unstreitige Wahrheit, daß alle Uebungen der Tugend, der Gerechtigkeit, wenn sie gleichwohl an und für sich gut und löblich, wenn sie gleichwohl nützlich sind in so ferne, als sie den Sünder zur Buße vorbereiten, und Gott veranlassen können, ihm seine Gnade mitzutheilen, für das ewige Leben nicht verdienstlich sind. Die Liebe ist gleichsam die Seele unserer Handlungen, und ohne sie sind unsere Handlungen todt, d. h. haben kein Wohlgefallen Gottes, wie auch der Leib, den die Seele verlassen hat, todt daliegt. Ohne Liebe ist es nicht möglich, ein Gebot auf eine Gott wohlgefällige und für den Menschen selbst verdienstliche Weise zu erfüllen. Darum laßt uns Alles in Liebe thun, damit wir überall verdienstlich handeln!

36. Gott strebt mit allen seinen Geboten, die er gegeben, nichts Anders an, als seine Ehre und die Wohlfahrt seiner vernünftigen Geschöpfe.

Der unverständige Mensch wagt es oft in seiner Anmaßung, die göttliche Gesetzgebung zu tadeln; er wünscht in vielen Dingen größere Freiheit. Aber weder die Rücksicht auf seine Ehre, die Gott sich gleichsam selbst schuldig ist, noch die Wohlfahrt der Menschen erlaubte es, eine größere Erleichterung zu gewähren. Wenn Gott die Menschen selbst bei seiner Gesetzgebung zu Rathe gezogen hätte, so würden sie, wenn diese nach Vernunft und vorurtheilsfrei gesprochen hätten, nicht anders ausgefallen sein. Denn setzen wir einmal den Fall, Gott hätte uns vor aller Gesetzgebung gleichsam zu seinen Rathgebern berufen, und würde sagen: Kinder, ich will der Welt Gesetze geben und nach denselben sie regieren; ich frage euch aber zuvor um euer Urtheil. Sagt mir nun vor Allem: Wird es gut sein, wenn ich die Religion völlig frei gebe, und einen

jeden glauben und anbeten lasse, was ihm beliebt? Gewiß, wir müßten antworten: Nein, o Herr, dieß erlaubt nicht die Rücksicht auf deine Ehre; denn du allein bist unser Gott, und dir allein gebührt die höchste Anbetung. Nun da haben wir das erste Gebot: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben. — Setzen wir den Fall, Gott fahre fort: Wenn ich nun der wahre Gott bin, dem allein Anbetung gebührt, darf ich es dulden, daß mein Name von Ruchlosen gelästert werde? Nein, würden wir sagen; sondern du mußt solche Frevel abstellen. Dafür ist im zweiten Gebote gesorgt, welches lautet: Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. Gott spricht wiederum: Soll von den vielen Tagen, die der Mensch auf Erden hat und beliebig für seine Zwecke verwenden kann, nicht auch ein oder der andere ausschließlich für meine Ehre bestimmt sein? O gewiß, müßten wir sagen; denn es ist billig und gerecht, daß der Mensch an gewissen Tagen sich ausschließlich mit dir, seinem gnädigen Gotte, beschäftige. So entsteht das dritte Gebot: Gedenke, daß du den Sabbat heiligest. So ist also von den drei erstern Geboten, die sich auf die Ehre Gottes beziehen, ein jedes durch sich selbst gerechtfertiget. Wollen wir jetzt sehen, wie die Menschen untereinander leben sollen. Wir setzen den Fall, Gott frage: Was meint ihr, daß ihr denen schuldig seid, welchen ihr nach mir Alles verdankt; die euch geboren, erzogen, in der Kindheit genährt und euch alles Nothwendige gegeben haben; oder jenen, die unter meinem Beistande über euer Wohl wachen, euch in euern Rechten schützen, und vor ungerechten Angriffen vertheidigen? Wir würden antworten: Es sagt einem Jeden die gesunde Vernunft, daß man Solche zu lieben und ihnen Ehrfurcht zu erweisen schuldig ist. Das verlangt aber das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Gott würde fortfahren: Wenn ein Mensch mit dem andern nach Willkühr und Laune verführe; wenn einer den andern haßte und verfolgte, wenn er ihn verleumdete oder sonst kränkte; wenn er ihn schlüge, verwundete, oder gar mordete; wenn er ihn betröge, bestähle oder sonst sein Eigenthum hinterlistiger Weise ihm hinwegnähme; wenn beide Geschlechter nach Belieben ihren Lüsten fröhnten, wenn keine Unschuld sicher und keine Ehe heilig wäre: — würde Solches zum Glücke der menschlichen Gesellschaft

beitragen? O nein, würde unsere Antwort sein; verhüte, gütiger Gott, einen solchen Zustand. Nun er hat es gethan durch die Gebote: Du sollst nicht tödten; du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsches Zeugniß geben. — Gott spricht abermals: Ihr wißt, daß, wer einärnten will, zuvor aussäet; da nun die bösen Gedanken und Begierden die Aussaat zu bösen Werken sind; wird es gut sein, die bösen Gedanken frei zu geben? Nein, müßten wir auch hier entgegnen. Dieses aber machte die Gebote nothwendig: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau; du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. — So sind alle Gebote, wie sie Gott gegeben, nothwendig und heilsam.

Bleibe aber nur ein Jeder im Kreise seiner Familie, und frage er sich, wie er sein Haus und seine Familie beschaffen haben will. Sage mir: Willst du nicht allein der Herr in deinem Hause sein? Würdest du es zugeben, wenn deine Dienstboten dich schmähten? Würdest du schweigen, wenn ein jedes deiner Kinder thäte, was ihm eben der Eigensinn eingäbe? Wärest du zufrieden, wenn dein mit Mühe erworbenes Eigenthum dir entwendet würde? Würdest du es zugeben, daß ein Jeder dich nach Belieben schlagen, verwunden, ja selbst tödten dürfe? Wäre es dir gleichgiltig, wenn ein Anderer deine Gattin oder deine Tochter verführte oder ihrer Tugend auch nur nachstellte? Gewiß wünscht ein Jeder all die genannten Uebel abgestellt. Dieses geschieht aber durch die göttlichen Gebote.

Laßt uns einmal einige von den Geboten, die uns Gott gegeben hat, abschaffen, und zwar jene, die uns oft am lästigsten fallen, — was würde es für ein Leben auf Erden geben? Gesetzt, es sei den Kindern erlaubt, ihre Eltern auf jede Weise zu betrüben; es sei den Dienstboten gestattet, den Befehlen ihrer Herrschaften Widerspenstigkeit entgegenzusetzen; den Unterthanen zulässig, wider geistliche und weltliche Obrigkeiten sich aufzulehnen: welche Unordnungen, welche Verwirrungen würde die Abschaffung dieses einzigen Gesetzes in der Welt hervorrufen! Wenn nun auch noch die übrigen Gebote aufgehoben würden; wenn es einem Jeden erlaubt wäre, nach eigener Willkühr Rache am Beleidiger zu nehmen; wenn Mord und Todtschlag, Ehebruch und Blutschande, Diebstahl und Raub, Meineid und Lüge, und alle übrigen Verbrechen

erlaubt wären: welch ein gräulicher Schauplatz aller Laster würde dann die Welt werden? Welcher Mensch könnte noch dem andern trauen? Wer könnte noch sicher mit dem andern umgehen? Die Welt würde eher einen Wohnplatz wilder Thiere, als eine Gemeinschaft vernünftiger Wesen darstellen.

So muß denn ein Jeder schon durch den rechten Gebrauch seiner Vernunft zu voller Ueberzeugung gelangen, daß die bestehenden Gesetze Gottes nicht minder zur Ehre Gottes, als zu unserer Wohlfahrt unumgänglich nothwendig sind, und wir daher um unsers eigenen Nutzens wegen Gott bitten müßten, sie uns zu geben, wenn sie noch nicht erlassen wären.

37. In der Erfüllung der göttlichen Gebote besteht unsere irdische und ewige Glückseligkeit.

Da das, was hierüber gesagt werden könnte, bereits im Artikel „Frömmigkeit“ enthalten ist, so weisen wir darauf zurück, B. 7. S. 221—237.

38. Von dem großen Gebote der Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Als einmal die Pharisäer zu Jesus gekommen waren, stellte einer aus ihnen, der ein Lehrer des Gesetzes war, um ihn zu versuchen, die Frage an ihn: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieß ist das größte und erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten. Matth. 22, 35—41. — Dieses Gebot war kein neues, sondern nur eine wörtliche Wiederholung dessen, was Gott schon im alten Bunde zu seinem Volke sagte. Denn in den Büchern des Moses steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften. 5. Mos. 6, 5. Und schon dort schärft Gott diese Worte zur genauesten und eifrigsten Beobachtung ein; denn er sagt: Es sollen diese Worte, die ich dir gebiete, in deinem Herzen sein, und du sollst sie deinen Kindern erzählen und

sie betrachten, wenn du in deinem Hause sitzest und wenn du auf der Reise bist, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst; du sollst sie wie ein Zeichen an deine Hand binden, und zwischen deinen Augen schwebend haben, und an die Pfosten und Thüren deines Hauses schreiben. Eben so stund auch im alten Bunde schon geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. 3. Mos. 19, 18. Jesus wiederholte demnach hier nur ein schon längst bekanntes Gebot und schärfte es neuerdings ein. Er war ja auch nicht in die Welt gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern dasselbe zur Vollkommenheit zu bringen.

Das größte aller Gebote ist hier ausgesprochen. Es wird dir geboten, Gott zu lieben, und zwar aus ganzer Seele, indem du ihm alle Gedanken deines Geistes unterwirfst; aus ganzem Herzen, indem du ihm alle Neigungen und Begierden deines Herzens weihest; aus ganzem Gemüthe, indem du ihm alle Regungen und Kräfte deines Willens opferst. Du sollst Gott über Alles lieben; er soll der erste und letzte Gedanke sein, auf welchen du alle deine übrigen Gedanken richtest; Gott soll dir beständig vor dem Geiste schweben; für ihn sollst du athmen, für ihn arbeiten; nur nach ihm sollst du verlangen, in ihm und aus ihm sollst du leben. Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften lieben, heißt nach dem heiligen Augustin, alle Gedanken seines Geistes, alle Bewegungen seines Herzens und alle Handlungen seines Lebens auf denjenigen richten, von welchem unser Geist, unser Herz und unser ganzes Leben abhängt. — Die Liebe zu Gott ist das erste und größte Gebot, und zwar mit allem Grunde; denn Gott ist der Herr. Ihm gehört Himmel und Erde, und was sie enthalten; sein Eigenthum ist Alles, was da lebt, vom Menschen an bis zum mindesten Insekt, das im Staube kriecht. Von Gott sind wir ausgegangen, und zu ihm sollen wir zurückkehren; er ist unser höchstes Ziel und Ende. Daher ist die Liebe Gottes mit allem Grunde das größte unter allen Geboten. Nur die Seele, welche Gott über Alles liebt, strebt nach dem Ziele ihrer Bestimmung. Wem aber Gott über Alles hoch gilt, wer für Gott so ganz entzündet ist, dessen einziges Streben ist es, nur den Willen Gottes zu vollbringen und an sich vollbringen zu lassen. Wer Gott über Alles liebt, der hält in Allem Gottes Gebote. Daher

erlaubt wären: welch ein gräulicher Schauplatz aller Laster würde dann die Welt werden? Welcher Mensch könnte noch dem andern trauen? Wer könnte noch sicher mit dem andern umgehen? Die Welt würde eher einen Wohnplatz wilder Thiere, als eine Gemeinschaft vernünftiger Wesen darstellen.

So muß denn ein Jeder schon durch den rechten Gebrauch seiner Vernunft zu voller Ueberzeugung gelangen, daß die bestehenden Gesetze Gottes nicht minder zur Ehre Gottes, als zu unserer Wohlfahrt unumgänglich nothwendig sind, und wir daher um unsers eigenen Nutzens wegen Gott bitten müßten, sie uns zu geben, wenn sie noch nicht erlassen wären.

37. In der Erfüllung der göttlichen Gebote besteht unsere irdische und ewige Glückseligkeit.

Da das, was hierüber gesagt werden könnte, bereits im Artikel „Frömmigkeit" enthalten ist, so weisen wir darauf zurück, B. 7. S. 221—237.

38. Von dem großen Gebote der Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Als einmal die Pharisäer zu Jesus gekommen waren, stellte einer aus ihnen, der ein Lehrer des Gesetzes war, um ihn zu versuchen, die Frage an ihn: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus antwortete: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieß ist das größte und erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten. Matth. 22, 35—41. — Dieses Gebot war kein neues, sondern nur eine wörtliche Wiederholung dessen, was Gott schon im alten Bunde zu seinem Volke sagte. Denn in den Büchern des Moses steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften. 5. Mos. 6, 5. Und schon dort schärft Gott diese Worte zur genauesten und eifrigsten Beobachtung ein; denn er sagt: Es sollen diese Worte, die ich dir gebiete, in deinem Herzen sein, und du sollst sie deinen Kindern erzählen und

sie betrachten, wenn du in deinem Hause sitzest und wenn du auf der Reise bist, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst; du sollst sie wie ein Zeichen an deine Hand binden, und zwischen deinen Augen schwebend haben, und an die Pfosten und Thüren deines Hauses schreiben. Eben so stund auch im alten Bunde schon geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. 3. Mos. 19, 18. Jesus wiederholte demnach hier nur ein schon längst bekanntes Gebot und schärfte es neuerdings ein. Er war ja auch nicht in die Welt gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern dasselbe zur Vollkommenheit zu bringen.

Das größte aller Gebote ist hier ausgesprochen. Es wird dir geboten, Gott zu lieben, und zwar aus ganzer Seele, indem du ihm alle Gedanken deines Geistes unterwirfst; aus ganzem Herzen, indem du ihm alle Neigungen und Begierden deines Herzens weihest; aus ganzem Gemüthe, indem du ihm alle Regungen und Kräfte deines Willens opferst. Du sollst Gott über Alles lieben; er soll der erste und letzte Gedanke sein, auf welchen du alle deine übrigen Gedanken richtest; Gott soll dir beständig vor dem Geiste schweben; für ihn sollst du athmen, für ihn arbeiten; nur nach ihm sollst du verlangen, in ihm und aus ihm sollst du leben. Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften lieben, heißt nach dem heiligen Augustin, alle Gedanken seines Geistes, alle Bewegungen seines Herzens und alle Handlungen seines Lebens auf denjenigen richten, von welchem unser Geist, unser Herz und unser ganzes Leben abhängt. — Die Liebe zu Gott ist das erste und größte Gebot, und zwar mit allem Grunde; denn Gott ist der Herr. Ihm gehört Himmel und Erde, und was sie enthalten; sein Eigenthum ist Alles, was da lebt, vom Menschen an bis zum mindesten Insekt, das im Staube kriecht. Von Gott sind wir ausgegangen, und zu ihm sollen wir zurückkehren; er ist unser höchstes Ziel und Ende. Daher ist die Liebe Gottes mit allem Grunde das größte unter allen Geboten. Nur die Seele, welche Gott über Alles liebt, strebt nach dem Ziele ihrer Bestimmung. Wem aber Gott über Alles hoch gilt, wer für Gott so ganz entzündet ist, dessen einziges Streben ist es, nur den Willen Gottes zu vollbringen und an sich vollbringen zu lassen. Wer Gott über Alles liebt, der hält in Allem Gottes Gebote. Daher

sagt der Apostel: Die Liebe ist die Erfüllung aller Gebote. Eines ist uns also von allen Dingen nothwendig, nämlich daß wir Gott über Alles, daß wir ihn ohne Maß lieben; denn schön sagt der heilige Bernard: Das Maß der Liebe Gottes ist, daß wir ihn ohne Maß lieben. Hat sich nun die Liebe Gottes unsers Herzens bemächtiget, so thun wir auch Alles, was Gott gefällt. Aber wir müssen hier die Hand auf unser Herz legen und es mit Thränen in den Augen bekennen, daß unsere Liebe zu Gott nur gering ist. Denn wäre die Liebe in uns nur einigermaßen kräftig, ich will nicht sagen, vollkommen, wie wäre es möglich, daß wir Tag für Tag die Gebote Gottes übertreten und Sünden auf Sünden häufen könnten? Du läufst so gierig den Lüsten der Welt nach, du bist so sehr in deine zeitlichen Sorgen und Beschäftigungen versenkt, — warum? Weil du Gott nicht liebst. Du bist in den Prüfungstagen so ungeduldig und kleinmüthig, — warum? Wiederum weil du Gott nicht liebst. Ach, die Liebe Gottes fehlt noch so sehr unsern Herzen; daher sind wir noch so irdisch gesinnt, und ist unser Wandel so wenig himmlisch.

Das zweite Gebot, die Liebe zu dem Nächsten, setzt Jesus dem ersten Gebote gleich; denn er sagt: Das andere aber ist diesem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Damit verlangt Gott, daß ein Jeder in Gesinnung, Wort und That gegen seinen Nächsten sich so beweise, wie er wünscht, daß er sich gegen ihn selbst erzeige; er soll ihm gerade so entgegen kommen, als wäre er sein zweites Ich. Sich selbst liebt in der Regel ein Jeder. Daher konnte auch Gott das Maß der Liebe zum Nächsten nicht besser bezeichnen, als wenn er es von der Selbstliebe nahm. In der Liebe zum Nächsten gibt sich auch die Liebe zu Gott erst recht kund, und wo jene mangelt, da fehlt es gewiß auch an dieser. Deßwegen sagt der heilige Johannes: Wenn du sagst, du liebest Gott, und hassest deinen Nächsten, so bist du ein Lügner, und die Wahrheit ist nicht in dir. Die Wahrheit dieses Ausspruches ist einleuchtend; denn setzen wir den Fall, ein theuerer Freund habe dir auf die Zeit seiner Abwesenheit sein Kind mit dem Auftrage übergeben, an demselben einstweilen Vaterstelle zu versehen. Wenn du aber nach der Uebernahme des Kindes, dasselbe vernachlässigen, ihm alle Unarten hingehen, und es auch hungern und darben ließest: wäre

ein solches Verfahren ein Beweis von Liebe zu dem, der dir sein Kind anvertraut hat? Nun ist ein Jeder unserer Mitmenschen ein Kind Gottes, gleich mir und dir von Gott nach dessen Ebenbild erschaffen, um den nämlichen hohen Preis des Blutes Jesu Christi erlöset und zur Erbschaft des Himmels berufen. In deinem Nebenmenschen, spricht gleichsam Gott zu einem Jeden von uns, habe ich dir mein Kind an die Seite gegeben, mein Kind, das ich mit der nämlichen Liebe liebe, wie dich selbst; mein Kind, dem ich dieselbe Bestimmung verliehen habe, wie dir; mein Kind, dessen Wohlfahrt mir eben so am Herzen liegt, wie die deine. Ich sage dir, thu diesem meinen Kinde nichts zu leide, nimm dich seiner in jeder Lage freundlich an, theile mit ihm Freud und Leid, erweise ihm Alles, was du dir selbst erzeigt wissen willst. Dieses ist wahrhaft das Verhältniß, in welchem unser Nächster zu uns steht; er ist gleich uns ein Kind des Vaters im Himmel, und wir Alle sind Brüder und Schwestern des nämlichen Vaters. Kann es uns wohl noch auffallen, daß Gott in der Liebe zum Nächsten die Liebe zu sich selbst erkennt? In den Kindern fühlt sich ja immer der Vater selbst geliebt. Wer Gott liebt, liebt nicht bloß die einzige Person des Vaters, sondern auch die Person des Sohnes und des heiligen Geistes. Was spricht aber zu uns der Sohn in Ansehung des Nächsten? Sieh, sagt er, ich bin durch die Annahme der menschlichen Natur euer Bruder geworden. Die Erniedrigung, die ich auf Erden erwählt, die Schmach des Kreuztodes, die ich auf mich genommen, habe ich aus Liebe zu allen meinen Brüdern zum Antheil mir erkoren. Ich liebe den Einen, wie den Andern, und will, daß nicht ein einziger von den Vielen verloren gehe, sondern daß Alle die Krone der Gerechtigkeit erlangen. Ich sage euch aber auch: Liebet einander; denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder thuet, das habt ihr mir gethan, es sei gut oder böse. Und der heilige Geist spricht zu uns: Ein Jeder, der ein Kind des Vaters und ein Bruder des Sohnes ist, ward mir zu einem Tempel bestimmt; in ihm habe ich meine Wohnung und mein Eigenthum. Verletzest du den Tempel, so verletzest du mich selbst; entehrst du den Tempel, so entehrst du mich; verachtest du den Tempel, so verachtest du mich; beraubst du den Tempel, so beraubst du mich. Was bedarf es nun noch weiterer Worte zum

Beweise, daß es ohne Nächstenliebe auch keine Gottesliebe gebe, und daß das Gebot der Nächstenliebe dem Gebote, Gott zu lieben, gleich sei? — O besäßen nur Alle wahre Nächstenliebe, dann hätten sie auch die Liebe zu Gott. Aber wie gering ist unsere Liebe zu unsern Nebenmenschen! Denn wer thut seinem Mitmenschen das Gute, welches er in demselben Falle sich selbst gethan wissen will? Wer denkt immer gut von ihm? Wer entschuldiget seine Fehler und überträgt sie mit Geduld? Wer erfreuet sich über das Gute, welches dem Nächsten zu Theil worden ist, als wäre es ihm selbst widerfahren? Wer gibt ihm nach, um den Frieden zu erhalten? Wer verzeiht ihm, wenn er beleidiget worden ist? Wer steht ihm jederzeit bereitwillig bei in seinen geistigen und leiblichen Nöthen? Wo sind diejenigen, die Alles anwenden, um ihn für das Gute zu gewinnen? Wie oft wird nicht vielmehr von uns der Nächste zum Bösen verführt! Wie oft kränken wir ihn durch üble Laune, durch Hochmuth und Hohn? Wie oft machen wir uns über seine Schwachheiten lustig; wie oft vergrößern wir seine Fehler; wie oft fügen wir ihm sonst irgend einen Nachtheil zu! Dieß sind lauter Beweise, daß uns die wahre Nächstenliebe, und eben deßwegen auch die Liebe zu Gott fehle. (cf. Dinkel's Homilien B. 2.)

39. Kurze Erklärung der zehn Gebote Gottes.

Im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten kamen die Israeliten in die Wüste Sinai, wo sie ihr Lager aufschlugen. Hier bekam Moses den Auftrag, das Volk zu heiligen drei Tage lang, und es vorzubereiten auf den dritten Tag, an welchem Gott ihm die zehn Gebote geben wollte. Die Heiligung bestund in äußern Waschungen, wodurch die innere Reinigkeit angedeutet wurde; und in Enthaltsamkeit, weil diese ein Mittel ist zur Erlangung eines bußfertigen Sinnes und zerknirschten Herzens.

Der dritte Tag, an welchem Gott die Gesetzgebung beabsichtete, war der fünfzehnte Tag nach Ostern. Die Juden begingen diesen Tag alljährlich feierlich zur dankbaren Erinnerung an die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, und es war dieses das jüdische Pfingstfest.

Am dritten Tage führte Moses das Volk an den Fuß des Berges Sinai. Es durfte den Berg selbst nicht hinansteigen, ja

nicht einmal anrühren; wer gegen diesen Befehl handeln würde, soll gesteiniget werden. Gott gab diese Verordnung, um das Volk mit desto größerer Ehrfurcht gegen seine heilige Gegenwart zu erfüllen und im Voraus von aller Neugierde und jedem Vorwitz zu warnen. Das Volk muß immer in ehrfurchtsvoller Scheue in einer gewissen Entfernung vor dem Herrn stehen; nur einige, die hiezu eine besondere Weihe erhalten haben, wie die Priester, dürfen gleichsam tiefer in sein Heiligthum hineingehen, und ihm näher treten. So war es schon im alten Bunde, und so ist es gewissermaßen auch noch im neuen.

Es rauchte aber der ganze Berg Sinai, weil der Herr im Feuer darauf herabkam, und es stieg Rauch von ihm auf, wie von einem Ofen; es war der ganze Berg fürchterlich, und der Posaunenschall ward immer stärker, und breitete sich immer mehr aus. — Das Feuer ist das Symbol göttlicher und königlicher Majestät. Daher war auch der Dornbusch feurig, in welchem Gott dem Moses erschien; deßgleichen erschien Gott selbst öfters im Feuer, besonders im Tempel. Daher heißt es von Gott: Feuer geht ihm vorher und verzehrt ringsum seine Feinde. Ps. 96, 3. Selbst bei den alten, heidnischen Imperatoren hat sich die Bedeutung dieses Symbols erhalten; denn sie ließen sich zum Zeichen ihrer Macht und ihres Glanzes Feuer vorhertragen. — Ueberhaupts war die Gesetzgebung mit fürchterlichen Ereignissen begleitet, um dem Volke sowohl vor Gott als seinem Gesetze Ehrfurcht einzuflößen. Die Schriftausleger zählen sieben solche furchteinjagende Ereignisse, nämlich: Erstens der ganze Berg bebte und zitterte, es war also ein Erdbeben. Daher sagt der Psalmist: Es bebte die Erde, und die Himmel träufelten vor dem Angesichte Gottes; Sinai vor dem Angesicht des Gottes Israel. Ps. 67, 9. Die Erschütterung des Berges sollte ein Bild sein von dem tiefen Eindruck, welchen das Gesetz Gottes auf das Volk machen, und von der Erschütterung, welche es im Herzen desselben hervorbringen würde. Zweitens: Der ganze Berg brannte und rauchte. Damit war die Nähe Gottes angedeutet; und sollte auch der Eifer bezeichnet werden, welchen das Volk in Erfüllung des Gesetzes bethätigen soll. — Drittens: Donner rollten, und Blitze leuchteten; durch den Donner wurde die Kraft des göttlichen Gesetzes angedeutet, und durch den

Blitz die innere Erleuchtung und die Zufriedenheit, welche Güter seine treue Beobachtung mit sich bringt. Viertens: Es war dichte Finsterniß; das ist ein Bild des Zustandes, in welchen der Mensch geräth, wenn er von Gott nichts weiß, oder in seinen Geboten nicht wandelt. — Fünftens: Es regnete; der Regen ist ein Symbol des Segens, welcher mit der Erfüllung der göttlichen Gebote verbunden ist. — Sechstens: Die Posaune tönte mächtig und weithin; die Posaune ist ein Bild der Stimme Gottes, und deutete an, daß von Gott selbst, und nicht von irgend einem Geschöpfe das Volk die Gesetze erhielt. — Siebentens: Ein Engel verkündete mit mächtiger Stimme die Gebote, wodurch das Volk zur treuen Erfüllung derselben sich angetrieben fühlen soll. — Uebrigens ist dieses jüdische Pfingsten, wozu die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai Gelegenheit gab, nur ein Vorbild des christlichen Pfingstfestes; denn wie dort in der Wüste der Berg Sinai bebte, so zitterte hier das Haus, in welchem die Apostel beisammen waren; wie dort Feuer, Blitz und Donner die Nähe Gottes anzeigten, so haben wir hier ein gewaltiges Geräusch vom Himmel und sehen in Gestalt feuriger Zungen den heiligen Geist herniederschweben; wie dort der Schall der Posaune Alle erschreckte, so erschütterte hier die Predigt der Apostel Alles.

Man darf nicht glauben, daß die zehn Gebote den Israeliten erst am Berge Sinai bekannt wurden; sie sind schon vom Anfang der Schöpfung von dem Finger Gottes den Menschen in das Herz geschrieben worden. Weil sie aber durch die zunehmende Sünde in den Herzen der Menschen fast wie erloschen waren, so gab sie ihnen Gott feierlich auf zwei steinernen Tafeln, bis sie Christus wieder durch den heiligen Geist in unsere Herzen einschrieb; wie der Apostel sagt: Ihr seid ein offen daliegender Brief Christi, gefertiget von uns, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Tafeln des Herzens. 2. Corinth. 3, 3. Eben darum sind die zehn Gebote Gottes auch für uns Christen verbindlich: einmal, weil sie Gesetze enthalten, welche zu beobachten Niemand ausgenommen ist, und dann, weil sie Christus auch seinen Anhängern einschärfte. Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote: Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen u. s. w.

Von den zehn Geboten beziehen sich die ersten drei auf die Liebe zu Gott, und zwar hat das erste, welches Gott allein anzubeten befiehlt, vorzüglich die erste Person in der Gottheit, den Vater, welcher von Ewigkeit her die Quelle aller Größe ist, im Auge; das zweite, welches uns gebietet, den Namen Gottes in Ehren zu halten, bezeichnet uns den Sohn, in dessen Namen, wie der Apostel sagt, sich alle Kniee beugen müssen; und das dritte, welches uns befiehlt, den Sabbat zu heiligen, zielt auf den heiligen Geist, welcher der Ursprung aller Heiligkeit ist. Die sieben andern Gebote aber beziehen sich auf die Liebe zum Nächsten. Daher konnte auch Christus sagen, daß in der Liebe zu Gott und dem Nächsten das ganze Gesetz bestehe. Der Apostel Paulus faßt es noch kürzer zusammen; denn er sagt: Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Röm. 13, 8. Es läßt sich auch dieses in Wahrheit sagen, weil die Liebe zu Gott und zum Nächsten so innig zusammenhängen, daß in der letztern auch die erstere enthalten ist. Darum sagt auch ein anderer Apostel: Wie kann der, welcher den Nächsten nicht liebt, den er doch sieht, Gott lieben, den er nicht sieht? — Wir sagen mit Recht, daß sich die ersten drei Gebote auf die Liebe zu Gott beziehen; denn wir können ihn nicht lieben, wenn wir ihn nicht allein anbeten und verehren, wie es sich geziemt; wenn wir nicht seinen Namen heiligen und gewisse Zeiten ausschließlich in seinem Dienste hinbringen. Dieß aber ist der Inhalt der ersten drei Gebote. Die übrigen sieben beziehen sich auf die Liebe zu dem Nächsten; denn lieben wir ihn, so geben wir ihm auch, was ihm gebührt, und verletzen ihn auf keine Weise: wir geben also Ehre, wem Ehre, Steuer, wem Steuer gebührt; wir tödten Niemanden, wir fügen Niemanden einen Schaden zu, weder an seiner Person, noch an seinem Eigenthume, weder in der That, noch durch Worte, noch auch durch Gedanken. Und dieses ist der Inhalt der übrigen sieben Gebote.

Gott gab seinem Volke die zehn Gebote auf zwei steinernen Tafeln. Die ersten drei stunden auf der ersten, die sieben andern auf der zweiten Tafel. Geschrieben gab Gott seinem Volke das Gesetz, damit es das Andenken daran nicht wieder verlöre; und auf Stein schrieb er es ihm, weil der Stein ein Bild der Festigkeit und Beharrlichkeit ist. Daher wird auch Christus der Eckstein genannt.

Bei der Gesetzgebung selbst durfte nur Moses mit Aaron auf den Berg hinaufsteigen; und der Herr kam zu ihm herab auf den Berg Sinai und redete zu ihm. Es war eigentlich dieses nicht Gott selbst, sondern er bediente sich eines Engels, durch den er sprach. Daher heißt es auch im neuen Testament, daß das Gesetz durch den Dienst der Engel gegeben worden sei.

Nun lassen wir die Gebote selbst mit einigen Bemerkungen dazu folgen:

I. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Lande Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß von dem, was im Himmel oben, und auf der Erde unten, und was unter der Erde im Wasser ist. Du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen; denn ich bin der Herr, dein Gott, ein starker und eifernder Gott, der die Missethaten der Väter an den Kindern straft bis in's dritte und vierte Geschlecht bei denen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit thut bis in's tausende Glied bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten. —

Gott beginnt seine Gesetzgebung mit einer kurzen Vorrede, indem er sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott", — um gleich von Vorneherein dem Volke seine große Macht und Majestät vor Augen zu stellen. So pflegen auch irdische Gesetze den Namen und Titel dessen an der Spitze zu tragen, der sie erlassen hat. Mit dem Andenken an seine Macht weckt er beim Volke auch die Erinnerung an seine Güte. Darum erwähnt er eine der vorzüglichsten Wohlthaten, die er seinem Volke in jüngster Zeit erwiesen hat: „Der dich aus Aegypten geführt, aus dem Hause der Knechtschaft." Nichts fordert ja mehr zur Erfüllung eines Gebotes auf, als wenn man weiß, daß der, welcher es gegeben, nicht bloß mächtig, sondern auch gütig sei; denn das Erstere flößt Furcht ein; das Letztere aber Liebe; und gerade ein aus Liebe erwiesener Gehorsam ist der vollkommenste.

„Du sollst keine fremden Götter neben mir haben." Hiemit befiehlt Gott, daß wir ihn, als den höchsten Herrn allein anbeten.

und ihm dienen, wie auch Christus im neuen Bunde sagt: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen. Matth. 4, 10. Die Anbetung und der Dienst aber, welche man dem höchsten Wesen erweiset, ist zweierlei: äußerlich und innerlich. Die innere Anbetung besteht in jener Neigung der Seele, vermöge welcher wir Gott als das höchste Gut mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüthe und allen Kräften anhängen, ihm Leib und Seele unterwerfen und zu Allem bereit sind, was er von uns verlangt. Dieses geschieht durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Daher betet derjenige Gott nicht wahrhaft an, der ihn nicht über Alles liebt. Gott, sagt der heilige Augustin, wird nicht geehrt, wenn man ihn nicht liebt. Die äußere Anbetung geschieht durch gewisse Akte des Leibes, wodurch sich die innere Andacht gleichsam verkörpert. Wir sind zu beiden Arten der Anbetung verpflichtet, weil Alles, Leib und Seele, und was wir sonst noch haben, Gott gehört, und wir schuldig sind, Leib und Seele in seine Dienste hinzugeben. Weil wir aus zwei Naturen bestehen, schreibt der heilige Thomas von Aquin, nämlich aus Leib und Seele, so müssen wir nicht bloß geistig, sondern auch leiblich die göttliche Majestät anbeten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die innere Anbetung ihm mehr gefällt, als die äußere; aber wir müssen uns hüten, darüber die äußere Anbetung zu versäumen. Auch diese verlangt Gott (Deut. 26, 17. rc.), und die Frommen und Heiligen haben sie ihm auch jederzeit erwiesen. 3. König. 16, 21.; Dan. 6, 10.; Matth. 2, 11.; Luk. 22, 41.; Eph. 3, 14. Eine bloß äußere Anbetung aber, welcher keine innere zu Grunde liegt, wäre eine Heuchelei, wodurch Gott nicht geehrt wird, und man sich nur sein Mißfallen zuzieht. Solche sind gemeint, wenn es heißt: Dieses Volk ehrt mich nur mit seinen Lippen, sein Herz ist aber weit von mir entfernt. Matth. 15, 7.

Verboten wird im zweiten Gebote Alles, was dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe widerspricht, wie an seinem Orte gezeigt ist; dann auch, was der äußern Verehrung Gottes entgegen ist, wie Abgötterei, Sakrilegium und Aberglauben.

Durch die Abgötterei wird die höchste Ehre, welche Gott allein gebührt, einem Geschöpfe zugewendet. Wie aber die wahre Anbetung innerlich und äußerlich ist, so kann auch die Abgötterei

innerlich und äußerlich sein. Die innere Abgötterei besteht darin, daß man den Glauben, das Vertrauen und die Liebe, welche man Gott schuldig ist, auf ein Geschöpf überträgt. In diesem Sinne treibt ein Jeder Abgötterei, dem etwas theuerer ist, als Gott. Daher nennt der Apostel den Geiz, die Schwelgerei einen Götzendienst. Die äußere Abgötterei aber besteht darin, daß man den Gott allein gebührenden Cult irgend einem Geschöpfe erweiset, wie die Heiden thun.

Unter Sakrilegium versteht man die Entweihung einer heiligen oder Gott geweihten Sache. Dahin gehören kirchliche und andere Gott gewidmete Personen; heilige Orte, wie Kirchen, Gottesäcker, Klöster; die Sakramente, die Gebete und Ceremonien der Kirche; die Güter und Einkünfte derselben; dann auch Alles, was zum Gottesdienste bestimmt und durch eine besondere Weihe geheiliget ist, wie die heiligen Oele, Altäre, Bilder, heiligen Gefäße und Kleider. Wer die genannten Personen und Sachen profanirt, sündiget gegen das erste Gebot Gottes.

Der Aberglaube besteht entweder in einer ungebührenden und überflüssigen, gottesdienstlichen Uebung, oder in einer unnützen, eitlen oder gar gefährlichen Andacht. Man kann auf vierfache Art Aberglauben treiben, nämlich:

a) Wenn man bei der äußern Verehrung Gottes eitle und überflüssige, von Gott verbotene und von der Kirche nicht gebilligte Gebräuche beobachtet.

b) Wenn man einem Geschöpfe eine Ehre erweiset, wie sie nur Gott gebührt, wodurch man nach Umständen selbst in Abgötterei verfallen kann.

c) Wenn man von gewissen Dingen eine Kraft erwartet, welche diese weder vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit, noch durch die Weihe der Kirche haben können.

d) Wenn man verborgene und zukünftige Dinge durch gewisse Mittel oder gar durch einen Bund mit dem Teufel erfahren will. (Ausführlich ist vom Aberglauben gehandelt B. 1. S. 1—26.)

„Du sollst dir kein Bild machen" u. s. w. Gott verbietet den Israeliten, daß sie sich ein Bild oder eine Vorstellung von ihm machen, um es anzubeten; er verbietet ihnen eigentlich die Götzenbilder. Da ihnen Gott noch nicht körperlich erschienen war,

so hätten sie sich ohnehin keine würdige Vorstellung von ihm machen können; sie hätten mehr oder weniger der Bilder der Heiden sich bedienen müssen, und die Gefahr, diese Bilder und Vorstellungen für Gottheiten zu halten und als solche anzubeten, wäre daher um so größer gewesen, je roher und sinnlicher das Volk der Israeliten war. Gerade aber dieses war der Zweck des Gebotes, das Volk vom Götzendienste zu bewahren. Daran hielten sich auch die Juden genau bis in die spätesten Zeiten herab; sie ließen in ihrem Tempel nie Bilder zu. Als daher Pilatus und Petronius, die Vorgesetzten des Landes, es versuchten, Bildnisse der Kaiser Tiberius und Caligula in den Tempel einzuführen, widerstunden die Juden bis zum Tode. Lächerlich ist es, wenn die Protestanten unter Berufung auf das erste Gebot noch heutigen Tags religiöse Bilder verbannt wissen wollen, und wenn sie die Verehrung, welche die katholische Kirche den Bildern und Reliquien der Heiligen erweiset, als Abgötterei bezeichnen. Die katholische Kirche ist weit entfernt, den Bildern der Heiligen oder einem Partikel vom Kreuze eine göttliche Verehrung zu erweisen; sie sind ihr nur Erinnerungen und Vorstellungen von Gott und den Heiligen, und sichtbare Mittel, um zu dem aufzusteigen im Geiste, der durch das Bild vorgestellt wird. Daher sagt schon der heilige Ambrosius von der Kaiserin Helena: „Sie hat das wahre Kreuz gefunden; sie hat Jesum daran angebetet, nicht aber das Holz; denn Holz anbeten, ist der heidnischen Gottlosigkeit eigen; sie hat aber am Kreuze denjenigen angebetet, der daran gehangen.“ — In dieser Weise verehrt die Kirche noch heutigen Tages die Bilder Christi und der Heiligen. Einem vernünftigen Protestanten fällt es auch nicht mehr ein, die Katholiken der Bilderverehrung wegen der Abgötterei zu beschuldigen. Auch hat Gott nicht an und für sich es verboten, ein Bild oder eine Vorstellung vom himmlischen Wesen zu machen, sondern nur, es in der Absicht zu machen, um es anzubeten. Hätte er jedes Bild überhaupts verboten, so wäre er mit sich selbst in Widerspruch gekommen, da er einige Tage nach der Gesetzgebung auf Sinai dem Moses befiehlt, auf den Tabernakel die Bilder zweier Cherubime zu stellen, welche die Arche mit ihren Fittigen bedecken sollen. (Mehr davon beim Artikel „Heilige“.)

„Ich bin der Herr, dein Gott, ein starker und eifernder Gott.“

Der Herr nennt sich einen eifernden Gott, um damit anzudeuten, wie sehr er nach unserm Gehorsame verlangt, und wie sehr ihn eine Uebertretung von unserer Seite erzürnt. Er bezeichnet sein Verhältniß zu seinem Volke unter dem Bilde einer geistigen Ehe. Wie nun der Gemahl auf das Höchste aufgebracht wird durch den Treuebruch seiner Gattin; so, will Gott sagen, wird auch er durch Nichts mehr gereizt, als den Ungehorsam von Seite seines Volkes.

„Der die Missethaten der Väter an den Kindern straft, bis in's dritte und vierte Geschlecht, bei denen, die mich hassen." Gott straft die Sünde nicht immer sogleich, und so viel, als sie es verdiente; er wartet oft, bis das Maß der Sünden voll ist. Daher heißt es: Ihr machet voll das Maß (der Sünden) euerer Väter. Matth. 23, 32. Wenn nun das Maß voll ist, dann entbrennt der Zorn Gottes oft plötzlich, und mit einem Male läßt er seine Strafgerichte hereinbrechen. Die Strafe würde aber nicht so groß sein, wenn nicht die Sünden der Eltern und Voreltern vorausgegangen wären. Dabei müssen oft auch Unschuldige mitleiden; unschuldig sind sie nämlich an jenen Missethaten, um welcher willen die Strafgerichte hereinbrechen; aber weil sie in andern Dingen schuldig sind, und sie durch geduldiges Leiden der nicht verdienten Strafen ihre durch andere Sünden sich zugezogene Strafen abbüßen, so geschieht ihnen nichts weniger als unrecht, sondern es ist ihnen nur eine erwünschte Gelegenheit, ihr Heil zu wirken, gegeben. In diesem Sinne straft Gott die Sünden der Eltern an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, d. h. bei der Nachkommenschaft überhaupts. Man muß aber dabei nicht meinen, daß in Folge dessen die Eltern selbst straflos ausgehen. Es ist nur von den Uebeln dieses Lebens die Rede; diese werden oft über die Kinder wegen der Schuld ihrer Eltern verhängt; was aber die Strafe der Seele, und vorzüglich in der Ewigkeit betrifft, so muß da ein Jeder für seine eigenen Sünden einstehen, und wird auch ein Jeder nach dem Maße seiner Missethaten bestraft. Darauf beziehen sich die Worte des Propheten Ezechiel: „Das Kind soll die Bosheit seines Vaters nicht tragen, sondern für sein eigenes Verbrechen bestraft werden."

Gott setzt aber auch hinzu: „Und der Barmherzigkeit thut bis in's tausende Glied bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten." In der That zeigt sich der Segen frommer Voreltern oft

augenscheinlich noch bei der spätesten Nachkommenschaft. Es ist auch nicht zu übersehen, daß Gott mit dem Fluche nur bis in's dritte und vierte Geschlecht droht, Segen aber bis in das tausendste Glied verheißt. So ist es der wahren Größe eigen, sie gibt viel lieber, als daß sie empfängt. Daher ist auch Gott im Geben reicher, als im Strafen. Ist gleichwohl seine Gerechtigkeit eben so groß, als seine Barmherzigkeit, so macht es ihm doch Freude, diese im reichlichern Maße zu zeigen. Er will, wie es auch in einem Kirchengebete heißt, seine Größe vorzüglich im Erbarmen an den Tag legen.

II. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht eitel nennen; denn der Herr wird den nicht für unschuldig halten, der den Namen des Herrn, seines Gottes, vergeblich nennt.

Unter Name Gottes versteht man hier nicht bloß, wie die Juden meinten, den Namen Jehova, sondern einen jeden Namen, der auf Gott sich bezieht, insbesonders den heiligen Namen Jesus, ja dieser Name ist selbst noch heiliger, als der Name Gottes: denn Gott bezeichnet den Schöpfer, Jesus aber deutet den Erlöser und Heiland an. Eben so kurz als erschöpfend stellt Theodoret den Sinn dieses Gebotes dar, wenn er sagt: Der Befehl, du sollst den Namen des Herrn nicht eitel nennen, verbietet, nicht nur die Heiligkeit des Namens zu verletzen durch Schwören ohne Noth, oder auch das Falsch-Schwören und Gotteslästern, sondern untersagt überhaupts diesen so heiligen Namen auf eine unanständige, scherzende und unbescheidene Weise auszusprechen, wodurch, wie es immer geschehen mag, die tiefe Ehrfurcht, welche man dem Namen und der Majestät Gottes schuldig ist, verletzt wird. (In Exod. quaest.)

Um näher auf dieses Gebot einzugehen, so befiehlt es die Heiligung des Namens Gottes, und verbietet die Entheiligung desselben.

Geheiliget wird der Name Gottes vorzüglich:

a) Durch gottesfürchtige Reden, und vorzüglich durch das Gebet, von welch letzterm B. VII. S. 379 et seq. gehandelt ist.

b) Durch Gelübde. cf. B. VIII. S. 329 u. folg.

c) Durch den Eid. cf. B. V. S. 226 u. folg.

Entehrt wird der Name Gottes vorzüglich:

a) Durch nutzloses Betheuern und eitles Schwören. cf. B. V. S. 257—260.

b) Durch Meineid. cf. B. V. S. 267 u. folg.

c) Durch Fluchen und Gotteslästern. cf. B. VI. S. 550—573.

Wie dem ersten Gebote hat Gott auch dem zweiten eine Drohung beigefügt: „Der Herr wird den nicht für unschuldig (straflos) halten, der den Namen des Herrn, seines Gottes, vergeblich nennt." Gott fügte aber entweder wegen der Schwere des Gebotes die Drohung bei, oder um dadurch desto mehr von der Uebertretung desselben zurückzuschrecken. Es fehlt auch in der heiligen Schrift nicht an abschreckenden Beispielen, wie Gott die straft, welche seinen Namen entheiligen. So wurde wegen des Meineides des Königs Sedechias Jerusalem und ganz Judäa verwüstet. 4. Kön. 24. Ferners befiehlt Gott, man solle einen, der lästert, steinigen. Levit 24. Auch der heilige Paulus übergibt die, welche lästern, dem Satan. 1. Timoth. 1.

III. Gedenke, daß du den Sabbat heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten, und all deine Geschäfte thun; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; an demselben sollst du kein Geschäft thun, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Ankömmling, der inner deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und Alles, was darin ist, aber am siebenten Tage ruhte er; darum segnete Gott den Sabbat und heiligte ihn.

In so ferne dieses Gebot einen Theil der Zeit dem ausschließlichen Dienste Gottes widmet, ist es ein natürliches Gesetz, indem die Natur selbst solches verlangt; in so ferne es aber den siebenten Tag, oder den Sabbat dazu bestimmt, ist es ein Ceremonialgesetz, und daher im neuen Bunde abgeschafft. Der Sabbat ist der Ruhetag, weil an diesem Tage Gott zu schaffen aufhörte. Geistiger Weise ist damit auf die Ruhe Jesu Christi hingewiesen, der an diesem Tage auch von seinem Werke ausruhte, indem er im Grabe lag.

Durch die Einsetzung des Sabbat sollten die Juden fortwährend an die Schöpfung, dann auch an ihre Befreiung aus Aegypten

erinnert werden; sodann sollte ihnen der Sabbat ein besonderes Zeichen ihrer Auserwählung sein, und endlich war es auch geziemend, daß es einen Tag gäbe, an welchem man von seinen Arbeiten ausruhte. Daß hiezu gerade der siebente Tag gewählt wurde, darf um so weniger auffallen, als die Zahl sieben überhaupts eine heilige und geheimnißvolle ist, und daher für Gott sich auch am meisten geziemte.

Gott sprach: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest." Mit dem Worte „gedenke" — wollte der Herr besondere Aufmerksamkeit rege machen. Es ist, als hätte er gesagt: Vergiß in deinen zeitlichen Geschäften meines Sabbats nicht; es seien dir die vielen Arbeiten, welche du hast, kein Grund, seine Ruhe zu stören.

Die Juden hielten den Sabbat sehr strenge; es war ihnen nicht erlaubt, das Mindeste zu thun; sie durften an diesem Tage nicht einmal Speisen kochen, ja selbst kein Feuer anzünden. Auch ihre Knechte und Mägde mußten sie am Sabbate der Arbeiten entheben, selbst wenn diese keine Israeliten waren. Deßgleichen mußten Fremde im Judenlande den Sabbat halten; und selbst das Vieh durfte an diesem Tage zu keiner Arbeit benützt werden, auf daß durch kein Geräusch die Ruhe des Sabbats gestört würde.

An die Stelle des Sabbats ist im Christenthume der Sonntag getreten; die Gründe hiefür sind näher angegeben B. VI. S. 354—358.

Wie der Sonntag zu feiern ist, findet sich erörtert B. VI. S. 358—361; ferners S. 374—410.

IV. **Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du lange lebest im Lande, welches der Herr, dein Gott, dir geben wird.**

Nach Gott werden im Dekalog sogleich die Eltern gesetzt, weil sie auf Erden Gottes Stelle vertreten.

Diesem Gebote hat Gott die Verheißung beigefügt: „Auf daß du lange lebest." Diese Verheißung geht zunächst auf das irdische Leben. Schon die Heiden hatten davon eine Ahnung und glaubten, daß guten Kindern die Götter ein langes Leben bescheeren. Es ist diese Wahrheit in der That durch viele Beispiele bestätiget. Kinder, welche ihre Eltern ehren, verdienen auch diesen Lohn, weil sie sich dadurch erst des Lebens recht wahrhaft würdig machen.

Sterben aber solche auch in der Jugend, so kann man dennoch von ihnen sagen, daß sie lange gelebt haben, weil sie ihre Lebensaufgabe erfüllt haben. Denn es kömmt nicht darauf an, wie lange, sondern wie gut man lebte. Noch mehr ist also hier das Leben in der Ewigkeit bezeichnet, welches David die Länge der Tage nennt. Auch dieses unvergängliche Leben im Himmel, der so recht wahrhaft das Land ist, welches Gott den Seinigen gibt, wird guten Kindern zu Theil werden.

Das vierte Gebot enthält überhaupts alle Pflichten der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, und die Pflichten dieser gegen jene. Die Eltern allein werden aber nur erwähnt, weil im Worte Eltern alle übrigen Vorgesetzten enthalten sind, und angedeutet sein soll, daß alle Vorgesetzten ihre Untergebene wie Kinder lieben, und die Untergebenen ihre Vorgesetzten wie Eltern ehren und hochschätzen sollen. Unter dem Worte: „Vater und Mutter“ werden also im vierten Gebote nicht bloß die leiblichen Eltern, sondern auch die Pflegeeltern, dann die geistigen Väter, wie Beichtväter, Taufpathen ꝛc., sodann auch alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, ferners Herrschaften und sonstige Vorgesetzte; und unter dem Worte Kinder alle Untergebenen überhaupts verstanden.

Die Kinder sollen ihre Eltern ehren, lieben, sie in wichtigen Dingen um Rath fragen; ihnen gehorchen; ihnen in leiblichen und geistigen Nöthen bereitwillig zu Hilfe kommen; ihre Schwachheiten geduldig ertragen, für sie beten u. s. w. Im Falle aber die Eltern etwas befehlen würden, was gegen den göttlichen Willen wäre, dürften die Kinder nicht gehorchen. Denn hier gilt der Ausspruch der heiligen Schrift: Man muß Gott mehr gehorchen, als dem Menschen. Ausführlicher wird davon gehandelt werden beim Artikel „Kinder“.

Das gläubige Volk hat die Pflicht, seine geistlichen Vorsteher zu lieben und zu ehren, ihnen zu gehorchen, ihre öffentlichen und geheimen Ermahnungen zu befolgen, für sie zu beten, und ihnen das zum Lebensunterhalt Nothwendige zu reichen. Auch den weltlichen Obrigkeiten müssen die im Unterthanverbande Stehenden Unterwürfigkeit und Gehorsam erweisen; sie müssen die gesetzlichen Abgaben entrichten, für sie Gebete darbringen u. s. w. Ausführlicher beim Artikel „Obrigkeit“.

Die Pflichten der Dienstboten sind B. IV. S. 266—340. erörtert, und jene der Herrschaften werden bei diesem Artikel zur Abhandlung kommen.

Von den Pflichten der Eltern haben wir gehandelt B. V. S. 447 u. folg.; von den Pflichten der übrigen Vorgesetzten wird beim Artikel „Obrigkeit" die Rede sein.

V. Du sollst nicht tödten.

Dieses Gebot verbietet:

a) Jemanden zu tödten. Es ist hier von Personen die Rede; denn Thiere darf man, je nach dem es das Bedürfniß erfordert, tödten. Auch kann es Fälle geben, wo es erlaubt ist, dem Nächsten das Leben zu nehmen. Dieses darf in einem gerechten Kriege geschehen. Deßgleichen hat die rechtmässige Obrigkeit das Recht, den Missethäter nach den bestehenden Gesetzen hinzurichten. Denn ihr Ansehen, sagt der heilige Augustin, ist Gottes Ansehen und wenn sie das Leben nimmt, so ist es Gott selbst, der durch sie es thut. Wie es aber, die genannten zwei Fälle ausgenommen, nicht erlaubt ist, den Nächsten zu tödten, so ist auch der Selbstmord in allen Fällen verboten. Mehr hievon beim Artikel „Mord".

b) Jemanden überhaupts an seinem Leben oder seiner Gesundheit zu beschädigen. Dieß kann unter Andern durch Verwundung geschehen, oder durch eine andere ungerechte oder lieblose Behandlung, wodurch die Gesundheit des Nächsten untergraben wird. Ein Solcher ist nicht nur schuldig, die Kurkosten zu bezahlen, sondern auch sonst dem Beschädigten und seinen Angehörigen möglichsten Ersatz zu leisten. Sieh B. 4. S. 256 u. 257.

Ist durch das fünfte Gebot der leibliche Mord verboten, so ist durch dasselbe noch mehr die Tödtung oder Beschädigung der Seele verboten; denn die Seele ist noch viel mehr werth, als der Leib. Dieses aber geschieht durch Aergerniß, durch böses Beispiel und Verführung. Wer auf solche Weise den Nächsten der Seele nach getödtet oder verwundet hat, muß sich alle Mühe geben, den Verführten wieder auf bessere Wege zu bringen. Man kann hier die Artikel „Aergerniß" und „Beispiel böses" in so ferne sie hieher einschlagen, vergleichen.

Das fünfte Gebot gebietet: Dem Nächsten alles das thun, was seinem leiblichen und geistigen Wohle wahrhaft zuträglich ist,

also ihn lieben, mit ihm in Frieden leben, ihn zum Guten ermuntern; dann vor leiblichen und geistigen Gefahren ihn warnen; in wirklichen Lebensgefahren ihm beispringen, in Krankheiten ihm Pflege angedeihen lassen u. s. w.

VI. Du sollst nicht ehebrechen.

In diesem Gebote verbietet Gott Alles, was wider die Keuschheit ist, als: Hurerei, Ehebruch, Blutschande, Bestialität, sodomitische Sünde, Selbstbefleckung und dergleichen; ferners auch das, was die Sünde der Unlauterkeit weckt und nährt, wie z. B. unreine Küsse, vertrauter Umgang mit Personen des andern Geschlechtes, sogenannte Bekanntschaften u. s. w.

Hingegen ist uns im sechsten Gebote befohlen, keusch und nüchtern zu leben, und alle Mittel zu ergreifen, die hiezu ersprießlich sind. Die Keuschheit kann übrigens eine dreifache sein, man unterscheidet eine Keuschheit der Jungfrauen, der Verheiratheten und der Wittwen. Ein Jeder ist verpflichtet, die Keuschheit seines Standes zu beobachten; die vorzüglichste Art der Keuschheit aber ist die des jungfräulichen Standes; nach dieser kömmt zunächst die der Wittwen.

Mittel, die Keuschheit zu bewahren, sind: Die Flucht vor jeder Gefahr; dann Gebet, häufiger Empfang der heiligen Sakramente, insbesonders auch Abtödtung des Fleisches und Verleugnung der Sinne. Mehr hievon beim Artikel „Keuschheit".

VII. Du sollst nicht stehlen.

In diesem Gebote verbietet Gott, auf keine Art das Gut des Nächsten ungerechter Weise an sich zu bringen, oder an seinem Eigenthume ihm einen Schaden zuzufügen. Man kann dem Nächsten sein Gut auf dreifache Weise entziehen, nämlich durch Betrug, Diebstahl und Raub. Unter allen Sünden ist diese eine der häufigsten, und das Schlimmste dabei ist noch dieß, daß man sich daraus nicht einmal ein Gewissen macht, sondern seine Ungerechtigkeit beschöniget, und statt sich derselben zu schämen, sich vielmehr darüber rühmt. Wie oft nennt man den schändlichsten Betrug nur einen klugen Geschäftsvortheil!

Dieses Gebot übertreten also nicht bloß Diebe und Räuber, sondern auch:

a) Gattinen, Kinder und Dienstboten, indem sie sich gegen Wissen und Willen des Hausvaters Manches beilegen.

b) Kauf- und Handelsleute, wenn sie unrichtiges Maß und Gewicht führen, die Waaren verfälschen, zu theuer verkaufen, oder sonst den Nächsten übervortheilen.

c) Richter und obrigkeitliche Personen, wenn sie der Bestechung zugänglich sind und die Processe nach der Größe des Geschenkes entscheiden; wenn sie Wucherer und andere Betrüger ungeahndet ihr Geschäft zum Schaden der Untergebenen forttreiben lassen; wenn sie die öffentlichen Kassen angreifen, oder wenn dieses durch ihre Saumseligkeit von ihren Untergebenen geschieht.

d) Proceßführende Parteien, und solche, die dabei betheiliget sind, wie Advokaten, Prokuratoren, wenn sie ungerechten Streit beginnen oder durch schlechte Mittel ihn zu gewinnen suchen.

e) Arbeiter und Taglöhner, wenn sie zu hohen Lohn fordern, ihre Arbeit nachlässig verrichten, oder ihrem Brodherrn irgend etwas ungerechter Weise entziehen.

f) Geldverleiher und sogenannte Geschäftsleute, wenn sie zu hohe Zinsen fordern, oder durch andere unbillige Bedingnisse ihren Mitmenschen drücken; wenn sie das ihnen anvertraute Gut ihres Nächsten nicht zu gehöriger Zeit zurückstellen.

g) Herrschaften, die ihren Dienstboten den Lohn verkürzen; und Unterthanen, die ihre Abgaben nicht entrichten; auch Schuldner, die ihre Schulden nicht abtragen.

h) Diejenigen, welche ein gefundenes Gut behalten, ungeachtet sie den Eigenthümer wissen, oder sich keine Mühe geben, ihn ausfindig zu machen.

i) Diejenigen, welche oft aus bloßem Muthwillen den Nächsten beschädigen, z. B. seine Saatfelder zusammentreten, ihm Bäume abhauen ꝛc.

k) Die, welche zur Beschädigung des Nächsten auf was immer für eine Weise mitwirken, z. B. Dieben Unterschluf geben, das Gestohlene ihnen abkaufen u. s. w.

l) Die, welche die geschlossenen Verträge zum Nachtheil ihres Nebenmenschen brechen.

m) Die, welche den angerichteten Schaden, ungeachtet sie könnten, nicht wieder ersetzen wollen.

Das siebente Gebot macht uns Gerechtigkeit gegen den Nächsten zu üben zur strengen Pflicht. Daher sollen wir jedem das

Seine geben und lassen; wir sollen den Nächsten vor Schaden warnen und jeden Nachtheil von seinen Gütern, so weit es uns möglich ist, gerne abwenden; wir sollen ihm freie Bewegung in seiner Geschäftssphäre lassen und seinem Wohlstande nach Thunlichkeit förderlich sein; wir sollen auch seinen Nöthen gerne abhelfen. Sieh den Artikel „Dieb". B. IV. S. 153 et seq.

VIII. Du sollst kein falsches Zeugniß geben wider deinen Nächsten.

Dieses Gebot untersagt, den Nächsten mit Worten zu verletzen. Solches kann geschehen:

a) Durch falsches Zeugniß. Darunter versteht man im Allgemeinen Alles, was wider den Nächsten gegen die Wahrheit ausgesagt wird, sei es vor Gericht oder außer Gericht; im engern Sinne aber pflegt man nur eine falsche Aussage wider den Nächsten vor Gericht ein falsches Zeugniß zu nennen. Dieß ist eine schwere Sünde, von der die heilige Schrift selbst sagt, daß sie nicht unbestraft bleiben wird. Sprüchw. 19, 5. Wer falsches Zeugniß gegeben hat, ist schuldig, dem Nächsten allen Schaden zu ersetzen, den er ihm an seiner Ehre oder seinen übrigen Gütern zugefügt hat; und wenn ihm dieses nicht möglich ist, muß er sich wenigstens als Lügner bekennen.

b) Die Lüge. Wer gegen seine innere Ueberzeugung in der Absicht zu täuschen, spricht, der lügt. Wie sehr Gott die Lüge haßt, beweiset der Vorfall des Annanias und der Saphira. Auch lesen wir von der Strafe für die Lüge: „Allen Lügnern wird ihr Antheil werden im Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennt." Apokal. 21, 8. Daher darf man nie lügen, auch dann nicht, wenn dadurch ein Schaden verhütet oder etwas Gutes bewirkt würde; auch sogenannte Scherz- und Nothlügen soll man sich nicht angewöhnen. cf. unten den Artikel „Lüge".

c) Verleumdung. Darunter versteht man eine Rede, sie geschehe mündlich oder schriftlich, wodurch der Nächste an seiner Ehre angegriffen oder verletzt wird. Diese Sünde wird begangen: Wenn man dem Nächsten ein falsches Vergehen andichtet; wenn man seine wahren Fehler vergrößert; wenn man ohne Noth dieselben offenbart; wenn man fremde Thaten oder Worte falsch auslegt und sie verdächtiget; wenn man die löblichen Handlungen des Nächsten

herabsetzt und ihnen die verdiente Anerkennung versagt. Daß die Verleumdung eine große Sünde ist, folgt schon daraus, weil der Apostel sagt: Verleumder werden das Reich Gottes nicht besitzen. 1. Corinth. 6, 10. Aber schon das bloße Anhören der Verleumdung ist unrecht; man soll solchen Lästerzungen Stillschweigen auflegen, und wo dieses nicht möglich ist, doch sein Mißfallen an ihren Reden zu erkennen geben. Wer übrigens verleumdet hat, ist schuldig, dem Nächsten die verletzte Ehre wieder zurück zu stellen, was oft eine schwierige Arbeit ist. Sieh den Artikel „Verleumdung".

d) Schmeichelei. Der Schmeichelei macht sich derjenige schuldig, der entweder Fehler an seinem Nächsten lobt, oder sein Verdienst übertreibt. Auch dieses ist eine Sünde; denn es ist eine Art Lüge. Auch geht dadurch dem Nächsten ein Schaden zu; denn gewöhnlich wird seine Eitelkeit genährt.

e) Vermessenes Urtheil und falscher Argwohn. Wer ohne hinlänglichen Grund bei seinem Nächsten Böses muthmaßt, verfällt in die Sünde eines freventlichen Argwohnes, und wer nicht nur die Rechtschaffenheit eines Andern bezweifelt, sondern ihm auch böse Absichten beilegt und sündhafte Handlungen unterschiebt, urtheilt vermessen. Die heilige Schrift verbietet Solches mit allem Nachdruck: „Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet." Luk. 6, 37. So auch der heilige Matthäus 7, 1. Und der heilige Paulus: „Du bist unentschuldbar, o Mensch, wenn du richtest; denn worin du den Nächsten richtest, verurtheilst du dich selbst." Röm. 11, 1.

Das achte Gebot befiehlt: Daß wir die Wahrheit lieben, und sie auch in unserm Herzen und in unserm Munde haben; daß wir immer und überall der Wahrheit gemäß Zeugniß geben, und daß wir das Thun und Lassen unserer Nächsten allzeit von der best möglichen Seite auslegen.

IX. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau.

Gott verbietet die Begierlichkeit durch ein eigenes Gebot, weil man hätte glauben können, im sechsten Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen," — und im siebenten: „Du sollst nicht stehlen," — wäre nur die äußere Handlung untersagt; auf die Gedanken käme es dabei nicht an. Wirklich scheinen die Juden zur Zeit Christi diesen Irrthum gehegt zu haben. Daher wirft ihnen der

Heiland auch vor, daß sie nur das Aeußere reinigen. Weislich verbietet Gott auch das Verlangen nach etwas Sündhaften; denn dadurch wird schon das Herz mit einem pestartigen Hauche erfüllt, der es vergiftet. Ist aber das Herz einmal verunreiniget, so wird auch die unreine Handlung bald nachfolgen. Die bösen Gedanken sind gleichsam der Saame zu bösen Werken. cf. den Artikel „Begierde" B. II. S. 146 u. folg., und „Gedanken" B. VIII. S. 3 u. folg.

Im neunten Gebote verbietet Gott demnach alle Gedanken und Begierden, welche gegen das sechste Gebot laufen. Der Gedanke ist die aufmerksame Hinrichtung des Geistes auf irgend einen Gegenstand; bei der Begierde ist aber auch der Wille thätig, der nach irgend einem Dinge verlangt. Daher kömmt es, daß der Gedanke nicht immer, die Begierde aber jedes Mal eine Sünde ist, weil letztere den bösen Willen in sich schließt. Es ist unsere Pflicht, gegen die bösen Gedanken zu streiten und sie auszuschlagen; dieses ist auch im neunten Gebote befohlen.

X. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch seinen Ochsen, noch seinen Esel, noch Alles, was sein ist.

In diesem Gebote verbietet Gott jedes unordentliche Verlangen nach fremden Eigenthum, und zwar in der Absicht, daß sich Jemand zum Schaden des Nächsten in den Besitz zeitlicher Güter setzen will. Demnach würden gegen dieses Gebot sich versündigen: Landleute, die sich einen Mißwachs wünschen, um ihr vorhandenes Getreide theuerer abzusetzen; Kinder, die ihren Eltern den Tod wünschen, um in den Besitz ihrer Güter zu kommen; Aerzte, die an ihren Orten den Ausbruch ansteckender Krankheiten wünschen, um mehr sich zu verdienen u. s. w. Dieses Gebot befiehlt uns hingegen, unser Verlangen nach zeitlichen Gütern überhaupts zu mässigen; denn wer zu heftig darnach verlangt, kömmt leicht in Versuchung, dieselben sich auch durch ungerechte Mittel zu wünschen.

40. Kurze Erklärung der Kirchengebote.

Die Kirche kann besondere Gebote und Verordnungen geben; denn sie hat die Gewalt hiezu von Christus erhalten. Auch muß ihr schon als Societät das Recht zustehen, durch zweckdienliche Vor-

schriften ihren Haushalt zu ordnen, und jene, welche ihrem Verbande angehören, durch Gesetze zu verpflichten. Eben deßwegen sind alle Gläubige schuldig, die Kirche, wenn sie etwas gebietet, zu hören und ihr zu folgen. Das Recht zu befehlen auf der einen Seite, fordert die Pflicht des Gehorsams auf der andern. Jesus selbst sagt: Wenn Einer die Kirche nicht hört, so sei er dir, wie ein Heide und Publikan. Matth. 18, 17.

Auf die Frage, wem in der Kirche das Recht zusteht, Gebote zu geben, lautet die Antwort: den Hirten der Kirche; denn diese hat der Herr gesetzt, dieselbe zu regieren. Diese Hirten sind die Bischöfe. Von ihnen sagt der Heiland: Wer euch hört, der hört mich; wer aber euch verachtet, der verachtet mich. Luk. 10, 16. Und der heilige Paulus: Habet Acht auf euch und auf die ganze Heerde, über welche der heilige Geist euch als Bischöfe gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren. Apostelg. 20, 28. Sind die Hirten von Gott zu Regenten in der Kirche bestellt, so ist ihnen nothwendig die Macht verliehen, Gesetze zu geben, da es ohne Gesetze keine Regierung, und ohne Regierung keine Ordnung geben kann. Und da nach Christi Wort: Wer euch höret, hört mich, — durch die Hirten der Kirche der Herr selbst redet, so ist es unsere Pflicht, darauf zu achten und ihnen zu gehorchen. Es gilt auch, was der Apostel sagt: Gehorchet euern Vorgesetzten und unterwerfet euch denselben; denn sie wachen als die, welche für euere Seelen Rechenschaft geben müssen. Hebr. 13, 17.

Wir haben auch Beweise in der heiligen Schrift, daß die Apostel neue Gesetze für die Kirche gegeben haben; denn im ersten Concilium zu Jerusalem erklären sie: Es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen, euch weiter keine Last aufzulegen, als diese nothwendigen Stücke: Daß ihr euch enthaltet der Götzenopfer, des Blutes, des Erstickten und der Hurerei. Apostelg. 15, 28 u. 29. Aus diesem Beschlusse geht zugleich hervor, daß, was die Kirche gebietet, vom heiligen Geiste selbst befohlen wird. Die Kirche hat auch immer das Recht ausgeübt, Gesetze zu geben.

Da die Kirche als gesetzgebende Gewalt von Gott selbst autorisirt ist, so ist es eine schwere Sünde, ihre Gebote nicht zu achten. Dieß bekräftiget der Heiland selbst, indem er Einen, der die Kirche nicht hört, einen Heiden und Publikan (öffentlichen Sünder) nennt.

Es gibt sehr viele Gesetze oder Kanonen der Kirche; es werden aber unter denen, die vorzüglich das Volk angehen, und daher auch in die Katechismen aufgenommen werden, seit dem Concilium von Trient insbesonders fünf ausgeschieden. Ihr Inhalt ist bekannt, und wird von uns auch unten einzeln angegeben und erörtert. Hier bemerken wir nur noch, daß in einigen Diözesen das fünfte Gebot: „Du sollst zur verbotenen Zeit keine Hochzeit halten" — fehlt, und dafür das vorhergehende in zwei zerlegt ist. Der Cardinal Bellarmin fügt auch das Gebot vom Zehent hinzu.

Ihrem Wesen nach enthalten die fünf Kirchengebote nur eine weitere Ausführung und nähere Bestimmung der Gebote Gottes, besonders mit Rücksicht auf die Zeit, wann wir denselben genügen sollen. So ist das erste und zweite Kirchengebot nur eine auf apostolischer Ueberlieferung beruhende, weitere Anwendung des göttlichen Gebotes des Sabbats auf die christlichen Feiertage, indem das erste von den Kirchengeboten die Pflicht einschärft, die von der Kirche angeordneten Feiertage zu heiligen, das zweite aber die Anhörung der heiligen Messe als die Gott wohlgefälligste Handlung und würdigste Festfeier den Gläubigen zur Pflicht macht. Das dritte Kirchengebot, welches ebenfalls aus apostolischer Ueberlieferung hervorgegangen ist, bestimmt die Tage und Zeiten, so wie die Art und Weise des in den heiligen Schriften gebotenen und durch Christi Beispiel geheiligten Fastens; das vierte begegnet der Lauigkeit des christlichen Volkes in Bezug auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Das fünfte endlich verbietet in ernsten Zeiten der Buße und frommer Uebungen profanen Lustbarkeiten zu huldigen. Wir lassen nun die Kirchengebote einzeln folgen.

I. Du sollst die gebotenen Feiertage halten.

Dieses Gebot fällt eigentlich mit dem dritten Gebote Gottes zusammen; doch ist das Kirchengebot umfangsreicher: denn es befiehlt nicht bloß den Sonntag, sondern auch die übrigen von der Kirche eingesetzten Fest- und Feiertage zu halten. Man hat sich, um die von der Kirche eingesetzten Feiertage zu bekämpfen, auf Exod. 20, 9. 10. berufen, wo Gott sagt: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun; am siebenten Tage aber ist

der Sabbat des Herrn, deines Gottes, an diesem sollst du keine Arbeit thun." Allein Gott hat hier nicht befohlen, daß es außer dem Sabbat keinen Feiertag geben könne, sondern nur, daß wenigstens der Sabbat immer nach sechs Arbeitstagen gefeiert werden müsse. Hatten ja die Israeliten selbst außer dem Sabbat noch andere Feiertage; Moses gibt mehre derselben an, die oft im Laufe der Woche einfielen. Levit. 23. Die Synagoge hat später noch andere Feiertage zur Erinnerung an wichtige Ereignisse eingesetzt, so z. B. das Fest der Loose unter Mardochäus, das Fest der Kirchweihe unter den Machabäern. Um so mehr muß auch die vom heiligen Geiste regierte Kirche das Recht haben, besondere Feste anzuordnen.

Einige der Festtage, welche heut zu Tage die katholische Kirche begeht, stammen noch aus der apostolischen Zeit; andere sind von der Kirche, d. h. von den Päpsten oder den Bischöfen eingesetzt worden, wobei dieser Unterschied stattfindet, daß ein vom Papste angeordneter Feiertag auf die ganze Kirche Bezug hat; ein von einem Bischofe eingesetzter aber nur für die Gläubigen der einzelnen Diözese verbindlich ist. Viele Feiertage jedoch, die ursprünglich nur für einzelne Diözesen eingesetzt wurden, sind später von der ganzen Kirche angenommen worden. Auch solche Feiertage haben wir, die ihren ersten Ursprung einer frommen Uebung verdanken. Die von der rechtmässigen Kirchengewalt einmal anerkannten Feiertage müssen so lange gehalten werden, bis sie von derselben wieder abgeschafft werden. Dieß ist wirklich bezüglich mehrer Feiertage im vorigen Jahrhunderte geschehen. Solche abgewürdigte Feiertage zu halten, ist insbesonders für das Landvolk nicht gerathen, weil es nur Gelegenheit zum Müssiggang und zu gar vielen argen Dingen gibt.

Die besondern Feiertage hat die Kirche eingesetzt zur Ehre Gottes und seiner Heiligen, und zur Erbauung der Gläubigen; denn Gott und die Heiligen ehren wir, wenn wir die vornehmsten Geheimnisse der Religion mit Andacht erwägen, oder an den Festen der Heiligen der Tugenden derselben eingedenk sind, und Gott für die Gnaden danken, die er seinen Heiligen erwiesen hat. Die Gläubigen aber werden aus all diesem großen Nutzen schöpfen.

Die Feste und Feiertage selbst, welche in der Kirche außer

dem Sonntage geboten sind, und ihre Bedeutung haben wir behandelt B. III. S. 539—668.

Wie die Feiertage zu heiligen sind, enthält der Artikel „Feiertag" B. VI.

II. Du sollst an Sonn- und Feiertagen mit Andacht der heiligen Messe beiwohnen.

Dieses Gebot besteht seit den ältesten Zeiten. Schon die heilige Schrift sagt, daß die Gläubigen am ersten Tage in der Woche zusammenkamen. Bei ihren Zusammenkünften wurde aber das heilige Opfer dargebracht. Der heilige Justin, der Martyrer, bezeugt, daß am Sonntage alle Gläubigen, sie mochten in der Stadt oder auf dem Lande sein, zusammenkamen, heilige Lesung hielten und das göttliche Opfer darbrachten.

Die Kirche befiehlt, an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuwohnen, weil an diesen Tagen, die ganz dem Dienste Gottes geweihet sind, nichts Heiligeres und Nützlicheres gethan werden kann, als dieses göttliche Opfer zu entrichten und ihm beizuwohnen. An diesen Tagen soll sich ja der Mensch ausschließlich mit Gott und seinem Seelenheile beschäftigen. Dieses kann er durch Nichts besser, als durch die heilige Messe. Man soll aber diesem Opfer mit Andacht beiwohnen, d. h. aufmerksam und ehrerbietig; auch soll man möglichst der Pfarrmesse beiwohnen. Die Kirche nimmt dieses so strenge, daß sie in mehreren Concilien diejenigen sogar mit der Exkommunikation belegte, welche ohne durch ein gesetzliches Hinderniß abgehalten zu sein, drei Sonntage nacheinander von der pfarrlichen Messe hinwegblieben. Die gesetzlichen Hindernisse hat die Kirche zwar nicht näher bestimmt; aber ohne Zweifel gehört unter diese z. B. Kränklichkeit, oder schlechte, beschwerliche Wege, besonders zur Winters- und Regenzeit; und wenn man zu einer benachbarten Kirche, die näher ist, leichter kommen kann. Die Kirche hat bei dieser Verordnung weise Absichten. Sie will nämlich:

a) Daß alle Glieder einer jeden Pfarrkirche mit ihrem Hirten vereiniget, mit einander zugleich beten.

b) Daß alle Gläubigen der Auslegung des göttlichen Wortes, welche die Hirten bei der Pfarrmesse zu halten verpflichtet sind, beiwohnen.

c) Daß ein jeder Hirt seine Schaafe kenne, über deren Heil er zu wachen schuldig ist und über deren Seelen er einstens Rechenschaft abzulegen hat.

III. Du sollst die vierzigtägige Fasten, die vier Quatember und andere gebotene Fasttage halten, auch am Freitage und Samstage vom Fleischessen dich enthalten.

Dieses Gebot verordnet, daß man die Fasttage nach Vorschrift der Kirche beobachte. Um zu fasten muß man sich vom Fleische der Landthiere und des Geflügels enthalten, und zur vierzigtägigen Fastenzeit auch von Eiern, Milchspeisen und Käs, wenn nicht die Bischöfe den Genuß dieser Speisen nachsehen, was bei uns in Deutschland wirklich der Fall ist. Die Enthaltung vom Fleische war von jeher das Charakteristische beim Fasten. Wir haben übrigens, was hier zu sagen ist, ausführlich beim Artikel „Fasten" B. VI. S. 180—241. abgehandelt, und weisen darauf zurück.

IV. Du sollst jährlich wenigstens einmal deinem verordneten Priester beichten, und um die österliche Zeit das heilige Sakrament des Altars empfangen.

Gemäß dieses Gebotes sollen Alle, die zu den Jahren der Unterscheidung gekommen sind, wenigstens einmal des Jahres ihre Sünden den ihnen verordneten Priestern beichten. Man nimmt an, daß diejenigen die Unterscheidungsjahre erreicht haben, die einer Todsünde fähig sind. Bezüglich der Beicht hat die Kirche eigentlich keine Zeit festgesetzt; allein aus dem Umstande, daß die Kommunion zur Osterzeit stattfinden soll, versteht sich von selbst, daß man zu dieser Zeit auch zu beichten hat. Die eigentlich hier gemeinte österliche Zeit wäre die Woche vor und nach Ostern; weil aber diese Zeit nicht für alle Gläubigen hinreichte, ihre Andacht zu verrichten, so wird sie von den Bischöfen gewöhnlich verlängert. Die Kirche hat für die Beicht nicht strenge die Osterzeit bestimmt, weil Manche eine längere Vorbereitungs- und Bußzeit nothwendig haben, sich zur Osterkommunion würdig zu machen, und für Solche daher schon zu Anfang der Fasten oder noch früher die Beicht heilsam ist. Wenn aber die, welche eine längere Vorbereitung nöthig haben, um sich der Osterkommunion würdig zu machen,

dennoch mit den Uebrigen zur Osterzeit zur Beicht kommen, so soll der Priester ihnen nach Umständen die Ertheilung der Absolution vorbehalten und sie damit auf eine spätere Zeit hinausschieben, ein Umstand, der nicht hindert, daß auch sie dem Kirchengebote genügen. Wir finden hiefür bereits eine Andeutung im alten Testamente; denn diejenigen, welche wegen gesetzlicher Unreinigkeit das Osterlamm am vierzehnten Tage des ersten Monats nicht essen konnten, waren gehalten, es am vierzehnten Tage des zweiten Monats zu thun, und unterdessen sich zu reinigen. Num. 9, 4—13.

Unter eigenem Priester versteht man den Bischof oder den von ihm gesetzten Stellvertreter, vorzüglich die eigene Pfarrgeistlichkeit. Das hieher gehörige Kirchengesetz lautet: „Ein jeder Gläubige, beiderlei Geschlechts, nachdem er zu den Jahren der Unterscheidung gekommen ist, muß seine Sünden alljährlich seinem eigenen Priester aufrichtig beichten und sich bestreben, die ihm auferlegte Buße nach Kräften zu vollbringen, und zum mindesten an Ostern das Sakrament des Altars ehrerbietig zu empfangen, wenn er nicht etwa, nach dem Rathe des eigenen Priesters, wegen irgend einer vernünftigen Ursache glaubt, sich zur Zeit von dem Empfang desselben enthalten zu müssen. Widrigen Falles soll einem Solchen im Leben der Eintritt in die Kirche verwehrt, und wenn er stirbt, das christliche Begräbniß versagt sein. Es soll daher dieses heilsame Gesetz öfters in den Kirchen verkündet werden, damit Keiner mit der Unwissenheit sich entschuldigen könne. Wenn aber einer der Gläubigen einem fremden Priester aus gerechter Ursache seine Sünden beichten will, so begehre und erhalte er zuvor von dem eigenen Priester die Erlaubniß, da jener auf andere Weise ihn nicht lösen und nicht binden kann. Der Priester aber sei bescheiden und vorsichtig, daß er nach der Weise eines erfahrnen Arztes in die Wunden des Kranken Wein und Oel gieße; er untersuche sorgfältig die Umstände des Sünders sowohl, als auch die Sünde, daß er dadurch weislich erkenne, welchen Rath er ihm geben, und welches Mittel er anwenden soll, um durch verschiedene Versuche den Kranken zu heilen. Er hüte sich aber auf alle Weise, den Sünder durch Worte, oder Zeichen, oder wie immer zu verrathen. Wenn er bei weisen Männern sich Raths erholen sollte, so erhole er sich diesen mit aller Vorsicht, ohne eine Person kennt-

lich zu machen. Denn derjenige, welcher sich beikommen läßt, die Sünde, die ihm im Beichtstuhle entdeckt worden ist, zu offenbaren, soll, dieses ist unser Beschluß, nicht nur des priesterlichen Amtes entsetzt, sondern zur lebenslänglichen Buße verurtheilt sein und in einem Kloster enge verwahrt werden."

Also verordnet die vierte allgemeine Synode im Lateran vom Jahre 1215 in ihrem ein und zwanzigsten Kanon. Uebrigens ist bezüglich des verordneten Priesters stillschweigend und vermöge der Gewohnheit bei uns zugegeben, daß man jedem Priester, der die Macht hat, Beicht zu hören, auch zu Ostern diese ablegen darf, indem er als Stellvertreter seines Bischofes erscheint.

Die Kirche gebietet nur deßwegen, jährlich wenigstens einmal zu beichten, damit Einer aus Nachlässigkeit etwa nicht noch länger im Unflath seiner Sünden liegen bleibe; einer, welchem sein Seelenheil am Herzen liegt, wird sich mit einer einzigen Beicht des Jahres nicht begnügen. cf. Den Artikel „Beicht" B. II., besonders S. 252—269.

Das vierte Kirchengebot gebietet zugleich den würdigen Empfang der Kommunion während der heiligen Osterzeit. Dieses soll in der eigenen Pfarrkirche oder in jener Kirche geschehen, welche die Stelle der Pfarrkirche vertritt. Wer ohne ausdrückliche Erlaubniß seines verordneten Priesters in einer andern Kirche kommunizirt, leistet dem Gebote eigentlich nicht Genüge. Doch vertritt in einer großen Stadt eine jede andere Kirche die Stelle der Pfarrkirche; sie erscheint gleichsam als Filiale derselben. Die Jahre, in welchen man zu kommunizieren schuldig ist, sind nicht näher bestimmt; es heißt nur allgemein: Wenn Jemand zu den Jahren der Unterscheidung gekommen ist. Es hängt daher vom eigenen Priester ab, den Einzelnen zu bestimmen, wann die Zeit zu kommuniziren für sie erschienen ist. Bei einer einzigen Kommunion des Jahres läßt es der eifrige Christ nicht bewenden; wer aber sie selbst ein einziges Mal nicht empfängt, dem soll nach den Bestimmungen der Kirche im Leben der Eintrit in die Kirche, und beim Tode das christliche Begräbniß versagt sein.

V. Du sollst zur verbotenen Zeit keine Hochzeit halten.

Die verbotenen Zeiten sind der Advent und die vierzigtägige

Fasten. Während dieser Zeit ist überhaupts jede geräuschvolle Lustbarkeit, namentlich Tanzmusik, verboten. Man soll an diesen Tagen, wie an seinem Orte bemerkt worden ist, ein zurückgezogenes, stilles Leben führen, das heiligen Uebungen gewidmet ist.

Artikel LXXXIV.

Gespräch.

(Rede, Unterredung, Wort [menschliches], Zunge; dann auch Geschwätzigkeit, Plauderhaftigkeit; ferners Stillschweigen und Verschwiegenheit.)

1. Einleitende Worte.

Es ist ein großer Vorzug des Menschen, daß er reden, und dadurch auf die leichteste Weise sich Andern, die gegenwärtig sind, mittheilen kann. Wie viele Genüsse findet er in der Unterredung mit seines Gleichen! Wie schwinden ihm die Stunden so schnell dahin in traulichen Gesprächen! Wie wirkt das Wort auch so kräftig, wie tief dringt es zum Herzen; welche Ueberzeugungskraft übt es aus! Wie viel fehlte dem Menschen, wann ihm der gnädige Schöpfer das Sprachvermögen vorenthalten hätte. Dieß sehen wir am Stummen: wie hart thut sich dieser in der menschlichen Gesellschaft, wie schwer theilt er sich mit! Wie langweilig ist das Zusammensein mit ihm! Wie viele Genüsse muß er entbehren!

Weil die Zunge als Sprachorgan eine so edle Gabe ist, so soll sich der Mensch hüten, sie je einmal zu mißbrauchen, und dadurch den gnädigen Schöpfer zu beleidigen. Aber dennoch ist nichts häufiger als der Mißbrauch der Zunge; vielleicht sündiget der Mensch durch kein Glied so oft, als durch seine Zunge; vielleicht richtet nichts größeres Unheil an, als dieses kleine Glied am menschlichen Leibe.

Deßwegen soll ein Jeder auf seiner Hut sein, daß er mit der Zunge nicht anstosse. Er soll, wie Alles, so insbesonders auch dieses Glied gebrauchen zur Ehre Gottes und zum eigenen Heile

und zu dem seines Nächsten. Er soll nur das reden, was gut und wahr ist, was belehrt und erbauet. Jede Lüge, jede Verleumdung, jede Gotteslästerung, jedes unfläthige, oder auch nur zweideutige Wort, soll aus seinem Munde entfernt bleiben. — Ein Jeder hüte sich auch vor Geschwätzigkeit und Plauderhaftigkeit; denn sie ist ein großes Uebel, weil eine reiche Quelle zu mancherlei Sünden. Dieses bezeugt die heilige Schrift selbst: Vieles Reden läuft nicht ohne Sünde ab. Sprüchw. 10, 19. Dagegen soll man sich einer vernünftigen Verschwiegenheit befleißen. Auch dazu ermahnt der heilige Geist: Hast du ein Wort wider deinen Nächsten gehört, so soll es in dir ersterben, und sei versichert, du wirst davon nicht bersten. Ekkli. 19, 10. In der That, wenn man gewisse Personen betrachtet, so möchte man glauben, sie besorgen zu zerbersten, wenn sie etwas ihnen ingeheim Anvertrautes, oder von ungefähr Geschehenes oder Gehörtes bei sich behielten. Sie suchen sich so geschwind als möglich davon zu entladen, und eilen hin, es Andern mitzutheilen. Dieses ist eine üble Gewohnheit, die oft viel Unheil anrichtet, und wovor sich ein Jeder sorgfältigst in Acht nehmen soll.

2. Schriftstellen.

Ehre und Ruhm bringt die Rede des Weisen; aber des Unklugen Zunge gereicht ihm zum Fall. Sirach 5, 15.

Wer stellt vor meinen Mund eine Wache, und drückt auf meine Lippen ein festes Siegel, daß ich durch sie nicht falle, und meine Zunge mich nicht in's Verderben stürze. Ebendas. 22, 33.

Eine liebreiche Rede vermehrt die Zahl der Freunde; die sanfte Sprache eines guten Menschen schafft viel des Guten. Ebendas. 6, 5.

Wer schweigt, wird für weise gehalten, und wer viel schwätzt, ist verhaßt. Mancher schweigt, weil er nicht mit Verstand reden kann; ein Anderer schweigt, weil er die schickliche Zeit zum Reden kennt. Der Weise schweigt bis zur schicklichen Zeit; aber der Muthwillige und Unkluge achtet keine Zeit. Wer viel Worte macht, verletzt seine Seele. Ebendas. 20, 5—8.

Eine Erzählung zur Unzeit, ist wie eine Musik zur Trauerzeit. Ebendas. 22, 6.

Der Mund des Gerechten spricht sinnige Weisheit, und seine Zunge redet, was recht ist. Ps. 36, 30.

Soll nicht auch hören, wer viel redet, oder soll der wortreiche Mann Recht haben? Job 11, 2.

Eine sanfte Antwort bricht den Zorn; eine harte Rede erweckt Grimm. Die Zunge der Weisen ziert die Wissenschaft, der Mund der Thoren strömt Thorheit aus. Sprüchw. 15, 1. 2.

Die Worte der Gottlosen lauern auf Blut; der Mund der Gerechten errettet sie. Ebendas. 12, 6.

Tod und Leben ist in der Zunge Hand. Ebendas. 18, 21.

Die Worte, die aus des Weisen Mund kommen, sind holdselig; aber die Lippen des Thoren sind sein Untergang. Der Anfang seiner Worte ist Thorheit, und was zuletzt aus seinem Munde kömmt, der ärgste Irrthum. Der Thor macht viel Worte. Predig. 10, 12—15.

Niemand kann verborgen bleiben, der Unrecht redet; das Strafgericht wird ihn nicht verfehlen. Weish. 1, 8.

Euere Rede sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen. Matth. 5, 37.

Wie könnet ihr Gutes reden, da ihr böse seid? Denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund. Ebendas. 12, 34.

Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann; er kann auch den ganzen Leib im Zaume halten. Jak. 3, 2.

Die Zunge ist zwar ein kleines Glied, richtet aber Großes an. Sieh, ein kleines Feuer, welch großen Wald zündet es an! Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Die Zunge ist von solcher Art unter den Gliedern, daß sie den ganzen Leib befleckt. Ebendas. 3, 5 u. 6.

Wenn Jemand ein Gottesfürchtiger zu sein wähnt, aber seine Zunge nicht im Zaum hält, so täuscht er sich und seine Religion ist eitel. Ebendas. 1, 26.

Ein Jeder sei schnell zum Hören, aber langsam zum Reden. Jak. 1, 19.

Kein böses Wort gehe aus euerm Munde, sondern was gut ist zur Erbauung im Glauben, damit es heilsam sei den Hörenden. Ephes. 4, 29.

Euere Rede sei allzeit lieblich, mit Salz gewürzt, daß ihr wisset, wie ihr einem Jeden antworten sollet. Koloss. 4, 6.

Laßt euch nicht verführen; denn böse Reden verderben gute Sitten. 1. Corinth. 15, 33.

Unheilige und leere Schwätzereien meide; denn sie befördern viel die Gottlosigkeit. 2. Timoth. 2, 16.

Wer das Leben lieb haben und gute Tage sehen will, der bewahre seine Zunge vom Bösen, und seine Lippen, daß sie nichts Trügerisches reden. 1. Petr. 3, 10.

3. Aussprüche der heiligen Väter.

Es ist etwas Herrliches, seine Zunge zu sparen und beim Sprechen Ernst und Standhaftigkeit des Herzens anzuwenden: Denn wir sollen uns nicht vom unüberlegten Eifer zu reden fesseln lassen, und nicht Alles, was uns in den Sinn kömmt, vorbringen; sondern bedenken, daß Gott unsere Reden hört. Der heil. Gregor v. Naz. Orat. 53.

Rede, wenn du etwas hast, was besser und herrlicher ist, als das Schweigen; wo aber schweigen besser ist, als reden, da schweige. Ders. Orat. 26.

Was anders müssen wir vor Allem lernen, als die Kunst zu schweigen, um reden zu können. Was hast du denn aber auch nöthig, dich zu beeilen, durch Reden die Gefahr, dich zu verdammen, zu übernehmen, da du beim Stillschweigen sicherer sein kannst? Sehr Viele sah ich, die durch das Reden in Sünden fielen; kaum aber Jemanden beim Stillschweigen. Der heil. Ambros. Offic. 1, 2.

Ich will lieber, daß einer Jungfrau die Rede fehle, als daß sie dieselbe im Ueberfluß besitze. Ders. de virgin. l. 3. c. 3.

O Mensch, der du nichts reden kannst, — möchtest du wenigstens schweigen können! Der heil. Augustin.

Das Schweigen ist eine herrliche Sache, und nichts Anders, als die Mutter sehr weiser Gedanken. St. Diadochus.

Rede, wann und was nöthig ist, und du wirst nicht hören, was nicht nöthig ist. St. Joh. Damascen.

Wie das Steuerruder bei günstigem Winde das Schiff nach dessen Richtung lenkt, so geht es auch mit unserm Herzen; es geleitet, wenn der günstige Wind guter Reden dasselbe anweht, ohne Gefahr dahin, während es durch widrige oft seinen Untergang findet. Was den Schiffen die Winde sind, das sind der Seele die

Reden; durch sie lenkest und leitest du dieselbe, wohin du immer willst. Daher ruft uns der heilige Geist die Worte zu: „All dein Gespräch richte auf das Gesetz des Allerhöchsten.“ Der heil. Chrysost. in seinen Homil. über epist. 2. ad Thess.

Leicht ist das Wort, weil es leicht, wie ein Pfeil, dahin fliegt; aber schwer verwundet es oft. Leicht dringt es in das Herz ein, aber schwer geht es mehr hinaus; leicht bringt man es hervor, aber mit aller Anstrengung wird es nicht mehr zurückgebracht, wenn einmal ausgesprochen. Der heil. Bernard.

Es ist leichter, ganz zu schweigen, als im Reden das Maß nicht zu überschreiten. Aus d. Nachfolge Christi.

Ich wünschte öfters geschwiegen zu haben, und unter Menschen nicht gewesen zu sein. Ebendas.

4. Geschichtliches.

Einige Brüder wollten einmal zu dem heiligen Antonius gehen. In Scethe begaben sie sich auf ein Schiff, um zu ihm zu gelangen. Auf dem Schiffe fanden sie einen Greis, der ebenfalls den Antonius besuchen wollte. Die Brüder aber kannten ihn nicht. Sie setzten sich indeß auf dem Schiffe zusammen, und fingen an, von verschiedenen Dingen zu reden. Jener Greis schwieg indeß zu Allem, was sie sagten. Als sie landeten und ausstiegen, erfuhren sie, daß auch der Greis zum Abte Antonius sich begebe. Nachdem sie nun dort angekommen waren, sprach Antonius zum Greis: Vater, du hast an diesen Brüdern gute Reisegefährten gehabt. Der Greis erwiderte: Gut mögen sie wohl sein; aber ihre Wohnung hat keine Thüre; wer nur immer will, geht in den Stall hinein und löset den Esel los. Dieses sagte er aber in Bezug auf ihre große Redseligkeit.

Der heilige Ephräm nahm sich vor allen nutzlosen Reden so sehr in Acht, daß er an seinem Sterbebette das trostreiche Bekenntniß ablegen konnte: Nie ist über meine Lippen ein thörichtes oder böses Wort gekommen; ich habe in meinem ganzen Leben Niemandem Uebles nachgeredet, und nie mit meinem Mitmenschen in Wortgezänk mich eingelassen.

Alphons Roderich war im Reden so behutsam, daß selbst seine Hausgenossen kein unbedachtsames Wort von ihm hörten.

Als der heilige Franz von Seraph eines Tages in der Mitte seiner Brüder saß, befahl er Einem von ihnen, den Mund zu öffnen, und von Gott zu reden, was ihm der heilige Geist in den Sinn gäbe. Dieser zögerte anfangs, indem er sich nicht für geeignet hielt, etwas vorzubringen, was zur Ehre Gottes gereichen würde. Aber um des Gehorsames willen fing er zu reden an, und sprach, offenbar durch Erleuchtung des heiligen Geistes, in so tiefen Geheimnissen von der Wesenheit Gottes, daß Alle darüber erstaunten. Aber mitten im Fluß der Rede gebot ihm Franziskus Stillschweigen und befahl einem Andern die Rede fortzusetzen. Da auch dieser in derselben Weise sprach, gebot er auch ihm, zu schweigen, und ließ einen Dritten fortfahren. So übte der heilige Franziskus die Seinigen im Gehorsam, und machte, daß sie auf jeden Wink redeten oder schwiegen, je nachdem es verlangt wurde. Dieses ist in der That eine große Abtödtung und ein herrlicher Sieg über sich selbst, wenn man seine Zunge so ganz in seiner Gewalt hat, daß es gleichsam einer fremden Kraft bedarf, um sie in Bewegung zu setzen.

Der heilige Hieronymus bezeugt, daß er Einsiedler getroffen habe, die oft ganze sieben Jahre hindurch ihren Mund nicht zu einem einzigen Worte geöffnet haben.

Der heilige Thomas von Aquin beobachtete so sehr das Stillschweigen, daß er deßwegen von seinen Zeitgenossen nur der stumme Ochs genannt wurde. Sein Lehrmeister wußte aber die großen Anlagen des Jünglings so sehr zu würdigen, daß er auf solche Reden gewöhnlich sagte: Dieser Ochs wird noch die ganze Welt mit seinem Gebrüll erfüllen.

Agatho behielt drei Jahre hindurch in seinem Munde einen Stein, um das Schweigen leichter zu halten.

Wenn ein gewisser Graf Gottfried eine Reise machte, so schickte er gewöhnlich seine Diener und sonstigen Begleiter voraus; er aber kam ganz allein erst nach. Als man ihn um die Ursache hievon fragte, gab er zur Antwort: Dieses geschieht, damit ich keine Gelegenheit habe, auf dem Wege unnütze Worte zu verlieren.

Als einstens in einem Vortrage der Altvater Pambo die Worte des Psalmisten vernommen: „Ich will auf meinem Wege Acht haben, daß ich nicht sündige mit meiner Zunge," — sprach

er: Ich habe jetzt genug gehört; das Uebrige will ich dann vernehmen, wenn ich zuvor dieses Eine, wie man seine Zunge im Zaum hält, um damit nicht zu sündigen, ausüben gelernt habe. Fast nach fünfzig Jahren fragte man ihn, ob er nun diese Kunst gelernt hätte. Pambo gab darauf zur Antwort: Es scheint noch nicht ganz vollkommen.

5. Gleichnisse.

Wie der, welcher seinen Schatz bewahren will, die Thüre seines Hauses verschließt; so muß der, welcher seine Seele rein erhalten will, seinen Mund geschlossen haben.

Wie man eine versperrte Thür ohne den rechten Schlüssel nicht öffnen kann; so soll man auch den Mund ohne den Schlüssel des Verstandes nicht öffnen, d. h. nur mit Verstand und Klugheit reden.

Wie der Pferdebändiger eines Zaumes bedarf, so hat der, welcher seine Zunge in gehörigen Schranken halten will, das Stillschweigen wie eines Zügels nothwendig.

Wie die Aerzte von den Kranken sich die Zunge zeigen lassen, und daraus Manches in Bezug auf die Krankheit schließen; so können auch wir aus den Zungen, d. h. den Reden der Menschen die Beschaffenheit ihrer Seele erkennen.

Wie das Schiff eines Steuermannes bedarf, um gelenkt zu werden, so muß unsere Zunge vom Verstande geleitet werden, um nicht vom rechten Ziele abzuirren.

6. Sprüche und Grundsätze.

Schweigen und denken
Kann Niemanden kränken.

Schweigen ist eine Kunst,
Viel reden bringt Mißgunst.

Viel Worte machen, ist nicht schwer,
Verständig reden, fordert mehr.

Wer böse Reden hören läßt,
Ist Andern schädlich, wie die Pest.

Schweigen mit Bedacht,
Hat noch Niemanden Schaden gebracht.

Wer wenig redet, hat nicht viel zu verantworten.

Mit Schweigen verredet man sich nicht.

Schweige du selbst zuerst, wo du willst, daß ein Anderer schweigen soll.

Als einstens Arsenius gefragt wurde, wie man am leichtesten selig werden könne, gab er zur Antwort: Durch Leiden und Schweigen.

Pythagoras gab seinen Schülern das Gesetz, fünf Jahre zu schweigen, um das Reden zu lernen.

Als Xenokrates einstens Schmähreden anhörte, ohne ein Wort darüber zu sagen, und gefragt wurde, warum er dieses so stillschweigend hinnehme, erwiderte er: Weil es mich schon oft gereuet hat, geredet, nie aber geschwiegen zu haben.

Als einstens Zeno einen Jüngling viel daher schwätzen hörte, sprach er zu ihm: Erinnere dich, mein Junge! daß wir deßwegen zwei Ohren und nur Einen Mund empfangen haben, damit wir nie vergessen, daß wir doppelt mehr hören, als reden sollen.

Als ein Weltweiser einstens bei einem Gastmahle einen Menschen neben sich hatte, der ein rechter Schwätzer war, sprach er zu ihm: Wenn du mehr Verstand hättest, so würdest du weniger reden.

Ein anderer Weltweiser pflegte zu sagen: Man soll den Mund eben so ungerne aufthun, als den Geldbeutel; daher nur, wenn es sein muß.

7. Wenn dem Christen auch das Vielreden nicht wohl ansteht, so ist ihm doch auch nicht geboten, immer zu schweigen.

Gleichwie die Tugend der Mässigkeit nicht darin besteht, daß man gar nicht esse, sondern daß man esse, wann es Zeit, und wie viel nothwendig ist, und im Uebrigen sich enthalte; so liegt auch die Tugend des Stillschweigens nicht darin, daß man gar nicht rede, sondern daß man zur rechten Zeit zu schweigen, und zur rechten Zeit zu reden wisse. Daher sagt auch die heilige Schrift: Es gibt eine Zeit zu reden, und eine Zeit zu schweigen. Ekkl. 3, 7. Man bedarf daher einer gewissen Unterscheidungsgabe, um jedes zur rechten Zeit in Ausübung zu bringen. Denn wie es ein Fehler ist, zu reden, wann es sich nicht schickt; so ist es nicht

minder gefehlt, zu schweigen, wo das Reden Pflicht ist. Darum sagt der Psalmist: Setze, o Herr, eine Wache an meinen Mund, und eine Thüre an meine Lippen ringsum. Ps. 140, 3. Hiezu bemerkt der heilige Gregorius: David bittet nicht darum, daß Gott eine Wand an seine Lippen setze, die von Lehm und Steinen aufgeführt ist, und die man nie öffnen kann, sondern eine Thüre, die man zu seiner Zeit auf- und zumacht, um anzudeuten, daß wir zu seiner Zeit den Mund schließen und schweigen, zu seiner Zeit aber auch öffnen sollen, und daß hierin die Tugend des Stillschweigens bestehe. Um diese Unterscheidungsgabe fleht auch der weise Mann, wenn er spricht: Wer stellt vor meinen Mund eine Wache, und drückt auf meine Lippen ein festes Siegel, daß ich durch sie nicht falle, und meine Zunge mich nicht in's Verderben stürze. Ekkli. 22, 33. Bitten auch wir Gott, daß er uns nicht bloß erkennen lasse, wann es Zeit sei, zu reden oder zu schweigen, sondern uns auch die Kraft und den Muth verleihe, zu jeder Zeit das Geziemende zu thun. Denn gar oft schweigt der Mensch aus Schwachheit, wo er reden soll; er hat den Muth nicht, zu widersprechen, und so bekennt er sich stillschweigend zum Unrechte; denn es ist ein bekannter Grundsatz: Wer nicht widerspricht, da er reden kann, der stimmt dem Redenden bei. „Qui tacet, consentire videtur."

8. Von dem rechten Gebrauch der Zunge.

Die Zunge ist eines der edelsten Glieder am menschlichen Leibe; aber sie wird häufig am meisten mißbraucht. Dieses kommt daher, weil wir zwar reden gelernt haben; aber die große Kunst, recht zu reden, nicht verstehen. Und doch kömmt Alles auf das Letztere an. Wer nicht recht redet, für den wäre es besser, er würde stumm geblieben sein; denn er könnte in diesem Falle doch Gott mit seiner Zunge nicht beleidigen. Daß unsere Reden recht seien, hängt ab:

I. Von dem Inhalt der Rede;

II. von der Absicht des Redenden;

III. von der Art und Weise, wie geredet wird.

I. Der Inhalt der Rede muß rein sein. Dieß ist der Fall, wenn unsere Rede so beschaffen ist, daß dadurch weder das Gewissen verletzt, noch das Herz befleckt wird. Groß ist aber hierin

oft unsere Täuschung. Wir meinen, wenn nur nichts Sündhaftes gesprochen wird; eitle und vergebliche Worte hätten nichts zu bedeuten. Aber hören wir den Psalmisten: Die Heiligen, klagt er, nehmen ab, und die Wahrheit mindert sich bei den Menschenkindern. Ps. 11, 2. Was war die Ursache hievon? Vielleicht enthält Ps. 40. V. 7 u. 8. die Antwort darauf. Dort heißt es aber: „Wenn Einer hereinkam, um zu sehen, so redete er Eitles, und sein Herz sammelte sich Bosheit; er ging hinaus und sprach darüber. Denn wo man von eitlen Dingen spricht, da vermehren sich die Sünden, die Tugenden aber nehmen ab. Wenn es aber schon schädlich ist, von eitlen Dingen zu reden: welchen Nachtheil wird es bringen, wenn man von schädlichen spricht? Wie werden Menschen, deren Mund z. B. so oft, als von den Nebenmenschen die Rede ist, immer verdreht erscheint, im Stande sein, recht zu reden? Nein, der Verleumder spricht nicht recht; denn er hat einen verdrehten Mund, aus dem das Rechte nicht kömmt. Als Gott den Menschen schuf und in sein Angesicht den Odem des Lebens hauchte, erschien der Mensch ganz recht; denn Gott hat den Menschen recht gemacht, Ekkli. 7, 30.: aber durch den Odem der Bosheit und den Odem der Schlange ward er ganz verkehrt, und Alles, was aus seinem Munde kömmt, ist jetzt verdreht; er redet nicht mehr recht; denn er spricht von verkehrten Dingen. Dabei ist dieses das Schlimmste, daß er daran eine Freude hat, und um sich zu unterhalten, diese Gespräche führt.

Dieß ist der Hauptgrund, warum unsere Worte nicht recht sind, weil wir das zum Gegenstande derselben wählen, was unser Gewissen verletzt; wir wählen eitle, ja sündhafte Dinge zum Stoff unserer Unterredung, die nicht bloß für den, der sie ausspricht, sondern auch für den, der sie anhört, und oft auch für den, über welchen sie geführt werden, nachtheilig sind. Laßt uns dafür von ehrbaren, heilsamen und nützlichen Dingen sprechen, so werden wir recht reden. Wenn die Menschen ein Vergnügen daran finden, von ihrem Vaterlande zu reden; warum sprechen sie nicht vom Himmel, da doch der Himmel unser gemeinschaftliches Vaterland ist? Wenn es angenehm ist, von Freunden zu reden, warum sprechen sie nicht von Gott und den Heiligen, da ja Gott und die Heiligen unsere wahren Freunde sind? Jesus Christus befiehlt

uns, die Welt und was in ihr ist, zu hassen. Was aber die Menschen hassen und verabscheuen, davon pflegen sie nicht zu reden; denn was nicht im Herzen ist, wie kann dieses über die Zunge kommen? Warum reden wir aber dennoch so viel von der Welt und ihren Reizen? Dieses ist ein sicherer Beweis, daß unser Herz daran hängt; unser Herz ist von dem Wohlgefallen, welches wir an der Welt finden, erfüllt, darum strömt auch der Mund davon über. O möchten wir nicht nur selbst nichts reden, was im Mindesten das Herz befleckt, sondern auch uns mit Abscheu abwenden, wenn Andere solche Reden führen! Lässet uns, ermahnt der heilige Bernard, nicht nur nichts Nachtheiliges reden, sondern solche Worte nicht einmal anhören; denn wer einem Andern gerne zuhört, fordert ihn zum Reden auf.

II. Die Absicht des Redenden muß sich auf die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten beziehen. Ein jedes Wort, das sich nicht mittelbar oder unmittelbar darauf bezieht, ist nicht recht, wenn es auch den Schein haben sollte, es zu sein; denn von der Absicht hängt der Werth, wie unserer Handlungen, so auch unserer Reden ab. Dem Anscheine nach gute Worte, aber mit einer verkehrten Absicht verbunden, bringt selbst der Teufel vor; aber es ist besser, stumm zu sein, als auf diese Weise zu reden. Christus trieb einstens aus einem Menschen einen Teufel aus. Der böse Geist fing an, den Herrn laut zu loben und als Gott anzuerkennen. Er sprach: Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes. Mark. 1, 24. Kann es bessere Worte geben, als diese? Dennoch entgegnete ihm Jesus: Verstumme! Warum legt ihm denn der Heiland Stillschweigen auf? Weil zwar die Worte heilig klangen, aber die Absicht teuflisch war. Jener böse Geist wollte, der Herr möge sich entfernen, und ihn in jenem Leibe wohnen lassen. So kann also das nämliche Wort Gott gefallen und auch mißfallen; denn es kann vom heiligen Geiste, aber auch vom bösen Geiste kommen, je nachdem die Absicht ist. Saul sündigte, und auch David sündigte; Saul wurde von Gott getadelt, und auch David begegnete dasselbe; denn zu Saul kam der Prophet Samuel, und zu David der Prophet Nathan. Saul antwortete: „Ich habe gesündiget!" Auch David bediente sich derselben Worte: „Ich habe gesündiget." Dessenungeachtet wurde dem David verziehen; dem Saul aber blieben

seine Sünden. Warum haben hier dieselben Worte so ungleichen Erfolg? David sprach mit bußfertigem Herzen, seine Rede bezog sich also auf die Ehre Gottes, und darum gefiel sie auch Gott, und er verzieh dem David; Saul aber war unbußfertig in der Seele, er hatte nicht Gott, sondern sich selbst vor Augen; seiner Rede mangelte es also an der gottgefälligen Absicht, und darum mißfiel sie auch dem Herrn. Die rechte oder verkehrte Absicht ist es demnach, welche bewirkt, daß unsere Worte recht oder unrecht sind. O wie klein ist die Zahl der Worte, welche die Menschen recht sprechen! Täglich reden wir, aber unser Reden ist nicht recht, weil es weder auf die Ehre Gottes, noch auf die Liebe des Nächsten, noch auf geordnete Selbstliebe abzielt. So viele Neuigkeiten, so viele Mährchen, so viel Scherz, so viel Schmeichelei, so viel Stolz und Eigenlob, so vielfaches Enthüllen der Geheimnisse, so viel Zwist und Uneinigkeit, so viel Verdruß, so viel Bitterkeit und Härte im Umgange mit den Nebenmenschen, so viel Lärmen und Schreien auf der Gasse, so viel Poltern und Schmähen zu Hause, so viel Schwätzen und Plaudern selbst in der Kirche: wie kann dieses Alles zur Ehre Gottes gereichen? Ach, wir müssen mit dem Propheten ausrufen: Herr und Gott, sieh, wir können nicht reden; denn wir sind Kinder. Jerem. 1, 6. Dann so viel Falschheit und Verstellung, Arglist und Betrüglichkeit! Sei gegrüßt, mein Bruder, sprach einstens Joab zu Amassa, und unterdessen gab er ihm einen Dolchstich; sei gegrüßt, Meister, sprach Judas zu Christus, und damit überlieferte er ihn seinen Feinden. Wie viele Worte dieser Art gibt es auf Erden, die oft nur als ein Verrätherkuß dienen, und als eine Scheide, um den Dolch zu verbergen!

III. Es kömmt noch auf die Art und Weise an, wie gesprochen wird. Es kann nämlich der Gegenstand unserer Worte, und auch die Absicht gut sein, und doch sind sie nicht recht, wenn sie nämlich nicht mit Klugheit gesprochen werden. Ihr habt nicht recht geredet, wie mein Freund Job, sprach Gott zu jenen drei Freunden, welche mit Job stritten. Hätte nicht Gott selbst diesen Ausspruch gethan, so würde er Widerspruch leiden; denn nach menschlichem Urtheile war es Job, der minder recht redete: er legte scheinbar einige Ungeduld an den Tag; die Freunde aber

sprachen erhaben von Gott. Allein nach göttlichem Urtheile fand das Gegentheil statt; Job sprach recht, und die Freunde nicht, sie sündigten sogar, und darum befahl ihnen der Herr, Buße zu thun und Opfer zu bringen. Wenn aber der Gegenstand, wovon die Freunde sprachen, edel war, da er ja von Gott und seinen Urtheilen handelte, und so auch die Absicht, da sie ja Freunde Jobs waren und nur kamen, ihn zu trösten: — warum waren dennoch ihre Worte nicht recht? Weil die Klugheit mangelte, und wenn diese fehlt, so ist das Wort nicht recht, mag gleichwohl der Gegenstand und die Absicht gut sein. Die Klugheit nimmt auf Alles Rücksicht: sie erwägt, wie, wann, wie viel und mit wem zu reden ist; die Freunde Jobs aber erwogen dieses nicht. Denn obgleich Job traurig und niedergeschlagen war, so trugen sie dennoch kein Bedenken, ihn noch mehr zu kränken; obgleich er gerecht und unschuldig war, so wollten sie ihn doch bereden, als leide er um seiner Sünden willen; obgleich er gemäß seiner Weisheit sie belehren konnte, so überhäuften doch sie, die Unverständigen, ihn mit ihren Rathschlägen. Und weil sie endlich sahen, daß sie nichts ausrichteten, so stritten sie sogar hartnäckig. Sehet, daß ihnen die Klugheit fehlte, und so geschah es, daß sie unrecht redeten. Es gibt eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zu reden (Ekkl. 3, 7.). Wer diese Zeit gehörig bemißt, handelt klug. Die heilige Schrift empfiehlt uns die Klugheit im Reden, und bedient sich dabei verschiedener Gleichnisse. Sie sagt: Mache Thüren und Schlösser an deinen Mund; schmelze dein Gold und dein Silber zusammen, und mache daraus eine Wage für deine Worte und einen Zaum an deinen Mund. Ekkli. 28, 28. 29. Dieses Alles ermahnt uns zur Vorsicht und Behutsamkeit im Reden. Blicken wir zunächst auf die Thüre: bald wird sie verschlossen, bald geöffnet, und dann ganz oder nur zum Theile, je nachdem es nothwendig ist. So muß auch die Zunge einmal mit dem Schlüssel des Stillschweigens geschlossen werden, wenn es die Pflicht erfordert, zu schweigen; ein anderes Mal muß die Thüre der Zunge bloß zugemacht werden, wenn es nämlich überflüssig ist, zu reden; wiederum muß sie mehr oder weniger geöffnet werden, je nachdem erfordert wird, mehr oder weniger zu reden. Darum heißt es: „Mache Thüren und Schlösser an deinen Mund.“ Die Wage ferners dient dazu, um

das Gewicht der Dinge zu prüfen, ehe wir sie aushändigen. Auf gleiche Weise muß der Verstand die Worte, bevor sie die Zunge ausspricht, gehörig prüfen. Doch es soll eine Gold- und Silberwage sein, weil diese dazu dient, um besonders kostbare Dinge ganz genau abzuwägen. Damit ist angedeutet, daß wir unsere Worte genau überlegen, also mit der größten Klugheit sprechen sollen. Dieß verlangt der Ausspruch: Schmelze dein Gold und dein Silber zusammen, und mache daraus eine Wage für deine Worte. Der Zaum endlich dient dazu, die Thiere zu zügeln, und sie auf diesen oder jenen Weg zu leiten, oder sie ganz zum Stillstehen zu bringen, oder zu verhüten, daß sie nicht in Abgründe stürzen. Ein solcher Zaum ist für die Zunge die Klugheit, welche sie wie ein unbändiges Thier zügelt, und sie, wo es nöthig ist, ganz zum Schweigen bringt, oder sie doch vor Abwegen bewahrt. Daraus ersehen wir, wie nothwendig uns die Klugheit ist, wenn wir recht reden wollen. Großen Schaden richtet der oft an, welcher ohne Klugheit spricht; denn ein einziges unüberlegtes Wort war schon oft die Ursache zu blutigen Feindschaften und Verfolgungen, ja selbst zu langwierigen Kriegen und andern tiefeinschneidenden Nachtheilen. Da erfüllt es sich, was die heilige Schrift sagt: Tod und Leben ist in der Hand der Zunge. Sprüchw. 28, 21. Deßwegen wollen wir in unsern Unterredungen niemals die Vorsicht und Klugheit bei Seite setzen, wenn wir recht reden und uns von vielerlei Schaden und Schmerz bewahren wollen, welchen sich schon Viele durch unüberlegtes Reden verursacht haben. cf. Neue Predigtbibliothek des Auslandes. 2. Jahrgang.

9. Von den Umständen, welche man im Reden beobachten soll.

Daß man in seinen Worten nicht sündiget, soll man folgende Umstände beobachten:

1) Man soll, wie so eben gezeigt worden ist, zuvor reiflich überlegen, was man reden will. Die große Sorgfalt, welche hierin nöthig ist, läßt sich schon aus der natürlichen Beschaffenheit, welche der gütige Schöpfer dem Sprachorgan gegeben hat, abnehmen. Denn die Zunge ist nicht nur mit einem Thore und Schloße geschützt, sondern gleichsam mit zweien geborgen; zuerst mit den Zäh-

nen, dann mit den Lippen. Mauer und Vormauer ist für die Zunge gesetzt, während die Ohren weder Wache noch Schloß erhalten haben. Schon daraus läßt sich abnehmen, wie langsam und umsichtig wir reden und wie bereitwillig wir zum Hören sein sollen. Darum sagt auch der heilige Jakobus: Es sei ein jeder Mensch schnell zum Hören, aber langsam zum Reden. Jak. 1, 19. Mit Recht stellt daher der heilige Augustin als ersten Grundsatz, um gut zu reden, diesen auf: „Ein jedes Wort werde zuvor erwogen, und dann erst gesprochen." Zuerst muß man also das Wort im Innern auf der Wage der Vernunft untersuchen, und mit der Feile der Prüfung gehörig verbessern, bevor es durch den Mund herauskömmt. Dieses ist der Unterschied, welchen die heilige Schrift zwischen dem Weisen und dem Thoren angibt: Im Munde der Thoren ist ihr Herz; aber der Weisen Mund ist in ihrem Herzen. Ekkli. 21, 29. Damit ist gesagt, daß die Thoren ihr Herz auf der Zunge haben; sie sagen nämlich Alles, was ihnen in den Mund kömmt, ohne alle Ueberlegung heraus, nicht anders, als wäre Zunge und Herz ein und dasselbe. Die Weisen hingegen haben ihre Zunge im Herzen, d. h. sie überlegen zuvor in ihrer Seele, was sie reden wollen; das Wort, welches sie aussprechen wollen, ist zuvor im Herzen und in der Vernunft, und wird dort geprüft und erwogen. Der heilige Cyprian bedient sich des Vergleiches: Gleichwie man nichts in den Magen hinabläßt, ohne es zuvor gekaut zu haben, so läßt auch ein kluger Mensch kein Wort zum Munde heraus, wenn er es nicht zuvor im Herzen gekaut, d. h. überlegt hat; denn aus unüberlegten Worten pflegt oft gar viel Unheil zu entstehen. Ein anderer Heiliger sagt: Wir müssen, wenn wir den Mund zum Reden öffnen, so bedachtsam sein, als wenn wir die Geldbörse aufthun, zu bezahlen. Nun wie sehr überlegt es nicht der Sparsame, ehe er etwas kauft oder sonst eine Ausgabe macht! Mit der nämlichen Vorsicht sollen wir im Reden verfahren. Der heilige Bernard geht noch weiter; er sagt: Ehe du deine Worte vorbringst, sollen sie zweimal mit der Feile gestrichen, und dann erst einmal gesprochen werden. Er will sagen: Ehe du ein Wort einmal sprichst, sollst du es zuvor zweimal in deinem Herzen erwogen haben. Dieselbe Vorsicht empfehlen alle übrigen Geisteslehrer im Reden.

2) **Man muß erwägen, wer redet, und zu Wem man redet.** Hier gilt, was die heilige Schrift sagt: Sei nicht geschwätzig in der Versammlung der Alten. Ekkli. 7, 15. Es verräth große Unbescheidenheit, wenn man in Gesellschaft verständigerer und klügerer Männer, als man selbst ist, fortwährend schwätzt, und fast niemand Andern zum Worte kommen läßt. Die Andern werden durch eine solche Geschwätzigkeit verletzt. Dagegen empfiehlt es, wenn man im Kreise älterer und klügerer Leute nur wenig spricht, oder lieber ganz schweigt. Dadurch erweiset man dem Alter eine gewisse Ehre; denn es ist dieß eine Art Aufmerksamkeit und eine Anerkennung ihres Vorzuges. Der Jugend steht ja überhaupts das Schweigen viel besser an, als das Reden.

3) **Man muß die Zeit berücksichtigen.** Alles muß zur rechten Zeit geschehen, auch das Reden. Von Einem, der darauf achtet, sagt der heilige Geist: Ein Wort, geredet zu rechter Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schüsseln. Sprüchw. 25, 11. So schön ist eine solche Rede, und so sehr erfreut es Jedermann. Wenn hingegen Einer noch so Schönes vorbringt, es aber zur ungelegenen Zeit sagt, so mißfällt er, wie dieselbe heilige Schrift bezeugt: Ein Sittenspruch aus dem Munde des Thoren wird verworfen; denn er sagt ihn nicht zur rechten Zeit. O wie wenig achtet man bei seinem Reden auf die rechte Zeit! Wer diese einhalten will, der soll schweigen, wie sein Gemüth durch was immer für eine Leidenschaft in Unruhe versetzt ist; schweigen soll er auch, wenn derjenige, zu welchem er sprechen will, in demselben Zustande der Aufregung sich befindet. Da ist es nicht Zeit zu reden; denn es ist zu befürchten, daß Unüberlegtes in der Hitze der Leidenschaft herausgesprochen, und dadurch Gott beleidiget, der Nächste gekränkt und noch manch Anderer vielleicht geärgert wird. Aber gerade umgekehrt meinen Manche, eine solche Zeit, wo sie gereizt und im Zorne wären, würde die rechte Zeit zum Reden sein; sie benützen daher dieselbe auch, und werfen in solchen Stunden alles Gehässige wider ihren Nächsten heraus, was sie in ihrem Herzen gegen ihn verborgen hielten. Sie rühmen sich oft sogar darüber, und sagen dann: Er ist mir grade recht gekommen; ich bin so eben in übler Stimmung gewesen, und daher habe ich ihm meine Meinung tüchtig gesagt. O es wäre besser gewesen, wenn du geschwie-

gen hättest; denn es war für dich nicht die rechte Zeit zum Reden. Eben so wenig ist die rechte Zeit zum Reden, wenn der, zu welchem du sprechen willst, von einer Leidenschaft verwirrt, oder aus was immer für einem andern Grund nicht gestimmt ist, dich gutwillig anzuhören. Schweig in einer solchen Stunde. Du hast vielleicht Jemandem einen begangenen Fehler zu verweisen. Warte, bis du mit ihm allein bist; denn wozu willst du ihn in Gegenwart Anderer tadeln? Dadurch würdest du nur seinen Zorn reizen. — Du hast dich vielleicht über Jemanden zu beschweren; thu dieses nicht in dem Augenblicke, wo du von ihm beleidiget wurdest, und die Leidenschaft noch zu sehr aus dir sprechen würde, sondern warte, bis die Hitze sich gelegt hat, auf daß du mit Ruhe und Ueberlegung sprechen kannst. Und dieß gilt in allen Fällen; immer muß man die rechte Zeit abwarten, wenn man reden will. Dabei soll man sich auch zum Grundsatze machen, Niemanden ohne Noth in seiner Rede zu unterbrechen. Es ist keine schickliche Zeit, zu reden, während ein Anderer spricht. Die heilige Schrift selbst sagt: Unterbrich Niemanden mitten in seiner Rede. Ekkli. 11, 8. Und wiederum: Wer Antwort gibt, ehe denn er hört, der zeigt, daß er ein Thor ist und Beschämung verdient. Sprüchw. 18, 13. Wer antwortet, ohne vollständig gehört zu haben, was man sagt, der beweist wenig Besonnenheit, und wird häufig beschämt werden, weil er nicht passend antwortet.

4) Auch den Ort muß man bedenken. Nicht überall schickt sich, Alles zu reden, und an manchen Orten soll geradezu eine heilige Stille herrschen. Dieß gilt vorzüglich von der Kirche; aus dem Heiligthum des Herrn soll alles profane Gerede entfernt bleiben. Dieß vergessen leider gar Viele. Wie Viele entweihen den Tempel des Herrn durch ihre gleichgiltige Schwätzereien. Sie kommen schon oft zur Kirche in der Absicht, um gewisse Personen zu treffen, und mit ihnen Unterredungen zu halten. Die Zerstreuung ihres Geistes, die Lauigkeit ihres Herzens, der Vorwitz ihrer Augen bietet ihnen reichlichen Stoff zu ihrem Geschwätze. Jede Kleinigkeit reicht hin, ihre Zunge zu lösen und sie beredsam zu machen. Weder das Wort Gottes, das von der heiligen Stätte ertönt, noch das Opfer der heiligen Messe, noch das Gebet der versammelten Gläubigen, noch die Ehrfurcht

vor den heiligen Engeln, noch die Gegenwart Gottes selbst vermag sie zum Schweigen zu bringen. All dieser Dinge gedenkt der Schwätzer nicht, er redet in seinem Leichtsinne dahin, weil er dieses einmal gewohnt ist.

5) Auf die Stimme selbst und einiges Andere muß man Rücksicht nehmen. Diese sei in der Unterredung keine schreiende; sondern im gemessenen Tone werde gesprochen. Eine gellende Stimme, insbesonders mit häufigem, schallendem Gelächter unterbrochen, verräth keine guten Sitten. Die Stimme soll aber auch nicht zu schwach, sondern so deutlich sein, daß Jeder die Rede verstehen kann. Jede unnatürliche, gekünstelte Art zu reden, wobei man oft die Absicht hat, sich als verständigen Mann darzustellen, ist tadelnswerth. Dabei ist eine freundliche Miene das angenehmste Gewürz einer Rede, während finstere Stirne, und Heftigkeit oder Grobheit im Ausdrucke zurückschreckt und beleidiget.

O wie viel Vorsicht gehört dazu, daß man mit seiner Zunge nicht anstößt! Wie unendlich viel sind die Sünden, die mit der Zunge begangen werden! Sei daher ein Jeder auf seiner Hut, und wiederhole er oft das Gebet des Psalmisten: Herr, setze eine Wache vor meinen Mund, und eine Pforte rings um meine Lippen (Ps. 140, 3.), auf daß kein unrechtes, Gott beleidigendes, oder die Menschen ärgerndes Wort aus meinem Munde komme.

10. Wir sollen uns in unsern Gesprächen, die wir mit unsern Nächsten führen, gerne von Gott und göttlichen Dingen unterhalten.

Der Apostel sagt: Kein böses Wort gehe aus euerm Munde, sondern was gut ist zur Erbauung im Glauben, damit es heilsam sei den Hörenden. Eph. 4, 29. Damit verlangt der heilige Paulus nicht bloß, daß wir uns der sündhaften Reden enthalten, sondern er fordert uns auch auf, unsere Reden so einzurichten, daß sie zur Erbauung und zum Nutzen unserer Zuhörer dienen, und diese dadurch für die Tugend mehr entflammt werden. Darnach haben die Heiligen auch mit allem Eifer getrachtet; all ihre Reden zielten dahin, die Seelen für Gott zu gewinnen, und manche brachten es hierin unglaublich weit. Vom heiligen Franz Xaver wird erzählt, daß er durch seine Privatgespräche oft noch mehr genützt habe, als

durch seine Predigten. Aber unsere Reden beziehen sich nur zu oft ganz auf andere Dinge, als das Heil der Seele unserer Mitmenschen. Darüber klagt schon der heilige Bernard. Wenn wir zusammenkommen, schreibt er, so ist es uns nicht mehr darum zu thun, das Abendmahl des Herrn zu essen; denn da gibt es fast Keinen, der nach himmlischem Brode frägt; Keiner, der es spendet; da wird nichts aus der heiligen Schrift angeführt, nichts auf das Heil der Seelen Bezügliches angeführt, sondern Possen und Gelächter gibt es, und Worte werden gesprochen in den Wind. Und diese Art der Unterhaltung rühmt man selbst noch; man nennt es angenehme Gesprächigkeit, und Leute, die derlei unnütze Worte zu machen verstehen, gelten als klug! Hätten wir mehr Liebe zu Gott, so wüßten wir auch mehr von Gott und göttlichen Dingen in unsere Unterredungen einfließen zu lassen, und würden derlei Gespräche nicht nur nicht für langweilig, sondern vielmehr für höchst anziehend finden. Es macht ja einem Jeden Freude, von dem zu reden, was er liebt, und wovon sein Herz voll ist. Sieh nur, wie gerne der Kaufmann von seinen Geschäften und Handelsunternehmungen spricht. Der Landmann redet gerne von seinen Aeckern, von der Aussaat und der Ernte; der Hirt von seinen Heerden; kurz, ein Jeder von dem, womit er sich abgibt. Wer daher von himmlischen Dingen nie oder nur selten redet, beweist eben dadurch, daß er sich wenig damit abgibt und selten daran denkt. Es passen auf Solche die Worte des heiligen Johannes: Sie sind von der Welt, darum reden sie von der Welt, und diese hört auf sie. 1. Joh. 4, 5.

Es gereicht aber nicht nur zur Erbauung und zum Nutzen des Nächsten, wenn unsere Gespräche auf himmlische Dinge sich beziehen, sondern zu unserm eigenen Vortheile; denn dadurch, daß wir von Gott reden, werden wir selbst mehr innere Wärme gewinnen und von seiner Liebe mehr entflammt werden. Dafür zeugen jene beiden Jünger, die nach Emaus gingen, und auf dem Wege von Jesus sich unterredeten. Brannte uns nicht das Herz, — sprachen sie, nachdem Jesus sich ihnen zu erkennen gegeben. Luk. 24, 32. Wir selbst können es oft erfahren, daß dergleichen Unterredungen auf uns oft einen wohlthätigern Eindruck machen, als selbst Predigten. Vom heiligen Thomas von Aquin erzählt

Surius, daß alle seine Reden und Unterhaltungen mit was immer für Personen heilig und für ihr Seelenheil berechnet gewesen seien; und dieses, sagt er, war eine der Ursachen, daß dieser Heilige, wenn er auch viel mit Leuten gesprochen und verkehrt hatte, sich schnell wieder sammeln konnte, um zu beten oder zu betrachten; denn da alle seine Gespräche auf göttliche Dinge sich bezogen, so zerstreuten sie ihn nicht.

Wenn zum heiligen Ignatius von Loyola Jemand kam, der ihm einige Zeit durch unnützes Plaudern raubte, so ließ er sich dieses wohl ein paar Mal gefallen und hörte ihn willig an; wenn er aber seine Besuche öfters wiederholte, so fing er vom Tode oder von dem Gerichte zu reden an. Denn dieses, sagte er, hätte die Folge, daß jener entweder, wenn er dergleichen Reden nicht gerne hörte, nicht mehr zu ihm käme, oder wenn er daran Gefallen fände, für seine Seele einen Nutzen daraus zöge.

Der heilige Augustin bemerkt, wir sollten zwar mit allem Fleiße darnach streben, uns in alle Leute, wie man sagt, zu schicken, und uns ihnen anzupassen, damit wir Alle gewinnen, wie auch der heilige Paulus schreibt: Ich bin Allen Alles geworden; — jedoch sollen wir uns zu unserm Nächsten nur in der Absicht also herablassen und ihm uns hinneigen, um ihm nützlich zu werden, nicht aber um selbst in das gleiche Elend zu fallen, in welches er versunken ist. Der Heilige bedient sich hiebei folgender Gleichnisse: Gleichwie derjenige, welcher die Hand einem Gefallenen reicht, um ihm aufzuhelfen, sich zwar neigt, aber den Fuß fest aufsetzt, um von dem Liegenden nicht ebenfalls niedergezogen zu werden: dieselbe Klugheit müsse man im Umgange und im Gespräche mit den Weltleuten an den Tag legen; man dürfe zwar sich ein wenig zu ihnen neigen und ihre Reden anhören; aber man müsse feststehen, und ja auf der Hut sein, daß durch ihre leichtfertige Reden uns kein Nachtheil zugehe, sondern man müsse darauf bedacht sein, daß sie durch unsere Reden gewonnen werden, und daraus Nutzen ziehen.

11. Von den scherzhaften, Lachen erregenden Worten und sogenannten witzigen Einfällen.

In Gesellschaften und bei sonstigen Gelegenheiten wird viel Scherzhaftes gesprochen; man bringt seine witzigen Einfälle vor, und sucht dadurch sich und die Anwesenden zu unterhalten. Ich will nicht behaupten, daß hiebei Alles sündhaft sei; aber es kann Vieles von dem, was man sich hier erlaubt, leicht zur Sünde Gelegenheit geben. Die sogenannten Scherze und witzigen Einfälle sind aber jedes Mal schon an und für sich sündhaft, wenn dadurch etwa die Religion oder was auf dieselbe Bezug hat, lächerlich gemacht, oder der Nächste beleidiget wird. Man muß daher bei solchen Unterhaltungen sehr auf der Hut sein, daß bei den sogenannten unschuldigen Scherzen nichts Unerlaubtes unterläuft.

Die heiligen Väter und übrigen Geisteslehrer nehmen es mit solchen kurzweiligen Reden sehr genau. Der heilige Basilius warnt nachdrücklich davor. Hüte dich, sagt er, vor possenhaften, lächerlichen und schnurrigen Reden, und sinne nicht auf lustige Streiche und Spötteleien; denn das sind Spiele und Zeitvertreib für Kinder; der Christ aber soll aufhören, ein Kind zu sein, sondern soll den Ernst des Mannes an sich haben. Der Heilige fügt bei, daß solche Scherze und Erlustigungen den Menschen nachläßig im Dienste Gottes machen und die Andacht des Herzens ersticken. Insbesonders die Frommen sollen sich derlei Reden nicht erlauben; denn was man den Weltleuten nachsieht, ja an ihnen oft gar nicht ahndet, das gibt bei denen, die im Geruche der Frömmigkeit stehen, Aergerniß. Es lassen sich hier die Worte des heiligen Bernard anwenden: Unter Weltleuten sind es Possen; im Munde des Priesters aber Lästerungen. Die Heiligen gehen noch weiter; sie verlangen nicht bloß, daß solche Worte von dem Munde ferne bleiben, sondern auch, daß man sie von den Ohren verweise. Man soll statt durch Lachen seinen Beifall darüber zu äußern, vielmehr durch eine ernste Miene sein Mißfallen darüber zu erkennen geben.

Die Worte kommen aus dem Herzen; denn aus der Fülle des Herzens redet der Mund. Matth. 12, 34. Wer daher immer leichtfertige Worte spricht, der zeigt dadurch, daß er auch ein leichtsinniges Herz habe. cf. B. 5. S. 379.

Die frommen Altväter legten darauf einen so hohen Werth, daß der heilige Basilius befiehlt, man soll denjenigen, welcher solche Reden führt, zur Buße eine ganze Woche lang von der Gemeinschaft der Uebrigen ausschließen, damit er nicht auch sie anstecke. Wie sehr Gott derlei Worte mißfallen, beweist auch nachfolgende Geschichte, die Surius im Leben des heiligen Hugo, Abtes von Clugny, von einem Erzbischofe zu Toulouse, Namens Durandus, erzählt, der spaßhafte und müssige Reden gern hörte und sie auch selbst führte. Der heilige Hugo tadelte ihn darüber öfters und sagte ihm: Wenn du dich nicht besserst, wirst du dafür ein besonders Fegfeuer zu bestehen haben. Bald darauf geschah es, daß der Erzbischof starb. Nun sei er einem gewissen Mönche, mit Namen Siguinus erschienen, mit einem aufgeschwollenen Munde und mit häßlich zersprungenen Lippen; unter Thränen habe er ihn gebeten, er möge doch zu dem Abte Hugo gehen, und ihn ersuchen, daß er für ihn bete, weil er wegen seiner Spaße und müssigen Worte, welche er sich im Leben so oft erlaubt habe, jetzt große Qual leide.

12. Unter allen sündhaften Reden sind die schädlichsten die unsittlichen und unkeuschen.

Alle sündhaften Reden sind schädlich; aber die verderblichsten sind die unkeuschen Gespräche und unreinen Lieder und Gesänge, welch letztere um so gefährlicher sind, je lieblicher und süßer sie tönen. Von solchen gottlosen Zungen sagt der heilige Jakobus: Sie sind ein Feuer, entzündet von der Hölle. Jak. 3, 6. Er nennt sie mit Recht ein Feuer, das von der Hölle selbst angeschürt ist; denn der, welcher unzüchtige Reden führt, ist recht eigenthümlich im Dienst der Hölle; er haucht durch seinen unfläthigen Mund allenthalben Gift aus, wodurch er die Seelen tödtet, so daß diese dem Satan als Schlachtopfer zufallen.

Der heilige Paulus rufet den Gläubigen zu: Lasset euch nicht verführen; böse Gespräche verderben gute Sitten. 1. Corinth. 15, 33. Und wiederum schreibt derselbe Apostel: Unheilige und leere Schwätzereien meide; denn sie befördern viel die Gottlosigkeit, und ihre Lehre frißt um sich wie ein Krebs. 2. Timoth. 2, 16. 17. Der heilige Paulus will damit sagen: Die sündhaften Worte kriechen durch das Gehör nach und nach in das Innerste des Herzens hin-

ein, und fressen dort so lange herum, bis sie dasselbe ganz für das Laster gewonnen haben. Gilt dieses von allen bösen Reden überhaupts: welches Uebel wird nicht erst die unreine Zunge im menschlichen Herzen anrichten! Mit Recht sagt daher der heilige Geist von Menschen, die unzüchtige Reden führen: Ein offenes Grab ist ihr Rachen. Ps. 5, 11. Dazu bemerkt der heilige Chrysostomus: Der Mund eines Menschen, welcher unzüchtige Reden ausgießt, gleicht einem offenen Grabe, das verfaulte Leichname in sich schließt. Der Gestank, der aus einem Grabe voll Leichname emporsteigt, verursacht bei denen, die ihm ausgesetzt sind, tödtliche Krankheiten. Dasselbe Verderben bringen unsittliche Reden der Seele.

Gewiß, es wäre ein entsetzliches Vergehen, wenn Einer glühende Kohlen auf die Kleider des Nächsten werfen würde. Denn die Kleider würden zuletzt Feuer fangen und in Brand gerathen, und dadurch der Nächste selbst eines jämmerlichen Todes sterben. Wer aber in Gegenwart Anderer unfläthige Reden führt, thut noch mehr; er schleudert gegen seinen Nächsten keine gewöhnliche, sondern eine höllische Gluth. Dadurch wird in seinem Herzen ein Brand entstehen, der seine ganze Seele verzehrt. Wenn du nur ein einziges, unzüchtiges Wort vorbringst, sagt der heilige Bernard, so bist du Ursache, daß vielleicht all diejenigen, welche dasselbe anhören, ihren Gedanken und Gelüsten nach in die Sünde der Unkeuschheit fallen. Das ist ein schwereres Vergehen, als wenn du mit einem Pfeile mehrere Menschen auf einmal ermorden würdest; denn so würdest du nur den Leib tödten, während du durch deine schändlichen Reden die Seele mordest. Solche Menschen, schreibt der heilige Liguori, richten das größte Verderben in der Welt an; denn ein einziger schadet mehr, als hundert Teufel, da er das Verderben so vieler Seelen bewirkt. O wie viele besäßen die Reinigkeit ihres Herzens noch unversehrt, wenn sie ihre Ohren vor unreinen Reden behutsamer verwahrt hätten! Wo oft der Teufel viele Jahre mit all seinen Einflüsterungen und Versuchungen vergeblich an der Verführung einer Seele gearbeitet hat, da gelangt ein unfläthiger Mund in kurzer Zeit an das Ziel. O könnten wir die Hölle durchwandern und alle Verdammte der Reihe nach um die Ursache ihres Verderbens fragen: wie viele würden wir finden, welche die unkeuschen Reden als den Grund ihrer Verdammniß bezeichnen!

Gewiß, es ist ein Zeichen der Verdammniß, gerne unkeusche Reden zu führen, oder sie mit Wohlgefallen anzuhören; dieses um so mehr, weil Solche sich selten bessern, auch nicht in ihren alten Tagen. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß sie im Alter noch unverschämter und zudringlicher werden.

Welche Verantwortung häuft sich ein solcher Mensch für den Tag des Gerichtes auf! Denn alle jene Seelen, die er durch seine unsittlichen Reden in's Verderben hineingezogen, werden ihn als den Urheber ihres Unglückes anklagen. Gott selbst wird von einem Solchen die Seelen zurückfordern, die er ihm durch seine Unfläthereien geraubt, und zur Schlachtbank des Teufels geschleppt hat. Da wird das Wort der Schrift an ihm sich erfüllen: Sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Ezech. 3, 18.

Darum hütet euch vor unreinen Reden und Gesängen. Der heilige Paulus sagt: Hurerei und jede Unreinigkeit werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen geziemt. Eph. 5, 3. Beherzigen wir die Worte: „Jede Unreinigkeit." Wir sollen uns nämlich nicht bloß vor groben, unkeuschen Reden, sondern auch vor allen zweideutigen Worten in Acht nehmen, weil solche manchmal noch gefährlicher sind. Bedenke, sagt der heilige Augustin, daß dein Mund der Mund eines Christen ist, in welchen so oft Jesus Christus durch die heilige Kommunion eingeht; daher verabscheue es, das mindeste zweideutige Wort auszusprechen. Hütet euch aber nicht bloß selbst davor, unreine Reden zu führen, sondern fliehet auch wie eine Pest jene, welche gerne solche Worte in den Mund nehmen. Umzäunet, wie die heilige Schrift sagt, euere Ohren mit Dornen, und höret nicht auf solch gottlose Zungen. Ekkli. 28, 28. Entfernt euch, wenn solche Reden begonnen werden; wo ihr aber dieses nicht könnet, gebet wenigstens euer Mißfallen zu erkennen.

13. Von den vielerlei Arten der bösen Reden, die unter den Christen so häufig vorkommen.

Der Psalmist sagt: Ein offenes Grab ist ihr Rachen, mit ihren Zungen handeln sie trüglich, Natterngift ist unter ihren Lippen, ihr Mund ist voll von Fluch und Bitterkeit. Ps. 13. Diese Worte gelten vorzüglich von unsern Zeiten; denn wo man sich

nur hinwendet, hört man den Mund von bösen, abscheulichen Reden überströmen. O was sind das für Reden, die in unserer Mitte gehört werden! Wenn man draußen in den Strassen umhergeht, oder auch innen in den Häusern verweilt, so vernimmt man die abscheulichsten Fluchworte und größten Gotteslästerungen. Es gibt Leute, die nichts thun können, ohne ihr Geschäft durch Fluchen zu entweihen; immer ist der Teufel auf ihrer Lippe; immer ist Gotteslästerung in ihrem Munde. Ja manche rühmen sich, Meister im Schelten zu sein; sie setzen eine gewisse Ehre darein.

Was hören wir für Reden beim Kaufen und Verkaufen, beim Abschliessen der Verträge und andern Geschäften? Da wird betheuert und geschworen hoch und theuer um jeder Kleinigkeit willen. Es handelt sich oft nur um einige Kreuzer, und ihretwillen berufen wir uns auf das Zeugniß Gottes, und betheuern unter Anrufung seines heiligsten Namens, daß wir die Sache nicht billiger ablassen können. Sind solche Betheuerungen nicht gegen das zweite Gebot, welches uns verbietet, den Namen Gottes eitel in den Mund zu nehmen? Wie, sagt mit Recht der heilige Chrysostomus, du würdest dich nicht unterstehen, einen angesehenen Mann in solchen Dingen öffentlich als Zeugen vorzuladen, weil er sich dadurch beleidiget fühlen würde; und du unterstehst dich, Gott gleichsam vom Himmel herabzurufen, daß er dir Zeugniß ablege?

Was sind es für Reden, die oft in Gesellschaften, auf Bierbänken und in Weinhäusern, auf Spaziergängen und bei andern Gelegenheiten gehört werden? Das Schamgefühl verbietet mir auf diese Reden näher einzugehen, um zarte Ohren nicht zu verletzen. Ihr aber merkt wohl, worauf es abgesehen ist, nämlich auf jene unzüchtigen Mäuler, welche gleich den faulen Gräbern überall Unrath aushauchen, wohin sie nur kommen. Solche Menschen können kaum ihren Mund öffnen, ohne Gift aus demselben hervorströmen zu lassen, vor dessen Hauch die Blüthen der Unschuld verwelken. In vornehmeren Gesellschaften ist zwar die Rede etwas feiner; aber nicht minder gefährlich. Denn wie ein gar zu heftiger Wind ein erst angezündetes Feuer sogleich wieder auslöscht, ein sanftes Wehen aber die Flamme mehr anfacht, so verhält es sich auch mit derlei unsaubern Reden. Würde Jemand in bessern

Gesellschaften seine unsaubere Rede unverblümt, in ihrer ganzen Häßlichkeit vorbringen, so geböte schon der Anstand einem Jeden, davon sich abzuwenden, und so wäre er, weil er keine Zuhörer findet, zum Schweigen verurtheilt; aber statt dessen umschließt er seine Worte mit der Schale des Witzes oder verbirgt das Gift in eine andere angenehme Hülle, und jetzt schlürft man es begierig ein, und läßt sich davon anstecken. O ihr boshaften Mäuler, welche Rechenschaft werdet ihr einstens nicht bloß von euern unfläthigen Reden, sondern auch für so viele Seelen abzugeben haben, die ihr durch dieselben verführt habt?

Welche Reden werden geführt, wenn Einige zusammenkommen, sich zu unterhalten? Man darf auf Viele die Worte der Schrift anwenden: Sie können nicht friedlich (mit einander) reden. 1. Mos. 37, 4. Denn welche Zänkereien fallen oft vor? Welche Vorwürfe gibt man sich? Kaum ist man einige Zeit beisammen, so fängt man an zu sticheln, man macht sich über einander lustig, wirft sich seine Fehler vor und sucht auf andere Weise zu reizen. Daraus entsteht Haß, Streit und Feindschaft. Oder wenn man die Gegenwärtigen in Ruhe läßt, so müssen die Abwesenden herhalten. Man erzählt entweder aus Bosheit, oder oft auch aus bloßer Geschwätzigkeit Alles, was man von Andern gesehen oder gehört hat, oft auch das, was man nur vermuthet, daß sie es gethan; ja man geht noch weiter; denn man erdichtet Fehler, die sie in der Wirklichkeit nicht an sich haben. Und man kommt dabei auf alle Stände und Verhältnisse. Da heißt es: Jener Geistlicher führt keinen erbaulichen Lebenswandel, er gibt Aergerniß; dieser Herr beschäftiget sich mit ungerechtem Handel, er betrügt und zieht Alles an sich, was er erlangen kann. Dort ist eine Frau, die man als Verschwenderin verschreit; hier eine Tochter, der man nachsagt, daß sie in sündhaften Verhältnissen lebt. O was weiß man nicht Alles über seinen Nächsten Nachtheiliges vorzubringen, und wie beredt ist die Zunge, wenn sie von den Fehlern Anderer zu erzählen hat.

Was sind das für Reden, welche man oft Einem ganz geheim in das Ohr hineinlispelt, und die daher als Ohrenbläserei bezeichnet werden! Höre, guter Freund, heißt es da oft mit verstellter Freundlichkeit, was jener von dir gesprochen; du hältst so viel auf ihn, aber er mißbraucht dein Vertrauen; er thut dir nur in das

Gesicht schön, hinter deinem Rücken ist er ganz anders, da macht er sich über dich lustig und verlacht dich. Auf solche Weise sucht man Mißtrauen zu säen, und entzweit die besten Freunde. O was ist es für ein abscheuliches Laster um die Ohrenbläserei! Darum sagt die heilige Schrift: Verflucht ist der Ohrenbläser und Zweizüngler; denn unter Vielen, die in Frieden leben, richtet er Verwirrung an. Die dritte Zunge hat schon Viele aufgehetzt und von einem Volke zu dem andern getrieben, hat feste Städte der Reichen zerstört, und Fürstenhäuser untergraben; die dritte Zunge hat wackere Weiber vertrieben und sie ihrer Arbeit beraubt. Wer auf sie merkt, wird keine Ruhe haben, auch keinen Freund, auf den er sich verlassen kann. Ekkli. 28, 15—21.

Was sind das für Reden, welche zuweilen die Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, die Dienstboten gegen ihre Herrschaften führen? Sie klagen und murren über ihr Regiment, über ihre Behandlungsweise und viele andere Dinge. Nichts ist ihnen an denselben recht; Alles wird bekrittelt und bespöttelt.

Was führt man oft für Reden selbst über den Himmel und seine Heiligen, ja sogar über den allmächtigen Gott? Sie haben, sagt der Psalmist, wider den Allerhöchsten geredet, was Unrecht ist, und ihren Mund an den Himmel gelegt. Ps. 72, 8. Wer sollte es für möglich halten, daß der schwache Mensch, der Erdenwurm, seinen Mund gegen den Himmel aufzuthun, und von Gott selbst beleidigend zu reden wagen soll? Und dieses thun all diejenigen, welche gegen Gott murren, und ihn gleichsam der Ungerechtigkeit beschuldigen, daß er ihnen so mancherlei Kreuz und Leiden schickt; dieses thun diejenigen, welche die allweise Vorsehung Gottes bekritteln, als ob Manches in der Welt nicht gut eingerichtet wäre; dieses thun diejenigen, welche auf andere Weise Gott lästern und mit Worten beleidigen.

Sollte ich noch hinweisen auf so viele andere sündhafte Worte, welche so häufig aus unserm Munde kommen, auf die harten und lieblosen Worte, die wir uns gegen unsern Nächsten erlauben, auf die Lügen, deren wir uns im Umgange schuldig machen, auf die Schmeicheleien, die wir oft vorbringen, auf die Schamlosigkeit, mit welcher Manche sich ihrer eigenen Laster rühmen? O wo sind diejenigen, die mit ihrem Munde nicht auf die eine oder andere Weise

Anstoß geben! Wie groß wird unsere Verantwortung für den Tag des Gerichtes werden, wo man selbst von einem jeden unnützen Worte Rechenschaft geben muß, wenn wir nicht bloß Unnützes, sondern Sündhaftes ohne Maß und Ziel daherschwätzen.

14. Wie man sich ferners durch den Mund versündiget.

Durch den Mund versündiget man sich vorzüglich noch:

1) Durch Fluchen und Schelten. Davon ist gehandelt B. VI. S. 550—572.

2) Durch falsches Schwören, dann auch durch unzeitiges Betheuern. Sieh B. V. S. 257—276.

3) Durch Ehrabschneiden. Dieses wird beim Artikel „Verleumdung" zur Sprache kommen.

4) Lüge. Davon beim Artikel „Lüge".

15. Von der Schädlichkeit und Schändlichkeit der Geschwätzigkeit.

Nichts ist abscheulicher und zugleich auch schändlicher, als eine geschwätzige Zunge. Durch sie wird gewöhnlich der Nächste um seine Ehre gebracht; denn wer sich einmal dieser Untugend ergibt, spricht von Nichts lieber, als von den Fehlern Anderer, sie mögen nun wahr oder falsch sein. Bald hört man ihn von Eheleuten reden, die übel mitsammen leben, wo der Mann ein Verschwender, ein Müssiggänger, und dabei ein Tyrann, oder die Frau die eitelste Weltpuppe, die ungetreueste Gattin und ein wahres Zankeisen ist; bald von Eltern, die ihre Kinder ohne Erziehung aufwachsen lassen, und aus blinder Liebe gegen alle Fehler derselben gleichgiltig sind; bald von Dienstboten, die ihre Herrschaft betrügen oder auf andere Weise ihr Schaden zufügen; bald von diesem oder jenem Frauenzimmer, das über seinen Stand sich kleidet, und von den schmutzigen Quellen, woraus es zu diesen Ausgaben das Geld hernimmt. Freilich ersucht der Schmäher die Anwesenden manchmal, das Gehörte nicht weiter zu verbreiten, sondern bei sich zu behalten. Aber wozu denn diese heuchlerische Vorsicht? Sei es auch, daß jene über das Erzählte ein tiefes Stillschweigen beobachten, — er ist es ja selbst, der, kömmt er mit wem immer zusammen, dieselben Plaudereien wieder auf die Bahn bringt, und

so das selbst nach allen Seiten hin verbreitet, worüber er Andern Stillschweigen aufgetragen hat.

Damit begnügt sich aber der Schwätzer noch nicht. Man gestatte ihm nur einmal freien Zutritt in sein Haus und schenke ihm einiges Vertrauen, so wird es bald um den lieben Frieden geschehen sein. Von ihm erfährt der Mann, was das Weib ihm in Geheim über jenen anvertraut hat, und umgekehrt. Er trägt die Klagen der Herrschaften den Dienstboten, und die der Dienstboten den Herrschaften zu; er hinterbringt dem Bruder, was über ihn die Schwester, und dieser, was über sie der Bruder gesagt hat. Ja, es ist nicht nöthig, daß man so offenherzig gegen ihn ist. Er ist so unverschämt, von dir zu behaupten, du hättest ihm dieß oder jenes, woran dein Herz gar nicht dachte, anvertraut. So geschieht es, daß Eheleute, die oft mehre Jahre recht ruhig und vergnügt miteinander gelebt haben, in die gehässigsten Uneinigkeiten gerathen; daß die rechtschaffensten Dienstboten bei ihren Herrschaften in Mißgunst fallen, und vielleicht gar ihren Platz verlieren; daß unter guten Freunden die unversöhnlichsten Feindschaften angestiftet werden.

Der Schwätzer ist gewöhnlich auch der Jugend schädlich; denn er nimmt keine Rücksicht darauf, ob er verstandesreife Männer oder die unerfahrne Jugend zu Zuhörern hat. Er redet ohne Scheu Alles heraus, was der Zufall auf seine Zunge bringt, und darunter oft solche Abscheulichkeiten, von denen der Apostel sagt, daß sie nicht einmal unter Christen genannt werden sollen. Zwar behauptet er, und entschuldiget sich auch damit, daß er dabei keine böse Absicht habe, sondern nur scherzen und mit seinen Einfällen Andere belustigen wolle. Aber dadurch nimmt er seinen Reden das Gefährliche nicht, sondern sie werden wie Funken, wenn sie auf leicht brennbaren Stoff fallen, da, wo sie Empfänglichkeit finden, sich entzünden, und einen traurigen Brand veranlassen.

Wie viel schadet der Schwätzer nicht auch dem Ansehen der Religion! Er hat es sich einmal zum Grundsatze gemacht, nichts von dem, was er weiß, zu verschweigen. Nun geschieht es, wozu es in unsern Tagen so viel Gelegenheit gibt, daß er ein Buch liest, in welchem die vornehmsten Glaubenswahrheiten auf das Frevelhafteste herabgewürdiget, die heiligsten Geheimnisse als ver-

nunftwidrig verworfen, die Kirche gelästert und ihre Diener als Auswürflinge dargestellt werden; oder er kömmt mit sogenannten großen Geistern zusammen, die in seiner Gegenwart die angeführten Spöttereien vorbringen. Ohne zu untersuchen, ob dasjenige, was er gelesen oder gehört, gute oder schlechte Münze sei, ohne sich zuvor von sachverständigen Männern darüber belehren zu lassen, posaunt er sogleich die hier gesammelten Neuigkeiten aus, und da es unter den Vielen, mit denen er Bekanntschaft hat, auch Schwache und Unkluge gibt, so läßt sich leicht schließen, wie viel er durch seine Schwätzereien Schaden verursacht.

Aber auch sich selbst schadet der unkluge Schwätzer. Weil er so gerne über die Fehler der Abwesenden sich lustig macht, so nimmt sich der Kluge vor ihm in Acht; meidet, so viel es möglich ist, den Umgang mit ihm, aus Furcht, daß nicht auch er von ihm bei Andern in üblen Ruf gebracht wird. Weil er das, was man ihm in Geheim anvertraut hat, nicht verschweigen kann, sondern den Betheiligten hinterbringt, so verwickelt er sich in die schlimmsten Feindschaften und Zänkereien. Weil er, um seine Geschwätzigkeit zu befriedigen, von allen Dingen spricht, auch von solchen, wovon er keine Kenntniß hat, so verliert er sich oft in das unsinnigste Geplauder, und setzt sich dadurch dem Gelächter und der wohlverdienten Verachtung der Verständigen aus. Auch verliert der Schwätzer dadurch, daß er es gewöhnlich mit der Wahrheit nicht genau nimmt, und oft Dinge erdichtet, die nie geschehen sind, alle Glaubwürdigkeit. Den größten Schaden fügt er aber seiner Seele zu, indem er sich für den Tag des Gerichtes die schwerste Rechenschaft zuzieht. Denn wenn man dort, wie uns dessen die ewige Wahrheit versichert, von einem jeden unnützen Worte Rechenschaft geben muß; wie wird es dem unsinnigen Schwätzer ergehen, der in seinem Leben nicht bloß so viel unnütze, sondern auch sündhafte Worte gesprochen, wodurch er so oft die Religion geschmäht, die Unschuld geärgert und die Tugend verletzt; Worte, wodurch er so Viele gekränkt, und so mancherlei Zank und Streit und Unfrieden verursacht hat. Darum hüte sich ein Jeder! Halte ein Jeder seine Zunge im Zaum; denn sie ist zwar ein kleines Glied, aber sie stiftet nur zu oft großes Unheil an.

16. Von dem Nutzen und der Vortrefflichkeit des Stillschweigens.

Das Stillschweigen bezeichnet der gottselige Alphons von Rodriguez in seiner Uebung der Vollkommenheit als ein vorzügliches Mittel, um in der Tugend Fortschritte zu machen; dagegen sieht er in der Sorglosigkeit hierin ein Haupthinderniß zur Frömmigkeit. Beides bezeugt auch der Apostel Jakobus; denn er sagt: Wer in seinen Reden nicht anstößt, der ist ein vollkommener Mann, Jak. 3, 2., und früher sagt derselbe Apostel: Wer sich für andächtig hält, da er doch seine Zunge nicht bezähmt, dessen Frömmigkeit ist eitel. Jak. 1, 26. Gegründet auf diesen Ausspruch des heiligen Jakobus haben sich auch nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus die Altväter der Wüste beflissen, sorgfältig das Stillschweigen zu beobachten; dieser Heilige hat Solche gefunden, die oft viele Jahre lang kein Wort gesprochen. Aus demselben Grunde haben auch alle Ordensstifter der späteren Zeit unter den übrigen Mitteln zur Vollkommenheit vorzüglich das Stillschweigen eingeschärft. Und mit Recht; denn das Stillschweigen bringt viele Vortheile mit sich, nicht bloß für die Mönche, sondern auch für die Weltleute. Führen wir einige davon an:

I. Durch das Stillschweigen lernt man erst, wie man reden müsse. Diese Behauptung fällt vielleicht auf, und man wird eher das Gegentheil für richtig halten; man wird sagen: Wie Alles durch Uebung erlernt wird, so wird man auch das Reden lernen, wenn man sich in demselben fleißig übt. Allein hier ist es umgekehrt. Die Wissenschaft, gut zu reden, kann nur durch langanhaltende Uebung des Stillschweigens erlangt werden. Denn gleichwie der Lehrling fleißig aufmerkt und schaut, wie sein Meister das Geschäft treibt, um es auf dieselbe Weise nachzumachen, und wie er dadurch selbst allmählig seine Kunst sich aneignet, so müssen auch wir diejenigen, welche mit Anstand und Würde zu sprechen verstehen, beobachten, damit wir von ihnen lernen, wie man reden müsse. O würde mancher Junge dieses beobachten, gewiß er würde weniger Unsinn daher reden. Aber er hat noch nicht das Schweigen gelernt, darum versteht er auch das Reden nicht. Deßwegen ermahnt auch der heilige Hieronymus: Lernen wir zuerst

das Nichtreden, damit wir nachher das Gutreden uns aneignen mögen; schweigen wir eine Zeit lang und merken wir auf die Aussprüche derer, die unsere Lehrer sind, damit wir nach vielem Stillschweigen aus Lehrlingen endlich Meister werden mögen.

II. Das Stillschweigen ist ein vortreffliches Mittel, um gut zu beten. Das Stillschweigen lehrt uns nicht bloß die Kunst, wie man mit den Menschen, sondern auch wie man mit Gott reden muß, d. h. es lehrt uns beten. Darum nennt der heilige Diadochus das Stillschweigen eine Mutter heiliger Gedanken. Denn wie man manchmal wegen großen Gelärms nicht hört, was gesprochen wird, so hindert uns auch gar oft das Geräusch der weltlichen Worte und Gespräche, und macht uns taub und unfähig, die göttlichen Einsprechungen zu vernehmen. Gott liebt die Einsamkeit, um in derselben mit den Seelen sich zu unterhalten. Daher sagt er auch durch den Propheten: Ich will sie in die Einöde führen, und ihr an's Herz reden. Ose. 2, 14. Es ist hier die innere Einsamkeit, die Sammlung des Herzens gemeint, und dazu trägt das Stillschweigen sehr viel bei. Der heilige Diadochus drückt sich schön in einem Gleichnisse aus. Er sagt nämlich: Gleich wie alle Wärme in einem Zimmer sich verliert, wenn man die Thüre zu oft und zu lange öffnet, so verflüchtiget sich durch den Mund, wenn man zu viel redet, alle Wärme der Andacht; das Herz wird gleichsam ausgegossen, und die Seele wird aller guten Gedanken verlustig. Daher heißt es auch in der Nachfolge Christi: Wenn du dich den überflüssigen Besprechungen entzögest und dem vielen müssigen Herumlaufen, und wenn du keine Neuigkeiten und Ehrabschneidungen hören möchtest, so würdest du hinreichend bequeme Zeit finden, mit guten Betrachtungen dich zu beschäftigen. Wir müssen hier auch dieses noch bemerken, daß, gleichwie das Stillschweigen ein Mittel ist, das Gebet und die Betrachtung zu befördern, so auch dieses wiederum dem Stillschweigen selbst Vorschub leistet. Wir können in der That bemerken, daß geistreiche und durch das Gebet mit Gott vertraute Personen wenig von irdischen Dingen reden. Es fällt ihnen fast schwer, solche Gespräche nur anzuhören; denn sie möchten gerne von nichts Anderm hören und mit nichts Anderm sich abgeben, als mit dem, was sie lieben und woran ihr Herz hängt, nämlich mit dem Himmlischen.

Und gerade hierin ist auch der Hauptgrund zu sehen, warum wir so gerne von irdischen Dingen plaudern und so viel unnützes Geschwätz machen, weil wir nämlich zu wenig auf das Göttliche denken, zu wenig im Geiste leben und zu viel in die Welt ergossen sind.

III. Das Stillschweigen ist ein vorzügliches Mittel, um im Guten überhaupts gefördert zu werden. — Wir wissen es aus Erfahrung, daß viel reden nicht ohne Sünde abgeht. Wo viel Geschwätz ist, da ist insgemein Armuth, sagt der heilige Geist. Sprüchw. 14, 23. Ja, große Armuth des Geistes, weil viel Sündhaftigkeit. Wer hingegen das Stillschweigen wohl bewahrt, erhält leicht seine Seele unschuldig. Auch dafür gibt die heilige Schrift Zeugniß: Wer seinen Mund bewahrt, bewahrt seine Seele. Sprüchw. 13, 3. Dieses sahen selbst die Heiden ein. Als man daher einen gewissen Corilaus fragte, warum Lykurgus den Spartanern so wenig Gesetze gegeben, soll er geantwortet haben: Für die, welche wenig reden, wie die Lacedämonier, sind wenig Gesetze nothwendig. Willst du also in der Tugend fortschreiten, so hüte dich, viel zu reden. Wenn du hingegen um das Stillschweigen dich nicht bekümmerst, so wirst du es nimmermehr zur Vollkommenheit bringen, ja überhaupts dein Heil großer Gefahr aussetzen. Wird wohl der wortreiche Mann gerechtfertiget werden? fragt Job. Kap. 11. Dazu bemerkt der heilige Gregorius, es sei gewiß, daß ein geschwätziger Mann nimmermehr gerechtfertiget werden und im Guten fortschreiten könne. Um dieses zu beweisen, beruft er sich noch auf mehrere Stellen der heiligen Schrift, unter andern auf jene Worte des Propheten: Dem Zungen-Manne wird es nicht wohl gehen auf Erden; er wird nicht vorwärts kommen, nicht wachsen, und jenem Fluche unterworfen sein, den Jakob aussprach: Zerronnen bist du, wie Wasser; nicht sollst du wachsen, weil du das Herz wie Wasser durch die Pforten des Mundes und der Sinne ausgegossen hast. Andere heilige Väter vergleichen den Menschen, der seinen Mund nicht bewacht und geschlossen hält, mit einem Gefässe, welches keinen Deckel hat, und welches Gott für unrein zu halten befiehlt. Ein Gefäß, das keinen Deckel hat, noch zugebunden ist, soll unrein sein. Num. 19, 15. Dieses deßwegen, weil es wegen Mangel eines Deckels jegliche Unreinigkeit in sich aufnehmen, und bald mit allem Unrathe angefüllt sein wird.

Auf gleiche Weise wird Einer, der seinen Mund nicht verschlossen hält, schnell mit Unvollkommenheiten und Sünden angefüllt sein. Darum sagt die heilige Schrift: Viel Reden geht nicht ohne Sünden ab. Sprüchw. 10, 19. Wollte Gott, daß wir die Wahrheit dieser Worte nicht an uns selbst so oft erführen! Du wirst, wie richtig der heilige Gregorius bemerkt, vielleicht bei guten Worten anfangen, von da verfällst du auf müssiges Reden, von da auf scherzhaftes, sodann auf Aergernißgebendes, und während allmählig die Zunge warm wird, und das Verlangen wächst, die Dinge zu übertreiben, wirst du, ohne es zu merken, auf lügenhafte und bösartige Reden gerathen; so wirst du im Kleinen anfangen und im Großen aufhören. Albertus, der Große, geht noch weiter. Er sagt: Wo keine Schweigsamkeit ist, da wird der Mensch gar leicht von dem Teufel überwunden. Er beruft sich zum Beweise dessen auf eine Stelle aus der heiligen Schrift, nämlich, wo es heißt: Wie eine offene Stadt ohne Ringmauern, so ist Einer, der seinen Geist im Reden nicht einhalten kann. Sprüchw. 28, 28. Auch der heilige Hieronymus bemerkt zu diesen Worten: Gleich wie eine offene, weder mit einem Wall noch mit einer Mauer umgebene Stadt jedem Ueberfalle und der Plünderung des Feindes ausgesetzt ist, so schwebt derjenige, welchem die schützende Mauer des Stillschweigens mangelt, in augenscheinlicher Gefahr, von den Anfechtungen des höllischen Feindes überwältiget zu werden.

Aus diesem Allen folgt zur Genüge, wie heilsam es ist, das Vielreden abzulegen, und statt dessen sich ein weises Stillschweigen anzugewöhnen. (cf. Rodriguez Uebung der Vollkommenheit.)

17. Von der Verschwiegenheit.

Der Mensch hat nichts auf Erden, was ihm eigenthümlicher gehörte, als die Geheimnisse seines Herzens; darüber ist er nächst Gott sein unumschränkter Herr. Von seinem Gelde kann er zwar auch sagen, daß es ihm zugehört, aber nicht so eigenthümlich; denn es kann ihm gestohlen werden. Aecker, Gärten, Wiesen und andere liegende Gründe gehören ihm zu; doch können sie durch Hagel und andere Unglücksfälle verheert werden. Sein Haus gehört ihm zu; doch kann es durch Feuersbrunst in Asche gelegt werden. Er ist Herr seines guten Namens; aber er kann nicht

hindern, wenn böse Menschen ihn mit dem Gifte der Verleumdung begeifern. So kann man all diese Besitzthümer durch fremdartige Einwirkungen gegen seinen Willen gänzlich oder theilweise verlieren. Nur die Geheimnisse des Herzens gehören uns so an, daß sie uns keine Kreatur gegen unsern Willen entreißen und offenbaren kann. Das Herz hat der Schöpfer mit einem so festen Riegel verschlossen, daß da Niemand eindringen kann, als er selbst, und der eigene Geist des Menschen. Einem jeden Andern ist hier der Eintritt versperrt. So ist das menschliche Herz von Natur aus zur Verschwiegenheit geeignet; denn hätte Gott gewollt, daß alle wissen sollen, was in meinem Herzen ist, so hätte er ihnen die Kenntniß der fremden Herzen verliehen. Aber Gott wollte dieses nicht; sondern er schuf das menschliche Herz so, daß es Heimlichkeiten vor Andern bewahren kann. Daher sollte man nicht sagen, es sei oft unmöglich, verschwiegen zu bleiben. Dieses widerspricht schon der natürlichen Beschaffenheit und Neigung des Menschen. Nur ein Schwätzer, der einem durchlöcherten Fasse gleicht, welches keine Flüssigkeit in sich zu halten im Stande ist, mag sich in dieser unsinnigen Behauptung gefallen; der Verständige aber wird in allen Fällen eine kluge Verschwiegenheit beobachten, und dieses nicht bloß hinsichtlich seiner selbst, sondern auch bezüglich des Nächsten.

Es kann eine Pflicht der Gerechtigkeit sein, in manchen Fällen, verschwiegen zu sein. Man theilt uns Nachrichten mit, entweder unter der ausdrücklichen Bedingniß, sie nicht weiter zu sagen, oder wir erkennen aus den Umständen, daß es im Willen und in der Absicht des Erzählers gelegen ist, davon gegen Niemanden einen Gebrauch zu machen. Wir erfahren zufällig etwas, von dem der Betheiligte offenbar wünscht, daß es nicht bekannt werden möchte. Wir vernehmen in einer Gesellschaft Schmähungen über einen Abwesenden, worüber sich dieser, wenn er es erfährt, nicht nur kränken wird, sondern was auch zu bittern Feindschaften Anlaß geben kann; es werden uns Dinge anvertraut, die nur auf das Amt Bezug haben, welches wir begleiten: — in all diesen und noch vielen andern Fällen ist es Pflicht, verschwiegen zu sein. Freilich wenn die uns anvertrauten Geheimnisse ihrer Natur nach auf das Böse zielen, so daß, wenn wir schweigen, dem Nächsten oder dem allgemeinen

Besten Schaden zugehet, weil es sich z. B. um Ausführung verrätherischer Pläne, um Mord oder ähnliche Schandthaten handelt, so wäre die Verschwiegenheit von unserer Seite nicht recht, selbst wenn wir uns durch das ernsteste Versprechen oder auch eidlich dazu verpflichtet hätten; in diesem Falle legen uns höhere Rücksichten die Pflicht zu reden auf. Indeß ist auch hier Klugheit nothwendig, und es ist nicht immer gerathen, sogleich einem Jeden das Gehörte mitzutheilen, sondern man soll zunächst die Betheiligten davon in Kenntniß setzen und jene, welche gemäß ihrer Stellung dem beabsichtigten Verbrechen vorbeugen können.

Würden wir überall und jedes Mal die Tugend der Verschwiegenheit üben, so würden wir uns vor vielen Unannehmlichkeiten bewahren. Der Verschwiegene ist überall wohlgelitten; er findet leicht Zutritt in den Häusern; er ist ein angenehmer Gast in den Gesellschaften: denn man weiß, daß er dasjenige, was er sieht oder hört, nicht mißbraucht, und nicht Jedermands Ohr zuträgt. Man braucht sich daher vor ihm keinen Zwang anzuthun in seinem Reden oder Betragen; man kann in seiner Gegenwart, wie man zu sagen pflegt, ganz ungenirt sein. Von Wem hingegen bekannt ist, daß er Alles ausplaudert, der bringt in alle Gesellschaften, die er besucht, Mißtrauen und Frostigkeit; er vermindert die Geselligkeit und Freimüthigkeit; denn ein Jeder befürchtet, das, was er hier sagt, werde von ihm wieder weiter getragen und zur Hervorrufung von Mißverständnissen und Uneinigkeiten benützt. In der Gegenwart eines Solchen ist man in seinem Gespräche sehr einsilbig; man redet am liebsten von ganz gleichgiltigen Dingen; Alles nimmt einen gewissen Zwang an; alles Herzliche und Gemüthliche hört auf.

Wie oft wird auch durch Mangel an Verschwiegenheit das beste und nützlichste Wort vereitelt! Wie viel Schaden ist dadurch nicht blos einzelnen Menschen, sondern ganzen Gemeinden zugegangen! Ganze Reiche haben oft schon bitter es fühlen müssen, wenn die, welche an der Spitze der Regierungsgeschäfte standen, zu wenig die Geheimnisse zu bewahren wußten. Schon öfter als einmal ist ein Land dadurch seinen Feinden als Beute anheim gefallen, und sind tausend unschuldige Bürger in das äußerste Elend gestürzt worden, weil man Dinge bekannt machte, welche ein tiefes Geheimniß für jeden Fremden hätten bleiben sollen.

Es ist um so tadelnswerther, daß die Tugend der Verschwiegenheit uns so vielfältig abhanden gekommen ist, da sie doch die Heiden oft schon mit aller Gewissenhaftigkeit zu üben wußten. Ein gewisser Metellus pflegte zu sagen: Wenn ich wüßte, daß mein Unterkleid ein Geheimniß verrathen könnte, so würde ich es sogleich vom Leibe reißen und verbrennen. Der Weltweise Euripides aber gab einmal Jemanden, der ihm zu verstehen gab, daß er übel aus dem Mund rieche, zur Antwort: Dieses mag wohl sein; denn in meinem Munde ist schon gar Vieles verfault. Er wollte damit die Sorgfalt bezeichnen, mit welcher er die anvertrauten Geheimnisse bewahrte. Selbst von den Frauen, die man doch gewöhnlich hierin vor Allem schwach hält, weist das Heidenthum ein auffallendes Beispiel der Verschwiegenheit auf. Laertius erzählt nämlich von einer vornehmen Frau zu Athen, der ein wichtiges Geheimniß anvertraut war. Der Tyrann Hyppias wollte es ihr entlocken. Anfangs nahm er zu Schmeicheleien seine Zuflucht. Weil er aber auf diesem Wege nichts ausrichtete, ließ er Feuer und gräßliche Folterwerkzeuge herbeischaffen. Aber sie blieb auch jetzt verschwiegen und sprach nur: Thue, was dir gefällt; aber wisse, daß du mir ein Geständniß nicht abzwingen wirst, welches ich dir nicht offenbaren kann, ohne einem Andern die schuldige Treue zu brechen. Hierauf biß sie sich selbst ein Stück ihrer Zunge ab und warf es sammt dem Blute dem Tyrannen in das Gesicht, um auf diese Weise sich des Gebrauches der Sprache zu berauben, und um ja in keine Versuchung zu kommen, das anvertraute Geheimniß zu verrathen. Wenn eine Frau solchen Heldenmuth in Bewahrung eines ihr anvertrauten Geheimnisses bewies, so ist die Schmach um so größer, wenn Männer hierin kein Stillschweigen bewahren können, sondern Alles der Oeffentlichkeit übergeben, was sie immer erfahren.

Artikel LXXXV.

Gesundheit (und das Gegentheil, nämlich: Krankheit).

1. Einleitende Worte.

Gesundheit, sagt der Mediziner Buchner, nennen wir den Zustand eines Individuums, bei welchem die einzelnen Organe in zweckmässiger Uebereinstimmung vorhanden und ausgebildet sind, und die einzelnen Lebensfunktionen auf eine der Erreichung ihres Zweckes, Erhaltung des Lebens, angemessene Weise vor sich gehen. Die Gesundheit ist leiblich oder geistig, je nach dem sie dem Leibe oder dem Geiste zukömmt. Nur wenn beide vorhanden sind, genießt der Mensch vollkommene Gesundheit. Indeß findet hier große Wechselwirkung statt; denn es wird auch der Körper leiden, wenn der Geist nicht gesund ist, und umgekehrt. Bedingt ist die Gesundheit theils durch innere, theils durch äußere Verhältnisse. Die innern Bedingungen sind: Normale Beschaffenheit aller Theile und Mischungen bei der Geburt, ihre normale Entwicklung und ihre ebenfalls normale Rückbildung im Greisenalter bis zum Eintritt des Todes; die äußern Bedingungen der Gesundheit sind vorzüglich: Reine, angemessen dichte, nicht ganz wasserfreie Luft, der Temperatur und dem Klima angemessene Kleidung und Wohnung, gehöriger Wechsel zwischen Schlaf und Wachen, Ruhe und Bewegung, und hinreichende, wohl verdauliche Nahrungsmittel und Getränke.

Die Krankheit ist ein Mangel der Gesundheit, der in irgend einer Störung des Organismus seinen Grund hat. Auch die Krankheit kann geistig oder leiblich sein, je nachdem der Leib oder der Geist leidet. Die leiblichen Krankheiten sind theils innerlich, theils äußerlich, je nachdem äußere oder innere Theile des Körpers leiden. Man unterscheidet akute und chronische Krankheiten, je nachdem ihr Verlauf schnell oder langsam ist; jene endigen vor der dritten Woche, diese dehnen sich auf unbestimmte Zeit hinaus; jene haben meistens ihren Sitz im Gefäß- oder Nervensysteme, diese in den Organen rc. Je nachdem eine Krankheit an einzelnen In-

dividuen oder an mehreren zugleich erscheint, heißt sie sporadisch oder epidemisch.

Wie ein jedes Uebel, so haben auch die Krankheiten in der Sünde ihren Grund und Ursprung. Hätte der Mensch nie gesündiget, so würde er eben so wenig krank worden sein, als er gestorben wäre. Die Sünde vermehrt noch heutigen Tages die Krankheiten, insbesonders gewisse Sünden, wie Unmässigkeit, Wollust, Zorn u. s. w. pflegen Krankheiten zu erzeugen.

2. Schriftstellen.

Gott erhöht die Seele, er erleuchtet die Augen, gibt Gesundheit, Leben und Segen. Ekkli. 34, 20.

Besser ist der Arme daran, wenn er gesund und bei guten Kräften ist, als ein Reicher, der schwach und mit einem Uebel gequält ist. . . Es gibt keinen größern Reichthum, als den eines gesunden Körpers. Ebendas. 30, 14 u. 16.

Halte die Vorschriften, Gebote und Rechte, die ich dir heute zu thun gebiete, so wird der Herr alle Krankheit von dir hinwegnehmen, und die bösen Seuchen Aegyptens, die du kennest, wird er nicht über dich bringen, sondern über alle deine Feinde. Deut. 7, 11 u. 15.

Wer vor den Augen seines Schöpfers sündiget, muß in die Hände des Arztes fallen. Ekkli. 38, 15.

Ehre den Arzt um der Noth willen; denn der Allerhöchste hat ihn erschaffen. Alle Arznei ist von Gott . . . Der Allerhöchste schuf die Arzneien aus der Erde, und der weise Mann hat keinen Abscheu davor . . . Durch sie heilet er und lindert er den Schmerz. Ebendas. V. 1—8.

Mein Sohn, verachte dich selbst nicht in deiner Krankheit, sondern bete zum Herrn, und er wird dich gesund machen. Ebendaselbst V. 9.

Sieh, ich werfe sie in's Bett, und die mit ihr ehebrechen, in sehr große Trübsal, wenn sie sich nicht bekehren von ihren Werken. Apokal. 2, 22.

Sieh, du bist gesund worden; sündige nicht mehr, damit dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Joh. 5, 14.

Ist Jemand unter euch krank, so lasse er die Priester der Kirche kommen, daß sie über ihn beten u. s. w. Jak. 5, 14—17.

Laß es dich nicht verdrießen, einen Kranken zu besuchen. Ekkli. 7, 39.

3. Väterstellen.

Gesundheit und Krankheit sind an und für sich gleichgiltige Dinge; sie werden aber je nachdem man sie anwendet, gut oder böse. Der heil. Chrysost.

Die Gesundheit ist so süß, daß wir ihrer nie überdrüssig werden. Was fehlt dem Armen, wenn er diese hat? Was nützt dem Reichen seine ganze Habe, wenn er nicht gesund ist. St. August. Serm. 255.

Wer seine Ohren verstopft, damit er die Kranken nicht höre, wird auch einstens weinen, aber Niemand wird ihn hören. St. Ephräm.

Ich möchte nicht einmal glauben, daß die Krankheit des irdischen Gefäßes (des Körpers), die du überstanden hast, dir etwas geschadet habe, da seine Stärke, wie du weißt, dem Geiste immer feind ist, so daß ich dich nun dem Geiste nach für um so stärker halte, je schwächer du dem Fleische nach geworden. Das Fleisch gelüstet, wie der Apostel sagt, wider den Geist, der Geist aber wider das Fleisch; denn diese sind einander entgegen, so daß ihr nicht Alles thuet, was ihr wollet. Wenn wir also wegen der Widerstrebung des Körpers nicht thun können, was wir wollen, so muß das Fleisch geschwächt werden, damit wir das Gewünschte zu thun vermögen. Die Schwachheit des Fleisches schärft die Kraft des Geistes, und sind die Glieder angegriffen, so werden die Kräfte des Körpers auf die Tugenden des Geistes übergetragen, so daß es mir eine Art Gesundheit zu sein scheint, wenn der Mensch zuweilen krank ist. Salvian epist. 3. ad Catturam.

Die Krankheit des Körpers ist die Gesundheit der Seele. St. Greg. d. Gr.

4. Geschichtliches.

Jemand, der eine besondere Andacht zum heiligen Thomas von Kanterbury hatte, ging in einer Krankheit zu seinem Grabe, um

ihn zu bitten, er möchte ihm bei Gott die Gesundheit wieder erlangen. Er erhielt sie wirklich; aber auf dem Heimwege besann er sich, ob die wiedererlangte Gesundheit ihm auch zu seinem Seelenheile ersprießlich sei. Dieses Bedenken veranlaßte ihn, daß er wieder zum Grabe zurückkehrte, und seine Bitte dahin stellte, der Heilige möge ihm das von Gott erflehen, was ihm zur Erlangung des ewigen Heiles nützlicher wäre, sei es Gesundheit oder Krankheit. Und was geschah? Es befiel ihn die alte Krankheit wieder, und verließ ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr.

Lorenz von Medicis, einer der größten Männer seiner Zeit, blieb bei der Nachricht von der tödtlichen Wendung, die seine Krankheit genommen hatte, so gelassen, als hätte man ihm nur etwas ganz Unbedeutendes gemeldet. Zuerst empfing er die Heilsmittel der Kirche; dann ertheilte er die nöthigen Befehle, seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; er tröstete seine Freunde bezüglich seines nahen Abscheidens, und nachdem er von ihnen völlig Abschied genommen, ließ er Niemanden mehr vor sich, als Geistliche und starb in ihren Armen. Dieser Mann war bei seinem Tode erst vierzig Jahre alt, und stund auf dem Gipfel des Ruhmes und der irdischen Glückseligkeit.

Ein englischer Lord wollte einstens von Irland nach England überfahren. Da er eben das Schiff besteigen wollte, fiel er, und brach ein Bein. Seine Freunde beklagten und bedauerten ihn; er aber sprach: Dieses ist gewiß zu meinem Beßten geschehen. Es zeigte sich auch bald, daß er Recht hatte; denn das Schiff, auf welchem auch er hatte abreisen wollen, litt Schiffbruch, und Alle, die darauf waren, kamen um. So rettete ihn Gott durch einen Beinbruch vom Tode. — Noch öfter rettet Gott durch eine Krankheit oder ein anderes Uebel des Leibes die Seele vom ewigen Tode. Denken wir nur an den heiligen Ignatius von Loyola. Dieser wurde bei der Belagerung der Stadt Pampelona schwer verwundet und in Folge dessen längere Zeit auf das Krankenbett hingestreckt. Dieß war ihm Veranlassung über seinen Seelenzustand nachzudenken, und der Anfang von seinem spätern heiligen Leben und so ungemein nützlichen Wirken für die Kirche Gottes.

Der König Ochozias verfiel in eine bedenkliche Krankheit. Statt zu Gott seine Zuflucht zu nehmen, sandte er zum Götzen von

Akkaron, um zu fragen, ob er wieder genesen werde. Dadurch regte er den Zorn Gottes, und der Prophet Elias mußte ihm verkünden, daß er sterben werde. Dem Ochozias gleichen Alle, die in ihren Krankheiten abergläubische Mittel anwenden, und von dem Gebrauch derselben Gesundheit erwarten. Ganz anders machte es ein anderer König von Israel, mit Namen Ezechias. Als diesem der Prophet Isaias den nahen Tod verkündete, flehte er zu dem Herrn und bat ihn um Verlängerung seiner Lebenstage. Dieses gefiel Gott so sehr, daß er ihm durch denselben Propheten sagen ließ: Ich habe dein Gebet erhört und deine Thränen gesehen; ich habe dich geheilt, und will noch fünfzehn Jahre zu deinen Tagen thun.

Auch auf die Kunst der Aerzte und die Wirksamkeit ihrer Arzneimittel allein darf man in Krankheiten sein Vertrauen nicht setzen. Ein Beispiel hievon ist der König Asa. Dieser erkrankte an heftigem Fußschmerz; aber er suchte in seiner Krankheit den Herrn nicht, sondern setzte alles Vertrauen nur auf die Kunst der Aerzte. Daher strafte ihn Gott mit dem Tode.

Das bewunderungswürdigste Muster der Geduld für Kranke ist Job. Nachdem viele andere Prüfungen vorausgegangen waren, befiel ihn auch noch eine abscheuliche Krankheit, der eben so schmerzliche als eckelhafte orientalische Aussatz; alle seine Glieder schwollen fürchterlich auf, und zuletzt wurde sein ganzer Leib wie eine einzige Eiterbeule. Er nahm irdene Scherben, das hervorbringende Eiter hinwegzukratzen, und saß da am Düngerhaufen im größten Schmerze. Sein Weib hatte noch die gewissenlose Grausamkeit, ihm in diesem traurigen Zustande über seine bisherige Frömmigkeit Vorwürfe zu machen; auch seine Freunde, die doch gekommen waren, ihn zu trösten, gossen ihren Tadel über ihn aus. Bei all dem harrte Job geduldig aus, und blieb fest im Vertrauen auf Gott.

Des Petrus Schwiegermutter lag einmal an einem Fieber krank. Dieß verursachte den Ihrigen große Betrübniß. Jesus kam eben damals in das Haus. Sogleich nahmen sie ihre Zuflucht zum Herrn und legten für sie inständige Fürbitte ein. Der Heiland nahm die Bittenden gnädig auf, ließ sich zum Bette der Kranken führen, und machte dieselbe augenblicklich gesund. Kaum fühlte die Kranke ihre wenigen Kräfte wieder, so stund sie auf, und bezeigte

durch alle möglichen Dienstleistungen ihre Dankbarkeit sowohl gegen den Herrn, der sie gesund gemacht hatte, als auch gegen die Uebrigen, die sich ihrer in der Krankheit so liebreich angenommen hatten. Dieses Ereigniß lehrt uns nicht bloß, daß wir unserer Angehörigen, wenn sie krank darniederliegen, uns liebreich annehmen, sie sorgfältig pflegen und für ihr Wohl zu Gott beten sollen, sondern lehrt auch die Kranken, daß sie, wenn sie gesund geworden, sowohl Gott, als auch denen, welche sich ihrer in der Krankheit angenommen haben, dankbar sich erweisen sollen.

Jesus Christus heilte einmal zehn Aussätzige; aber nur Einer kam zurück, um seine Dankbarkeit gegen den Herrn für die erhaltene Genesung zu zeigen. Dieser Vorfall beweiset, daß die wenigsten derjenigen, welche Gott von den Schmerzen der Krankheit befreiet, ihm dafür Dank abstatten.

Als einstens Jesus Christus einen Mann heilte, der acht und dreißig Jahre an der Gicht krank gelegen war, sprach er zu ihm: Sündige nun nicht mehr, daß dir nicht noch etwas Aergeres begegne. Dieser Vorfall zeigt, daß oft nur unsere Sünden an unserer Krankheit Ursache seien.

Petrus ging einmal mit Johannes in den Tempel hinauf, da sprach sie ein Lahmer um ein Almosen an. Petrus sprach: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu, des Nazaräers, steh auf und wandle. Und er faßte ihn bei der rechten Hand und richtete ihn auf. Plötzlich waren seine Schenkel und Fußsohlen gestärkt. Er sprang auf, stand und wandelte. Er ging sogleich mit ihnen hinein in den Tempel, sprang vor Freude und lobte Gott. Dieses ist ein Beweis tiefgefühlter Dankbarkeit für wiedererlangte Genesung.

Die Heiligen freuten sich an Nichts mehr, als wenn sie den Kranken Liebesdienste erweisen konnten. Ludwig IX., König von Frankreich, hatte ein großes Reich zu regieren, aber es blieb ihm dennoch auch Zeit übrig, die Kranken in den Spitälern zu besuchen, und ihnen Liebesdienste zu erweisen. — Es sind auch in der Kirche Gottes eigene Orden entstanden, die es sich zur Lebensaufgabe machten, die Kranken zu pflegen, so die barmherzigen Schwestern.

5. Von dem großen Gute der Gesundheit.

Unter allen natürlichen Gütern, welche der Mensch auf Erden besitzen kann, ist keines vortrefflicher, als die Gesundheit. Denn was kann es mir helfen, daß ich große Macht besitze, ein Fürst bin, und über Land und Leute zu gebieten habe, wenn ich nicht gesund bin, sondern Tag und Nacht vom bittersten Schmerz gequält werde? Wozu dienen mir lustige Gesellschaften, köstliche Speisen, liebliche Getränke, angenehme Freunde oder alles Uebrige, wenn ich krank bin? Ein Stück schwarzes Brod schmeckt dem armen Bettler, wenn er gesund ist, besser, als die ausgesuchtesten Speisen dem kranken Reichen. Alles fehlt uns, wenn uns die Gesundheit genommen ist; da schmeckt die süsseste Freude bitter; alle Genüsse ekeln uns an; die besten Freunde sind uns zuwider; der Reichthum wird uns verhaßt, die Ehre erscheint uns drückend; wir selbst sind uns oft nur zur Last. Daher seufzet Mancher: Ich wollte ja gerne Alles dahin geben, und bettelarm werden, wenn ich mir dadurch nur die Gesundheit erkaufen könnte.

Was können wir sodann nicht Alles thun und vollbringen, wenn wir gesund sind. Zu welchen Arbeiten fühlen wir uns nicht stark genug! Wie geht uns da Alles so gut von Statten, wie kömmt es uns so leicht an! Wie geschickt sind wir also in einem solchen Zustande nicht, die Pflichten unseres Berufes zu erfüllen und mit Freudigkeit an unserm und unserer Nebenmenschen Wohle zu arbeiten. Wie ganz anders aber verhält es sich, wenn uns die Gesundheit fehlt. Dieser Mangel schwächt und zerrüttet sehr oft auch unsern Geist. Wir sind oft keines klaren Gedankens fähig, und das Nachdenken selbst fällt uns schon ungemein schwer; es ist uns eine gewisse Empfindlichkeit und Ungeduld eigen, die Andern den Umgang mit uns erschwert; wir werden dadurch nicht selten uns selbst und auch Andern, die mit uns näher verbunden sind, zur Last; denn wir verbreiten Unruhe und Sorge, Kummer und Traurigkeit in unserer Umgebung. Sehr oft ist der Mangel an Gesundheit auch eine Ursache, daß wir unsern Berufspflichten nicht nachzukommen im Stande sind. Dadurch öffnet sich eine neue Quelle der Unzufriedenheit; denn entweder müssen jetzt An-

dere, die ohnehin schon vielleicht viel zu thun haben, unsere Stelle ausfüllen, oder unsere Geschäfte bleiben ganz und gar liegen.

Weil die Gesundheit ein so vortreffliches Gut ist, so verzichtet Gott selbst oft auf sein eigenes Recht, welches er auf unsere Dienste hat, wenn diese sich nicht mit der Erhaltung unserer Gesundheit vertragen. Denn manche Gesetze Gottes und Gebote der Kirche sind aufgehoben, wenn man dieselben entweder wegen wirklicher Krankheit oder wegen Gefahr, sie zu verletzen, nicht halten kann. So ist allen Christen unter einer schweren Sünde geboten, an Sonn- und Festtagen eine heilige Messe zu hören; bist du aber in einem solchen Zustande, daß die Beiwohnung derselben deiner Gesundheit schädlich wäre, so hast du keine Pflicht dazu. Allen Christen ist geboten, an gewissen Tagen sich der Fleischspeisen zu enthalten und auch sonst im Essen sich Abbruch zu thun; bist du aber krank, so bindet dich dieses Gebot nicht; ja die Kirche dispensirt dich von demselben, wenn seine Beobachtung überhaupts deiner Gesundheit nachtheilig werden könnte.

Daraus erhellet zur Genüge, welch ein kostbares Gut es um die Gesundheit ist, weil Gott selbst sich oft gleichsam seines Rechtes begibt, wenn sie dadurch in Gefahr käme.

6. Wie wenig Manche ihre Gesundheit achten.

Ungeachtet die Gesundheit eines der größten irdischen Güter ist, so sind doch Manche ganz gleichgiltig gegen dieselbe, und setzen sie leichtsinniger Weise oft der größten Gefahr aus. Dieses geschieht vorzüglich:

a) **Durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken überhaupts.** Wie schädlich Solches der Gesundheit ist, bezeugt die heilige Schrift selbst, indem sie sagt: Wegen Unmässigkeit sind schon Viele gestorben; wer aber mässig ist, verlängert sein Leben. Ekkli. 37, 34. In der That, die meisten Krankheiten entstehen von überflüssigen oder verdorbenen Säften. Diese werden aber nothwendig herbeigeführt, wenn der Magen mehr, als erforderlich ist, mit Speis oder Trank überfüllt wird. Dieses bestätiget die Erfahrung; denn sie lehrt, daß die Armen, welche hierin selten oder nie das Maß überschreiten, viel gesünder sind und auch ein höheres Alter erreichen, als die Wohlhabenden, die nach Gefallen und oft bis zum Uebermaß essen und trinken.

b) Durch unmässigen Genuß sinnlicher Freuden und Vergnügungen insbesonders. Wie Viele führen ein sieches Leben und gehen einem frühzeitigen Tode entgegen, die es nach der natürlichen Ordnung der Dinge und gemäß der Bestimmung des Schöpfers bis zum höchsten Greisenalter hätten bringen können? Was ist die Ursache hievon? Sie waren zu unmässig im Genusse sinnlicher Freuden. Sie haben alle Lustbarkeiten mitgemacht, und dort den Keim der Zerstörung in ihren Leib aufgenommen; sie haben durch unsinnige Tanzwuth die Blüthe ihrer Gesundheit gebrochen; sie sind ganze Nächte herumgeschwärmt, und haben dadurch ihren Leib geschwächt, sie haben wilden Ausschweifungen sich hingegeben, allen Lüsten gefröhnt, und dadurch sich abscheuliche Krankheiten zugezogen.

c) Durch Muthwillen und Leichtsinn. Auch dadurch untergräbt man oft seine Gesundheit, besonders in der Jugend. Wie oft geschieht es, daß man sich durch muthwillige Springe, oder durch andere unüberlegte Wagnisse, nur zum Scherz unternommen, irgend ein Glied des Leibes verletzt, an welchem Uebel man sein ganzes Leben leiden muß, und das selbst die Verkürzung desselben zur Folge hat! Wie oft läßt man sich in tollkühne Wettkämpfe und Raufereien ein, wodurch das eigene körperliche Wohl und auch das des Nächsten vernichtet wird. Oder sind sie selten jene Beispiele, wo man nur aus Muthwillen sich und Andere zum Krüppel macht?

d) Durch übertriebene Anstrengung und Versagung der nothwendigen Pflege. Wer sollte es glauben, daß es auch solche Menschen gibt, die grausam gegen sich selbst sind, indem sie ihren Körper bloß um des Staubes der Erde willen über Gebühr anstrengen, und aus Geiz ihm nicht einmal die erforderliche Nahrung gönnen, und dadurch ihn zu sehr schwächen und seine Gesundheit untergraben! Wirklich findet dieses oft statt. Manche können sich nie genug thun; sie gönnen sich kaum eine Ruhe; sie verzehren sich fast vor Sorge für ihre zeitlichen Anliegen. Sie gönnen sich nie eine Erholung; denn sie meinen, darüber würde ihr ganzes Hauswesen zu Grunde gehen. Kaum die nothwendige Nahrung reichen sie aus Geiz ihrem Leibe. Alles ist leicht gut genug, sowohl in der Nahrung, als in der Kleidung und in den übrigen Bedürfnissen. Wenn es nur nicht viel kostet; denn dieses

ist ihre erste und größte Sorge. Selbst wenn eine Krankheit sie überfallen hat, können sie sich von ihren täglichen Verrichtungen noch nicht trennen. Ich habe jetzt keine Zeit, heißt es, zum Kranksein; ich kann mich in das Bett nicht hineinlegen; meine Geschäfte erlauben es nicht; das Uebel hat so viel nicht zu bedeuten, es wird schon wieder vergehen; man muß sich nicht zu viel nachgeben. Noch weniger ist vom zeitigen Gebrauche der nöthigen Arzneimittel die Rede. Dieses würde zu viel kosten.

e) Indem man gewissen Leidenschaften zu sehr nachhängt. Eine jede Leidenschaft ist ein Wurm, der die Wurzel der Gesundheit zernagt, insbesonders gehören außer denen, die bereits erwähnt wurden, wie Genußsucht, Ausschweifung, Unmäßigkeit ꝛc., noch hieher der Zorn, der Neid, übertriebener Kummer und zu große Betrübniß. Diese Leidenschaften sind ein schleichendes Gift, welche allmälig die besten Naturen schwächen, und die blühendste Gesundheit untergraben. Man weiß dieses; aber dennoch gibt man sich ihnen so häufig hin. Es gibt Solche, welche jede Kleinigkeit in Wuth und Raserei bringt; Andere lassen sich vom Neide fast verzehren; noch Andere sind immer voll Kummer und Sorge, der Gram sitzt tiefest ihnen im Herzen, sie sind immer voll Betrübniß. All Diese verbittern sich nicht bloß das Leben, sondern verkürzen sich oft auch dasselbe, und untergraben allmälig ihr leibliches Wohl.

7. Wie sehr sich diejenigen versündigen, welche muthwillig ihre Gesundheit untergraben.

Die Gesundheit ist unter den irdischen Gütern eines der kostbarsten. Schon daraus folgt, daß diejenigen sich schwer versündigen, welche dieselbe muthwilliger Weise zerstören. Gott gab uns die Gesundheit aus weisen Absichten. Wer sie daher leichtfertig zu Grunde richtet, vereitelt diese göttlichen Absichten, und macht sich oft geradezu zur Erreichung des Zieles, wozu ihn der Schöpfer bestimmt hat, untauglich. Es ist darum auch seine Schuld, wenn er hinter seinem Ziele zurückbleibt, und er muß es einstens vor Gott verantworten.

Die Gesundheit ist eine große Wohlthat des Himmels; Gott gibt sie dem Menschen aus Gnade. Diejenigen, welche sie ent-

behren, kennen den Werth derselben, und seufzen oft so bitterlich und sehnsuchtsvoll nach ihr. Gott hat sie dir verliehen. Du sollst ihm also auch dafür dankbar sein. Zerstörst du sie dir aber muthwilliger Weise, so verachtest du die kostbarste Gabe des Himmels; du wirfst sie Gott gleichsam vor die Füsse hin. Ist dieses nicht grober Undank, ja Verachtung Gottes?

Zerrütten wir durch eigene Schuld unsere Gesundheit, so sind wir eben so ungerecht gegen uns selbst, als gegen Andere, vorzüglich unsere Familienangehörige; denn wir werden dadurch oft uns selbst und Andern zur Last, und schaden der ganzen Gesellschaft, in welcher wir leben. Das größte Unrecht fügen wir unsern Angehörigen zu; denn wir entziehen ihnen unsere Hilfe und bringen sie nicht selten in Noth und Elend. Das sollen insbesonders die Hausväter und Andere bedenken, denen die Pflicht obliegt, für den Unterhalt ihrer Untergebenen zu sorgen, die aber durch Unmäßigkeit im Trinken, oder durch andere Ausschweifungen und Unordnungen sich der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, ihre Gesundheit zu zerrütten, und die oft, ungeachtet sie die Zerstörung derselben bereits merken, doch von ihrem lasterhaften Lebenswandel nicht abstehen.

Ja, häufig geschieht es, daß derjenige, der seine Gesundheit durch ein unordentliches Leben schwächt und verdirbt, sich dadurch eines strafbaren Verbrechens gegen seine ganze zukünftige Nachkommenschaft schuldig macht, und auch über diejenigen, die erst lange, nachdem er nicht mehr ist, das Licht der Welt überblicken, Elend und Tod verbreitet. Kinder, die von schwächlichen, ungesunden Eltern erzeugt werden, bringen gewöhnlich noch schwächere Früchte zur Welt, und so nimmt die Kraft bei jeder Generation fortschreitend ab. Vielleicht liegt hierin ein Hauptgrund von der Verkommenheit unsers Geschlechtes.

So mannigfaltig ist also der Schaden, der aus der Schwächung und dem Verluste unserer Gesundheit für uns und Andere entsteht. Daraus läßt sich abnehmen, wie groß die Verantwortung für denjenigen sein muß, der sich selbst dieselbe leichtsinniger Weise zerstört.

8. Welche Pflichten legt uns die Sorge für unsere Gesundheit auf?

Jeder Mensch ist schuldig, für die Erhaltung seiner Gesundheit zu sorgen; denn sie ist ein kostbares Gut, in dessen Besitz wir viel Gutes thun können. Die Sorge für Erhaltung der Gesundheit erstreckt sich insbesondere:

a) auf die Nahrung. Man muß seinem Körper Speise und Trank reichen in solchem Maaße, als er es nothwendig hat. Man soll aber dabei nicht so fast auf die angenehme Empfindung, als vielmehr auf das Bedürfniß sehen. Es ist Pflicht, aus mehrern uns zu Gebote stehenden Nahrungsmitteln gerade diejenigen zu wählen, welche uns am gedeihlichsten sind, und den Zweck der Nahrung, unsere Kräfte und unsere Gesundheit zu befestigen, am vollständigsten bewirken. Es ist schweres Unrecht, wenn man ohne Noth, vielleicht nur aus Kargheit, verdorbene, nicht gedeihliche Nahrungsmittel genießt, indem dadurch die Gesundheit oft großer Gefahr ausgesetzt wird. Aber auch die gedeihlichen Nahrungsmittel müssen auf eine zweckmäßige Art genossen werden, zur rechten Zeit und mit Maaß. Man soll nur essen und trinken, wann man hungert und dürstet. Aus bloßer Unterhaltung oder aus langer Weile essen und trinken, heißt die Lebensmittel zwecklos verderben, und schadet häufig auch der Gesundheit. Nicht minder ist es zu tadeln, wenn man zu sorgfältig in der Auswahl seiner Speisen zu Werke geht, oder die gewöhnlichen zu gierig und hastig verzehrt. Man soll sich gewöhnen, das zu essen, was man an dem Orte seines Aufenthaltes ohne besondere Schwierigkeit bekommen kann. Nicht zu billigen ist die Gewohnheit, ohne Bedürfniß in Gasthäuser sich zu begeben, und da zum bloßen Zeitvertreib zu essen und zu trinken. Diese Sitte gibt nur zu oft zur Unmäßigkeit Anlaß, und ist daher der Gesundheit nachtheilig. Man soll überhaupts nur zur festgesetzten Zeit, und dann bloß nach Bedürfniß essen, und man wird dabei am gesündesten bleiben. Gar sehr muß man bei Gastmählern auf der Hut sein, das Maaß nicht zu überschreiten.

b) Kleidung und Wohnung. Die Kleidung hat den doppelten Zweck: den Körper anständig zu bedecken und dadurch dem Schamgefühl zu genügen; dann aber auch ihn vor den schäd-

lichen Einflüssen der Elemente zu schützen. Daraus ergibt sich, daß die menschliche Kleidung so beschaffen sein müsse, daß außer dem Zwecke der Schamhaftigkeit auch die Kraft und die Gesundheit des Körpers erhalten werde. Es ist daher nie erlaubt, den Körper durch Kleidung so zu zieren, daß dabei die Sittlichkeit leidet, oder die Entwicklung des Körpers gehindert und die Gesundheit zerstört wird. Dagegen sündigen diejenigen, welche sogenannte Schönheitsmittel gebrauchen, welche der Gesundheit nachtheilig sind; auch jene gehören hieher, welche sich übermäßig schnüren, oder auf andere, dem leiblichen Wohle nachtheilige Weise gewisse Gebrechen ihres Körpers künstlich verbergen wollen. — Die Wohnung soll Schutz wider die Unbild der Luft und Witterung, und die Nachstellungen feindlicher Menschen und Thiere gewähren. Man muß daher bei der Wahl derselben auf dieses Rücksicht nehmen. Der Christ, dem die Gesundheit theuer ist, bezieht daher nicht nur selbst, vielleicht aus Geiz, um die besessene Wohnung vermiethen zu können, keinen feuchten und finstern Theil seines Hauses, sondern weist auch Andern, wie den Dienstboten, keinen Winkel an, in welchem ihre Gesundheit durch Kälte, Windzug oder Feuchtigkeit leiden oder gefährdet sein könnte. Vorzüglich befleißt er sich auch der Reinlichkeit in Wohnung und Kleidung, weil dieses sehr viel zur Beförderung der Gesundheit beiträgt.

e) **Arbeit und Ruhe.** Es gibt Menschen, die ihren Körper nicht schonend genug behandeln können; sie fürchten jeden nur im mindesten anstrengenden Gebrauch desselben; sie möchten sich eine jede Bewegung ersparen, und ihren Leib kaum der äußerlichen Luft preisgeben. Es ist begreiflich, daß aus diesem Verfahren gerade das Gegentheil von dem hervorgeht, was man wünscht, daß man nämlich gerade durch eine solche übertriebene Schonung den Körper schwächt und die Gesundheit untergräbt. Nur durch eine verhältnißmäßige Bewegung wird der Leib gehörig entwickelt und sein Wohl befestiget, um zu seinen pflichtmäßigen Verrichtungen brauchbar zu werden, und die oft mit aller möglichen Vorsicht unabwendbaren Zufälle aushalten zu können; nur dadurch wird der Kreisumlauf des Blutes, die Verdauung, Absonderung und Ausdünstung in Ordnung gehalten, da bei einer verzärtelten Körperbehandlung gerade das Gegentheil erfolgt, wie es durch den auf-

fallenden Unterschied zwischen dem gesunden Körper der arbeitenden Klasse und dem schwächlichen, jeder Kleinigkeit unterliegenden Körper des verzärtelten Weichlings sichtbar sich darstellt. Allein auch die Bewegung und Thätigkeit des Leibes hat ihre Grenzen, außer welchen sie die Kräfte aufreibt und die Gesundheit zerstört. Deßwegen fordert die Pflicht für die Gesundheit zu sorgen, daß man mit der Arbeit verhältnißmäßige Ruhepunkte und Erholungen verbinde, damit man die geschwächten Kräfte wieder erneuere, und zu einer neuen, pflichtmäßigen Thätigkeit vorbereite. Man darf deßwegen dem Leibe den nöthigen Schlaf nicht entziehen, und muß ihm sonst öfters eine Ruhe und Erholung gewähren.

9. Ist es gleichwohl unsere Pflicht, für die Erhaltung unserer Gesundheit alle Sorgfalt anzuwenden, so darf diese Sorge doch nicht in übertriebene Aengstlichkeit ausarten; ja es können sogar Fälle eintreten, wo man seine Gesundheit opfern muß.

Ungeachtet es Pflicht ist, für die Erhaltung seiner Gesundheit Sorge zu tragen, so darf man doch hierin auch nicht zu weit gehen. Man soll seinen Leib nicht verzärteln; seine Kräfte aus Besorgniß, sie zu erschöpfen, nicht ungebraucht lassen; sich niemals aus Furcht, seiner Gesundheit zu schaden, irgend einer Pflicht entziehen. Am wenigsten darf uns diese Furchtsamkeit oder Aengstlichkeit bei unserer Pflichterfüllung leiten. Nein, die Pflichterfüllung muß uns in allen Dingen das wichtigste sein; wir müssen streben, ihr treulich nachzukommen, wenn gleichwohl die Folgen davon auf unsere Gesundheit nachtheilig einwirken sollen. So schätzbar auch die Gesundheit ist, so verliert sie doch ihren Werth, wenn sie mit Verletzung der Pflicht und daher mit dem Verluste des göttlichen Wohlgefallens erkauft ist, oder wenn sie nur dadurch erhalten werden kann, daß man ein unnützes oder gar schädliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist.

Die Gesundheit ist nur ein Mittel, nicht der Zweck selbst. Wenn daher Umstände eintreten, wo das Mittel ohne Zerstörung des Zweckes nicht erhalten werden kann, muß man jenes opfern. Daher ist es Pflicht, deine Gesundheit preiszugeben, wenn es der Beruf erfordert, wie z. B. beim Seelsorger und Arzte im Kran-

lendienste, beim Soldaten hinsichtlich der Vertheidigung des Vaterlandes. Es ist auch nicht erlaubt, seine Gesundheit zu erhalten, wenn es nur durch eine unmoralische Handlung geschehen könnte, wie z. B. durch einen Meineid, oder durch Aufopferung eines Unschuldigen.

10. Einige medicinische Vorschriften bezüglich der Erhaltung und Beförderung der Gesundheit.*)

I. Bezüglich der Nahrungsmittel.

Die Nahrungsmittel haben den Zweck, die verbrauchten Körpersäfte und Kräfte wieder zu erneuern oder auch den Wachsthum zu befördern. Gemäß seiner Organisation ist der Mensch auf Nahrung sowohl aus dem Pflanzen- als dem Thierreiche, d. h. sowohl auf vegetabilische als animalische Nahrung angewiesen. Dafür zeugt der Bau seiner Zähne und seiner Verdauungswerkzeuge.

Die Speisen aus dem Pflanzenreiche nähren weniger, am wenigsten Kräuter, Gemüse und sauere Stoffe. Sie sind daher schwächern Leuten, besonders wenn sie an der Verdauung leiden, nicht zuträglich. Besser sind süße und mehlige Wurzeln, weil sie schon Stärkmehl und Zucker enthalten; sie machen aber gerne Blähungen. Gegorne Mehlspeisen sind leichter verdaulich, als ungegorne. Schwämme sind am wenigsten als Nahrungsmittel zu rathen.

Die thierischen Nahrungsstoffe beschwichtigen den Hunger mehr und für längere Zeit, als die Speisen aus dem Pflanzenreiche. Die Milch hält gleichsam das Mittel zwischen animalischer und vegetabilischer Kost. Die Eier sind der Milch ähnlich, aber noch nahrhafter, besonders roh, oder weich gekocht. Das thierische Fett widersteht, allein genossen, lange der Verdauung, und ist nur als Zugabe zu andern Speisen gedeihlich. Die Sulz bildet einen Hauptbestandtheil der Fleischsuppen, und wird am leichtesten verdaut. Das Fleisch ist um so reicher an Nahrungsstoff, je höher es ausgebildet ist, fordert aber eine gute Verdauungskraft. Frische

*) Wenn wir hier nach Einigen in ein fremdes Gebiet überzugreifen scheinen, werden uns Andere, denen Schriften hierüber nicht zu Gebote stehen, nichts desto weniger Dank wissen.

und Fische mit zartem Fleische sind leicht verdaulich; die fetten und hartfleischigen aber beschweren den Magen, auch soll ein täglicher Genuß derselben die Geschlechtslust aufregen. Von den Vögeln sind jene vorzüglicher, welche von Vegetabilien leben, besonders Tauben und Hühner. Das Fleisch der Säugethiere gibt dem menschlichen Körper die beste Nahrung. Gutes Ochsenfleisch ist allen andern Fleischarten vorzuziehen; Kalbfleisch darf nicht zu jung, Schweinfleisch nicht zu alt und fett sein. Geräuchertes Schweinfleisch ist schwer verdaulich und erzeugt gerne Ausschläge. Vom Wildpret ist das frische und junge dem alten vorzuziehen. Das Fleisch der gemästeten Thiere, besonders der Gänse, Enten u. s. w. kann nicht als gesund bezeichnet werden.

Eine gemischte Kost aus dem Pflanzen- und Thierreiche ist offenbar die zweckmäßigste, daran sind auch unsere bessern Stände gewöhnt.

Die Zubereitung von Speisen selbst sei einfach, reinlich und schmackhaft. Sauere oder faulig gährende Substanzen sind als schädlich zu meiden. Man soll die Speisen nie zu warm genießen, weil dadurch die Verdauungsorgane geschwächt werden. Kinder sollen öfters etwas Weniges genießen; Erwachsene aber zwei bis drei Mal des Tages in gehörigen Zwischenräumen essen. Das Ernähren muß mit dem Verzehren in richtigem Verhältnisse stehen. Wer nicht körperlich arbeitet verzehrt in der Regel wenig und braucht auch geringen Ersatz; er esse daher wenig und selten, aber leicht Verdauliches. Leute, welche eine sitzende Lebensart führen, erfreuen sich selten einer kräftigen Verdauung; sie vertragen nur wenig Vegetabilien, und erfordern eine sehr leicht verdauliche Fleischkost. Unmäßiger Genuß der Nahrungsmittel ist für Leib und Seele in gleichem Grade nachtheilig. Dadurch werden verschiedenerlei Krankheiten am Leibe erzeugt; die Seele aber erschlafft und wird eine Beute der Leidenschaften. Eine oft kaum geahnte, selten geübte, aber für die Gesundheit wesentliche Tischregel ist, die Speisen wohl zu kauen, folglich langsam zu essen. Durch Beachtung dieser Vorschrift erringt man den Vortheil, daß man, obschon man wenig ißt, dennoch nicht weniger Nahrung bekömmt, als wenn man die Speisen haufenweise, ohne zu kauen, hineinwirft. Nach der Erfahrung ist der Speichel das vorzüglichste Verdauungsmittel.

Durch langsames Kauen wird aber eben die Absonderung desselben befördert; es werden daher die Nahrungsmittel nicht nur nicht gehörig verkleinert, sondern auch reichlich mit Speichel vermengt. Ihre Auflösung im Magen geschieht unter solchen Umständen geschwinder, sie werden darin schneller verarbeitet und verderben sich nicht. Daher ist ganz richtig, was das Sprichwort sagt: Gut gekaut, ist halb verdaut. Bei Tisch soll man weder lesen, noch studiren, noch sonst den Geist anstrengen, weil man dadurch der Verdauung hinderlich in den Weg tritt. Frohe und muntere Gesellschaft dagegen ist ein vortreffliches Verdauungsmittel. Was in Freude und Heiterkeit genossen wird, gibt gewiß auch gutes und leichtes Blut. Unmittelbar nach Tisch soll man, um die Verdauung nicht zu hemmen, sehr starke Bewegung möglichst meiden; man stehe oder ergehe sich gemächlich. Noch bemerken wir, daß vorzüglich für den Abendtisch leichte Speisen gewählt werden sollen; denn ein starkes und volles Abendessen läßt einen schweren Kopf, einen ermüdeten Leib, einen niedergeschlagenen Geist zurück. Auch soll der Abendtisch immer einige Stunden vor dem Schlafengehen stattfinden.

Unter den Getränken ist das natürlichste und beste das Wasser. Es löscht am meisten den Durst; alle übrigen Getränke löschen ihn nur, in so ferne sie Wasser enthalten. Es war auch bis nach der Sündfluth für den Menschen das einzige Getränk. Erst Noa lehrte den Wein trinken, und noch später erfand man andere, künstlich bereitete Getränke. Das Wasser frischt die Lebenssäfte auf, ersetzt die im Körper durch Ausdünstung, Schweiß und andere Ausleerung verlorne Feuchtigkeit, verdünnt die Säfte, befeuchtet die trockenen Theile, und löst verschiedene Schärfen auf, um sie mit andern, unbrauchbaren Stoffen aus dem Körper zu führen. Ja, es wirkt nicht bloß auf den leiblichen Organismus wohlthätig ein, sondern gibt mittelbar selbst den Seelenkräften einen höhern Schwung, macht den Geist lebendiger und zu Wissenschaften aufgelegter, und dämpft die Hitze der Leidenschaften. Ein gutes Trinkwasser soll aber frisch, klar, geruchlos und farblos sein, keinen widrigen Geschmack haben, und Luft enthalten; denn ohne letztere ist es unbehaglich. Das beste Trinkwasser liefert die Quelle; das Brunnenwasser, als stehend und in einen engen Raum einge-

schlossen, ist schon mit mehr fremdartigen Theilen vermischt. Die Kohle ist ein Mittel, unreines Wasser zu verbessern; auch durch Beimischung von Wein verliert schlechtes Wasser seine Schädlichkeit. Man soll übrigens auch im Wassertrinken Maaß halten. Der Durst zeigt das Bedürfniß desselben an. In zu großer Menge genossen, verdünnt das Wasser die Verdauungssäfte zu sehr, hemmt die Verdauung, beschwert den Darmkanal und schwächt die Harnwerkzeuge. Das Trinken während der Mahlzeit ist nur dann zuträglich, wenn die Speisen sehr trocken sind; sonst ist es zweckmäßiger, erst nach dem Mahle zu trinken. Auf keinem Falle trinke man zu warmen Speisen gäh kaltes Wasser; bei stark erhitztem Körper ist ebenfalls kaltes Getränk nachtheilig.

Mineralwasser sollen nur nach ärztlicher Vorschrift gebraucht werden.

Die Milch ist ein vorzüglich nährendes Getränk. Gutes Bier, von reinem Malz gebraut, vollkommen gegoren und mit ächtem Hopfen gewürzt, ist für gesunde, arbeitsame Personen ein heilsames Getränk. Junges, nicht gehörig ausgegornes Bier erzeugt gerne Leibbeschwerden; fremdartige Beimischungen schaden je nach ihrer Beschaffenheit. — Aechter, reiner Wein ist für Personen, die im Alter schon mehr vorgerückt sind, ein labendes Getränk; der Jugend aber als gewöhnliches Getränk nicht zu empfehlen. Auch beschleunigt er die Lebenskonsumtion, und verkürzt, übermäßig genossen, das Leben; daher auch Weintrinker selten ein hohes Alter erreichen. Verschiedene geistige Getränke, wie Branntwein, mehre Theearten u. s. w. können als gewöhnliche Getränke nur nachtheilig sein; selbst der Kaffee ist mehr schädlich als nützlich, besonders ohne Zusatz von Zucker und Milch.

II. Bezüglich der Kleidung.

Diese soll dem Körper vorzüglich zum Schutze gegen äußere, schädliche Einflüsse dienen; jedoch haben Schamgefühl, und vorzüglich Mode, hierin gar mancherlei Unnöthiges, und oft sogar der Gesundheit Nachtheiliges eingeführt. Damit die Kleidung ihrer Bestimmung genügt, so soll die Kopfbedeckung leicht und locker und von solchem Stoffe sein, daß die Ausdünstung leicht durchdringen kann, auch eine solche Einrichtung haben, daß sie vor Regen und

Sonne schützt. Daher sind nachtheilig niedere Filzhüte, wattirte Kappen, Pelzmützen u. s. w., weil sie zuviel Wärme halten, den Kopf gleichsam in ein Dunstbad versetzen und dadurch die Haare ausfallen machen, das Nachwachsen derselben hindern, Schwindel und Kopfweh verursachen. Auch die zu schweren und zu straff angezogenen Kopfbedeckungen sind nicht gerathen. Ist der Kopf gehörig mit Haaren bedeckt, so bedarf er in der gemäßigten Jahreszeit gar keiner Bekleidung; in heißen Sommertagen aber ist es gefährlich, den bloßen Kopf den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, indem dadurch tödtliche Gehirnentzündungen und Schlagflüsse verursacht werden.

Die Halsbekleidung soll dünn und weich sein und locker anliegen. Steife und fest angezogene Halsbinden hemmen den Rückfluß des Blutes vom Gehirn, verursachen Kopfweh, Schwindel und Augenkrankheiten und disponiren zum Schlagfluß.

Die eigentlichen Leibeskleider, welche die edeln Organe der Brust, des Bauches u. s. w. einschließen, sollen besonders zweckmäßig und so verfertiget sein, daß sie nicht im geringsten die freie Bewegung und übrigen Funktionen des Körpers stören. Ungemein schädlich sind die Fischbein-Schnürmieder. Ein gleichförmiges, mäßiges Einbinden des Unterleibes aber durch sogenannte Leibbinden ist in manchen Fällen sehr gerathen, besonders für Solche, welche öftern Abkühlungen des Bauches ausgesetzt sind; Personen, die schwer arbeiten, können sich dadurch auch vor Brüchen schützen, Pelzwerk auf bloßem Leibe zu tragen, ist jedoch verderblich; dadurch wird wegen übergroßer Wärme die Haut geschwächt, und wegen des anliegenden Leders die Ausdünstung gehindert. Es erzeugt sich zwischen der Haut und dem Pelze ein beständiges Dunstbad, und man lebt, so zu sagen, in einer Atmosphäre der eigenen Ausdünstungen, somit in einer unreinen und schädlichen Atmosphäre; ein großer Theil der unreinen, und vom Körper ausgestoßenen Materien wird diesem wieder zurückgegeben und von der Haut wieder eingesogen.

Die Bekleidung der Extremitäten, wie der Arme, Schenkel, Füße soll hinreichend weit und bequem sein. Daher sind weite Beinkleider und Rockärmeln den engen vorzuziehen. Harte und fest anschließende Schuhe erzeugen die quälenden Hühneraugen.

Die Füsse sollen übrigens warm gehalten und gegen Näſſe geſchützt werden.

Die Kleidung soll überhaupts der Jahreszeit, der Witterung und den individuellen Bedürfnissen angemessen sein, und immer möglichst reinlich gehalten werden. Dichte, wollene, dunkelfarbige Stoffe schützen vorzugsweise gegen die Kälte; dünne aber und leinene, besonders lichtfarbige und weiße sind in heißen Sommertagen am zweckmäßigsten. Man will auch bemerkt haben, daß zwei Hemden mehr Wärme halten, als zwei Ueberröcke.

III. Bezüglich der Wohnung.

Die Wohnungen der Menschen sollen eine etwas erhabene, freie, der Luft und den Sonnenstrahlen zugängliche Lage haben. Daher sind Häuser in Thalebenen, in dichten Wäldern, an nördlichen Bergabhängen nicht zu empfehlen.

Die Wohnzimmer sollen, wo möglich, eine Sonnenlage haben, d. h. gegen die Mittagsseite gerichtet sein; hingegen sollen Keller, dann auch Ausgüsse, Dunggruben und alle Behältnisse von Gegenständen, welche schädliche Ausdünstungen geben, gegen Norden angebracht sein.

Die Wohnung soll auch trocken sein, und dieses hängt vorzüglich von einer freien, sonnigen Lage, einem trockenen, sandigen Baugrunde, von zweckmäßigen Baumaterialien und von einiger Erhabenheit der Wohnzimmer über dem Baugrunde ab. Man soll daher nur gut ausgebrannte Ziegelsteine oder leichte, vorzüglich poröse Bruchsteine zu Wohngebäuden verwenden, das Gemäuer vor dem Verputz gut austrocknen lassen, die Fußböden mit trockenen Brettern dielen u. s. w.

Die Temperatur soll im Wohnzimmer möglichst gleichmäßig sein. Eine zu große Wärme in geschlossenen Räumen ist schon an und für sich ungesund und erschlafft den Geist. Ueberhaupts soll man dafür sorgen, daß im Wohnzimmer gesunde Luft sei, daher es auch öfters lüften, damit die schädlichen Ausdünstungen fortgeführt werden; die Luft ist ja die Nahrung für die Respiration: je reiner die Luft ist, die wir einathmen, desto besser und gedeihlicher ist ihre Einwirkung auf unsern Körper und unsere Gesundheit.

Damit das Tageslicht eindringen kann, braucht jede Wohnung

Fenster in verhältnißmäßiger Anzahl und Größe. Diese sollen gut schließen, um den oft schädlichen Luftzug abzuwenden; auch sollen sie sich nicht gegen blendend weiße Gegenstände hin öffnen, von welchen der Lichtreflex schädlich auf die Augen wirkt.

Die Wohnungen sollen vorzüglich rein gehalten werden. Die Unreinlichkeit hat auf die Gesundheit weit mehr schädlichen Einfluß, als man gewöhnlich glaubt; sie vermindert die Transpiration und erzeugt darum viele Krankheiten, namentlich Gicht und Gliederleiden. Man hüte sich auch in Wohnzimmern wohlriechende Pflanzen und Blumen, desgleichen starke Gewürze aufzubewahren; denn die Ausdünstung hievon macht die Luft feucht, die Gerüche aber erzeugen in verschlossenen Räumen Eingenommenheit des Kopfes, Herzklopfen, ja sogar Schlagflüsse. Werden im Wohnzimmer Anstriche des Holzwerks mit Farbe, oder Uebertünchung der Wände mit frischem Kalk oder mit Farben vorgenommen, so soll man sich der Bewohnung derselben so lange enthalten, bis sich die schädliche Ausdünstung und der scharfe Geruch wieder verloren haben; denn diese erzeugen Wallungen des Blutes, Kopfweh, Ueblichkeiten, Erbrechen u. s. w.; der frische Kalk insbesonders verursacht Krämpfe im Schlunde, Husten, Engbrüstigkeit u. s. w. Denselben Uebeln würde man sich aussetzen, wenn man neuerbaute Häuser zu früh bezieht.

Was die Beleuchtung zur Nachtszeit betrifft, so gebrauche man ein solches Licht, dessen Flamme nicht fackelt, aber hinlänglich leuchtet. Die Lichtschirme, welche ein concentrirtes Licht auf einen kleinen Raum werfen, die Umgebungen aber dunkler lassen, sind den Augen nachtheilig, weil sich die Pupillen durch die mitunter eintretende Wendung aus dem glänzenden Lichtkreise in die beschatteten Umgebungen plötzlich bald verengern, bald erweitern müssen, und hiedurch geschwächt werden. Unschlitt, Baum- oder Leinöl als Brennstoff gebraucht, erzeugt widrige, ungesunde Dämpfe, wie dieses schon die verunreinigten Decken und Wände der Zimmer, und der fast unerträgliche Dampf der warmen, fetten Materien bei den Seifensiedern und Lichtziehern beweiset. Das Einathmen derartiger Ausdünstungen verursacht in der Luftröhre und in den Lungen Beklemmungen, Stockungen des Geblüts, Keuchen im Athemholen, Betäubung und Erstickungsanfälle. Um diesem abzu-

helfen sind oft an den Fenstern kleine Windmühlen angebracht, um dadurch die Luft zu verbessern und zu erneuern.

Endlich ist auch verhältnißmäßige Geräumigkeit der Wohnungen erforderlich. Die Menschen müssen sich frei in den Gemächern bewegen können; diese sollen auch so hoch sein, daß einige Schuhe über dem Kopfe eines jeden aufrecht stehenden Erwachsenen noch ein freier Raum bleibt zur Ansammlung der leichtern, schädlichen Luftarten und Dünste.

IV. Bezüglich der Ruhe, Bewegung u. s. w. des Körpers und des Geistes.

Verhältnißmäßige Leibesbewegung und Beschäftigung ist zur guten Gesundheit unentbehrlich. Sie übt alle körperliche Kräfte und macht sie erstarken, befördert den Blutumlauf, die Verdauung, die Absonderung der in den Leib aufgenommenen Theile u. s. w. Bei zu anhaltender Ruhe hingegen lassen die Kräfte nach, der Blutumlauf wird träger, die Eßlust nimmt ab, und mit ihr die Verdauung.

Zu heftige Körpersanstrengungen und mühevolle Arbeiten, welche mit den vorhandenen Kräften im Mißverhältnisse sind, schwächen den Körper und erzeugen mancherlei Gebrechen. Lastträger und andere Personen, die schwer arbeiten müssen, bekommen leicht Brüche; Läufer, Reiter rc. ziehen sich oft Lungenkrankheiten zu. Auch unverhältnißmäßige Anstrengungen einzelner Theile des Körpers, während andere ruhen oder in widernatürliche Stellung gezwängt werden, sind der Gesundheit mehr oder weniger nachtheilig. Namentlich bringt zu lang fortgesetztes Sitzen bei der kräftigsten Körpers-Konstitution Unordnungen hervor. Indem es die Ausdünstung hemmt, schwächt es die Verdauung, es ruft Schnuppen und Husten hervor; es erzeugt unbequeme Verstopfungen der Nase und jene lästige Verschleimung, ja führt oft selbst zu den schmerzhaften Stein- und Blasenkrankheiten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Schuhmacher und Schneider häufig an Eingeweidenübeln, an der Leber und an Brustkrankheiten leiden; Näherinnen werden gerne höckerig u. s. w. Man soll daher, nachdem man einige Zeit gesessen, eine gehörige Bewegung machen. Auch das zu viel und zu lange Stehen ist der Gesundheit nicht zuträglich. Daher haben

Professionisten, die beständig stehen müssen, oft Blutaderknoten an den Schenkeln, Anschwellungen und Geschwüre an den Füssen, Nierenschmerzen 2c.

Der Geist bedarf, sowie der Körper, einer Uebung und Beschäftigung, damit er erstarke und sich ausbilde. Die Geistesbeschäftigung muß aber, soll sie der Gesundheit gedeihlich sein, einen gleichen Schritt mit der des Körpers halten; sie darf weder übermäßig gesteigert, noch ganz vernachlässiget werden. In der Geistesträgheit erschlaffen alle edlern Kräfte und Anlagen, und kommen nie zur rechten Entwicklung; selbst der Körper gelangt dabei nicht zu seiner wahren Kraft und Lebendigkeit. Hingegen wirkt auch zu große Geistesanstrengung nachtheilig. Dieses kann geschehen, wenn man über ein und denselben Gegenstand zu anhaltend nachdenkt; wenn man den Studien bis tief in die Nacht hinein obliegt. Tiefes, anhaltendes Denken benimmt den frohen Muth, macht niedergeschlagen und traurig; bei starker Ueberreizung schwindet das Gedächtniß, die Ideen werden verwirrt, es entwickelt sich Hipochondrie und Melancholie, ja oft sogar Wahnsinn. Das zu lange Nachtwachen der Gelehrten erschöpft den Körper; das Lesen, zumal beim Lampenschein, verdirbt die Augen; beim zu eifrigen Studiren wird oft auf die natürlichen Bedürfnisse vergessen, und es entstehen Blasenkrankheiten, Hämorrhoiden und andere Leiden.

Soll auch noch der Gemüthsaffekte Erwähnung geschehen? Es genügt zu bemerken, daß alle Leidenschaften, namentlich Eifersucht, Furcht, Traurigkeit, Kummer, Sorgen 2c. am Körper und Geiste wie ein schleichendes Gift zehren, und Abmagerung, Lungen- und Wassersucht und andere Uebel herbeiführen. Religiöse Schwärmerei, Empfindelei und Andächtelei überreizen das Nervensystem, begründen mancherlei Nervenübel und arten nicht selten in Geistes- und Gemüthskrankheiten aus. Gähe, übermäßige Freude und eben so auch der Schrecken erschüttern oft das Nervensystem so heftig, daß Ohnmacht, Fallsucht, selbst der Tod darauf erfolgen. Haß und Neid sind giftige Stacheln im Herzen, rauben den Schlaf und die Eßlust. Der Zorn bewirkt gähe Aufregung aller Kräfte, kann Fieber und Bluthusten, Gelbsucht, Leberkrankheiten und selbst Schlagfluß veranlassen. Statt all dessen soll man sich eines mit Frohsinn gewürzten Gleichmuthes befleißen, der für das Wohl des Menschen

am zuträglichsten ist. Cf. Pastoralheilkunde von Dr. Macher und die Schrift: „Gesundheitskunde ꝛc." von A. M. B.

11. Nutzen der Krankheiten.

Es ist wohl wahr, daß Krankheiten dem sinnlichen Menschen schwer fallen, und er gerne davon befreit sein möchte; allein die Seele kann aus solchen Heimsuchungen großen Nutzen ziehen. Durch Krankheiten kömmt man aus den vielfältigen Zerstreuungen, in welche uns oft die Geschäfte der Welt stürzen, heraus, und in die stille Einsamkeit, wo man darüber nachdenken kann, wie man bisher dahin gelebt hat; wo man seine Sünden bereuen, neue Vorsätze fassen und überhaupts mit der Ewigkeit und seiner Heilsangelegenheit sich beschäftigen kann. Da hört die Selbstverblendung, die den Menschen so oft unglücklich macht, auf; das Gewissen erwacht; man fängt an, sich kennen zu lernen, und an das Alleinnothwendige zu denken. Oder sagt selbst, was ist für einen Menschen, der nur dafür sorgt, wie er gut essen und trinken, seinen Leib mästen und sich in der Welt angenehme und lustige Tage schaffen kann: — was ist für ihn besser, als wenn er erkrankt, und dadurch die Hinfälligkeit dieses Lebens und aller irdischen Güter einsieht, und erkennt, daß er bisher nur dem Schatten seines Glückes nachgejagt hat, und er künftig, wenn ihm Gott die Gesundheit wieder schenkt, ein ganz anderes Leben führen müsse? — Was könnte für einen Geizigen heilsamer sein, als wenn er an das Krankenbett hingeworfen wird! Dieser Mensch weiß kein größeres Vergnügen, als Geld und Gut zusammenzuraffen, beständig darauf zu denken und davon zu reden. Es ist ihm noch nie eingefallen, daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo ihm sein Mammon nicht mehr nützen, sondern ihn mit Bangigkeit und Furcht erfüllen werde. Wie gut ist es für ihn, daß er jetzt diese hinfälligen Güter erkennen und nach etwas Höherm seufzen lernt!— Wie gut ist es für den Stolzen und Ehrsüchtigen, wenn er krank wird! Dieser Thor hält sich für besser, als Andere sind, und meint, Alle müßten ihm dieses ansehen. Die Krankheit ist das wirksamste Heilmittel für seine Blindheit. Wenn er aber so leiden muß, wie jeder Andere, wird er bald zur Einsicht kommen, daß er derselbe armselige, sterbliche Mensch sei.

O wer kann die Vortheile alle angeben, welche uns die Krankheiten bringen! Sie machen nicht nur, daß der Mensch zu sündigen aufhört, sondern sie spornen auch mächtig zur Besserung und zu einem frommen Lebenswandel an. Gar viele Heilige verdanken einer Krankheit des Leibes die Gesundheit der Seele. Darum murre Niemand, wenn der Himmel ihn auf solche Weise heimsucht, sondern wolle er nur die Prüfung Gottes zu seinem Heile gebrauchen.

12. Pflichtmäßiges Betragen in Krankheiten überhaupts.

Die Krankheit ist eine Heimsuchung Gottes zu unserm Besten. Der Mensch muß sie also auch so gebrauchen, daß dieser Zweck erreicht wird. Es ist der Wunsch, wieder gesund zu werden, nicht verboten, man soll sogar die geeigneten Mittel anwenden, um die verlorne Gesundheit wieder zu erlangen; aber es soll Alles Gott anheimgestellt werden. Der Kranke soll nichts Anderes verlangen, als was Gott ihm geben will, und er soll dieses in aller Ruhe erwarten, und mit voller Ergebung annehmen. Um mehr in's Einzelne zu gehen, so sagen wir:

a) Der Kranke soll alles unruhige Verlangen nach was immer für einer Art von Beschäftigung, und sei es auch die heiligste, unterdrücken. Nie sehnt sich der Mensch mehr nach Thätigkeit, als wenn er krank ist; da will er immer arbeiten, und er meint, sein ganzes Hauswesen gehet zu Grunde, wenn er gewisse Geschäfte nicht vollbringt. Jetzt möchte er auch gar gerne die Kirchen besuchen, und den Predigten beiwohnen, und er klagt immer darüber, daß es ihm nicht möglich ist. All diesen Neigungen, die nur Versuchungen sind, soll der Kranke entsagen.

b) Er soll alle unordentliche Begierde nach Speis und Trank beherrschen. Niemand ist lüsterner, als der Kranke; bald gelüstet ihn nach diesem, bald nach jenem. Hat er es aber, so ekelt es ihn oft an. Man soll diese Begierde unterdrücken.

c) Er soll gerne, und zur bestimmten Zeit die verordnete Arznei nehmen, und sonstigen Vorschriften des Arztes sich willig fügen. Es gibt Kranke, welche gegen alle Arzneien einen Widerwillen haben; oft sind aber diese an und für sich so hart zu neh-

men, daß auch gutmüthige Kranke, vorzüglich wenn sie solche Mittel längere Zeit fortnehmen müssen, mit Ekel und Abscheu dagegen erfüllt werden. Hier heißt es sich selbst verleugnen.

d) Er soll allem Verlangen nach Ergötzlichkeiten entsagen, die sein Zustand zu genießen ihm nicht erlaubt. Der Kranke sehnt sich bald in diese, bald in jene Gesellschaft; möchte bald da, bald dort sein. Diese Regungen müssen unterdrückt werden.

e) Er soll im Schmerze nicht murren und klagen, sondern ergeben sein, und auch seiner Umgebung nicht mit Unwillen begegnen. Die Geduld ist, wie schon erwähnt, für den Kranken die nothwendigste Tugend. Um diese immer, besonders in großen Schmerzen, zu bewahren, richtet er oft seine Blicke auf den Gekreuzigten hin, und fleht in stillen Seufzern um Beistand. Vorzüglich auch gegen seine Umgebung bewahrt der Kranke die Geduld. Mit Dankbarkeit empfängt er ihre Dienste, und mit Nachsicht erträgt er, was sie etwa versehen; er entbehrt gerne, um ihnen nichts Drückendes zuzumuthen; er bittet sie, mit ihm Geduld zu haben; er fühlt die Größe ihrer Last, und findet es natürlich, wenn sie auch von ihnen empfunden wird; er fleht zu Gott um ihre Belohnung, und so viel es in seinen Kräften ist, sucht er selbst ihnen ihre Mühen zu belohnen.

f) Der Kranke soll gerne beten, und wenn es ihm nicht mit dem Munde möglich ist, wenigstens mit dem Herzen. Im Gebete findet er ja Trost und Stärke, und neue Kraft wird ihm durch dasselbe gegeben. Auch pflegt er oft der Lesung in einem geistlichen Buche, und wenn er selbst dazu zu schwach ist, läßt er sich von Andern vorlesen.

g) Der Kranke versäume es nicht, wenn es etwa nicht schon geschehen ist, seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen, weil die Unterlassung dieser Pflicht für den möglichen Fall seines Ablebens mancherlei Zwist und Streit herbeiführen könnte. Ganz besonders aber sei er darauf bedacht, den Zustand seiner Seele zu ordnen, um nicht unvorbereitet von dieser Zeitlichkeit abgerufen zu werden.

13. Zur Zeit der Krankheit muß man jene Mittel in Anwendung bringen, von denen sich vernünftiger Weise Wiedererlangung der Gesundheit hoffen läßt.

Wer auf was immer für eine Art an seiner Gesundheit Schaden leidet, hat die Pflicht auf sich, zur Wiederherstellung derselben die geeigneten Mittel zu ergreifen, und zwar muß dieses zur rechten Zeit geschehen, weil ein Aufschub hierin nur zu oft das Uebel verschlimmert, und ein späteres Heilverfahren vereitelt. Aber nicht ein Jeder besitzt die zur Heilung der Krankheiten erforderlichen Kenntnisse. Deßwegen muß man einen geschickten Arzt sich rufen lassen. Es wäre verkehrt, sich an sogenannte Quacksalber und Pfuscher zu wenden, sei es, um wohlfeiler hinwegzukommen, oder weil man ihnen mehr Vertrauen schenkt. Beides verräth Thorheit. Gibt es denn etwas Kostbareres, als dein Leben? Wie solltest du daher zur Erhaltung desselben nicht Alles bereitwillig aufwenden? Wie kannst du aber einem Quacksalber, der von medizinischen Dingen keine Kenntniß hat, dein leibliches Wohl anvertrauen, da du dich bezüglich deiner übrigen Bedürfnisse immer an den wendest, der diese am beßten zu befriedigen versteht? Nicht so, sondern einem erfahrnen Arzte traue dich an. Setze ihn in Kenntniß über deinen Zustand, und gib ihm mit Offenheit, und so gut du es vermagst, die Ursache deiner Krankheit an; beobachte genau die vorgeschriebene Diät, und bediene dich der verordneten Arzneien nach Vorschrift. Die Sache dem natürlichen Laufe überlassen wollen, ist Eigensinn; ohne Gebrauch der natürlichen Mittel von Gott unmittelbar Hilfe erwarten, heißt Gott versuchen; keine Hilfe anwenden, um Ausgaben zu ersparen, ist vernunftwidrige Kargheit; die Arzneien wegen der unangenehmen Empfindung gar nicht, oder nicht regelmässig gebrauchen, heißt der Sinnlichkeit seine Pflicht opfern; endlich abergläubische Mittel anwenden, ist eben so gegen die Vernunft als Offenbarung.

Frint wirft in seiner Religionswissenschaft die Frage auf: Wie aber, wenn eine Heilart das ganze Vermögen aufzehrt, oder äußerst schmerzlich und gefahrvoll ist, — ist man auch dann dazu verbunden? Er antwortet: Da irdische Güter nur ein Mittel sind, unser Dasein zu erhalten, um unsere Pflichten zu erfüllen, und unsere

hohe Bestimmung erreichen zu können, so unterliegt es keinem Zweifel, daß man verbunden sei, sie zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Erhaltung des Lebens aufzuopfern, so lange noch eine Hoffnung dazu vorhanden ist. Aber diese Pflicht hört auf, wenn man durch die Hingabe seines Vermögens gegen Andere ungerecht würde, oder wenn durch die Erhaltung des Lebens mit der Aufopferung des Vermögens weniger Gutes erzielt wird, als in dem umgekehrten Falle. Daß man sich, so oft als es die Umstände fordern, zur Erhaltung seines Lebens auch einer Amputation und andern schmerzhaften Operationen unterwerfen müsse, unterliegt keinem Zweifel, weil man sonst, bloß um den Schmerz zu ersparen, sogar die Möglichkeit der weitern Pflichterfüllung aufgeben würde. Diese Pflicht ist für sich einleuchtend, wenn der Tod bei der Unterlassung dieser Operation gewiß, und die Rettung durch sie wahrscheinlich ist. Aber kaum dürfte sich eine wirkliche Pflicht ausweisen lassen, wenn die Operation äußerst schmerzhaft und gefährlich, und die Rettung durch sie nicht wahrscheinlich, sondern bloß möglich, oder wohl gar unwahrscheinlich ist.

14. In Krankheiten soll man bei Zeiten die Heilmittel der Kirche empfangen, was leider so oft versäumt wird.

Wer eine Reise vorhat, der trifft schon lange zuvor die nothwendigen Anstalten dazu. Er hält eine gehörige Anzahl von Kleidern und von Wasch bereit; er versieht sich mit dem erforderlichen Reisegeld und nimmt sonst das Nothwendige zu sich. Wir Alle haben eine gar weite Reise zurückzulegen; wir müssen die Wanderschaft in die Ewigkeit antreten. Jeden Augenblick kann uns der Befehl dazu ertheilt werden; insbesonders eine Krankheit ist eine ernste Mahnung dazu. Soll daher der Mensch jederzeit bereit sein, weil er weder weiß den Tag noch die Stunde, so ist es seine heilige Pflicht, sich bei einer Krankheit, vorzüglich, wenn diese ernstlich zu werden anfängt, auf Alles gefaßt zu machen. Wir verbieten einem Solchen nicht, sich einen Arzt zu rufen, und die Mittel, welche er verordnet, zu gebrauchen; allein er soll nicht bloß auf seinen Leib, sondern noch viel mehr auf seine Seele denken, und daher den Arzt derselben rufen und jene Mittel in An-

wendung bringen, die er als nothwendig erachtet. Der Apostel verlangt ausdrücklich: „Ist Jemand unter euch krank, so rufe er die Priester der Kirche." Die Priester kommen aber nicht umsonst, sondern bringen auch die Heilmittel der Kirche mit; sie wollen, daß der Kranke beichte, den Leib des Herrn empfange, nach Umständen sich auch die letzte Oelung spenden lasse; sie ertheilen dem Kranken noch überdieß geistlichen Zuspruch. Aber wie saumselig zeigen sich hierin manche Christen! Man denkt in solchen Fällen gewöhnlich nur an den Leib, um die Seele ist man völlig unbekümmert. Der Kranke selbst ist weit entfernt, eine Gefahr in seinem Zustande zu erblicken, er träumt immer von Besserung, und macht, wenn sein Zustand nur ein wenig leidlich ist, bereits Pläne, was er nach wiedererlangter Gesundheit Alles thun wird. Fühlt er aber auch das Bedenkliche seiner Lage, so liebt er doch seinen Leib all zu sehr, als daß er im Stande wäre, sich mit dem Gedanken an seine nahe Auflösung vertraut zu machen. Darum macht er auch keine Vorbereitung dazu; er läßt sich keinen Priester rufen, und denkt weder an Beichten noch Kommunizieren; so weit, meint er, wäre es mit ihm noch nicht; man müsse unnützer Weise kein Aufsehen machen; auch würde es zum Providiren noch immer Zeit sein. Aber vielleicht wird seine Umgebung so barmherzig sein, und ihn auf dasjenige aufmerksam machen, wozu er selbst den Muth nicht hat; vielleicht wird der Arzt zu ihm sagen: Bestelle dein Haus; denn du wirst sterben. Gerade umgekehrt. Man darf den Kranken mit der Gefahr, in welcher er schwebt, nicht bekannt machen, werden sie sagen; das geringste Zeichen, wodurch er seinen bedenklichen Zustand erfährt, würde den ungünstigsten Einfluß auf den Gang der Krankheit haben; man muß ihm vielmehr seinen Zustand verheimlichen, man muß ihm die beßten Versicherungen geben, damit er Zutrauen gewinne und die Arzneien besser wirken können. Wohl gesprochen! Aber wenn nur der Mensch keine Seele hätte! Allein, was wundern wir uns über fremde Personen, da die eigenen Hausgenossen nicht den Muth haben, den Kranken an die Erfüllung seiner Pflicht zu erinnern. Oder getrauen sich der Gatte, die Gattin, die Eltern oder die Kinder zum Kranken hinzutreten und ihm zu sagen: Mein Lieber, sieh, wir müssen Alle sterben, und als Christen sollen wir schon früh-

zeitig darauf bedacht sein, unsere Seele in Ordnung zu bringen. Du bist krank, und wie du wohl fühlest, bedenklich krank; es ist nicht unmöglich, daß dich Gott von der Zeitlichkeit abruft; denk daher auf deine Seele und laß dich mit den Heilsmitteln der Kirche zeitig genug versehen. Man stirbt deßwegen nicht eher: im Gegentheile du kannst dann um so ruhiger sein, und Gott dein Schicksal anheimstellen. — Könnte ihnen wohl der Kranke eine solche, für ihn so sehr besorgte Liebe in Uebel nehmen? Aber dennoch versäumt man es; man macht den Kranken auf seinen Zustand nicht aufmerksam; man trifft keine Anstalten, daß er die Heilmittel der Kirche empfängt, sondern wartet damit, bis er oft alle Besinnung verliert, und der Empfang derselben mehr den Hinterbliebenen zum Troste gereichen soll, als daß er dem Sterbenden noch heilbringend ist.

15. Der Christ muß sich in Krankheiten ganz und gar in den göttlichen Willen ergeben.

Gleichwie die Gesundheit eine große Wohlthat Gottes ist, so ist es nicht minder auch die Krankheit, ja die letztere ist uns oft noch heilsamer, als die erstere; denn sie kann uns Gelegenheit werden, daß wir erkennen, wie schwach wir sind; daß wir die Eitelkeit und den Uebermuth ablegen; daß wir uns von irdischen Dingen und von sinnlichen Gelüsten losreißen; daß die Kraft des unbändigen Fleisches gebrochen wird, und endlich daß wir uns erinnern, wie diese Erde nicht unser Vaterland sei, sondern wir uns hienieden wie in der Verbannung befinden. Darum heißt es in der heiligen Schrift: Eine schwere Krankheit macht die Seele nüchtern. Ekkli. 31, 2. Eben deßwegen muß aber auch der Christ in Tagen der Krankheit sich ganz und gar in den göttlichen Willen ergeben, und für diese Schickung dem Herrn als wie für eine besondere Gnade danken. Hören wir, was einstens ein Altvater zu seinem krank daliegenden Jünger sagte. Mein Sohn, sprach er, betrübe dich nicht wegen dieser Krankheit, sondern danke vielmehr Gott dafür, so viel du kannst, denn bist du Eisen, so wirst du dadurch Rost und Schlacken absetzen; bist du aber Gold, so wirst du geläutert und noch reiner gemacht werden. Wir müssen hierin die Heiligen nachahmen, die in ihren Krankheiten eine so

bewunderungswürdige Geduld an den Tag legten, und voll Ergebung in Gottes heiligen Willen waren. So war die heilige Klara zwei und dreißig Jahre lang fortwährend von Krankheiten geplagt; aber diese ganze Zeit hindurch zeigte sie eine so große Geduld und Schweigsamkeit, daß Niemand sie je über ihr Uebel klagen hörte, vielmehr dankte sie Gott unaufhörlich dafür. Die Heiligen hatten wie überhaupts, so auch bezüglich ihrer Krankheiten keinen Willen, sondern wünschten nur, daß der göttliche Wille an ihnen geschehe. Es wird erzählt, daß der heiligen Gertrud in einer Krankheit Christus erschienen sei, und ihr in der einen Hand Krankheit, in der andern Gesundheit angeboten, und sie aufgefordert habe, zu wählen. Die Heilige habe jedoch erwidert: Herr, ich verlange gar nichts, sondern bin mit dem zufrieden, was du mir anbietest. Dieses ist volle Ergebung, und dadurch wird Gott verherrlichet; dieses ist das dem Herrn angenehmste Opfer, und zugleich das beste Mittel, unsere Seelen zu reinigen. Sieh auch den Artikel „Geduld“.

16. Man muß in Krankheiten nicht so fast auf die Aerzte und ihre Mittel, als vielmehr auf Gott sein Vertrauen setzen.

In Krankheiten muß man zwar Aerzte zu Rathe ziehen und ihre Mittel gebrauchen; aber man soll sein Vertrauen nicht so fast auf die Menschen, als vielmehr auf Gott setzen. Der König Asa versündigte sich dagegen, und wird deßwegen von der heiligen Schrift getadelt; denn es heißt von ihm: Auch in seiner Krankheit suchte er den Herrn nicht, sondern vertraute mehr auf die Kunst der Aerzte. 2. Paral. 16, 12. Daß wir in einer Krankheit geheilt oder nicht geheilt werden, dürfen wir nicht einzig und allein auf Rechnung der Aerzte setzen, sondern müssen es Gott zuschreiben. Eben deßwegen soll man nicht sogleich an seiner Genesung verzweifeln, wenn etwa ein Arzt oder ein verordnetes Heilmittel nicht zu haben ist; denn Jesus kann durch den bloßen Willen gesund machen. So sehen wir es bei jenem Aussätzigen, der zum göttlichen Erlöser sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Jesus entgegnete bloß: „Ich will, sei rein“ — und es ward ihm die Gesundheit gegeben. Freilich manchmal wandte der

Heiland selbst äußere Mittel an. So that er damals, wo er Erde mit seinem Speichel vermischte, und damit die Augen des Blinden bestrich. Oefters ließ er aber auch Kranke in ihren Krankheiten fortleiden, und wollte nicht, daß sie gesund wurden, obschon sie alle möglichen Arzneimittel anwandten. Auf dieselbe Weise verfährt Gott noch heutigen Tages. Zuweilen gibt er einem Kranken die Gesundheit wieder ohne allen Arzt und ohne Gebrauch eines Mittels bloß durch seinen Willen; ein anderes Mal mittelst der Arzneien, und endlich versagt er öfters auch, ungeachtet man alle möglichen Mittel anwendet, dennoch die Gesundheit, damit wir lernen sollen, nicht auf menschliche Mittel, sondern auf Gott allein unser Vertrauen zu setzen. Wie nun der König Ezechias die wieder erhaltene Gesundheit nicht so fast dem Stücke Feigen, welches Isaias auf sein Geschwür legte, als Gott zuschrieb, also hast auch du deine Genesung, wenn du von irgend einer Krankheit geheilt wirst, nicht so fast den Aerzten und den Arzneien zuschreiben, sondern Gott allein. Es gelten hier die Worte der Schrift: Weder Kraut noch Pflaster machte sie gesund, sondern dein Wort, o Herr! welches Alles heilt. Weish. 16, 12. Wenn daher der Arzt eine Krankheit nicht kannte, oder im Heilverfahren einen Fehler machte, so sieht der vollkommene Christ auch hierin eine Zulassung Gottes. Er sagt nicht: „Durch den Mißgriff des Arztes hat sich mein Uebel verschlimmert," — sondern: Der Herr hat es so gewollt und meinen Rückfall zugelassen. Auch das Erblinden des Tobias durch den herabfallenden Koth einer Schwalbe war nicht zufällig, sondern von Gott zugelassen. Dieses bezeugt die heilige Schrift ausdrücklich: Diese Prüfung ließ der Herr darum ihm widerfahren, daß er den Nachkommen ein Beispiel seiner Geduld gäbe. Tob. 2, 12. Wie leicht sich die Heiligen beruhigten, wenn hierin ein Mißgriff geschah, beweiset folgendes Ereigniß. Der Altvater Stephan lag einstens an einer tödtlichen Krankheit darnieder. Ein Genosse, der ihm beistund, hatte ihm ein Essen bereitet, aber aus Irrthum statt des Olivenöles das Leinöl dazu genommen. Der Kranke nahm des üblen Geschmackes wegen nur ganz wenig davon; ohne aber im Mindesten über die schlecht zubereitete Speise sich zu beklagen. Des andern Tages begegnete dem Bruder derselbe Verstoß. Da nun der Kranke wieder nicht

essen wollte, kostete der Bruder selbst die Speise, und da er seines Mißgriffes inne ward, rief er aus voll tiefer Bestürzung: Wehe mir, ich bin ein Mörder! Der Kranke aber entgegnete ganz gelassen: Beruhige dich, mein Sohn; denn hätte Gott deinen Fehlgriff nicht gewollt, so hättest du ihn gewiß auch nicht gemacht.

17. Man soll in der Krankheit für seine Wiedergenesung nicht zu ängstlich besorgt sein.

Wenn der Kranke sein Herz gereiniget, seine Sünden abgelegt hat und mit Gott Eins geworden ist, soll er sich sorgfältigst hüten von einer zu großen Anhänglichkeit an das Leben, und von einer zu ängstlichen Furcht vor dem Tode. Beide, sowohl das Leben als der Tod, dürfen ihm nur seiner Seligkeit wegen am Herzen liegen. Gesetzt, er habe Ursache in der Absicht, seine Seligkeit zu wirken, das Leben zu wünschen, so hat er doch zugleich auch Ursache, das Leben zu fürchten, und zwar so große und wichtige Gründe und viele hat er dazu, daß er nicht wissen wird, was hier das Bessere sei, das Leben oder der Tod. Wer soll ihm rathen? Wer anders, als Gott. Und ist es eben deßwegen nicht billig, daß er seine Wahl dem lieben Gott anheimstelle und sich ganz seinem heiligen Willen überlasse? Es ist allerdings keine Sünde, im Gegentheile erlaubt und recht, in der Krankheit Gott um Genesung anzurufen. Auch die Frommen haben es oft gethan, wie z. B. der König Ezechias, der auf seinem Todbette um Fristung seines Lebens flehte; aber dabei keinen andern Wunsch hatte und es aus keiner andern Absicht that, als deßwegen, um Gott auf Erden noch desto länger dienen zu können und vor ihm noch desto vollkommener zu werden. Hast du nun, mein Christ, in deiner Krankheit gleichwohl auch diesen Wunsch und dieses Verlangen, so sollst du dennoch nicht zu ungestüm und zu heißhungrig nach einem längern Leben verlangen. Betrachte nur einmal im vollen Ernste, daß die Gefahr deines Seelenheiles nie von diesem Leben getrennt werden könne, und daß du, so lange du lebst, auf der Wagschale schwebest, und es ungewiß ist, ob du zum Heile gelangst, oder verworfen werdest. Nun hast du dir aber gerade vielleicht in dieser deiner Krankheit unter den Auserwählten einen Platz errungen durch deine Geduld im Leiden, durch deine aufrichtige Beicht, durch

deinen innigen Schmerz und deine vollkommene Reue über die begangenen Sünden. Dieses Alles kann wiederum verloren gehen. Wenn du noch länger lebest und wieder gesund wirst, fällst du vielleicht in die alten Sünden zurück, und die letzten Dinge werden ärger, als die ersten. Sieh, vier Dinge, wenn du sie recht beschauest, müssen dir ein längeres Leben und eine abermalige Genesung nicht bloß nicht wünschenswerth, sondern sogar erschrecklich machen. Die Reizung der Welt; dann die Schwachheit deines Fleisches; die Nachstellungen des Teufels und die schrecklichen Beispiele so vieler Anderer, die nach der Krankheit oft erst recht in's Verderben gekommen sind, die in ihrer Krankheit vielleicht als Engel gestorben wären, jetzt aber als Teufel leben. Höre ein Jeder über diese Uebel nur einige Worte. — Die Welt, die dich schon so oft verführt hat, ist sie etwa nach deiner Genesung eine andere geworden? Locket, reizet und verführt sie nicht mehr? Dein Herz mag zwar nicht mehr so feurig sein, wie zuvor; aber die Welt ist noch eben so einnehmerisch, wie zuvor. Sie wird dir dieselben Fallstricke legen und dich auf dieselbe Weise bethören; denn das Gold hat noch denselben Glanz, und die Schönheit noch dieselbe Macht, und das Beispiel und die Gelegenheit noch dieselbe Gewalt, dein Herz zu umgarnen, wie zuvor. Ja, wenn du recht weit von der verderbten Luft wärest, welche man in der Welt nothwendig an sich ziehen muß; so läge es nur an dir, deinem Gott getreu zu sein, dich allein und außer dir Niemanden würdest du zum Versucher haben. Da aber dieses nicht ist, sondern du in die alten Gesellschaften zurücktreten, die alten Angelegenheiten besorgen, die alten Geschäfte wieder betreiben wirst, kurz, da du dich neuerdings auf das Meer der Welt begeben und auf dem nämlichen unglücklichen, schon oft gestrandeten Schiffe zu Segel gehest; sprich, läufst du da nicht die größte Gefahr, dieselben Stürme auszustehen und an dieselben gefahrvollen Klippen zu stossen? Ich habe sie kennen gelernt; ich bin durch Schaden gewitziget worden, ich werde mich vor ihnen zu hüten wissen, wendest du vielleicht ein. Mag alles sein; aber weil du die Verführungen der Welt aus eigener Erfahrung kennen gelernt hast, wirst du deßwegen auch vorsichtiger sein, sie zu vermeiden? Wirst du behutsamer sein, ihnen auszuweichen? Der Hang der Jugend und die Reizung des Vorwitzes hat dich viel-

leicht zuvor in die Schlinge der Wollust gezogen; was aber zuvor Vorwitz und Jugend gethan, das können vielleicht jetzt der Trieb und die Gewohnheit thun. Denn nicht genug, daß die Welt noch dieselbe ist, wie vor deiner Krankheit, es ist auch dein Herz, welches du wieder in die Welt bringst, noch dasselbe schwache, lüsterne, irdisch und fleischlich gesinnte Herz, wie zuvor. Denn mögen auch die Eindrücke der Gnade in dir nicht vergeblich gewesen sein, und mag das von ihnen gerührte Herz die Gabe der Erneuerung empfangen haben; hat es deßwegen aufgehört, ein schwaches Herz zu sein? Seine Wunden sind zwar geheilt, seine Flecken sind zwar gereiniget; aber die Schwachheit ist nicht hinweggenommen; es fühlet noch immer den Trieb der Gewohnheiten und seine eingewurzelte böse Lust. Unser krankes und abgezehrtes Fleisch kann zwar wieder üppig heranwachsen, unser ungesundes Blut kann wieder gereiniget werden; aber die in uns Sündern wohnende böse Begierlichkeit bleibt auch noch nach der Auferstehung und nach der Erneuerung. Das durch die Gnade erneuerte Herz behält also auch nach der Heilung noch seine natürliche Hinfälligkeit, die es unvermerkt in's vorige Verderben lenkt, gleichwie das Wasser, welches die Hitze des Feuers durchdrungen, immer so beschaffen ist, daß es natürlicher Weise wieder kalt werden muß, wenn nicht ein unabläßig gegenwärtiges Feuer in ihm die Hitze unterhält. Der neue Mensch, der von Gott auf den alten gleichsam gepfropft ist, bringt zwar gute Früchte; er stehet aber dennoch immerhin auf jenem Stamme, immerhin auf jener Wurzel, die diesem Baume natürlich und eigen ist. Und hiezu noch die Anfechtungen der Hölle. Wird der Teufel nicht alle Kräfte aufbieten, um jene Seele, die ihm entronnen ist, neuerdings unter sein Joch zu bringen? Er hat keine Ruhe, sagt Jesus Christus, bis sie nicht wieder in seinen Banden ist. Matth. 12, 43. Seine Begierde, bei ihr wieder einzudringen, ist nun weit brennender, als zuvor. Denn nachdem du vielleicht schon fünfzehn bis zwanzig Jahre an seinem Joche gezogen und seine Ketten geschleppt hast, hat dich jetzt die Gnade einer Krankheit auf freien Fuß gesetzt, du hast es bereut, bedauert, beweint, deine Lebenszeit so übel angewendet zu haben. Nun übriget dir nur noch ein geringer Rest von deinen Tagen. Ist dir diese noch kurze, übrige Lebensfrist ein Beweggrund zu

größerm Eifer, welch ein Beweggrund muß sie nicht dem Teufel sein zu noch größerer Wuth? Er weiß, daß du dem Ende schon nahe bist; er weiß also auch das gewiß, daß, wenn er nicht eilet, dich in's Verderben zu bringen, er immer und ewig deiner verlustig sein wird. — Aber vielleicht, mein Christ, vertrauest du trotz dem Allen auf die Festigkeit deiner Vorsätze, und meinst sicherlich zu halten, was du in der Krankheit versprochen hast, nämlich die böse Welt zu meiden und Gott zu dienen. Aber, mein Freund, du bist doch nicht standhafter, als viele Andere, welche, kaum daß sie gesund geworden, alle ihre Vorsätze wieder vergassen und ihre Bekehrung zu Schanden gemacht haben. Wie vielen Kranken wäre es besser gewesen, nicht allein zu ihrem Heile, sondern auch zu ihrer Ehre, wenn sie die Schwüre, die sie gethan, und die Vorsätze, die sie gemacht, mit ihrem Tode besiegelt und ihre Buße nicht überlebt hätten! Denn wie sie angefangen, wieder zu leben und der Gesundheit sich zu erfreuen, haben sie auch angefangen, wieder zu sündigen. Hat sich Keiner aus euch vorzuwerfen, daß er der im Krankenbette gemachten Vorsätze leichtsinnig vergessen habe? Hat sich Keiner aus euch im Innersten des Herzens diese und ähnliche Worte zu sagen: Ach, wie glücklich wäre ich gewesen, wenn mich Gott in jener meiner Krankheit hinweggenommen, wo ich der Welt ganz satt, wo ich der Sündenbande los, wo ich den Begierden abgestorben war! Aber jetzt habe ich alle meine dortmals gemachten Vorsätze, alle meine noch so ernstlichen Versprechungen, alle meine noch so feierlichen Gelübde vergessen; ich habe mich wieder der Welt hingegeben, bin der alte Sünder geworden, ja hab noch weit Aergeres gethan und bin noch tiefer gefallen, als zuvor. Meine Theuern, gewiß Tausende müssen sich diese traurige Predigt halten. Frommen selbst ist Solches schon begegnet. Der König Ezechias, der nur deßwegen um Verlängerung seines Lebens bat, um Gott noch desto länger in Gerechtigkeit dienen zu können, — kaum hatte er von Gott die Versicherung erhalten, daß er noch fünfzehn Jahre leben werde, als schon sein Eifer sich zu mindern begann, und sein Herz in einen Hochmuth gerieth, der ihm die Drohungen und den Zorn Gottes zuzog, so daß ihm der nämliche Bote Gottes, der ihm die Gnade der Genesung verkündigt hatte, bald darauf auch die Unglücksfälle zu verkünden hatte, die über sein Haus seiner Sünden wegen hereinbrechen würden.

4. Reg. 20, 11. Ach, wer sind wir denn, meine Brüder, daß wir auf unsere Beständigkeit und Unwandelbarkeit unsrer Vorsätze vertrauen dürften! Der heilige Petrus schwor es seinem göttlichen Meister, daß er mit ihm in den Tod gehen wolle, und gleich darauf verleugnete er ihn zu wiederholten Malen. Werden wir fester und standhafter sein, als jener Felsenmann es gewesen? O, wer wird die Tiefen seines unergründlichen Herzens erforschen; wer wird das, was es will, und was es zu wollen glaubt, oder das, was es morgen will, von dem, was es heute will, zu unterscheiden wissen? In Erwägung so vieler Gefahren, welchen wir schwache Menschen nothwendig hier auf Erden ausgesetzt sind, haben so viele und große Heilige nach dem Ende ihres Lebens geseufzet; denn so schrecklich es auch ist, dem göttlichen Richter die strengste Rechenschaft abzulegen, so war ihnen doch die Fristung eines Lebens noch schrecklicher, das alle Augenblicke das Heil in Gefahr setzt. Ein Kranker also, der den heiligen Glauben hat und zu Gott bekehrt ist, kann nichts Besseres thun, als daß er Furcht und Verlangen, Wollen und Nichtwollen gleichsam von sich lege, alle seine Aengstlichkeit und Besorgnisse in den Schooß der Vorsehung werfe und von Gott allein Leben oder Tod erwarte. Die Verwandten, Aeltern, Brüder und Schwestern, Gatten und Kinder mögen unter Thränen vor den Altar sich hinwerfen, sie mögen tausend Seufzer zum Himmel schicken, sie mögen alle Heiligen anrufen um ihre Fürbitte, daß die Tage des geliebten Vaters, des theuern Sohnes, des sorgsamen Gatten verlängert werden. Dieses Alles steht ihnen zu, es hängt ihr Glück daran; es verpflichtet sie nicht nur die Frömmigkeit, sondern auch ihr Vortheil dazu. Der wahrhaft gläubige Kranke aber habe seine Augen nach oben gerichtet: will Gott sein Leben, so verlange er nicht zu sterben; will aber Gott seinen Tod, so verlange er nicht länger zu leben, — Alles stelle er dem göttlichen Willen anheim. Herr des Lebens und des Todes, spreche er, es geschehe mir, wie du es in deinem weisesten Rathe beschlossen hast: verlängere mir meine Tage, und sie sollen deinem Dienste geweihet sein; verkürze mir sie, und sie sind mir lang und glückselig genug gewesen, wenn ihr Ende mein ewiges Heil ist, und wenn ich nur deßwegen aus dieser Welt gehe, damit ich zu dir komme. . . . . . .

18. Worin unser Dank gegen Gott nach der Genesung von einer Krankheit bestehen soll.

Gesetzt, Gott gibt nach einer Krankheit die Gesundheit wieder und verlängert deine Lebenstage: was ist in diesem Falle deine Pflicht? Ich will dieses in einer evangelischen Geschichte zeigen. Jesus Christus heilte im Hause des Simeon dessen Schwiegermutter von einer Krankheit. Kaum war die Frau gesund, so schickte sie sich an, den zu bedienen, der sie wunderbarer Weise geheilt hatte. Dasselbe soll jeder andere Kranke nach seiner Genesung thun; er soll Gott, seinem Herrn und Heilande, dienen. Unser Leib, der während der Krankheit so elend auf das Schmerzenslager hingestreckt lag, war ein Schlachtopfer des Todes, der Ungerechtigkeit und des Fluches. Jetzt aber sollen wir ihn, wie der Apostel sagt, machen zu einem lebendigen, heiligen, gottwohlgefälligen Opfer. Er wird aber ein lebendiges Opfer durch die Flucht von der Sünde, die da ist die Ursache des Todes; ein heiliges Opfer durch die Ausübung der Tugend, worin die Schönheit der Seele besteht; ein gottwohlgefälliges Opfer durch die Verachtung der Welt und alles dessen, was ihr gefällt. Oder was dasselbe ist, man muß nach erlangter Genesung den Rückfall in die Sünde, die Lauigkeit im Guten, und die Furcht vor den Menschen meiden, — drei Merkmale, an denen man unfehlbar erkennen kann, ob wir nach der Krankheit eben so gesund sind an der Seele, als an dem Leibe.

Der Wiedergenesene soll sich sorgfältigst hüten vor jeder Sünde; denn die Sünde ist nur zu oft die Folge einer Krankheit. Deßwegen sagte der göttliche Heiland zu dem Gichtbrüchigen, welchen er beim Schafteiche geheilt hatte: Du bist jetzt gesund, sündige nicht mehr. Joh. 5, 14. Ja, meine Theuern, wer zählt die Menge derer, die durch das Gift der Wollust, die durch Unmäßigkeit, durch Ueppigkeit und Geilheit, durch Ausschweifungen und Sinnesgenüsse, ihre Gesundheit untergraben und sich ein frühes Grab bereiten? Auch gibt Gott dem Kranken nur deßwegen wiederum Gesundheit, daß er ihm noch länger dienen, und er selbst noch zur größern Vollkommenheit gelangen möchte; denn jenseits hört das Wirken auf, da sammelt man sich keine Verdienste

mehr, da übt man keine Tugend mehr, da gewinnt man sich nicht mehr den Himmel: da ist der Tag vorbei und die Nacht angebrochen. Trage daher, mein Christ, wenn du wiederum genesen bist, die nämliche Sorgfalt für die Gesundheit der Seele, welche du für die Gesundheit des Leibes hast, und hüte dich eben so sehr, nicht mehr in die Sünde zurückzufallen, als du dich vorsiehest, nicht wiederum krank zu werden. Schön sagt ein Heide, mit Namen Plinius, man bestrebe sich, da man gesund ist, so zu leben, wie man es versprochen hat zur Zeit der Krankheit. O wie schön und gut verspricht man da oft seinen künftigen Wandel einzurichten, wie ernstlich gelobt man es, für immer und allezeit allen Ausschweifungen, aller Unmäßigkeit, aller Leidenschaft zu entsagen! Thue nun, mein Christ, in deiner Gesundheit, was du in deiner Krankheit dir vorgenommen. Laß deine guten Vorsätze nicht werden wie die Gelübde der Schiffbrüchigen, an welche man nur denkt, so lange es stürmt, und die man wieder vergißt, sobald es windstill geworden ist. Du bist jetzt ein lebendiges Opfer, bleibe also beständig im Haß gegen die Sünde, und meide nichts sorgfältiger als jeden Rückfall in sie. Und nicht genug, du bist auch ein heiliges Opfer; übe dich daher auch in der Tugend und meide die Lauigkeit im Guten. Nicht durch Weihrauch und auch nicht durch das Blut der Opferthiere, sagt Gott zu seinem Volke, werde ich geehrt; das ist meine Ehre, daß ihr mir euere Herzen opfert, und in der Gesundheit jene Versprechungen erfüllet, die ihr mir in euerer Krankheit gemacht habt. Dieß erfordert also, meine Freunde, daß wir der Tugend und der Ausübung guter Werke leben; daß wir, wie der Apostel sagt, durch Ablegung der Sünde Diener der Gerechtigkeit werden, Röm. 6, 18. Und in der That, ist es nicht gerecht und billig, daß jene Augen, Zunge und Hände, jene Glieder und jene Leiber zu unserer Heiligung den Werken der Gottseligkeit dienen, die uns zuvor zu Bosheit, zur Schande und zur Verdammniß gedient haben? Ihr habt bisher die Pracht der Welt auf euern Leibern, den Stolz und Hochmuth in euern Blicken; die Frechheit und Ausgelassenheit auf euern Stirnen, eine unchristliche Leichtfertigkeit in euern Kleidern gehabt; ihr habt euere Leiber, euern Glauben, ja euern Gott selbst dadurch gleichsam ge-

schändet, seine Befehle verachtet, und seiner Beispiele gespottet. Traget jetzt Christum an euern Leibern, seine Anmuth nämlich und seine Sittsamkeit, seine Abtödtung und seine Liebe; dadurch werdet ihr euch heiligen, dadurch werdet ihr Gott jene Ehre wieder geben, die ihr ihm durch euere Ausgelassenheit muthwillig geraubt habt. Aber freilich, magst du denken, mein Christ, was wird die Welt dazu sagen, wenn ich mich so gewaltig umwandle: werde ich ihrem Gespötte entgehen; werde ich mir nicht ihr Mißfallen aufladen? Aber mein Christ, wer ist denn dein Gott, wer dein Herr, wem sollst du gefallen, wem gehorchen? Bist du denn für die Welt und nicht vielmehr für den, der sie gemacht hat, da? Sollst du denn nicht ein gottwohlgefälliges Opfer werden? Ist der Rauch dieses deines Opfers vor Gott und dem Himmel ein Geruch der Süßigkeit, und vor frommen Menschen, die du erbauest, ein Geruch des Lebens, — was liegt dir daran, wenn die Weltkinder darüber erzürnen und sich ärgern? Wie? geheilter Kranker, bekehrter Sünder, jener der dich geheilt hat, hat dir gesagt, steh auf, nimm dein Bett und gehe, Joh. 5, 8. — und du solltest dich schämen, vor den Augen der Welt jene Bürde freudig zu tragen, welche dir doch statt der Schande vielmehr zur Ehre gereicht, weil sie ein Wahrzeichen deiner Stärke und das Siegeszeichen der Macht deines Erlösers ist? Zeige, daß du auf diesem Bette jetzt nicht mehr schmachtest, daß du von der Gicht der Trägheit nicht mehr gelähmt bist, daß du vom Krampfe der Leidenschaft nicht mehr gefoltert wirst. Zeige, daß du jetzt deiner mächtig geworden, daß die Alles vermögende Gnade deine Hoffart in wahre Demuth, deinen Zorn in süße Gelindigkeit, deine Unmäßigkeit in Nüchternheit, deinen Unglauben in Glauben umgewandelt, und daß du jetzt an Leib und Seele gesund bist. Schreiet dann auch die böse Welt, und fragt sie dich, gleichwie den Gichtbrüchigen im Evangelium, woher es komme, daß du jetzt so verändert bist, so sage auch du, gleichwie jener: Der mich gesund gemacht, hat mirs befohlen, ich kann nicht anders, als ihm gehorchen. Mit dieser einzigen beherzten Antwort wirst du den Tadlern die Mäuler stopfen, und statt bekrittelt vielmehr bewundert werden.

Und sollte dich, mein Freund, dieses Alles nicht bewegen, deinen Vorsätzen getreu zu bleiben, die du in deiner Krankheit ge-

macht, so höre doch auf die Stimme deines Gewissens. Wie oft muß es dir nicht einfallen: Dieses Zimmer dort, jenes Bett da ist es, in welchem ich krank gelegen; diese Person hat mir abgewartet, dieser Priester hat mich Beicht gehört. Ach, wie ging's mir da zu Herzen; wie war mir die Welt so gleichgültig; wie fürchtete ich den Tod, wie bebte ich vor der Hölle! Werden dich solche Gedanken nicht mächtig zur Ausübung der Tugend anspornen? Denn wie lange wird es anstehen, und du wirst, wenn du nicht von deinen gewohnten Sünden ablassest, wieder auf demselben Schmerzensbette liegen, und wirst von derselben Angst gepeinigt und von derselben Furcht verfolgt. Denn glaubst du etwa, die Drohungen der Gerechtigkeit Gottes werden dich dann minder erschrecken, als es in deiner letzten Krankheit geschah? Mit welcher Sicherheit kehrst du also zur Sünde zurück, welche doch erst kurz noch die Ursache deiner Unruhe und Angst gewesen ist? Was dir die Ursache einer bittern Reue so eben noch gewesen, wie kann dir das die Quelle eines Vergnügens werden? Ach, wie elend sieht es doch um einen Kranken aus, der so eben bei Gott wiederum Gnade gefunden und seiner Gerechtigkeit noch entgangen ist, wenn er, statt zu weinen und zu trauern, schon wiederum der ausgelassensten Freude sich hingibt, und durch die wollüstigen Zeitvertreibe seine Genesung befördern will, welche doch sein Heil in Gefahr gebracht und seine Gesundheit zerstört haben. Es sei mir hier erlaubt, eine Begebenheit anzuführen. Eine gewisse Stadt am Rhein hatte beim Einbruche der grausamen Vandalen schreckliche Drangsale erlitten, indem sie nicht bloß geplündert, sondern auch in Brand gesteckt und gänzlich verwüstet worden. Nach Ueberstehung so großer Drangsale war nun die erste Gnade, um welche die leichtfertigen Einwohner den Cäsar baten, — was meint ihr — um Erlaubniß, zirkensische Spiele halten zu dürfen. Da sprach der eifervolle Salvianus zu ihnen: Ihr wollt in zirkensischen Spielen euch erlustigen, und fändet doch kaum einen Platz sie zu halten, es sei denn auf den Bruchstücken euerer Mauern, oder auf den Brandstätten euerer Häuser, oder auf den Grabeshügeln euerer Aeltern und auf den Todtengebeinen euerer Mitbürger. Daß so schreckliche Uebel, wie der Feind sie gebracht, über euch gekommen, ist kein Wunder; aber daß ihr euch neuerdings derselben würdig

macht, dieses ist es, was mich in Staunen versetzt. Wollet ihr denn nicht ablassen, als bis auch jene, welche noch übrig geblieben sind, vom letzten Donnerkeile der Rache Gottes zerschmettert werden? So der gottselige Mann. Wollen wir nun die Anwendung machen; denn diese Geschichte geht auch Viele unter uns an. Gar Viele sind schon unter der Sichel des Todes gelegen; man sieht ihnen oft noch die Bleiche des Todes an, und dennoch, o der Blindheit, dennoch sehnen sie sich schon nach der Lustbarkeit, dennoch besuchen sie schon wieder jene Gesellschaften, in welchen der Geschmack der sinnlichen Wollüste neuerdings aufgeweckt wird, und zwar in einem Leibe, der erst vor Kurzem durch's Fieber verzehrt, durch die Arzneien erschöpft, durch die Schwachheit verdorrt war. O man kann Leute finden, die oft am Samstage kaum das Bett verlassen können, aber am Sonntage schon auf Bällen tanzen; man kann Leute treffen, die, wenn sie wochenlang krank lagen und nach langer Zeit wieder zum ersten Male ausgehen, jetzt, statt ihre ersten Tritte zur Kirche zu lenken, und Gott für die wiedererhaltene Gesundheit zu danken, lieber öffentliche Belustigungsorte besuchen und sich dort Stoff für eine neue Krankheit holen; man kann Leute treffen, denen es, um in gesunden Tagen in die Kirche zu gehen, und dort eine halbe Stunde in der Andacht zuzubringen, bald zu warm, bald zu kalt ist, die aber, wenn kaum aus dem Krankenbette herausgekrochen, ganze Nächte auf öffentlichen Belustigungsorten hinbringen, ohne eine Erkältung oder Erhitzung oder sonst etwas dergleichen zu befürchten. Ach, ihr Elenden, noch vor wenigen Tagen habt ihr unter der Gerechtigkeit Gottes angstvoll gezittert; noch vor wenigen Tagen haben euere Angehörige in Besorgniß für euere Genesung euer Krankenbett weinend umstanden, und für euere Gesundheit gebetet, und ihr selbst habt den Himmel darum nassen Auges angerufen und alles Gute versprochen, und auch jetzt habt ihr kaum noch so viel Athem, um mit lauter Stimme Gott euern Dank für die wiedergeschenkte Gesundheit auszudrücken, und dennoch seufzet ihr schon wieder nach Sinnesgenüssen. Leib und Seele, Sinne und Kräfte, Herz und Gemüth habt ihr vor wenigen Tagen lebenslänglich euern Gott geschenkt, und mit Leib und Seele, mit Sinnen und Kräften, mit Herz und Gemüth gelüstet es euch schon wieder nach jenen Kurzweilen, die ihr verredet, ja die ihr

versucht habt. Euere Füße sind noch zu schwach, denselben nachzugehen, ihr lasset sie euch also in das Haus kommen, ihr versammelt sie um euer Bett herum. Was, du guter Gott, was wird erst geschehen, wenn euere Gesundheit endlich vollkommen sein wird? Euere eben überstandene Krankheit soll es euch ja begreiflich gemacht haben, daß der Richter bei euch angeklopft hat. Wartet ihr etwa, bis er nochmal anklopfe; aber Thoren, wisset ihr es nicht, daß er kommen kann, ohne daß er anklopfe? Höret ihr niemals von jähen Todesfällen? Seid ihr sicher, nicht plötzlich den Geist aufgeben zu müssen? So viele Krankheiten haben euch nicht gebessert; solltet ihr nicht fürchten, daß die Krankheit endlich ausbleibe, und ihr plötzlich und auf einmal todt sein und zur Hölle hinabfahren werdet? O barmherziger Gott, öffne doch den Blinden die Augen; laß es sie einsehen, daß du Krankheiten schickest zum Heile ihrer Seele und nicht zu ihrem Verderben, und gib Allen in der Krankheit eine wahre Herzenszerknirschung und den ächten Bußsinn, und mache sie nach der Krankheit beharrlich in deinem Dienste!

19. Einige Gründe, die uns bewegen sollen, daß wir uns der Kranken annehmen und ihnen Hilfe leisten.

Wir sollen uns der Kranken annehmen, sie pflegen und ihnen sonst alle mögliche Hilfe leisten. Dazu muß uns bewegen:

I. Der traurige Zustand derselben. Ein armer Kranker, — was empfindet man nicht schon bei diesem einzigen Worte? Und mit Recht, denn was ist ein Kranker? Ach, ein Mensch, den ein geheimes Uebel langsam aufzehrt, und dem von seinen Kräften oft nicht mehr übrig bleibt, als nothwendig ist, die Schmerzen seiner Krankheit zu tragen; ein Mensch, durch dessen Adern sich mit dem bösartigen Gifte des Fiebers Ströme von Feuer hinwälzen, oder dessen Gebeine der Schmerz grausam benagt und bis auf das innerste Mark austrocknet; ein Mensch, in dessen Mund sich Galle und Ekel angesetzt haben, der um Labung ruft, und die dargereichte wieder zurückstößt; ein Mensch, der in seiner Erschöpfung sein Lager einen harten Fels und einen glühenden Feuerofen nennt, und der, hebt man ihn auf, um es abzukühlen, auch so nur Qual empfindet; ein Mensch, dem die Finsternisse der

Nacht eine jede Stunde zur Ewigkeit machen, und der, wann das Licht des neuen Tages anbricht, nur seine Schmerzen vermehrt sieht; ein Mensch, der mit heißer Sehnsucht nur um einen Augenblick Schlafes als die einzige Erleichterung seines Uebels seufzet, von dessen Augen aber der Schlaf unwiederbringlich gewichen ist.

Welch ein Zustand! Und wenn dazu sich noch Armuth und sonstiges Elend gesellt; wenn der Unglückliche eine Arznei brauchte, die ihm sicherlich Linderung brächte, ein trauriger Seufzer der Seinigen ihm aber sagt, daß die Mittel dazu nicht vorhanden sind; wenn er, um nur das geringe Labsal eines Tropfen Wassers zu erhalten, die Zurückkunft einer Gattin abwarten muß, die um des täglichen Unterhaltes wegen auswärts beschäftiget ist; oder wenn er vielleicht in seiner schrecklichen Lage nur eherne Herzen um sich hat, die seine Seufzer mit Schmähworten erwidern: kann es etwas Armseligeres geben, als einen solchen Kranken?

Aber das Uebel, welches seinen Körper verzehrt, hat vielleicht auch schon seine Seele ergriffen; er ist voll Angst, voll Verwirrung, Furcht und Schrecken. Der Tod stellt sich mit all seinen Schrecknissen ihm in furchtbarer Nähe dar und weiset ihn mit drohender Geberde auf das Grab hin, das sich vor ihm aufthut. Schon glaubt er, das dumpfe Getöse der Ewigkeit zu hören, die sich ihm öffnet. Die Sünden, worüber er sich ehemals kaum einen Vorwurf gemacht, stellen sich ihm jetzt als eben so viele Ungeheuer dar, die am Rande des Abgrundes ihn erwarten; er sieht sie wie ein Kriegsheer in Schlachtordnung vor sich dastehen, er kennt sie alle. Schrecken, wie er bis jetzt noch nie gefühlt hat, ergreifen ihn bei diesem Anblicke, und gleich als könnte er denselben ausweichen, wirft er sich ungestüm auf die andere Seite gegen die Mauer hin. Hier hofft er einen Augenblick Ruhe zu finden; aber aufs Neue aufgeschreckt durch eine Hand, die, wie ihm däucht, sein Verdammungsurtheil an die Wand hinschreibt, wendet er sich ungeduldig wieder auf die andere Seite zurück, um wenigstens in dem Angesichte der Umstehenden einem Blick zu begegnen, der Zuversicht in sein Herz bringen könnte. Da er aber auch hier nichts findet, als Thränen, die ihn noch mehr rühren, oder Zeichen von Gleichgültigkeit, die seine Muthlosigkeit vollends aufs höchste steigern, so verwirren sich all seine Begriffe; seine Unruhe, die Bewegungen

in seinem Innern sind dem Aufbrausen eines tobenden Meeres ähnlich; er seufzet, er betet, er schweigt, er redet, er hofft, er verzweifelt. Dieß ist die Stunde, wo der Teufel die größte Gewalt über ihn ausübt, und er läßt es gewiß auch an Nichts fehlen, seine Seele mit ewigen Banden an sich zu fesseln. Armer Kranker, gibt es wohl eine Trübsal, die der deinigen gleichkömmt? Und es sollte keine Sünde für mich sein, meinen Mitmenschen in so tiefem Elende sich selbst zu überlassen? Wie, ich höre sein Seufzen und Wehklagen, ich weiß, daß ein Wort von mir, vielleicht meine bloße Gegenwart hinreicht, seinen Schmerz zu lindern und seine Seele mit neuer Hoffnung zu erfüllen, und ich gehe an seiner Wohnung gleichgiltig vorüber, ohne ihm die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken? Nein, die große Trübsal, in welcher der Kranke seufzet, muß einen Jeden bewegen, ihm zu Hilfe zu kommen.

II. Der große Werth, den Jesus Christus hierauf gesetzt hat. Um alle guten Herzen zu Gunsten eines Kranken zu gewinnen, um ihm den Beistand zu verschaffen, dessen er bedürftig ist, so nennt ihn der Heiland nicht bloß Bruder und Freund, sondern er bringt ihn, wenn ich so sagen darf, in noch zärtlichere Verbindung mit sich selbst; er nennt ihn einen andern Jesus, einen andern sich selbst, so daß Jesus und ein Kranker nur Eine Person ausmachen. Denn sobald der Menschensohn auf den Wolken des Himmels und im Glanze seiner Herrlichkeit zum Gerichte sich auf Erden niedergelassen hat, wird er zu den zu seiner Rechten Versammelten unter andern sagen: Kommt, ihr Gesegnete meines Vaters, und herrschet ewig mit mir im Himmel; denn ich war krank, und ihr habt mich besucht. Wie, mein Erlöser, werden diese entgegnen, war es denn nicht ein armer Bedrängter, den wir heimgesucht haben? Nein, meine Geliebten, wird der Heiland fortfahren, ich, euer Herr und Gott, war es. Mein mattes Haupt war es, das ihr auf euerm Herzen ausruhen ließet; es war meine Stirne, von der ihr den kalten Todesschweiß abgetrocknet; ich war es, den ihr mit so zärtlichem Mitleiden behandelt, dem ihr so viele Dienste geleistet habt. Kommt nun aber auch und nehmet Besitz von dem Reiche, das euch vom Anbeginne der Welt bereitet war. O Christen! wenn man euch in diesem Augenblick sagte, daß Christus abermals in der Schwäche der Menschheit auf Erden erschie-

nen, arm wie vormals, mißkannt, wie ehedem; wenn man euch sagte, in diesem Augenblick liege er in irgend einem Hause krank, hilflos, alles Trostes beraubt, so dürftig, daß er nicht hat, worauf er sein Haupt niederlegen könnte; wenn man euch weiter sagte, er schicke jetzt zu euch, um zu sehen, ob er denn von all seinen Kindern verlassen sei: — wenn dieses geschähe, würdet ihr einen Augenblick zaudern, würdet ihr nicht auf den Flügeln der Winde zu ihm hineilen, würdet ihr nicht all euer Vermögen, all euere Dienste anbieten? Nun, meine Brüder, was ich euch hier sage, ist nicht eine bloße Voraussetzung, es ist Wirklichkeit; denn in euerm kranken Mitbruder pfleget ihr Jesum selbst. Er selbst, die ewige Wahrheit, hat es gesagt: Ich war krank, und ihr habt mich besucht. Der Christ soll also nicht sagen: Ich gehe, meine Kranken zu besuchen. Er sage vielmehr: Ich gehe, Jesum zu besuchen, Jesum zu trösten, ihm einige Dienste zu erweisen. Diese Sprachweise ist dem Evangelium viel angemessener, und ist nur eine Wiederholung des Ausdruckes, dessen sich Jesus selbst bedient.

III. Der herrliche Lohn, welchen der Heiland hiefür in Aussicht stellt. Wenn der heilige Augustin die Worte: Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, denn ich war krank, und ihr habt mich besucht, in Erwägung zieht, so ruft er aus: Sehet, welchen Schatz ihr in der Person der Kranken besitzet. Wenn ihr sie im Namen Jesu besuchet, so werden sie für euch das Unterpfand euerer ewigen Glückseligkeit. Der heilige Augustin fordert also die Christen nicht deßwegen zum Mitleiden und zum Eifer und Beistand gegen die Kranken auf, weil sie krank sind, und ihr Elend so groß ist, auch nicht, weil ihre Seelen in Gefahr schweben, verloren zu gehen; nicht einmal deßwegen, weil sie Jesum vorstellen, sondern ihres eigenen Seelenheiles wegen, welches er gleichsam als versichert und gewiß ansieht, sobald sie im Namen Jesu die Kranken besuchen, so daß es nach Uebung dieses Werkes fast unmöglich wird, ihre Seelen zu verlieren. Woher leitet aber dieser große Heilige eine solche Gewißheit? Vielleicht daher, weil der Kranke gerne für seine Wohlthäter betet? Ihr wißt es, meine Brüder, Niemand ist dankbarer, als ein armer Kranker. Immer hat er den Namen seines Wohlthäters auf seinen Lippen; immer entsteigen

seinem gepreßten Herzen Segenswünsche für ihn; wenn der Kranke sich hier schon so dankbar erweiset, was wird er nicht erst thun, wenn er einstens bei Jesus selbst ist, in dessen Namen man ihm so oft beigestanden hat. Tausendmal hat der Christ bei den Besuchen, die er dem Kranken abstattete, zu ihm gesagt: Nicht wahr, mein Freund, wenn du einmal in der ewigen Seligkeit bei unserm himmlischen Vater sein wirst, dann wirst du auch meiner eingedenk sein; und tausend Mal hat der Kranke erwiedert: Ja, ich werde nicht aufhören zu beten, bis du bei mir im Himmel bist. In der That, diese Gebete der Kranken tragen viel dazu bei, das ewige Heil desjenigen zu versichern, der ihn besucht; aber dieses ist die Ursache nicht, welche der heilige Augustin angibt. Welches ist sie denn aber diese Ursache? Ist es vielleicht dieser Umstand, daß das Krankenbett zu tausenderlei heilsamen Betrachtungen Gelegenheit gibt? Es unterliegt keinem Zweifel, daß man die Eitelkeit der Vergnügungen, der Ehren und Reichthümer dieser Erde nirgends deutlicher einsieht, als am Krankenbette. Hier ist es, wo die blühendste Jugend wie eine dahinwelkende Blume, der Stolz wie zerfließender Dunst vergeht; hier ist es, wo man die Ueberzeugung gewinnt, wie nothwendig es ist, an seinem Seelenheile zu arbeiten, während man noch in der Kraft der Gesundheit sich befindet. All Dieses, und noch manch Anderes, wozu das Besuchen der Kranken Anlaß gibt, muß auf das Seelenheil eines Christen mächtig einwirken; indeß ist auch dieses die Ursache noch nicht, welche der heilige Augustin angibt. Was wird nun dieses für ein Grund sein? Haben vielleicht die, welche die Kranken besuchen, schon hier auf Erden an dem Vorzuge der Heiligen im Himmel Theil, so daß sie sich in der glücklichen Unmöglichkeit befinden, je wieder eine Sünde zu begehen, welche die Hölle verdient? Keineswegs, antwortet der heilige Kirchenlehrer. Denn sie können allerdings noch straucheln, und die Gnade und Freundschaft ihres Gottes verlieren; was aber macht, daß der Kranke gleichsam das Unterpfand ihres Heiles wird, ist dieser Umstand, weil der Herr durch Bewirkung seiner bewunderungswürdigen Vorsicht die Stunde ihres Todes so anordnet, daß sie nur in einem jener glücklichen Augenblicke aus dem Leben gehen, wo sie sich im Stande der Gnade vor ihm befinden; da er hingegen im Allgemeinen zuläßt, daß der Tod die-

jenigen in ihren Sünden überrascht, die nur sich selbst geliebt haben. Ein hartes Herz, sagt die heilige Schrift, wird in der Stunde des Todes übel sich befinden. Dieß, sagt der heilige Augustin, ist die Ursache, warum die Liebe gegen die Kranken ein gewisses Unterpfand unsers ewigen Heiles ist. Darum versichert Jesus, daß er zu den Einen sagen werde: Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, und nehmet Besitz von dem Reiche, das vom Anbeginn der Welt euch bereit ist, denn ich war krank, und ihr habt mich besucht; zu den Andern aber, die zu seiner Linken stehen: Weichet von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer; denn ich war krank, und ihr habt mich nicht besucht. Nach Bischof Colmar's Predigten.

20. Die katholische Kirche hat sich von jeher auf die liebreichste Weise der armen Kranken angenommen.

Davon haben wir bereits gesprochen, und weisen also darauf zurück, nämlich B. I. S. 253 Nr. 5, und S. 284 Nr. 4; — dann besonders B. III. S. 360—363.

21. Wie man mit Kranken umgehen muß.

Wer mit Kranken umzugehen hat, und ihnen ihre Lage nicht erschweren, sondern vielmehr dieselbe erleichtern will, soll haben

I. Mitleiden. Man kann an den Kranken bemerken, daß ihnen gewisse Personen lästig sind; sie wenden sich von ihnen ab, geben ihnen kaum eine Antwort. Nähern sich aber Andere ihrem Lager, so heitern sich sogleich ihre Gesichtszüge auf; sie strecken ihre Arme nach ihnen aus, sie scheinen sich durch ihre Gegenwart erleichtert zu fühlen. Sollen sie eine Arznei einnehmen, so wollen sie dieselbe nur von einer gewissen Hand empfangen; bedürfen sie irgend einer Hilfeleistung, so rufen sie wieder nur dieselbe Person. Man schreibt dieses oft der Laune und dem Eigensinn des Kranken zu; allein der Grund liegt tiefer. Beobachtet jene Person am Krankenlager, gegen welche der Kranke Abneigung hat: welches ist ihr Benehmen? Wie zurückstoßend ist sie! Welche Härte zeigt sie in ihrem Betragen! Naht sie dem Kranken auf langes Bitten, so geschieht es ohne alle Rücksicht; ihr Gang ist schwerfällig, ihre Stimme rauh, ihr ganzes Thun und Lassen geräuschvoll; dabei

läßt sie überall ihren Unwillen merken, daß der Kranke so viele Dienste verlangt. Beobachtet hingegen jene andere Person, die das volle Vertrauen des Kranken besitzt: wie ganz anders ist ihr Betragen! Das Sanfte und Freundliche ihres Blickes verräth die innigste Theilnahme, das zärtlichste Mitleiden. Leichten Schrittes, wie ein himmlischer Geist, nähert sie sich dem Krankenlager, drückt sanft die ihr dargereichte Hand, und fragt mit liebevoller Stimme, ob er denn noch immer leide. Wenn jene erste Person dem Kranken einen bittern Trank darzureichen hat, so macht sie ihn durch ihren Unwillen und durch die Hastigkeit, mit welcher sie ihn dem Leidenden gleichsam einschüttet, noch widriger; jene zweite aber versüßt ihn durch liebevolle Worte, sie führt ihn oft an die eigenen Lippen und vertröstet ihn, um dem Kranken das Nehmen zu erleichtern. Wenn jene erste Person das Lager zu wenden hat, so geschieht es nur nachläßig, und ohne alle Bequemlichkeit für den Kranken; hingegen diese thut Alles mit der größten Genauigkeit, sie erhebt Alles und lockert es auf, keine Falte entgeht ihrer Aufmerksamkeit, sie möchte der Decke die Glätte eines Rosenblattes geben. Wenn jene eine Wunde zu verbinden hat, so reißt sie schonungslos das Pflaster herab, ohne auf die Schmerzen des Kranken zu achten, bedeckt hierauf neuerdings das leidende Glied und schlingt in der Eile einige Knoten und glaubt nun ihre Schuldigkeit gethan zu haben; diese aber ist überall voll Liebe und Zärtlichkeit, löset den Verband allmälig, bläst mit sanfter Kühlung über die brennende Wunde hin und sucht auf alle Weise den Schmerz zu mindern.

Jetzt werdet ihr einsehen, warum einige Personen dem Kranken so angenehm, andere aber ihm lästig sind; einsehen werdet ihr aber auch, wie nothwendig denen das Mitleiden ist, welche mit Kranken zu thun haben. Ja Mitleiden, das zärtlichste Mitleiden ist die erste Forderung an Alle, die mit Frucht den Kranken dienen wollen. Dadurch werdet ihr eine wunderbare Gewalt über die Kranken selbst erlangen, so daß euere Bitten und Wünsche ihnen Befehle sein werden; sie werden eben so eifrig euere Wünsche erfüllen, als ihr den ihrigen zuvorkommt, und so wird ein heiliger Wetteifer entstehen, sich gegenseitig in der Liebe zu übertreffen.

II. Eifer. Es ist die Stunde nahe, wo eine Seele vor

ihrem höchsten Richter erscheinen soll. Ein unwiderruflicher Urtheilsspruch wird in Kurzem für die Ewigkeit ihr Schicksal entscheiden. Indeß wie viel Pflichten, die sie vernachlässiget; wie viel Sünden, die sie noch nicht abgebüßt, wie viel Unrecht, das sie noch nicht gut gemacht hat! Und es bleibt ihr vielleicht nur noch eine kurze Zeit zu leben übrig! Dem Eifer allein, aber einem christlichen, einem bescheidenen, und dennoch unerschrockenen Eifer kommt es zu, allein demjenigen vorzubeugen, was dieser gefahrvolle Zustand Schreckliches in sich begreift. Aber wie oft fehlt dieser Eifer: denn besteht nicht die größere Zahl der Kranken aus Unglücklichen, nach denen sich fast Niemand erkundiget, die Niemand besucht; die oft Tage und Wochen lang ohne Trost und Beistand liegen bleiben! Und auch jene scheinbar glücklicheren Kranken, deren Bett zahlreiche Freunde umstehen, und die mehre Wärter haben, werden sie immer von Solchen gepflegt und besucht, die jenen christlichen Eifer haben, von welchem die Rede ist? Ach, statt des Eifers sind es bei dem Einen menschliche Rücksichten. Was würde man sagen, heißt es, wenn ich einen Bekannten oder Verwandten in seiner Krankheit nicht besuchte? Bei einem Andern ist es Eitelkeit; man will sich das Ansehen von christlicher Liebe und Wohlthätigkeit geben. Oft ist es auch nur Eigennutz; man will sich die Liebe des Kranken gewinnen, um im Testament bedacht zu werden. Mit einem Worte, es ist Alles, nur nicht Eifer für das Seelenheil des Kranken. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur auf die Reden hören, welche von den Anwesenden beim Krankenbette gesprochen werden; denn wovon unterhält man sich? Von Tagesneuigkeiten, vom Putz, von Ergötzlichkeiten, von den Fehlern des Nächsten, oder von andern gleichgiltigen oder oft gar sündhaften Dingen. Was für den Kranken allein noch Interesse haben kann, die Hoffnung seines ewigen Heiles, die tröstlichen Wahrheiten der Religion, — dessen wird mit keinem Worte erwähnt. Ja noch mehr, wenn selbst der Priester kömmt, und von Gott zu reden anfängt, so unterbricht man ihn, und sucht das Gespräch wieder auf gleichgiltige Dinge zu lenken.

Der christliche Eifer am Krankenbett ist aber auch ein kluger; er weiß zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen; er nimmt auf die Kräfte des Kranken Rücksicht und auf seine Schmerzen. Er

ist weit entfernt zu glauben, daß das Heil des Leidenden von der Zahl und der Länge der Gebete abhängt, die man ihm vorsagt; denn er weiß, daß es manchmal nur eines einzigen Wortes bedarf, um seiner Seele die rechte Richtung zu geben. Freilich gibt es auch wieder andere Kranke, die jede Erinnerung an den Tod von sich entfernt wünschen, und denen daher nichts ungelegener kömmt, als wenn die Rede darauf gelenkt wird. Der kluge Eifer weiß insbesonders hier jeden Umstand zu benützen, um den Kranken, ohne daß dieser selbst es merkt, auf die Ewigkeit hinzuführen und ihn damit vertraut zu machen. Gelingt es ihm auch nicht augenblicklich, so wird er über seine verlorne Mühe nichts weniger als verdrüßlich, und begnügt sich etwa mit dem Gedanken, er habe nun seine Pflicht gethan, das Uebrige gehe ihn nicht mehr an. Der Eifer wird ein beharrlicher. Eine solche Seele, welche diesen Eifer hat, wiederholt ihre abgelehnten Ermahnungen immer wieder neuerdings; sie nimmt auch zu Gott ihre Zuflucht, sie seufzet in der Stille zu ihm, und beschwört ihn, daß er doch dieses harte Herz erweichen und rühren möge; denn es liegt ihr Alles daran, den Kranken mit Gott auszusöhnen.

Bei aller Sorgfalt für die Seele vergißt der wahrhaft christliche Eifer auch den Leib nicht; sondern läßt ihm mit aller Liebe jede nur mögliche Pflege und Erleichterung seiner Schmerzen, wie bereits im Vorhergehenden darauf hingewiesen ist, angedeihen.

III. Großmuth. Der Krankendienst ist mit vielen Beschwernissen verbunden. Wer denselben üben will, muß nicht bloß auf alle eigene Bequemlichkeit verzichten, sondern sich selbst, sein Leben und seine Gesundheit zu opfern bereit sein. Ein solcher Mensch vergißt gleichsam, daß er selbst einen gebrechlichen Leib hat, der seine Ruhe braucht und andere Bedürfnisse hat, und wenn er im Uebermaß der Anstrengung wirklich selbst von einer tödtlichen Krankheit befallen wird, so betrübt ihn dieses nicht, sondern er freut sich darüber und rühmt sich derselben, ähnlich jenen tapfern Helden, die auf dem Schlachtfelde tödtliche Wunden erhalten. Auch noch zu andern Opfern muß man sich im Krankendienste verstehen. Die Kranken sind oft eingebildet und eigensinnig. Man muß daher fortwährend in der Selbstverläugnung sich üben, und darf alle Kräfte zusammen nehmen, um immer die Geduld zu bewahren,

und den nicht selten so sonderbaren Launen und Einfällen der Kranken immer Gelassenheit entgegen zu setzen. Ebendas.

22. Einige ärztliche Vorschriften bei eingetretenen Krankheits- und Scheintodesfällen.

Ist eine wirkliche Erkrankung eingetreten, so ist zeitig ein erfahrner Arzt zu rufen. Indeß läßt sich bis zu seinem Erscheinen auch von Andern manche wohlthätige Vorkehrung treffen. Man entkleide nämlich den Kranken bis auf das Hemd und bringe ihn zu Bette, und zwar so, daß der Kopf etwas höher liegt, nur bei Ohnmachten und beim Blutverlust gebe man dem ganzen Körper mehr eine horizontale Lage. Nasse, durchschweißte Wäsche ist mit Vorsicht zu beseitigen, und durch eine trockene, gut durchwärmte zu ersetzen. Das Licht lasse man dem Kranken nie gerade in das Gesicht scheinen. Man öffne manchmal ein Fenster, um die Luft zu erneuern, doch so, daß sie nicht über den Kranken hinzieht; die Fenster in der Nähe des Kranken aber müssen gut geschlossen sein, um ihn nicht der schädlichen Zugluft auszusetzen. Um den üblen Geruch zu vertreiben, ist eine Durchräucherung des Zimmers gerathen, wozu Wachholderbeeren oder auch Zweige dieses Strauches, und noch mehr das Aufgießen von etwas Essig auf heißes Eisen gute Dienste leisten. Man setze den Kranken auf angemessene Diät; in den meisten Fällen ist nur der Genuß einfacher Suppen gerathen. Ein unbedeutender Diätfehler kann selbst die schon gehobene Krankheit in erhöhter Kraft wieder zurückführen. Auch der Geist und das Gemüth des Kranken sollen in möglichster Ruhe gehalten werden, und deßwegen soll man von ihm Alles entfernen, was einen zu heftigen Eindruck auf ihn machen könnte, mag dieser angenehm oder unangenehm sein. Um das lästige Aufliegen möglichst zu vermeiden, soll der Kranke oft die Lage ändern, frische, glatte Leintücher erhalten und immer sorgfältig gereiniget werden. Erscheinen bereits die Vorboten dieses Uebels, nämlich rothe Flecken am Kreuz oder Rückgrad, so wasche man diese Stellen öfters mit kaltem Wasser. Das beste Mittel gegen das Aufliegen soll der Holzessig sein.

Denjenigen, welche mit Kranken umzugehen haben, ist unter Anderm zu rathen, daß sie am Krankenbette ihren Platz nicht zu den Füßen des Kranken, sondern oben in der Gegend des Hauptes

so nehmen, daß man das Angesicht von dem Kranken zwar nicht völlig abwendet, aber auch nicht so, daß man den Athem des Kranken einzieht. Zugleich gebrauche man die Vorsicht, den sich ansammelnden Speichel von Zeit zu Zeit von sich zu geben. Nach erfolgter Zurückkunft vom Krankenbesuche soll man die Hände waschen und den Mund ausspülen.

Bei ansteckenden Krankheiten ist nichts schädlicher, als übertriebene Furcht; während Muth und Herzhaftigkeit nicht selten vor aller Ansteckung bewahrt. Man nahe sich daher mit Vorsicht dem Kranken, aber ohne alle Scheu, und zage nicht vor der Gefahr. Vor allem hüte man sich in solchen Zeiten vor jeder Ueberladung des Magens und der Gedärme durch Essen und Trinken, weil dieses den Körper zur Ansteckung empfänglicher machen würde. Man sorge dafür, daß keine Verstopfung des Leibes eintrete, und meide daher schwer verdauliche, harte Speisen, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie jenes Ungemach häufig in ihrem Gefolge haben. Man nähre sich mit leichten Speisen, und nehme mehr flüssige als feste Nahrungsmittel zu sich. Als Getränk ist besonders guter Rheinwein in mäßiger Quantität zu empfehlen. Mit gewissenhafter Sorgfalt hüte man sich vor Erkältung, und suche immer eine gute, natürliche, gelinde Ausdünstung zu unterhalten; doch soll man sich nicht geflissentlich in starken Schweiß versetzen; denn dieser hat eine große Erhitzung des Blutes zum Grunde, und ist deßwegen möglichst zu verhüten. Man begebe sich ohne Rath nicht nüchtern zu einem ansteckenden Kranken; auch nicht, wenn man stark erhitzt, ermattet, von Gemüthsaffektionen gedrückt ist oder sich nicht vollkommen gesund fühlt; man verweile nicht allzulange im Krankenzimmer, und mache hierauf eine freie Bewegung in der Luft. Da sich das Kontagium gerne in den Schleimhäuten des Mundes, der Nase ꝛc. ansetzt, so darf man keinen Speichel schlucken, muß öfters ausspuken und die Nase reinigen, auch beim Fortgehen aus der Krankenstube den Mund mit Essig und Wasser ausspülen. Rathsam ist es auch beim Besuche solcher Kranken eigene Ueberkleider zu tragen, welche man nachher wieder auszieht und in die freie Luft hängt oder auf eine andere Art reiniget. Es ist nicht minder gerathen, in gefährlichen Fällen frischen Chlorkalk bei sich zu tragen; denn das daraus von selbst sich entwickelnde Gas zerstört die Kon-

tagien; will man die Entwicklung noch mehr beschleunigen, so mische man dem Chlorkalke Wasser mit etwas Essig bei. — Wenn der Ausbruch der Krankheit schon durch einige Zeichen angedeutet wird, welche man bei einer herrschenden Epidemie bald erkennt, so ist es noch oft möglich, durch ein schnelles, zweckmässiges Einwirken das Uebel im Keime zu ersticken, oder doch den Verlauf desselben gelinder zu machen. Die besten und öftesten hier anwendbaren Mittel sind Brechmittel und ein mässig warmes, die Hautausdünstung beförderndes Verhalten.

Noch fügen wir einige Bemerkungen bei hinsichtlich plötzlich eingetretener Verunglückungen und Lebensgefahren, und zwar:

Beim Schlagfluß entkleide man den Verunglückten sogleich, löse ihm vorzüglich die Halsbinde; bei einem aufgetriebenen, rothen Gesichte, oder auch bei Blässe desselben und bei übrigens starkem Puls und bei einem kräftigen, besonders kurzstämmigen Körperbau sind kalte Ueberschläge auf dem Kopfe, sodann Blutentleerungen anzuwenden. Der Nervenschlag kömmt gewöhnlich nur bei alten, erschöpften Individuen vor, und ist meistens schnell tödtend. Hiebei ist die Nothbehandlung schwieriger und meistens nutzlos. Es ist übrigens dieselbe Behandlung gerathen, jedoch in der Regel kein Blutlassen angezeigt.

Vom Stickfluß Befallene bringe man schnell in frische Luft, befreie sie von allen Binden und engen Kleidern, und gebe ihnen eine ruhige Lage mit etwas erhöhtem Kopfe. Dasselbe gilt bei Ohnmachten. Solchen spritze man auch wiederholt einiges frisches Wasser ziemlich kräftig in das Gesicht, reibe ihnen die Stirne, die Schläfe, die Hände mit starkem Essig oder andern Riechmitteln.

Der Scheintod fällt mit dem höchsten Grad der Ohnmacht, des Stick- und Schlagflusses in Eines zusammen, und ist bei noch vorhandenem, wirklichen Leben ein dem Tode ganz ähnlicher Zustand. Bei der Behandlung sind immer zuerst die Ursachen zu entfernen oder unschädlich zu machen, sodann die Kräfte zu wecken. Ist der Scheintod durch Ersticken in schädlichen Dünsten eingetreten, so bringe man die vermeintliche Leiche schnell, aber vorsichtig in reine Luft, befreie sie von Kleidern und Binden, öffne ihr eine Ader und bringe das Blut durch sanftes Streichen, oder auch dadurch, daß man den Fuß oder den Arm, wo man zur Ader ge-

lassen, in ein warmes Bad setzt, zum Fließen; bespritze das Gesicht und die Brust mit kaltem Wasser, mache kalte Umschläge auf den Kopf; blase dem Scheintodten auch auf vorsichtige Weise Luft durch den Mund ein u. s. w. — Ertrunkenen reinige man den Mund von Schlamm und ähnlichen Stoffen; gebe dem Körper auf einige Sekunden eine mit dem Kopfe und dem Oberleibe nach vor- und abwärts geneigte Lage, damit das in der Luftröhre gesammelte Wasser durch Mund und Nase abfließen kann; zur Befreiung der Luftröhren und Lungen von der etwa darin sich befindlichen Flüssigkeit und verdorbenen Luft trägt ein leichtes Drücken des Bauches und Brustkorbes viel bei; man kann auch Tücher einwärmen, dann Reibungen, Riech- und Nießmittel anwenden. — Bei Erhängten löse man vor Allem das Band, dabei soll man aber den Körper halten und nur langsam zu Boden lassen; man öffne ihnen die Kleider, besprenge sie mit kaltem Wasser, lege kalte Umschläge auf den etwas erhöht liegenden Kopf, wärme sie ein, reibe sie mit Tüchern 2c. — Einen Erfrornen bringe man auf keinen Fall an einen warmen Ort, wo er sicher getödtet würde, sondern ist Schnee vorhanden, so bedecke man ihn mit diesem einige Hände hoch, so daß bloß der Mund und die Nasenlöcher frei bleiben, und lege, wenn der Schnee schmilzt, immer wieder neuen darauf. Ist kein Schnee vorhanden, so bedecke man den Körper mit in Eiswasser getauchten Decken, und befeuchte dieselben fortwährend mit kaltem Wasser, und erwarte so die ersten Spuren von Beweglichkeit. Zeigen sich Lebensspuren, so bringe man den Wiederbelebten gut abgetrocknet in ein kaltes Bett, und wende allmälig und vorsichtig Reibungen und eine gelinde Wärme an. Bekannt ist, daß man sich der größten Gefahr zu erfrieren aussetzt, wenn man nach dem Genusse von geistigen Getränken, wodurch das Blut zum Kopfe gelockt und Schläfrigkeit erzeugt wird, sich leichtsinnig in eine große Kälte begibt. — Bei Scheintodten durch Blitzschlag sind gewöhnlich die Wiederbelebungsversuche vergeblich. Uebrigens verfahre man hier wie bei Erstickten. Man kann die Scheinleiche auch in Sand oder Erde, und falls ein Düngerhaufen in der Nähe ist, in diesen bis auf das Gesicht eingraben, und ihr, damit sie den Mund offen hält, ein Stückchen Holz zwischen die Zähne bringen. Um sich möglichst vom Blitzschlag zu bewahren, halte man sich zu Hause

mitten in einem geräumigen Zimmer auf, ferne von Metallen, Spiegeln, Wänden, Kaminen und Oefen; schließe die Thüre, öffne aber ein Fenster, vermeide jede Zugluft, und verlasse zur Nachtszeit das Bett. Außer dem Hause bleibe man auf offenen Feldern, Straffen oder weiten Gassen; meide dagegen alle hohen Gebäude, Thürme, enge Gäßchen, Alleen, Felsen, Bäume, Gewässer, Heuschober und dergleichen; man gehe oder fahre nicht zu schnell, lehne sich in einem geschlossenen Wagen nicht rückwärts an, sondern steige lieber ab, und gehe langsam zu Fuß. In tiefen Hohlwegen und Höhlen ist man ziemlich sicher, am sichersten in der Nähe guter Blitzableiter. Am gefährlichsten ist es, zur Zeit eines Donnerwetters in Kirchen zu verweilen, vorzüglich in der Nähe des Thurmes, der Orgel, des Altares, der Säulen oder metallenen Gegenstände. cf. Dr. Macher's Pastoralheilkunde für Seelsorger, und Gesundheitskunde für Geistliche von A. M. B.

Artikel LXXXVI.

Gewissen

(und was auf dasselbe Einfluß hat, als: Irrthum, Skrupel, Zweifel, Unwissenheit; dann auch Gewissenslosigkeit und namentlich Verblendung und Verstocktheit oder geistige Blindheit; deßgleichen Selbstkenntniß und Gewissenserforschung, auch Probabilismus).

1. Begriff und Eintheilung des Gewissens.

Das Gewissen heißt wissen oder sich bewußtsein, was man in diesem oder jenem Falle zu thun oder zu unterlassen hat, weil es moralisch gut oder böse ist. Es ist eine Anlage in unserm Innern, die uns sagt, was wir zu thun oder zu meiden haben, um Gott wohlgefällig zu sein und unsere Bestimmung zu erreichen. Der heilige Liguori sagt kurz: Das Gewissen ist ein Lichtfunke der Vernunft, vermöge dessen wir beurtheilen, was wir in jedem einzelnen Falle zu thun oder zu lassen haben. Das Gewissen besteht also in dem Urtheile, ob eine vorzunehmende oder bereits geschehene Handlung mit dem Sittengesetz übereinstimmt oder nicht. Wo ein Urtheil stattfindet, muß ein Richter sein. Daher nennt man das Gewissen auch einen innern Richter, der uns sagt, was wir thun oder meiden müssen.

Das Gewissen wird verschieden eingetheilt. Man unterscheidet:

a) ein vorhergehendes und

b) ein nachfolgendes Gewissen,

je nachdem das Urtheil, ob eine Handlung mit dem Sittengesetz übereinstimmt oder nicht, vor der Handlung oder nach Vollbringung derselben gefällt wird.

Das nachfolgende Gewissen ist:

a) entweder ein ruhiges und gutes, oder

b) ein unruhiges und böses,

je nachdem es die vollbrachte Handlung dem Gesetze zusagend und

eben darum den Menschen des Beifalls würdig findet, oder zwischen der geschehenen Handlung und dem Gesetze Disharmonie erkennt, und deßwegen den Menschen des Mißfallens und der Strafe würdig erklärt.

Es gibt ferners:

a) ein richtiges und

b) ein irrendes Gewissen.

Richtig ist das Gewissen, wenn es nicht nur das Sittengesetz richtig erkennt, sondern auch die individuelle Handlung richtig darunter subsumirt; irrend aber heißt es, wenn es entweder das Sittengesetz nicht richtig auffaßt oder es unrichtig auf eine individuelle Handlung bezieht. Im ersten Falle heißt es ein Irrthum im Rechte, im zweiten ein Irrthum in der That.

Das irrende Gewissen ist wieder:

a) ein überwindlich, und

b) ein unüberwindlich irrendes,

je nachdem der Irrthum ein verschuldeter oder unverschuldeter ist, d. h. je nachdem er mit Anwendung gehörigen Fleißes hätte vermieden werden können oder nicht.

Das Gewissen ist sodann:

a) ein gewisses, wenn man nicht nur das Gesetz, sondern auch das Verhältniß der Handlung zu ihm mit Zuverlässigkeit erkennt;

b) ein wahrscheinliches, wenn es für das Vorhandensein des Gesetzes und für das Verhältniß der Handlung zu ihm mehre Gründe, als für das Gegentheil gibt;

c) ein zweifelhaftes, wenn Gründe und Gegengründe einander gleich sind, und man nicht zu wählen weiß.

In Beziehung auf die Thätigkeit ist das Gewissen endlich:

a) schlafend, wenn es über die Moralität der geschehenen Handlungen gar nicht, oder nur schwach und dunkel spricht. Dieß ist der Fall, wenn man sein Gewissen nicht kultivirt, wenn man sich keine Kenntniß der Sittengesetze verschafft. Man schläfert auch das Gewissen ein, wenn man sich vorsätzlich zerstreut, um seine Aussprüche nicht zu vernehmen; ja man unterdrückt es oft auf eine längere Zeit völlig, wenn man sich Mühe gibt, irrige, der Sinnlichkeit günstige Vorstellungen von dem Sittengesetze aufzugreifen.

b) Wachend, wenn es gehörig wirkt, und dem Menschen sowohl das Gesetz, als auch das Verhältniß der Handlung zu demselben verhält. — Das schlafende Gewissen kann übrigens auf verschiedene Art geweckt werden, z. B. durch Unglücksfälle, Unterricht, Umgang u. s. w.

c) Stumpf, wenn es kaum mehr bei den wichtigsten Handlungen spricht;

d) zart, wenn es nicht nur Großes und Wichtiges, sondern auch Kleines und Unbedeutendes in seine Beurtheilung aufnimmt;

e) weit, wenn es oft auch verbotene Handlungen unter die erlaubten zählt, und überhaupts über Alles leicht hinweggeht;

f) ängstlich, wenn es auch Erlaubtes zu Verbotenem zählt;

g) verworren oder skrupulös, wenn es überall zweifelt und zu keiner Entscheidung kömmt, wobei der Mensch oft grausam gemartert wird. Mangel an Unterricht, irrige Vorstellungen vom Sittengesetze, Kränklichkeit des Körpers oder Ueberspannung des Geistes sind die gewöhnlichen Ursachen dieses Uebels. Auch geschieht es manchmal, daß die, welche längere Zeit auf die Aussprüche des Gewissens gar nicht achteten, plötzlich zum Gegentheile kommen, und voll Angst und Zweifel werden.

2. Stellen der heiligen Schrift.

Bei all deinen Werken folge treulich deinem Gewissen; denn dieses heißt in Gottes Geboten wandeln. Sirach 32, 27.

Der Besitz ist gut, wenn das Gewissen frei ist von Sünden. Ebendas. 13, 30.

Tag und Nacht lag schwer auf mir deine Hand, in meinem Elende habe ich mich bekehrt, während der Stachel in mir haftete. Ps. 21, 4.

Der Schall des Schreckens ist immer in den Ohren (des Bösen), und wenn es gleichwohl Friede ist, argwohnt er dennoch immer Nachstellungen. Job 15, 21.

Ich will vor dir alle meine Jahre überdenken in der Bitterkeit meiner Seele. Is. 38, 15.

Vor dem Gerichte erforsche dich selbst, so wirst du vor dem Angesichte Gottes Gnade finden. Sirach 18, 20.

Vergleiche dich mit deinem Gegner (Gewissen), während du

noch auf dem Wege bist, auf daß dich derselbe nicht dem Richter überliefere. Matth. 5, 16.

Ihr Wurm (das böse Gewissen) stirbt nicht. Mark. 9, 44.

Die Heiden zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, indem ihr Gewissen ihnen davon Zeugniß gibt, und die Gedanken sich untereinander anklagen oder lossprechen. Röm. 2, 15.

Geliebteste, wenn unser Herz uns nicht bestraft, so haben wir Zuversicht zu Gott. 1. Joh. 3, 21.

Das ist unser Ruhm, das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfalt des Herzens und Aufrichtigkeit vor Gott .... gewandelt haben. 2. Corinth. 1, 12.

3. Väterstellen.

Das Gewissen ist ein geheimer Richterstuhl im eigenen Herzen. St. Gregor v. Nazianz.

Dem menschlichen Gerichte kann sich der Bösewicht entziehen, aber nicht so dem Richterstuhle des Gewissens. Der heil. Gregor der Große.

Zwei Dinge sind dir nothwendig, das Gewissen und der gute Ruf: das Gewissen wegen Gott, und der gute Ruf wegen der Menschen. Der heil. Ambros.

Glücklich ist das Gewissen, welches in trüben Zeiten die Erinnerung an gute Werke hat. Der heil. Hieronym.

Unter allen menschlichen Trübsalen gibt es kein größeres Leiden als das eines schlimmen Gewissens. Denn wenn innerlich, das ist, in seinem Gewissen Einer gesund ist, so kann er, mag ihm was immer begegnen, dahin fliehen, und findet dort seinen Gott; wenn es aber hier wegen vollbrachter Missethaten keinen Frieden gibt, und dort also auch Gott nicht ist; — was will denn der Mensch thun, und wohin will er noch fliehen? Der heil. Augustin in Psalm. 45.

Lobsprüche heilen eben so wenig die Wunden eines bösen Gewissens, als Tadel ein gutes Gewissen verwundet. Derselbe contr. Petil.

Bei einem bösen Gewissen kann man nichts Gutes hoffen. Derselbe in Psalm. 31.

Der gütige Gott wollte uns einen Ankläger an die Seite setzen, auf daß wir nie allein wären, sondern dieser unaufhörlich schreie und für die Verbrechen Strafe fordere. St. Chrysost. homil. 20. in Gen.

Diesen Richter kann man weder mit Gold bestechen, noch durch Schmeicheln gewinnen, weil er von Gott kömmt, und von ihm gesetzt ist, um uns zu richten. Ders. ad Popul. Antioch.

Das Gewissen ist wie eine angezündete Fackel, welche Gott mitten in unserm Herzen aufgerichtet hat. Der heil. Bernard.

Eine Hölle ist ein schuldbewußtes Gewissen. Derselbe Serm. 20. in Cant.

Es gibt keine größere Pein, als ein böses Gewissen. Willst du daher niemals traurig sein, so lebe fromm; ein ruhiges Gemüth erträgt alle Traurigkeit; dagegen ist das Gewissen des Sünders immer gequält. Isidor.

Alle Schlupfwinkel unsers Herzens müssen wir fleißig durchforschen. Cassian collat. 1. c. 2.

Die Durchforschung des Gewissens ist die Mutter der Furcht und der Reue; denn das Gewissen ist das Buch, in welches die täglichen Schulden eingetragen werden. Der heil. Chrysost. in Ps. 50.

Wenn du dich nicht stündlich zur Rechenschaft ziehen kannst, so thue es doch täglich zweimal, des Morgens und des Abends. Des Morgens mache den Vorsatz, und des Abends untersuche, wie du ihn gehalten hast. Nachfolge Christi 1. B. 19. K.

Was wider das Gewissen geschieht, gereicht zur Verdammniß. Inoc. III. c. de restit. spol.

Jener sündiget, der Gutes thut, das er aber für böse hält. Zwar ist das (an sich) gut, was er thut; aber weil er unrecht thut, daß er das, was gut ist, für böse hält, so verwandelt er das Gute in's Böse, und so sehr in's Böse, als böse er es zu sein glaubt. St. Bernard de dispensat. et praecept. c. 14.

Der Mensch wird auf eine zweifache Weise zur Sünde bewogen; die erste Art ist, wenn er wider das Gesetz handelt, z. B. Unkeuschheit begeht; die zweite ist, wenn er wider das Gewissen thut, obschon es nicht wider das Gesetz läuft. Jenes, was wider das Gesetz gethan wird, ist böse (nämlich materiell); deßgleichen ist

das, was wider das Gewissen läuft, böse, obschon es nicht wider das Gesetz ist. St. Thomas 8. q. 6. a. 3.

Damit Jemand nicht unerlaubt handle, so muß er durch entgegengesetzte Meinungen nicht zum Zweifel gebracht werden, sondern aus dem, was er für wahrscheinlicher hält, sich ein gutes Gewissen und einen Glauben bilden. St. Antonin.

Wir müssen immer auf der Hut sein, daß nicht eine wahrscheinliche Meinung uns betrüge, daß nicht die Finsternisse eines Irrthums uns befallen, und wir nicht das Böse für gut, und dieses für böse ansehen. St. August. lib. 22. de civit. Dei c. 23.

Es ist sehr gefehlt, in Sachen, welche zum Seelenheile gehören, das Ungewisse dem Gewissen vorzuziehen. St. August. l. 1. de bapt. contr. Donat. c. 3.

4. Geschichtliches.

Der heilige Basilius schloß die Vorschriften, die er den Seinigen gegeben hatte, um sie zur Vollkommenheit zu führen, mit dem Auftrage, sie sollten alle Abende ihr Gewissen erforschen; denn er war der Meinung, daß dieses Eine hinreiche, sie im Gehorsam gegen alle übrigen Lehren, die er ihnen gegeben hatte, zu erhalten. Damit stimmt auch der große Geisteslehrer Pater Avila ein. Deine Fehler, sagt er, werden nicht lange andauern, wenn du fleißig dein Gewissen erforschest; und sollte es dennoch der Fall sein, so wäre es nur ein Zeichen, daß du diese Uebung nicht mit gehörigem Eifer vorgenommen hast.

Der heilige Ignatius von Loyola pflegte nach jeder Stunde sich zu sammeln, und eine kurze Gewissenserforschung anzustellen. Wurde er durch wichtige Geschäfte daran verhindert, so holte er es möglichst bald nach. Diese Uebung war eines der wirksamsten Mittel zu seiner Heiligkeit.

Der heilige Franz Borgias verwendete alle Tage zwei Stunden darauf, um seine Neigungen zu untersuchen und sich selbst kennen zu lernen. Durch diese heilsame Uebung kam er dahin, eine so geringe Meinung von sich selbst zu fassen, daß er staunte, daß ihn nicht Jedermann verachte.

Von den Qualen eines bösen Gewissens sind Beispiele aus der Bibel: Adam 1. Mos. 3, 8.; Kain Ebendas. Kap. 4, 13. 14.

Die Brüder des Joseph, Ebendas. Kap. 42, 21. 22.; Baltasar, Dan. 5, 6.; Antiochus, 1. Machab. 6, 8—16.; Judas, Matth. 27, 3—5. — Hingegen die Ruhe eines guten Gewissens beseligte den Job, Job 27, 5. 6.; den David, Ps. 7, 4—6.; den Apostel Paulus, Apostelg. 23, 1.; 2. Corinth. 1, 12. u. s. w.

Als Beispiele eines zarten Gewissens können wir den heiligen Ignatius und den König Ludwig IX. von Frankreich anführen. Der Letztere gerieth in die Gefangenschaft der Saracenen. Für die Freiheit seiner Person versprach er dem Sultan die Zurückgabe der Stadt Damiette, und für die Loslassung der übrigen gefangenen Christen fünfmalhundert tausend Pfund. Der Sultan ermässigte diese Summe auf hundert tausend Pfund. Nachdem die Auszahlung geschehen war, zeigte es sich, daß man sich um zehn tausend Pfund geirrt hatte. Man hinterbrachte dieses Vergehen dem Könige als eine Sache, worüber man froh sein und sich lustig machen könne. Er aber befahl, daß die Summe den Saracenen ungesäumt ausbezahlt werde. — Der heilige Ignatius von Loyola aber hatte einstens in einem fremden Garten mit seinen Kameraden heimlich Obst gepflückt. Ein Unschuldiger wurde darüber in Verdacht gezogen und gestraft. Nach seiner Bekehrung beunruhigte ihn dieser Jugendstreich und vorzüglich der Umstand, daß ein Unschuldiger statt seiner büssen mußte, so sehr, daß er auf eine außerordentliche Genugthuung dachte. Er reiste nämlich in seine Heimat, um dort durch Predigten und Buße ein gutes Beispiel zu geben, wo er in seiner Jugend eine üble That begangen hatte. Schon bei der ersten Predigt wurde er desjenigen zufällig ansichtig, der statt seiner unschuldig gebüßt hatte. Da erzählte er sogleich den ganzen Vorfall jenes Gartendiebstahls, bekannte seine Schuld, wie des Andern Unschuld, bat ihn unter Thränen um Verzeihung, und gab ihm zur Entschädigung zwei Maierhöfe, die er noch als Eigenthum hatte.

Theodorich, König von Italien, ward vor Schrecken fast ohnmächtig, als einstens ein zubereiteter Fisch auf die Tafel gesetzt wurde; er meinte, er sehe das Haupt des Symachus, welchen er hatte tödten lassen, und das nun mit aufgesperrtem Rachen ihn verschlingen wolle.

Ein gewisser Perseus zerstörte alle Schwalbennester und tödtete

die jungen Schwalben, weil er meinte, diese werfen ihm durch ihr Zwitschern immer den an seinem Vater begangenen Mord vor.

Der griechische Kaiser Constantin hatte weder Rast noch Ruhe; denn er glaubte, überall seinen Bruder zu sehen, welchen er ermorden ließ.

Heinrich der Achte, König von England, glaubte an seinem Sterbebett in den Umstehenden lauter Mönche zu sehen, die er einstens so blutig verfolgt hatte, und wurde durch dieses Gesicht auf das Schrecklichste gequält.

5. Gleichnisse.

Wie der Zeiger an der Uhr die Zeit angibt, so sagt das Gewissen dem Menschen, was recht und gut ist.

Wie aus Disteln und Dornen keine Trauben wachsen, so geht aus einem falschen Gewissen nichts Gutes hervor.

Der Verfall eines richtigen Gewissens in ein falsches gleicht dem Engelsturz. Wie die auf solche Weise gefallenen Engel Teufel wurden, und als solche zum Bösen verführen, so leitet auch ein falsches Gewissen zum Bösen an; es ist ein trüglicher Führer.

So wie in einem Zimmer, das fleißig gereinigt und ausgekehrt wird, der Schmutz nicht überhand nehmen kann; so ist auch ein Gewissen um so reiner, je öfter es erforscht und durchsucht wird.

Wie ein Funke sogleich auslöscht, wenn man ihn in ein Wasser wirft, so wird auch eine jede Traurigkeit durch ein gutes Gewissen leicht vergeßlich gemacht.

Wie die Nachtvögel das Tageslicht nicht ertragen können, so scheuen auch die bösen Gedanken und unlautern Begierden das vom heiligen Geiste angezündete Gnadenlicht der Gewissenserforschung.

6. Sprüche und Lebenssätze.

Das Gewissen ist ein offenes Buch, in welchem ein Jeder täglich sein Thun und Lassen lesen kann.

Wer ein böses Gewissen hat, erschrickt vor seinem eigenen Schatten.

Wer sich nichts Schlimmes vorzuwerfen hat, steht bei allen Stürmen des Schicksals fest, wie ein Felsen mitten im Meere. Daher singt der Dichter:

Integer vitae scelerisque purus,
Non eget Mauri jaculis, nec arcu: . . . .
Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae. Horat. in Odis.

Derselbe Dichter beschreibt die Qual eines bösen Gewissens also:

Districtus ensis semper impia
Cervice pendet, non Siculae dapes
Dulcem elaborarunt saporem;
Non avium Cytharaeque cantus
Somnum reducent.

Ein Gewissen gut und rein,
Ist über Gold und Edelstein.

Ein gutes Gewissen
Ist ein sanftes Ruhekissen.

Ein böses Gewissen ist ein schlimmer Gast,
Vor dem man hat weder Ruh noch Rast.

Als Bias einstens gefragt wurde, wer im Leben ohne Furcht sein könne, gab er zur Antwort: Derjenige, welcher ein gutes Gewissen hat.

Der Heide Sextius pflegte keinen Abend einzuschlafen, ohne daß er die Frage an sich richtete: Worin bist du heute besser geworden?

Cicero schreibt: Es gibt keine süssere und angenehmere Erinnerung, als das Bewußtsein guter Thaten. Derselbe nennt das Andenken an gute Handlungen das angenehmste Schauspiel, dem man beiwohnen kann.

Der Heide Menander sagt, daß durch das Gewissen die Gottheit im Menschen wohne.

Der Philosoph Seneka pflegte alle Abende nach ausgelöschtem Lichte, ehe er sich der Ruhe überließ, seine Worte und Handlungen den ganzen Tag hindurch in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

7. Pflichtmässiges Verhalten bezüglich des Gewissens im Allgemeinen.

Die erste Pflicht bezüglich des Gewissens besteht darin, daß ein Jeder es möglichst zu kultiviren trachte. Suche dir daher

ein wahres, richtiges, ja zärtliches Gewissen anzueignen, das dich von allem Bösen zurückhält, und zu allem Guten antreibt, und folge demselben, als der Stimme Gottes, auf das Genaueste.

Frohlocke nicht, wenn dein Gewissen verstummt, und dir dein Unrecht nicht mehr vorwirft. Es ist nicht ausgelöscht, sondern nur eingeschläfert; es wird über lang oder kurz seine Kraft wieder erhalten, und dann als ewiger Wurm an deiner Seele nagen.

Willst du den Vorwürfen deines Gewissens entgehen, so folge immer seinen Einsprechungen; unterdrücke Vorurtheil und Leidenschaften, die sich dagegen empören; hast du aber gegen dein Gewissen gehandelt, so wirst du es durch Reue und Buße wieder zum Schweigen bringen. Fährt es dennoch fort, dich anzuklagen, so ist es ein Zeichen, daß deiner Buße noch etwas abgehet. Deßwegen denke nach, und hast du das Mangelnde gefunden, so ersetze es, und du wirst zur Ruhe gelangen.

Gib dir nie Mühe, dein Gewissen zum Stillschweigen zu bringen; höre vielmehr in aller Demuth und Aufmerksamkeit seine Klagen und hilf ihnen ab.

Richte dich nie nach den Beispielen Anderer, sondern nach den Aussprüchen deines Gewissens. Manche thun gar Vieles, was sie aus Irrthum für erlaubt ansehen; Andere, weil sie wider ihr Gewissen handeln; noch Andere, weil sie von ihren Leidenschaften, üblen Gewohnheiten oder von ihrer Umgebung dazu hingerissen werden. Darum wandle nicht mit dem großen Haufen; denn er besteht aus Verworfenen. Richte dich vielmehr nach deinem Gewissen, und sorge dafür, daß es die Wahrheit und das Recht immer erkennt.

Macht dir dein Gewissen Vorwürfe, so ist es ein Zeichen, daß du es verletzt, also gesündiget hast.

Die Wunde deines Gewissens wird dich immer schmerzen, bis du sie durch Buße geheilt hast.

Beides ist Sünde, wider das Gesetz oder wider sein Gewissen zu handeln. Wer wider ein Gesetz handelt, kann durch Unwissenheit zuweilen von der Sünde entschuldiget werden; wer aber wider sein Gewissen handelt, sündiget immer.

Ein richtiges Gewissen kann nicht irren; daher ist es Pflicht für einen Jeden, sich ein solches zu verschaffen.

Wie der Uhrzeiger, so kann das Gewissen gekrümmt, gebogen und verrieben werden.

Der begeht keine geringere Sünde, welcher sein Gewissen verdirbt, als der, welcher eine Unschuld schwächt.

Handle nie gegen dein Gewissen, und unterhandle auch nicht mit ihm, sondern thu genau nach seinen Aussprüchen.

Wenn man selbst Ursache daran ist, daß das Gewissen irrt, so wird Einem ein solcher Irrthum zur Sünde und Strafe angerechnet; kann aber Einer nichts dafür, daß sein Gewissen irrt, so ist dieser Irrthum unsträflich.

Wer einen Zweifel hat, soll, wenn es möglich ist, zuvor seinen Zweifel ablegen, ehe er handelt.

8. Von dem Amte des Gewissens.

Das Gewissen versieht ein zweifaches Amt, nämlich:

a) in Rücksicht auf das Gute, und

b) in Rücksicht auf das Böse.

Bezüglich auf das Gute billiget und lobt es das bereits geschehene. Dieß wissen wir aus Erfahrung; denn hat Jemand eine gute That vollbracht, so gibt ihm das Gewissen das Zeugniß, daß er Gott wohlgefällig gehandelt habe; es ertheilt ihm seinen Beifall, lobt die That und erweckt Freude in seinem Innersten, so oft er derselben eingedenk ist. Hinsichtlich des erst zu vollbringenden Guten erkennt das Gewissen nicht nur dasselbe, sondern treibt und spornt auch dazu an, es zu thun. Das Gewissen, sagt ein geistreicher Schriftsteller, ist gleichsam ein Sprachrohr, wodurch uns Gott sagt, was wir thun sollen, wenn wir ihm gefallen wollen; Gott treibt uns überdieß durch das Gewissen auch zu dem an, was seinem heiligsten Willen gemäß ist, und in so ferne ist das Gewissen einem Stachel oder Sporne ähnlich, welchen Gott in unser Innerstes gesetzt hat. Darum nennt der heilige Chrysostomus das Gewissen einen geheimen Lehrmeister, der uns gute Lehren ertheilt, heilsame Anschläge gibt; der sodann auch unsern Geist aufmuntert und zu dem antreibt, was uns zu thun obliegt. Hom. 54. supr. Gen. Und ebendaselbst schreibt der Nämliche: Sage nur Niemand, er versäume die Tugend aus Unwissenheit, und es mangle ihm ein Wegweiser und ein Führer; denn das Gewissen

gibt Aufschlüsse genug, die uns lehren, wie wir unsern Wandel einrichten müssen. Und der heilige Bonaventura sagt: Dieser innere Lehrer pflegt zu der Seele unaufhörlich von dem zu sprechen, was man thun oder unterlassen soll.

Was das Böse betrifft, so tadelt das Gewissen dasselbe, in so ferne es bereits geschehen ist. Denn das Gewissen, bemerkt richtig der heilige Basilius, ist ein geheimer Richterstuhl, wo das Gute vertheidigt, das Unrecht aber geahndet und bestraft wird. Ja, das Gewissen ist gegen das geschehene Böse nicht gleichgiltig; es macht dem Menschen um desselben willen Vorwürfe, stellt ihm sein Unrecht vor Augen, beunruhiget ihn, klagt ihn an, verdammt ihn; es nagt wie ein Wurm an seinem Herzen. Der Sünder mag oft thun, was er will; er mag sich zerstreuen; die immer wieder aufsteigenden Gedanken mit Gewalt unterdrücken; sich den Ergötzungen in die Arme werfen: Alles umsonst, er kann die Stimme seines Gewissens nicht zum Schweigen bringen. Auch hier gilt der Ausspruch der Schrift: Ihr Wurm wird nicht ersterben. Dieß haben Kain und nach ihm alle Sünder erfahren. — Bezüglich des erst zu begehenden Bösen hält das Gewissen davon ab; es mißbilliget dasselbe, erweckt Abscheu dagegen. Das Gewissen ist hier gleich einer sorgfältigen Mutter. Wie diese ihr Kind warnt, es ermahnt; die Gefahren ihm vor Augen stellt, denen es sich durch diesen oder jenen Schritt aussetzt, und demselben immer in den Ohren liegt, um es vor bösen Dingen zurückzuhalten: so verfährt auch das Gewissen mit dem Menschen. Es ist daher für ihn ein wahrer Schutzengel, den jeder in seinem Innersten mit sich herumträgt, und der nie von ihm weicht; das Gewissen ist des Menschen bester Freund, der an ihm nie treulos handelt, der sich weder durch Furcht einschüchtern noch durch Verheißungen bestechen läßt, ein Freund, der nie schmeichelt, und durch Nichts zur Verletzung der Wahrheit sich bringen läßt. Kein Redner spricht so nachdrücklich, so rührend und überzeugend, als das Gewissen. Es läßt sich den Mund durch Nichts verstopfen, wird nicht müde zu rufen und zu widersprechen. Richtet es auch durch seine Einsprache nichts aus, so gibt es sich doch nicht zur Ruhe, und wird es manchmal auch auf einige Zeit erstickt, so erwacht es doch wieder, und sein Stachel wird dann gewöhnlich um so blutiger, je länger man sich seiner zu erwehren vermochte.

9. Von der Gewissenhaftigkeit.

Die Gewissenhaftigkeit ist eine Fertigkeit, die geringsten Verstöße gegen ein Gesetz Gottes oder der Kirche geschwind wahrzunehmen und zu verabscheuen, das Gute aber bis zur mindesten Kleinigkeit mit aller Genauigkeit zu umfangen und auszuüben. Es wird dazu ein wachsames, sorgfältiges und zärtliches Gewissen erfordert. Ein wachsames Gewissen läßt sich nie übereilen oder unbedachtsamer Weise zu irgend etwas hinreißen, was es später bereuen würde; es handelt immer mit aller Ueberlegung und Bedachtsamkeit. Ein sorgfältiges Gewissen zieht Alles in Erwägung; es sieht auf Zeit, Ort und andere Verhältnisse, welche auf eine Handlung Einfluß ausüben. Es ist z. B. irgend ein Vergnügen zu genießen an und für sich nichts Unrechtes; aber ist es dir auch gerade in dieser Zeit erlaubt, wo dir wichtigere Pflichten zu erfüllen obliegen? Ist es dir an diesem Orte erlaubt, wo einige schwache Brüder anwesend sind, denen du dadurch ein Stein des Anstoßes werden würdest? Ist es dir in deinen Verhältnissen erlaubt, wo dir die größte Sparsamkeit zur Pflicht gemacht ist? — Ein zärtliches Gewissen wählt überall das Sichere, und fühlt sich beunruhiget, wenn es mit irgend einer gegründeten Wahrscheinlichkeit annehmen muß, gegen das Recht gehandelt zu haben. Ein zärtliches Gewissen kömmt der Mahnung des Apostels nach, es wirkt sein Heil mit Furcht und Zittern.

Nichts ist geschickter, das Wachsthum in allem Guten und die Vereinigung mit Gott zu befördern, als die Gewissenhaftigkeit; denn sie bewahrt mich nicht nur vor dem Bösen, sondern macht mir auch das Gute zu einem Bedürfnisse und verschafft mir in der Ausübung desselben eine Fertigkeit. Einem gewissenhaften Menschen ist es fast unmöglich, das Recht und die Wahrheit wissentlich zu verletzen. Dieß weiß auch die Welt gar gut; daher schenkt sie gewissenhaften Männern Vertrauen und verleiht ihren Worten unbedingten Glauben. Wenige Menschen haben vor der Tugend an und für sich Abneigung; aber dennoch sündigen sie oft wider dieselbe. Dieß kömmt daher, weil sie mangelhafte Begriffe von ihren Pflichten haben. Sie übersehen so viele Gelegenheiten und Veranlassungen, Gutes zu üben; sie halten so viel für un-

schuldig und gleichgiltig, was es wegen der Umstände nicht ist. Ihr Gewissen ist zu langsam, zu träge oder zu ungeübt, das zu entdecken, was wider das Evangelium ist. Es gehört oft gar viel dazu, bis sie überzeugt werden können, daß gewisse Freiheiten, die sie sich erlauben, gegen Gottes Gebote verstoßen. Der Gewissenhafte aber kennt nicht blos die göttlichen Vorschriften, sondern er hat sich in der Anwendung derselben auch eine Fertigkeit erworben. Er wird überdieß selten aus Uebertreibung anstoßen, weil er alle Fälle und Umstände in Betrachtung zieht und nur mit reiflicher Ueberlegung handelt. Er wird sich keinen Fehler, mögen Andere auch noch so wenig daraus machen, übersehen, weil er ja ein zärtliches Gewissen hat, das auch Kleinigkeiten bemerkt und darüber beunruhiget wird.

Aber wie selten ist zarte Gewissenhaftigkeit in der Welt! Wo sind diejenigen, die mit aller Umsicht erwägen, ob eine Handlung erlaubt oder verboten ist, und die im Zustande des Zweifels Andere zu Rathe ziehen? Im Gegentheile, man sucht nach Gründen, um das, was an sich schon verboten ist, zu rechtfertigen. Wo sind die, welche immer nach der Richtschnur des Evangeliums handeln? Werden nicht die Meisten in ihrem Thun und Lassen von der Willkühr und der Neigung geleitet? Wo sind die, welche damit sich noch nicht begnügen, zu wissen, daß eine Handlung an und für sich erlaubt ist, sondern auch fragen, ob sie unter den gerade obwaltenden Verhältnissen und Umständen zu billigen ist? Wo sind die, welche, sind sie von einem Fehler übereilt worden, denselben aufrichtig bekennen? Geschieht nicht auch hierin das Gegentheil, sucht man nicht Alles zu bemänteln und zu verbergen, und wo es nicht mehr geschehen kann, zu entschuldigen und zu rechtfertigen?

Möge doch jeder sich bestreben, gewissenhaft zu werden, und daher auch alle Mittel gebrauchen, welche dahin führen. Wer gewissenhaft werden will, muß sich vor Allem eine gründliche Kenntniß von den Glaubens- und Sittenlehren, von seinen Standespflichten, vom Wahren und Falschen, vom Guten und Bösen verschaffen; denn ohne diese Kenntniß ist kein richtiges Urtheil möglich; das Gewissen hat in seinen Aussprüchen keine Festigkeit, sondern wird von einem jeden Winde der Meinungen gleich dem

Schilfrohre hin und her getrieben. — Um gewissenhaft zu werden, wird ferners erfordert:

Eine strenge Unparteilichkeit gegen sich selbst, und ein gewisses Mißtrauen zu seinem eigenen Herzen, das von Natur aus zum Bösen geneigt ist;

große Einfalt des Herzens, und kindliche Gesinnung;

Verhärtung gegen die Grundsätze der Welt, ihre Beispiele und Gewohnheiten, ebenso Gleichgiltigkeit gegen ihr Lob oder ihren Tadel, und ein fester, gesetzter Charakter;

der Gnadenstand und die Einwohnung des heiligen Geistes; denn seine Salbung lehrt Alles, führet in alle Wahrheit ein, erleuchtet alle Finsternisse und deckt alle Tiefen des menschlichen Herzens auf;

vollkommene Liebe zu Gott; denn sie besorgt immer, dieß oder jenes möchte Gott mißfallen, und hütet sich vor Allem, was ihr das Mißfallen Gottes zuziehen möchte;

eine heilige Furcht und Unzufriedenheit mit sich selbst, man möchte noch nicht Alles, und nicht so vollkommen gethan haben, als man es schuldig ist;

tägliche Angelobung und Erneuerung seiner Entschlüsse, in Allem vollkommen sein, und auch die geringsten Fehler meiden zu wollen;

häufiges Gebet, Umgang mit gewissenhaften Personen seines Geschlechtes, Lesung und Betrachtung der Tugenden und Beispiele der Heiligen.

Wer Alles, was hier angedeutet ist, befolgt, der wird bald in hohem Grade gewissenhaft sein.

10. Welch ein großer Schatz ein gutes Gewissen ist.

Ist das böse Gewissen eine unerträgliche Last, so gibt es hingegen auch nichts Süßeres und Angenehmeres als ein gutes Gewissen. Das gute Gewissen würzet unsere Ergötzungen, es erleichtert unsere Arbeiten, es tröstet uns in Kreuz und Widerwärtigkeiten, und macht, daß wir Alles geduldig ertragen. So höret ihr oft den armen Dienstboten, wie er bei seinen schweren Arbeiten die fröhlichsten Lieder singt; so sehet ihr den ermüdeten Taglöhner oder den mit Schweiß bedeckten Arbeiter mit heiterer Miene

sein karges Mittagsmahl verzehren; so sehet ihr manchen Bettler guten Muthes von einer Thür zur andern gehen, um sein tägliches Brod zu finden. Woher kömmt bei so großer Dürftigkeit solche Seelenruhe? Was gibt bei so schweren Arbeiten und so großen Anstrengungen solche Munterkeit und veranlaßt zu solch freudigen Gesängen? Dieß kömmt von dem guten Gewissen her. Wer ein reines Gewissen hat, sagt mit Recht der heilige Chrysostomus, der ist in der drückendsten Armuth viel glücklicher und zufriedener, als Andere, die dieses Gut entbehren, mitten in Reichthümern.

Dazu kömmt, daß die Freude, welche aus einem guten Gewissen entspringt, keiner Wandelbarkeit unterworfen ist. Salomon vergleicht daher ein ruhiges Gewissen mit einem immerwährenden Gastmahle. Sprüchw. 15, 15. Wer bewundert nicht die standhafte Geduld und das gleichmüthige Ausharren des Job in seinen Drangsalen und Widerwärtigkeiten? Wißt ihr aber auch, was ihn zu einem solch bewunderten Helden gemacht hat? Nichts Anderes, als sein gutes Gewissen. Er selbst sagt es: Ich werde in meiner angefangenen Gerechtigkeit fortfahren, weil mir mein Herz nichts Uebles vorwirft. Job. 27, 6. Sei es, daß der Satan alle Kräfte aufbietet, Jobs Standhaftigkeit zu brechen, — er richtet nichts aus. Es mögen Sabbäer kommen und seine Hirten erschlagen und seine Heerden fortführen; Job läßt sich nicht aus seinem Gleichmuthe bringen. Wenn der wüthende Sturm seine Gebäude einstürzt und seine Söhne und Töchter im Schutte begräbt; wenn er vom größten Ueberflusse in die äußerste Armuth verfällt; wenn er sogar mit dem Aussatze geschlagen und am ganzen Leibe voll Geschwüre von allen Bekannten und selbst von seinem Weibe mißkannt wird: Job wird nicht kleinmüthig. Er hat zwar alle seine Güter verloren; aber ein kostbarer Schatz, das gute Gewissen, ist ihm noch geblieben. Und dieses eine Gut erhält ihn zufrieden. Sehet, welch ein kostbarer Schatz die Ruhe des Gewissens ist, und wie man dieses Gut in allen Wechselfällen des Glückes bewahrt.

Auch am Todbette ist ein gutes Gewissen der süßeste Trost. Ein Solcher fürchtet den Tod nicht; er schaut freudig in die Ewigkeit hinein, und schließt mit Zuversicht seine Augen auf Erden; denn er weiß ja, daß jenseits seiner viel herrlichere Güter harren,

als die Erde ihm bieten kann. In dieser Hoffnung schlummert er sanft hienieden ein, um jenseits in der ewigen Freude zu erwachen.

11. Wie groß die Qual des bösen Gewissens ist.

Einstens speiste der König Assuerus bei seiner Gemahlin, der Königin Esther; auch der erste Minister Aman war zur Mahlzeit geladen. Nach der Tafel sprach Esther zum Könige: Schenke mir mein Volk, für das ich bitte; denn mir und meinem Volke stellt man nach dem Leben. Als der König voll Zorn fragte, wer es sei, der Solches sich zu thun getraue, bezeichnete Esther den Aman als denjenigen, der diese That im Schilde führe. Da Aman Solches hörte, ward er stumm vor Schrecken, und vermochte ob der wider ihn vorgebrachten Anklage den Blick des erzürnten Königs nicht mehr zu ertragen. Er sank wie versteinert auf sein Ruhebett hin, und hätte vielleicht gewünscht, sogleich zu sterben, so sehr hatte ihn die Anklage wegen seiner vorhabenden Schandthat zermalmt.

Eine ähnliche Qual hat der Sünder nach einer jeden vollbrachten Missethat auszustehen. Der Ankläger ist hier das Gewissen. Denn kaum hast du deinen viehischen Gelüsten Genüge gethan und die Sünde vollbracht, so stellt sich auch schon jener Plaggeist ein und ruft dir zu: Was hast du gethan? In welchen Abgrund bist du gesunken? Mit welcher Schmach hast du dich beladen? Wüßte ein Mensch um deine That, wie würdest du dich schämen! Nun hat dich das Auge Gottes gesehen, und deine Missethat in das Buch der Ewigkeit eingetragen. Kannst du noch ohne Erröthen zum Sternenhimmel aufschauen; kannst du ohne tiefe Beschämung auf das Kreuz hinblicken? Mit diesen oder ähnlichen Vorwürfen rächt sich das verletzte Gewissen.

Lassen dich also der geschehenen Sünde wegen Gott und die Menschen in Ruhe, weil die letztern sie nicht wissen, so hast du in dir selbst an deinem Gewissen einen heimlichen Peiniger; und gerade dieser Umstand vermehrt deine Qual, daß das Gewissen dich innerlich, und im Geheimen ängstiget. Wenn sonst Einer betrübt ist, so pflegt er sein Leiden theilnehmenden Freunden zu klagen und daraus Trost und Linderung zu schöpfen; und in der That wird ein Leiden durch fremde Theilnahme um Vieles erleich-

tert. Der bitterste Schmerz aber ist jener, den man geheim halten muß, und wobei man äußerlich oft einen lachenden Mund machen soll, während innerlich das Herz blutet. In dieser Lage ist ein Mensch, der ein böses Gewissen hat. Er wird gequält, und er darf sich seinen Schmerz von Niemanden merken lassen. Der Umstand, daß vielleicht Andere noch eine gute Meinung von einem Solchen haben, vermehrt seine Pein; denn das Gewissen bedient sich sogleich auch dessen wieder, um ihn zu martern. Sieh, spricht es, die Leute denken von dir noch Gutes, und du bist doch ein so großer Bösewicht! Meinst du, auch Gott werde sich täuschen lassen?

Das Schlimmste dabei ist, daß man dieses Anklägers nicht los werden kann; denn was willst du thun? Willst du davon laufen? Aber wo du immer hingehst, trägst du auch deinen Plaggeist, dein Gewissen, mit dir hin. Den Mund kannst du ihm ebenfalls nicht stopfen. Das Gewissen ist, so zu sagen, unverschämt; es läßt sich weder durch gute noch böse Worte beschwichtigen und zum Schweigen bringen, sondern fährt immer fort, sein Amt zu üben. Es gleicht einem spitzigen Dorn, den man sich in den Fuß getreten hat; dieser hört nicht auf zu schmerzen, bis man ihn völlig herausgezogen hat; da hilft keine Salbe. Umsonst flieht Einer, der mit einem bösen Gewissen behaftet ist, die Predigten; er findet auch zu Hause seinen Prediger in seinem Gewissen, das ihm eindringlicher, als es irgend Jemand thun kann, die ewigen Wahrheiten verkündiget, und ihn an Gericht und Hölle mahnt.

Surius erzählt im Leben des heiligen Medardus von einem Diebe, der diesem Heiligen heimlicher Weise einen Ochsen von der Weide entführt hatte. Da das Thier am Hals eine Schelle trug, wodurch der Dieb leicht hätte verrathen werden können, so verstopfte er vorsichtig die Schelle mit Gras und Heu, daß sie keinen Ton mehr von sich gab, und brachte so den Ochsen unentdeckt nach Hause. Kaum steht aber das Thier im Stalle, so fängt die Schelle von selbst zu läuten an, nicht anders, als wollte sie alle Nachbarn zusammenrufen, und den Diebstahl offenbaren. Ganz bestürzt eilt der Dieb in den Stall, um abermals die Schelle zu verstopfen; allein es half nichts, sie läutete immer stärker. Endlich reißt er die Schelle dem Ochsen vom Hals, nimmt den Klöppel heraus,

und verbirgt sie in einer Kiste zwischen allerlei Tuchwerk. Aber auch hier hörte die Schelle nicht auf, lauten Ton von sich zu geben, so daß der Dieb endlich bestürzt wurde, in sich ging, und seine Missethat bekannte. Wißt ihr die Bedeutung dieser Geschichte? Die Schelle ist das Gewissen, welches nicht ruht, und mit aller Gewalt sich oft nicht zum Schweigen bringen läßt, bis der Missethäter sein Verbrechen offenbart.

Der nämliche Surius erzählt eine andere Geschichte im Leben der heiligen Walburga. Ein Reisender erschlug seinen Mitgenossen, aus Begierde nach seinem Gelde. Als er den entseelten Leib auf seine Schultern nahm, um ihn an einem abgelegenen Ort desto besser auszuplündern, umzingelte der Todte mit seinen Füßen und Armen den Mörder so fest, daß er sich mit aller Mühe davon nicht losmachen konnte. Wo er nur immer hinging, trug er seine schwarze That auf dem Rücken umher, und Alles, was er anwandt, sich davon zu befreien, war umsonst. Endlich stürzte er voll Verzweiflung sich in den Rhein, um dort sich zu ersäufen; aber es war vergebens; denn der Rhein warf ihn bald wieder sammt seiner Last an das Ufer. Zuletzt nahm er, nachdem er noch lange unstät herumgeirrt war, seine Zuflucht zum Grabe der heiligen Walburga, beichtete dort seine Sünden, und wurde endlich von seiner traurigen Last befreit. — Auch diese Geschichte ist ein passendes Gleichniß von der Pein eines schlimmen Gewissens. Ueberall trägt ein Solcher seinen Peiniger mit sich herum, und so fest umklammert ihn dieser, daß er seiner nicht los wird, mag er was immer thun. Er stürzt sich oft in den Strom der Vergnügungen; aber vergebens. Nur Eines kann ihn von seiner drückenden Last befreien, und dieses ist die Buße.

Und das böse Gewissen begnügt sich damit nicht, Einem die begangene Sünde vorzuhalten, es weiset auch immer auf die Strafe hin, welche einem Solchen bevorsteht. Immer sieht ein Solcher die Hölle offen, und bei einem jeden Schritte meint er in dieselbe hinabzustürzen. So oft Blitze zucken, oder Donner rollen, ruft die Stimme des bösen Gewissens: Der Himmel grollt dir; Gott will sich rächen; diesen Donnerkeil sendet er, dich zu zerschmettern; diesen Blitzstrahl, dich zu zermalmen. Ereignet sich ein Unglücksfall, verliert Einer plötzlich das Leben, so ruft das Gewissen

Dieses Loos hätte dir gebührt; wer weiß, ob auf dich nicht etwas viel Schlimmeres wartet. Kömmt ein Solcher von ungefähr in eine Predigt, und ist eben die Rede vom Tod, von der Hölle, vom letzten Gerichte, so meint er in jedem Worte des Predigers sein Verdammungsurtheil zu hören. Wird nur von ungefähr ein heimliches Laster berührt, so ruft sogleich das Gewissen: Dieses geht dich an. Ja noch mehr, wer ein böses Gewissen hat, schreibt mit Recht der heilige Chrysostomus, der bildet sich ein, alle Geschöpfe, und sogar auch die leblosen, wie Steine, Mauern, selbst der Schatten an der Wand seien laute Stimmen, von denen er verdammt wird. Ein Beispiel hiefür ist der König Baltassar. Dieser saß in seinem Palaste an der Tafel, umgeben von den Fürsten des Reiches, schwelgend in Ueppigkeit und Ueberfluß. Da erbleicht auf einmal sein Angesicht, die Kniee schlottern ihm, das Blut scheint ihm in den Adern zu stocken; er fängt an zu schreien, daß es im ganzen Palaste wiederhallt. Woher diese Angst? Es ließen sich Finger sehen, gleichwie von eines Menschen Hand, welche dem Leuchter gegenüber oben auf die Wand des königlichen Saales schrieb, und der König sah die Finger der schreibenden Hand. Dan. 5. Wie, fragt hier der heilige Chrysostomus, konnte denn Baltassar an der Hand so erschrecken? Was kann denn eine Hand einem mächtigen Monarchen mitten unter dem Heere seiner Trabanten für einen Schaden zufügen? Hätte er einen großen, geharnischten Riesen; hätte er ein Höllenungeheuer gesehen, seine Angst hätte noch einen Grund gehabt; aber nur eine Hand erscheint, und zwar nicht eine Hand, die das Schwert wider ihn zucket, sondern die nur eine Feder hält, und einige Worte hinschreibt: ist dieses Ereigniß wohl werth, sich so große Furcht einjagen zu lassen? Ja wohl, bemerkt der heilige Chrysostomus; denn nicht eigentlich die Hand, sondern das böse Gewissen war es, das dem Baltassar einredete, diese Hand schreibe das Urtheil seines Todes an die Wand hin. Und so begegnet es dem Sünder immer; Alles erinnert ihn an seine Schuld und verkündigt ihm seine Strafe.

O wer kann die Qual eines bösen Gewissens schildern? Das ist jene Strafe, welche Gott androhet im fünften Buche des Moses, wo es heißt: Wenn du die Stimme des Herrn, deines Got-

tes, nicht hören willst, so wird dir der Herr geben eine Seele, die vor Traurigkeit vergeht. Tag und Nacht wirst du dich fürchten und deinem Leben nicht trauen. Des Morgens wirst du sagen: Wer gibt mir den Abend? Und des Abends wirst du seufzen: Wer gibt mir den Morgen? Dieß ist jene Qual, von welcher der Apostel an die Römer schreibt: Trübsal und Angst wird kommen über eine jegliche Seele des Menschen, der Böses thut. Von einem Menschen, der ein böses Gewissen hat, gelten die Worte des Königs David: Es ist nichts Gesundes an meinem Fleische vor dem Angesichte deines Zornes, kein Friede ist in meinen Gebeinen vor dem Angesichte meiner Sünden. Ich bin armselig und elend, den ganzen Tag über schritt ich traurig einher. Darniedergebeugt und gedemüthiget bin ich über die Massen, und gebrüllt habe ich bei dem Seufzen meines Herzens. Ps. 37. Ja, es ist wahr, unter allen Leiden ist keines größer, als das eines bösen Gewissens; ein solcher Mensch hat hier auf Erden schon ein wahres Höllenleben./

12. Bei aller Qual sind die Gewissensbisse dennoch eine große Gnade.

† Wenn der Mensch sündiget, so verspürt er in seinem Innern früher oder später die Vorwürfe seines Gewissens. Dieß ist zwar eine schmerzliche Empfindung; denn was kann es Qualvolleres geben, als diesen innern Rächer des Bösen; aber dennoch ist diese Strafe eine große Gnade, wofür der Mensch seinem Gotte nicht genug danken kann. Gott verhängt diese Strafe nur aus Liebe; er will damit nichts Anders, als unser Heil bewirken. Wenn ein Pferd nicht mehr vorwärts will, so setzt ihm der Reiter die Sporn ein, und treibt es dadurch mit Gewalt zum Laufen. Der Sünder ist ein wildes Roß; er will nicht bloß nicht mehr vorwärts; er ist sogar vom rechten Wege abgewichen. Durch die Qual des Gewissens greift nun Gott gleichsam in sein Fleisch ein, und zwingt ihn mit Gewalt zur Rückkehr zum Guten.

Der Stachel des Gewissens ist eine Art innerer Prediger, der dem Sünder seinen unordentlichen Lebenswandel vorrückt, und zwar mit einer Gewalt, daß oft der verstockteste Bösewicht nicht widerstehen kann. Dieser Prediger ist eigentlich der heilige Geist selbst;

darum ist er so mächtig und gewaltig. Es lassen sich hieher die Worte der Schrift beziehen: Gott hat den Geist seines Sohnes in euere Herzen gesendet, der da rufet. Gal. 4, 6. Alle äußern Prediger haben nicht Kraft genug, in ein Gewissen einzubringen, und es zu erschüttern; aber dieser innere Prediger sitzt gleichsam im Mittelpunkte des Herzens, so daß es gegen seine Vorwürfe keine Flucht gibt, und auch kein Verstopfen der Ohren nützt. Es ruft in uns, schreibt der heilige Augustin, der Geist unaufhörlich, und widerspricht unsern Leidenschaften, tadelt unsere Ergötzlichkeiten und verdammt unsere Sünden. Ach, sollten wir wohl so blind sein, und diesen Widerspruch des heiligen Geistes in unserm Herzen gegen die Sünde für eine verdrüßliche Strenge halten, und nicht vielmehr erkennen, daß er ein Geschenk der Erbarmung Gottes ist, und ein wirksames Mittel zur Förderung der Seligkeit?

Der Stachel des Gewissens ist die erste unter den Gnaden, die Gott einem Sünder erzeiget, um das Werk seiner Bekehrung zu beginnen; es ist dieses der erste Streich, den Gott führt, ein Herz zur Buße zu bewegen. So sehen wir es bei David; nachdem er tief gefallen, und ein Ehebrecher und Mörder zugleich geworden war, regte Gott durch die Strafrede des Nathan sein Gewissen auf, und dadurch wurde ihm der Weg zur Buße gebahnt. Dasselbe gab Gott auch dem Kain zu verstehen. Denn er sprach zu ihm: Wenn du Böses thust, wird sogleich die Sünde vor der Thür sein. Gen. 4, 7. Das Erste, was Gott thut, um den Sünder wieder zu retten, ist, daß er ihn die Sünde vor der Thüre sein läßt, d. h. er quält ihn mit Vorwürfen wegen des Geschehenen.

Der Stachel des Gewissens ist auch unter allen Gnaden diejenige, welche uns am wenigsten verläßt. Denn es gibt Gnaden, welche der heilige Augustin zärtliche Gnaden nennt, weil man sie gar leicht verliert. Aber der Stachel des Gewissens ist eine beständige Gnade, die uns fast nie verläßt, die uns an alle Orte nachfolgt, und von der wir uns selbst mit Willen nicht trennen können. Denn wir mögen wo immer hinziehen, so treffen wir uns allenthalben selbst an, und wo wir sind, da ist auch unsere Sünde, und diese ist überall vom bösen Gewissen begleitet. Gott spricht gleichsam zum Sünder: Du suchst mir vergeblich zu entrinnen; meine Barmherzigkeit ist entschlossen, dich nicht zu ver-

lassen, sondern dir allenthalben nachzufolgen. Ich habe eine Gnade, gegen welche alle Widersprüche von deiner Seite nichts ausrichten, und diese ist der Stachel des Gewissens. Sie wird dich im Geräusch der zahlreichsten Gesellschaft eben so wenig verlassen, als sie im abgelegendsten Winkel der Einsamkeit von dir weicht.

Diese Gnade ist zugleich in Ansehung des Umfanges die allgemeinste. Sie ist allen Menschen ohne Unterschied gemein; denn es erhalten sie nicht bloß die Frommen, wenn sie straucheln, sondern auch die Bösewichter. Auch der Brudermörder Kain, auch der Verräther Judas haben sie gehabt. Für alle ohne Ausnahme ist diese Gnade vorhanden, darum sagt der Apostel: Trübsal und Angst wird über eine jegliche Seele eines Menschen kommen, der Böses thut. Röm. 2, 8. Es scheint sogar, bemerkt der heilige Augustin, als ob der Stachel des Gewissens vorzüglich die den Sündern eigene Gnade wäre.

Unter allen übrigen Gnaden hat diese allein das Besondere an sich, daß sie keinem Betruge unterworfen ist. Bezüglich der andern Gnaden läuft man Gefahr, hintergangen zu werden; denn der Geist der Finsterniß nimmt oft die Gestalt eines Lichtsengels an. Aber beim Stachel des Gewissens ist kein Betrug möglich; denn der böse Feind wagt es nie, einen Sünder die Abscheulichkeit seiner Handlungen vor Augen zu stellen und ihn darüber mit Vorwürfen zu quälen. Wenn also Solches geschieht, so dürft ihr überzeugt sein, daß Gott mit euch rede, und daß diese Vorwürfe, die ihr in euerm Innern vernehmt, von ihm kommen.

Diese Gnade hat endlich auch die größte Macht über den Menschen. Denn welcher Sünder ist so verstockt, daß er den Tadel und die Vorwürfe seines Gewissens nicht fühlen sollte? Und wenn er sie fühlt, wie kann er sie ertragen, ohne sich alle Mühe zu geben, durch Ablassung von der Sünde aus diesem elenden Zustande herauszukommen? Die Gewissensbisse, bemerkt der heilige Gregor, sind eine unerträgliche Qual; und eben dieß ist es, was diese Gnade unüberwindlich macht. Denn obgleich der Stachel des Gewissens von dem Geiste der Liebe herrührt, so besitzt er dennoch die Macht und so zu sagen die Grausamkeit eines Henkers, so daß er die widerspenstigen Herzen nöthiget, daß sie sich Gott unterwerfen. Diese Gnade ist es, die zu allen Zeiten in der christlichen

Kirche die größten Bekehrungen bewirkt hat, und die täglich in der Welt so wunderbare Veränderungen hervorbringt. Wenn ihr daher bemerkt, daß ein Mensch von seinem lasterhaften Wandel absteht und zur Buße sich wendet, so sagt, das Gewissen hat Solches gethan. Ja, das Gewissen zerbricht die Felsen und zermalmt die Steine, um Kinder Abrahams daraus zu machen; das Gewissen öffnet die Gräber, d. h. es erschließt die Herzen, daß sie sich durch reumüthiges Bekenntniß des Giftes entledigen, welches sie durch die Sünde in sich aufgenommen haben. Danken wir daher Gott für die große Gnade, die er uns im Stachel des Gewissens gegeben hat. Hören wir aber auch willig auf diesen innern Prediger und befolgen wir seine Einsprechungen. /

13. Woher es kömmt, daß Manche trotz eines bösen Gewissens dennoch einen scheinbaren Frieden genießen.

/ Es fehlt nicht an Menschen, die ein lasterhaftes Leben führen, und daher ein böses Gewissen haben, aber dennoch in Ruhe dahin leben, ohne den Stachel ihres Gewissens zu fühlen. Diese auffallende Erscheinung kann einen dreifachen Grund haben, und

a) von einer eingebildeten Unschuld,
b) von einer unächten Buße,
c) von einer übermäßigen Bosheit herrühren.

Weil die Unschuld auch im größten Sturme der Verfolgung einer ungemein süßen Ruhe sich erfreut, geht die Arglist des Teufels dahin, auch seine Anhänger mit der Süßigkeit des innern Friedens zu täuschen. Zu diesem Zwecke zeigt er ihnen die Sünde in einer gar unschuldigen Gestalt. Dieses erreicht er gewöhnlich schon dadurch, wenn es ihm gelingt, eine starke Neigung und ein heftiges Verlangen nach irgend Etwas in der Seele zu erwecken. Denn mit Recht bemerkt der heilige Augustin: Gefällt etwas, so sehnt man sich darnach, und dieß genügt schon, daß es das Ansehen einer verbotenen Sache verliert, und man es nicht bloß für gleichgiltig, sondern auch schon für unschuldig erklärt. Nach dem Grundsatze: „Was wir immer wollen, das ist gut“ — bringen wir überall das Sündhafte hinweg; denn wir sinnen Scheingründe aus, unsere Handlungsweise zu rechtfertigen. Mein Betragen sagt

Einer, das den Leuten so anstößig scheint, ist nur ein fröhlicher Scherz, womit ich den ermüdeten Kopf ein wenig erquicke; im Grunde aber ist es ein strafbarer Muthwille. Meine Reden, sagt ein Anderer, sind nur lustige Schwänke, um die Gesellschaft aufzuheitern; und es sind doch abscheuliche Verleumdungen und ärgerliche Unflätherein. Was ist mehr zu tadeln, als jene Spielwuth, womit Zeit und Vermögen vergeudet wird? Aber man nennt es nur eine angenehme Unterhaltung in müssigen Stunden. Kann es wohl ein größeres Aergerniß geben, als jene ungebührliche Blöße, in welcher viele Personen des andern Geschlechtes einherschreiten? Aber man nennt es einen allgemeinen Weltgebrauch und glaubt es der Mode schuldig zu sein. O wie künstlich weiß die Welt die größten Laster oft in den Mantel der Tugend zu hüllen! Eben dadurch geschieht es, daß man sein Gewissen einschläfert und sich in eine falsche Ruhe einwiegt. Aber laßt nur die Leidenschaften, die euch jetzt blenden, erkalten, so wird euer falscher Friede auf einmal verschwunden sein. Sollte aber euer Gewissen zu euerm Unglücke selbst noch länger fortschlummern, so wird es doch in jener Stunde erwachen, in welcher alle Täuschung aufhört, es wird da, wo euer Auge im Tode sich zu schließen anfängt, erwachen, und euch jetzt um so lauter anklagen, je länger es geschwiegen hat, und um so fürchterlicher euch quälen, je länger es euch geschont hat.

Es gelingt dem Höllengeiste nicht jedes Mal, uns durch falsche Unschuld zu bethören; denn die Sünde hat so häßliche Züge, daß man sie, aller Verstellung ungeachtet, mit der Zeit erkennt. Aber der schlaue Feind verliert deßwegen den Muth nicht, sondern er bemüht sich, den lügenhaften Frieden, den er unter dem Scheine der Unschuld in unser Herz nicht bringen kann, wenigstens vermittelst einer falschen Buße hineinzuführen. Bei gar Vielen erreicht der Satan sein Vorhaben. Denn nicht wenige Christen, die mit einer Menge von Sünden beladen sind, nähern sich dem Beichtgerichte; und nicht anders, als wären sie nur gekommen, ihre Fehltritte zu entschuldigen, vermindern sie entweder die Abscheulichkeit derselben, oder vermengen die Gattungen, oder übergehen die Zahl, oder lassen wesentliche Umstände aus; bald berufen sie sich auf ihre Gebrechlichkeit, bald auf die Heftigkeit der

Leidenschaft, die sie überwunden hat; bald auf die Macht der Gelegenheit, die sie überfallen, — so daß man fast sagen kann, sie finden sich im Beichtstuhle nur ein, um ihre Ausschweifungen in Schutz zu nehmen, statt derselben sich anzuklagen. Ihr wißt auch, daß nicht jeder Schmerz zur Tilgung der Sünden genügt; es wird dazu eine übernatürliche Reue erfordert, wobei man die Sünden wegen Gott, und nicht um zeitlicher Nachtheile willen bereuet. Es wird überdieß ein so ernstlicher Vorsatz erfordert, daß man bereit sein soll, lieber Alles zu leiden und zu ertragen, als noch einmal in die vorigen Sünden zurückzufallen. Dieser Vorsatz legt es als Pflicht auf, eine jede, auch noch so angenehme Gesellschaft zu meiden, sobald sie nachtheilig für die Sitten werden könnte, und einem jeden, noch so süssen Vergnügen zu entsagen, sobald der Seele dadurch ein Schaden zugehen würde. Aber wie oft fehlt es den Büßern an diesen Bedingnissen einer wahren Buße. Ihr sehet sie von der Anklage ihrer Sünden zurückkommen ohne alle Zeichen einer Zerknirschung und Sinnesänderung. Sie bezähmen jetzt ihre Zunge so wenig als zuvor; man bemerkt an ihnen noch dieselbe Lauigkeit in der Andacht, dieselbe Abneigung gegen das Wort Gottes, dieselbe Nachlässigkeit in den Geschäften des Heiles. Dergleichen Sünder, deren Zahl Legion ist, leben dennoch scheinbar in allem Frieden des Herzens dahin, weil der Teufel sogar ihrer Beichten sich bedient, um sie zu verderben. Denn der arglistige Feind flößt ihnen immer ein: Seid getrost, die Sünden sind gebeichtet und vergeben, auch die Buße ist verrichtet; denkt also nicht mehr an das Geschehene und nehmt es mit den Aufträgen des Beichtvaters nicht zu genau; dieser muß ja immer strenger sein, als nöthig ist, weil er weiß, daß kaum die Hälfte von dem, was er sagt, geschieht. Auf diese Weise bringt der Satan ihr Gewissen zum Stillschweigen und schläfert sie in einen falschen Frieden ein, der nichts Anderes ist, als ein flüchtiger Traum, aus dem sie über kurz oder lang händeringend und verzweifelnd erwachen.

Endlich kann der Friede eines falschen Gewissens auch von dem Uebermaße der Bosheit, welche bereits auf das Höchste gekommen ist, herrühren. Denn durch langes Sündigen verliert man allen Abscheu vor der Sünde; man sündiget ungescheut fort, und lacht noch darüber; man sündiget, und scherzt dabei; man

sündiget, und schläft ungestört, geht mit den Leuten fröhlich um und lebt vergnügt. Ist die Last der Sünden auch noch so schwer, man fühlt sie nicht; ist ihr Unrath noch so eckelhaft, man merkt ihn nicht; möge man auch Schandthaten auf Schandthaten häufen, man hat darüber keine Schrecken. Dieß ist ein Zustand der völligen Verstocktheit, und die schwerste Strafe, womit der Himmel einen Menschen heimsuchen kann. Ein Solcher pflegt in der Regel erst dann zur Erkenntniß zu gelangen, wenn ihn bereits die ewige Finsterniß umhüllt; er pflegt gewöhnlich erst dann zu erwachen, wenn er bereits in der Hölle sitzt, und der Strafe der ewigen Verdammniß verfallen ist. Möge uns der Himmel von einem solchen Frieden bewahren, dem ein ewig nagender Wurm folgt! Möge vielmehr unser Gewissen laut reden, und mit allen Vorwürfen uns belästigen, sobald wir je einmal gegen dasselbe handeln; denn dieses ist ein Zeichen, daß sich Gott unser noch erbarmen will, weil er uns noch zur Buße einladet.

14. Von dem wahren und richtigen Gewissen.

Dem wahren und richtigen Gewissen muß der Mensch folgen. Daran läßt sich nicht zweifeln; denn das richtige Gewissen ist nichts Anders, als das erklärte, anwendbar gemachte Gesetz und der Wille Gottes, dem wir unsern Gehorsam nicht versagen dürfen. Welches Kind weigert sich denn, dem Boten zu folgen, den, um ihm den Weg zu weisen, ein guter Vater geschickt hat? Tobias folgte der Leitung des Engels Raphael; einen solchen Engel hat ein Jeder an seinem Gewissen, der ihm nicht bloß zur Seite steht, sondern mitten in seinem Innersten ist. Auch hier gelten die Worte der heiligen Schrift: Sieh, ich will vor dir meinen Engel hersenden. Habe Acht auf ihn, und folge seiner Stimme.

Zu den Worten der Schrift: Alles ist Sünde, was nicht aus dem Glauben ist, Röm. 14, 23., — bemerkt der geistreiche Bellarmin, man müsse hier unter Glauben die Ueberzeugung verstehen, vermöge welcher man dafür hält, daß etwas erlaubt oder verboten sei. Der Glaube ist also hier so viel, als das richtige Gewissen, und diesem gemäß muß man immer handeln. Man muß daher für ein richtiges Gewissen sorgen, und Alles aus dem Wege räumen, was das Gewissen irrig machen könnte. Das Ge-

wissen kann nur in der Anwendung irren; an und für sich billiget und empfiehlt es immer das Gute, und verwirft das Böse. Daher muß unsere Sorge dahin gehen, daß es in der Anwendung nicht irrt, d. h. nicht manchmal etwas für gut, und ein anders Mal nicht etwas für böse erklärt, was es in der That nicht ist. Das Gewissen wird nur nach und nach verkehrt. Zuerst verliert man die Zärtlichkeit des Gewissens; das moralische Gefühl wird betäubt, daß es nicht sogleich das Gute und Böse, das Wahre und Falsche einsieht. Man fängt an, das als gleichgiltig zu betrachten, an dem man zuvor eine Unrichtigkeit ahnete. Wenn man eine solche Handlung begeht, macht das Gewissen keine Vorwürfe mehr. Man sieht, daß auch Andere es thun, ohne sich darüber Vorwürfe zu machen, und daß die, welche nicht mitmachen, als Thoren verschrieen werden; der Schluß ist bald fertig, und geht dahin, daß man auch kein Sonderling sein dürfe. So kömmt man allmählig immer weiter. Darum bemerkt Jemand zu den Worten der Schrift: Bewahre dein Herz mit allem Fleiße, weil das Leben aus demselben kömmt — richtig: Das Gewissen muß besser als das Herz im Leibe bewahrt und erhalten werden. Das Herz ist die Quelle des Lebens; das Gewissen aber der Grund des sittlichen Wandels. Wie bei einem gähen Unfalle oder in einer Ohnmacht das Blut und die Lebensgeister zu dem Herzen eilen, um dieses zu erhalten; also sollen beim heftigen Anlauf der Leidenschaften, bei den Stürmen der Versuchungen oder andern Gefahren die Lebensgeister der Seele zusammengezogen und alle Sorgfalt angewendet werden, daß das Gewissen nicht überwältiget wird.

15. Man soll sich bestreben, ein gewisses und sicheres Gewissen sich zu verschaffen.

Ein sicheres Gewissen kennt nicht nur das Gesetz, sondern auch das Verhältniß der Handlung zu ihm mit Sicherheit. Ein solches Gewissen soll sich ein Jeder zu verschaffen suchen. Die Möglichkeit dazu kann nicht in Abrede gestellt werden; denn es wird hiebei nicht absolute Gewißheit verlangt, so daß es schlechterdings unmöglich wäre, zu irren, sondern nur eine moralische, die darin besteht, daß der Mensch, so oft er etwas thut oder unterläßt, keine

vernünftige Ursache habe, zu zweifeln, daß das, was er thut oder unterläßt, unerlaubt sein möchte. Darum sagt der heilige Thomas: „Wenn das Gewissen wegen entgegengesetzter Meinungen keinen Zweifel hat, und folglich gewiß ist, so setzt es sich keiner Gefahr aus und begeht auch keine Sünde.“ Worin aber diese Gewißheit besteht, setzt derselbe heilige Lehrer näher auseinander, wenn er sagt: Bei menschlichen Geschäften kann man keine demonstrirende und schlechterdings unfehlbare Beweise haben, sondern es genügt, wahrscheinliche Beweggründe zu haben. Eine moralische Gewißheit genügt also, um zu handeln. Und diese zu erlangen, muß möglich sein; denn Gott hat uns das Gewissen als eine Regel und Richtschnur gegeben, woraus wir erkennen, ob unsere Handlungen erlaubt oder unerlaubt sind. Wäre aber diese Regel nicht wenigstens sittlicher Weise unfehlbar, oder wüßte man nicht gewiß, daß das, was man thut, recht und erlaubt ist, so könnte sich ja Niemand auf diese Regel verlassen. Wir würden uns unter solchen Umständen bei einer jeden Handlung der Gefahr aussetzen, zu sündigen, weil wir immer fürchten müßten, diese Handlung sei unerlaubt.

Daraus folgt, daß man eine Gewißheit haben muß, recht zu handeln; es reicht aber eine moralische Gewißheit hin, d. h. man darf keine gegründete Ursache haben, zu sündigen, oder anzunehmen, daß etwas unerlaubt sei. Setzen wir ein Beispiel hieher: Wer im Zweifel, der sein Seelenheil betrifft, seinen Seelsorger oder Beichtvater frägt, den er für einen klugen und gewissenhaften Mann ansieht, darf ohne Gefahr zu irren, den Ausspruch desselben befolgen; denn das Ansehen seines Seelsorgers oder Beichtvaters gewährt, wenn man von ihm weiß, daß er ein gewissenhafter und verständiger Mann ist, eine moralische Gewißheit. Anders verhält sich freilich die Sache, wenn man im Voraus weiß, daß der Seelsorger lockeren Grundsätzen huldiget, oder wenn man gar absichtlich an einen pflichtvergessenen Mann sich wandte, um einen milden Bescheid zu erhalten. Hat überdieß Jemand bisher sich nach dem Rathe seines Seelsorgers verhalten, hört er aber in einer Predigt, oder liest er, oder vernimmt er anderswoher vernünftige Gründe, wodurch er einsieht oder auch nur vermuthet, dieser Rath sei nicht richtig, so hört seine moralische Gewißheit auf; er muß

nachforschen; mit gutem Gewissen kann er jetzt nicht mehr thun, was er bisher gethan hat, bis er sich Gewißheit verschafft, daß seine Sache erlaubt ist.

Wie wenig kehrt man sich an diese Grundsätze! Wie oft thust du blindlings etwas, ohne zu wissen, ob es recht ist! Wie oft thust du etwas, wobei dir dein Inneres sagt: Vielleicht ist es doch nicht recht! Oder vielleicht sagt gar dein Gewissen: Dieß ist sicherlich eine Sünde! Heißt dieses Gewißheit haben, daß deine Handlungen erlaubt seien? Wie leichtsinnig gehst du darein in deinem Thun und Lassen! Sobald du Andere, von denen doch bekannt ist, daß sie ein weites Gewissen haben, dieß oder jenes thun siehst, oder sobald du von ihnen hörst, es sei keine Sünde, so gibst du ihnen Beifall und folgst ihrer Handlungsweise. Kann dieß moralische Gewißheit sein, wenn man dem folgt, was Leute ohne Einsicht und Gottesfurcht, bloß nach ihrem Geschmacke und ihren Leidenschaften für erlaubt ausgeben? Oder willst du dich darauf berufen, daß du es aus Büchern gelesen oder aus dem Munde deines Seelsorgers oder Beichtvaters vernommen hast? Aber ich möchte dich fragen: Verstundest du auch wohl, was du gelesen oder gehört hast? Und welche Bücher hast du denn gelesen? Waren sie von kirchlich gesinnten Männern verfaßt? Und wer war denn dein Seelsorger oder Beichtvater, der deine Handlungsweise billigte? War er ein erleuchteter, frommer, apostolischer Mann, oder hast du nicht oft absichtlich das Gegentheil gesucht, um in deinem Gewissen nicht beunruhiget zu werden? Ist es nicht auch geschehen, daß du deine Thaten oft so hingestellt und beschöniget hast, daß dein Beichtvater das eigentlich Sündhafte an denselben nicht mehr erkannte? Wie willst du bei all dem eine moralische Gewißheit haben, daß das, was du gethan oder unterlassen, erlaubt war? Findet ja vielmehr das Gegentheil statt; du hast alle Gründe, anzunehmen, daß dein Thun und Lassen unerlaubt war.

16. Von dem ängstlichen Gewissen.

Wer ein ängstliches oder skrupulöses Gewissen hat, besorgt immer eine Sünde zu begehen. Einem solchen Menschen ist Alles zweifelhaft; thut er, was immer, so macht es ihm Angst. Diese Gemüthsbeschaffenheit hat in mancherlei Ursachen ihren Grund,

Oft führt der gedemüthigte Stolz dahin. Auch hier erfüllt es sich, daß die äußersten Gegensätze sich einander berühren. Mancher, der sich oft längere Zeit Alles erlaubte, und vor Nichts sich fürchtete, zweifelt plötzlich an der Erlaubtheit einer jeden Handlung und hält lächerliche Kleinigkeiten für große Sünden. Andere sind von Natur aus geistesschwach; es fehlt ihnen alle Klugheit; sie bringen es zu keinem festen Entschluß, sie werden immer von Zweifeln umhergeworfen und von Aengsten gequält. Auch leibliche Beschaffenheit, und namentlich die Erziehung kann Ursache dieser Gemüthsart sein. Die Schwermuth, schwarze Galle und Ueberdruß des Gemüthes erzeugen eitle Einbildungen, traurige Gedanken und Unmuth, wodurch der Mensch gequält wird. Kopfschmerzen oder Hirnkrankheiten schwächen das Denkvermögen und verwirren den Geist. Deßgleichen trüben finstere Grundsätze und übertriebene strenge Lebensweise die gesunde Urtheilskraft. Wenn man ferners die Kinder immer rauh und hart behandelt, wegen jeder Kleinigkeit unsinnig darein schlägt; wenn ein Kind nie etwas recht thun kann, — so muß es natürlich bei einem jeden Schritt furchtsam sein. Und diese Furcht und dieses Zittern, in welchem es gleichsam aufgewachsen ist, wird ihm für das ganze Leben bleiben. Auch der Satan ist nicht müssig; er benützt Alles, um die Menschen in sein Netz zu bringen. Da er weiß, daß im Trüben leicht zu fischen ist, und er schon halb gewonnenes Spiel hat, wenn der Geist des Menschen verwirrt ist, so läßt er es ja daran nicht fehlen, dahin zu arbeiten.

Ein skrupulantes Gewissen ist ein großes Uebel. Wer an dieser Krankheit leidet, soll alle Mittel anwenden, um davon befreit zu werden. Am meisten wirkt in solchen Fällen der Gehorsam. Wer einen erfahrnen Gewissensrath sich wählt, und genau thut, was er ihm vorschreibt, ist auf dem sichersten Wege, von seinen Skrupeln befreit zu werden. Darum sagt richtig Gerson: Diejenigen fehlen gar sehr, die sich weigern, in ihren Aengstlichkeiten den Rath ihrer Vorgesetzten oder anderer kluger Männer zu befolgen, und dabei ihr Urtheil der Klugheit Anderer vorziehen. Solche werden in ihrem Gewissen kaum jemals zur Ruhe gelangen.

Mit Skrupeln ist überhaupts Gott nicht gedient; im Gegentheile sie sind gar oft ein Hinderniß, Gott zu dienen. Darum

hüte sich ein Jeder davor, und wer damit behaftet ist, suche sie von sich wieder zu entfernen. cf. Auch den Artikel „Furcht“ B. VII. S. 370.

17. Vom zweifelhaften Gewissen.

Das zweifelhafte Gewissen ist zwischen zwei Dingen unschlüssig, und kann sich weder für das Eine noch für das Andere entscheiden. Man muß zunächst unterscheiden:

a) den negativen und

b) den positiven Zweifel.

Im erstern Falle ist von keiner Seite ein triftiger Grund zur Lösung des Zweifels vorhanden; im andern ist dringende Ursache von beiden Seiten zugleich, oder wenigstens von einer Seite, sich dafür zu entscheiden.

Der Zweifel ist ferners:

a) spekulativ, wenn man in der Theorie an der Wahrheit eines Dinges zweifelt, z. B. ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sei;

b) praktisch, wenn man in der Praxis an der Ehrbarkeit einer Handlung zweifelt, z. B. ob es erlaubt sei, in einem Kriege zu dienen, dessen Rechtmässigkeit zweifelhaft ist.

Allgemeine Grundsätze, an die man sich hier zu halten hat, sind:

1) Man soll die Handlung verschieben, wenn es möglich ist; denn widrigen Falles setzt man sich wenigstens der Gefahr aus, zu sündigen, und wird häufig auch in der That sündigen. Der Apostel ermahnt uns selbst dazu, wenn er sagt: Prüfet Alles, und behaltet, was gut ist. Der geistreiche Antonin aber schreibt: Der Zweifler hat gleichsam zwei Wege vor sich; einer führt zur Wahrheit, der andere zum Irrthum. Gilt es ihm gleich, ob er zur rechten oder linken Seite komme, so setzt er sich jeden Falls großer Gefahr aus, zu irren. Ein anderer Theologe bemerkt: Man darf dasjenige nicht vollziehen, woran man zweifelt, so lange der Zweifel andauert, sonst handelt man verwegen und unvernünftig. Verwegen handelt man, weil der Zweifler selbst seine Handlung nicht rechtfertigen kann; denn er sagt gleichsam: Ich lebe nach meinem Willen und Wohlgefallen, wenn es auch den göttlichen Geboten zuwiderlaufen

sollte. Unvernünftig ist seine Handlung, weil er ohne hinreichenden Grund das Eine dem Andern vorzieht. — Aus diesem folgt, daß man seine Handlung möglicher Weise verschieben soll, um bei Andern sich Raths zu erholen, und überhaupts Alles anzuwenden hat, um sich aus dem Zustande des Zweifels herauszuwinden.

2) Ist ein Aufschub nicht möglich, oder bringt man es überhaupts zu keiner Beseitigung des Zweifels; so soll man das Sichere, oder doch wenigstens das Wahrscheinliche wählen. Hier aber gibt es nun verschiedene Grundsätze, welche die Entscheidung erleichtern können. Derlei Grundsätze sind:

a) Ein besserer Titel ist der des Besitzers (melior est conditio possidentis). Daraus folgert man, daß, wenn ein Gebot nicht gewiß ist, es nicht verbinde; denn ein zweifelhaftes Gebot kann einem Menschen keine bestimmte Verpflichtung auflegen, da er im Besitze seiner Freiheit ist. Dasselbe gilt, wenn man zweifelt, ob ein Gesetz verkündiget worden sei; denn ein nicht verkündigtes Gesetz ist kein Gesetz, oder doch wenigstens kein verbindendes. Wenn hingegen ein Gesetz gewiß besteht und verkündiget worden ist, und man zweifelt nur, ob es widerrufen, abgeschafft, oder ob davon dispensirt worden sei, so ist man schuldig, es zu beobachten: denn in diesem Falle spricht der Besitz für das Gesetz. Aus demselben Grunde folgt, daß, wenn Jemand im guten Glauben etwas besitzt und zweifelt, ob er etwas schuldig sei, so ist er nicht verpflichtet, zu bezahlen; wenn er aber dagegen weiß, daß er etwas schuldig ist, aber zweifelt, ob er bezahlt habe, so ist er verpflichtet, zu bezahlen. Wenn wir also zweifeln, ob wir irgend ein Gebot zu beobachten schuldig seien oder nicht, so müssen wir sehen, wer im Besitze ist, ob das Gebot oder die Freiheit.

b) Man setzt nicht voraus, daß etwas geschehen sei, bis es bewiesen ist. (Factum non praesumitur, nisi probetur.) Nach diesem Grundsatze soll man in keinem Zweifel glauben, die Strafe verwirkt zu haben, wenn es nicht sicher ist, daß man das Vergehen begangen habe, auf welches die Strafe gesetzt ist.

c) Man setzt als geschehen voraus, was von Rechtswegen geschehen mußte. (Praesumitur factum, quod de jure faciendum erat.) Darnach setzt man in Zweifel, ob eine Hand-

lung geschehen sei, voraus, sie sei geschehen, wie sie geschehen mußte. Wenn man z. B. zweifelt, ob ein gerechtes Gesetz angenommen worden sei oder nicht, so nimmt man an, es sei angenommen worden.

d) Für die Giltigkeit einer Handlung muß man so lange stehen, bis ihre Ungiltigkeit erwiesen ist. (Standum est pro valore actus, donec constet de ejus nullitate.) Nach diesem Grundsatze muß man im Zweifel, ob eine Ehe, ein Contrakt, ein Gelübde, eine Beicht giltig sei, ihre Giltigkeit so lange voraussetzen, als die Nullität nicht erwiesen ist.

18. Das wahrscheinliche Gewissen oder der Probabilismus.

Wenn das Gesetz sammt dem Verhältnisse der Handlung zu demselben in dem Gewissen mit einer völligen Zuverlässigkeit, ohne dem mindesten Zweifel erscheint, so leuchtet von selbst ein, daß man seinem Ausspruche folgen müsse. Aber gar oft entstehen bei Einem Bedenken, einmal über das Vorhandensein des Gesetzes, ein anderes Mal über das Verhältniß der Handlung zum Gesetze. In solchen Fällen soll man, wenn sich die Handlung nicht verschieben läßt, oder wenn man trotz aller angewandten Mühe nicht zur Gewißheit kommen konnte, nach Wahrscheinlichkeit handeln. Das der Wahrscheinlichkeit folgende Gewissen ist also jenes, welches nach irgend einer wahrscheinlichen Meinung eine Handlung als erlaubt bezeichnet. Damit sind wir auf das Gebiet des Probabilismus gewiesen, der seiner Zeit die Geister so sehr in Aufregung brachte und sie zu verschiedenen Parteien gruppirte. Wir halten uns in der Darstellung dieser Lehre gewiß an einen sichern Geleitsmann, wenn wir den Ansichten des heiligen Liguori folgen.

Dieser Heilige sagt aber: Um mit Klarheit in einer solch verwickelten Frage weiter zu gehen, ist hier nöthig, zu unterscheiden:

a) eine wenig wahrscheinliche Meinung (tenuiter probabilis), die auf schwachem Grunde ruht, und nicht geeignet ist, die Zustimmung eines verständigen Mannes zu erlangen;

b) eine wahrscheinliche (probabilis), die einen wichtigen Grund der Wahrheit für sich hat, obgleich mit der Furcht des Gegentheiles verbunden;

c) eine wahrscheinlichere (probabilior), die einen noch stärkern Grund für sich hat, aber immer noch die Furcht vor dem Gegentheile einschließt;

d) eine wahrscheinlichste (probabilissima), die auf sehr sicherm Grunde beruht, so daß ihr Gegentheil entweder unwahrscheinlich oder nur wenig wahrscheinlich ist;

e) eine moralisch gewisse (moraliter certa), die jede vernünftige Furcht ausschließt, so daß das Gegentheil ganz und gar unwahrscheinlich ist.

Daß man der wenig wahrscheinlichen Meinung nicht folgen soll, ist von sich klar. Aber auch der wahrscheinlichen Meinung darf man nicht folgen:

1) in Sachen des Glaubens; hier muß man der sichersten Meinung folgen, und die sicherste Religion annehmen, welche ist die römisch Katholische. Wenn daher der Protestant sich etwa denkt: Es ist wahrscheinlich, daß ich auch in meiner Religion selig werde, weil sie in vielen wesentlichen Punkten mit der katholischen übereinstimmt, so darf er sich damit nicht begnügen, sondern muß das Sicherste wählen, und katholisch werden.

2) Wo es sich handelt um Pflege der Kranken. So ist es dem Arzte nicht erlaubt, eine Arznei zu geben, über deren Nutzen oder Schaden er zweifelt; er muß sich der sichersten Meinung anschließen und die zuverlässigsten Mittel gebrauchen. Nur dann darf er der Wahrscheinlichkeit folgen, wenn der Kranke bereits aufgegeben, und Hoffnung vorhanden ist, durch solche zweifelhafte Mittel ihm zu helfen.

3) Bei richterlichen Urtheilen. Der Richter muß nach der wahrscheinlicheren Meinung sein Urtheil sprechen; die entgegengesetzte Meinung hat Innocenz XI. verdammt.

4) Wo es sich um die Giltigkeit eines Sakraments handelt. Innocenz XI. hat es ausdrücklich verdammt, hier der wahrscheinlichen Meinung zu folgen; man muß sich vielmehr an die sichere halten. In zwei Fällen jedoch darf man sich nach dem Dafürhalten der Theologen der wahrscheinlichen Meinung bedienen, nämlich im äußersten Nothfalle, und wenn man voraussetzen kann, die Kirche ergänze den Mangel der Giltigkeit.

5) Man darf der wahrscheinlichen Meinung nicht folgen auf

die Gefahr fremden Schadens hin. Es ist z. B. Jemand auf der Jagd, und zweifelt, ob der ihm zu Gesicht gekommene Gegenstand ein Mensch oder ein Thier sei, so darf er nicht schießen, wenn er nicht gewiß ist, daß es ein Thier ist; denn erschießt er einen Menschen, so kann er mit seiner wahrscheinlichen Meinung die Ermordung nicht mehr ungeschehen machen.

Der wahrscheinlichern Meinung zu folgen, ist mit gehöriger Berücksichtigung der so eben angegebenen Fälle selbst verständlich erlaubt. Wer aber selbst der wahrscheinlichsten Meinung zu folgen für Unrecht erklärte, wäre offenbar im Irrthum; denn die Behauptung, daß man auch der wahrscheinlichsten Meinung unter mehrern wahrscheinlichen nicht folgen dürfe, hat Papst Alexander VIII. verdammt. —

Bei zwei in gleichem Grade wahrscheinlichen Meinungen, von denen eine für das Gesetz, die andere für die Freiheit spricht, ist es nach dem heiligen Liguori erlaubt, der letztern zu folgen; denn alsdann ist das Gesetz wirklich und strenge genommen zweifelhaft, und es ist feststehender Grundsatz, daß ein zweifelhaftes Gesetz keine sichere Verbindlichkeit auflegen kann. Denn ein Gebot muß, um zu verpflichten, klar und bestimmt sein. Der heilige Thomas sagt: Niemand wird durch ein Gebot verpflichtet, es sei denn mittelst der Erkenntniß desselben. Unter Erkenntniß versteht man aber ein Wissen, und zwar kein zweifelndes, sondern ein klares. Der Grund hievon besteht darin, weil ein Gebot nur verbindliche Kraft hat, wenn es dem Menschen verkündet und mitgetheilt worden ist. Wenn aber das Gesetz zweifelhaft ist, und die Meinung wahrscheinlich, daß es kein Gesetz sei, dann ist dem Menschen das Gesetz nicht verkündiget, sondern nur der Zweifel, oder die Meinung, daß ein Gesetz bestehe. Wie könnte aber die Meinung, es bestehe ein Gesetz, ein verbindliches Gesetz werden? Diesem scheint freilich der Grundsatz entgegenzustehen: „Im Zweifel muß man das Sichere wählen.“ Indeß sagen die meisten Theologen, daß diese Regel nur ein Rath, aber kein Gebot sei. Es wäre noch der Einwand möglich: Wenn die Meinung, welche für das Gesetz spricht, vor Gott wahr ist, so verstößt man doch, indem man der entgegengesetzten Meinung folgt, wider das Gesetz und handelt gegen den Willen Gottes. Dieses Bedenken entfernt der heilige Liguori,

indem er sagt: Man verstößt nicht gegen das Gesetz; denn ein zweifelhaftes Gesetz ist kein Gesetz, wenigstens kein verbindendes. Man verstößt also nur gegen eine Meinung, von der man sagt, daß sie ein Gesetz sei; aber nicht gegen das Gesetz. Man handelt auch nicht gegen den Willen Gottes, weil wir nach dem heiligen Thomas nur schuldig sind, uns dem Willen Gottes in formaler, nicht aber in materialer Hinsicht gleichförmig zu machen. Man versteht aber unter formellen Willen denjenigen, vermöge dessen Gott will, daß der Mensch dasjenige wolle, was Gott ihm befiehlt. Darum ist der Mensch nicht gehalten, alles das, was Gott will, so zu wollen, wie es bei Gott beschlossen ist, sondern nur was Gott will, daß der Mensch wolle, nachdem es ihm mittelst göttlicher Gebote offenbar worden ist. Der heilige Anselm sagt: Wir brauchen nicht immer zu wollen, was Gott will, sondern nur, was Gott will, daß wir wollen sollen. Da nun in solchen Fällen, wo die wahrscheinliche Meinung für die Freiheit ist, der Mensch nicht weiß, daß Gott von ihm etwas will, so kann er auch nicht gegen seinen Willen handeln, wenn er der wahrscheinlichen Meinung für die Freiheit folgt.

19. Geschichtliche Darstellung des Probabilismus.

Die ersten Anfänge des Probabilismus reichen bis in die letzten Zeiten der scholastischen Periode zurück, und namentlich auf der Synode zu Constanz wurde bereits von einer probablen Meinung gesprochen. Schon vorher hatte nämlich der Franziskaner Jean Petit, Professor der Theologie zu Paris, den Mord des Herzogs von Orleans, welchen der Herzog von Burgund, um statt seiner zur Regierung zu gelangen, am 23. November 1407 durch Meuchelmörder vollbrachte, in einer Versammlung zu Paris zu vertheidigen gesucht, und auf dem Concil zu Constanz behauptete Martin Porré, Bischof von Arras, daß die Meinung des Jean Petit mehre Autoritäten habe und daher wenigstens probabel sei. Allein das Concilium erklärte denjenigen für einen Ketzer, der den Tyrannenmord vertheidigen würde. Dieses wäre freilich ein trüber Anfang des Probabilismus; allein man muß unterscheiden: Das Concilium hatte es nicht mit dem Probabilismus, sondern nur mit einer fal-

schen Anwendung desselben auf den gegebenen Fall zu thun, und hat auch nicht den Probabilismus, sondern den Tyrannenmord verdammt.

Durch den spanischen Dominikaner Bartholomäus de Medina wurde der eigentliche Probabilismus erst wahrhaft zur Geltung gebracht, und wird dieser daher auch als der Urheber desselben genannt. Viele Theologen folgten dieser Lehre, und durch den berühmten Jesuiten Vasquez fand sie gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den Jesuitenorden Eingang.

Bald bildeten sich unter denjenigen selbst, welche dieser Lehre folgten, verschiedene Parteien. Während nämlich der eigentliche Probabilismus der Ansicht huldigte, daß man nicht verpflichtet sei, der probableren und sicherern Meinung zu folgen, sondern daß es erlaubt sei, auch nach der weniger probablen und weniger sichern Meinung zu handeln, wenn nur diese noch wahrhaft probabel ist, behauptete eine andere Partei, Aequiprobabilismus genannt, man dürfe die weniger sichere Meinung für die Freiheit nur in dem Falle zur Leiterin seines Handelns wählen, wo sie mit der entgegengesetzten für das Gesetz gleich probabel ist. Ein drittes System war das des Probabiliorismus, der verlangte, daß man sich in seinem sittlichen Handeln von der probablern Meinung leiten lassen müsse. Noch weiter ging der Tutiorismus, der unabweichlich an der sichern Meinung festhält, wenn gleich der entgegengesetzten ein höherer Grad von Probabilität zur Seite steht. Noch gab es Laxisten, die der Probabilismus offenbar auf Abwege führte, und Antiprobabilisten oder Rigoristen, die selbst der probabelsten Meinung keinen Einfluß auf das Handeln gestatteten, wenn sie nicht zugleich als die sicherste erscheint. Indeß hat der römische Stuhl den Satz verworfen: Non licet sequi opinionem inter probabiles probabilissimam.

Es ist schon bemerkt worden, daß der Probabilismus manche Theologen auf Abwege führte, vorzüglich im Jesuitenorden. Es erhoben sich aber immer auch gewichtige Stimmen, welche die probabilistischen Verirrungen bekämpften. Schon im Jahre 1598 hat der Theatiner-Orden in einer Generalversammlung vom Probabilismus sich losgesagt. Der Jesuitengeneral Mutius Viteleschi erhob ebenfalls seine Stimme und warnte die Seinigen vor den pro-

babilistischen Verirrungen. Dasselbe that im Jahre 1620 die Sorbonne, ein Beispiel, dem bald der größere Theil des gallikanischen Clerus folgte; die theologische Fakultät der Universität zu Löwen erklärte sich ebenfalls gegen die von einzelnen Anhängern des Probabilismus aufgestellten, sittengefährlichen Sätze; ebenso ein im Jahre 1653 zu Rom zusammengetretenes Generalkapitel der Dominikaner.

Die heftigsten Gegner fand der Probabilismus an den Jansenisten, die sich desselben bedienten, um sich an den Jesuiten zu rächen, welche die dogmatischen Irrthümer der erstern am heftigsten bekämpften. Unter den Jansenisten war es vorzüglich Paskal, der durch seine Provinzialbriefe die Verirrungen einzelner Glieder des Jesuitenordens in dieser Sache, und zwar mit Uebertreibung und Entstellung, unter dem Namen Probabilismus dem ganzen Jesuitenorden aufbürdete, und als Moral der Jesuiten verschrie. Da der Streit von beiden Seiten mit Heftigkeit geführt wurde, konnte auch der römische Stuhl die Sache nicht mehr gleichgiltig ansehen; er verdammte zunächst die Provinzialbriefe im Jahre 1657, und zwei Jahre darauf auch die vom Jesuiten Pirot unter dem Namen „Apologie" herausgegebene Bestreitung derselben. Papst Alexander VII. erklärte sich in einem Dekret vom 24. September 1665 gegen die laxistischen Auswüchse des Probabilismus. Weiter ging Innocenz XI. In seiner Bulle vom Jahre 1679 beklagt er es, daß sich in die Gewissensangelegenheiten ein Meinungswesen eingeschlichen habe, welches der evangelischen Einfalt und der Lehre der heiligen Väter durchaus fremd sei, und welches, wenn es die Gläubigen zur Richtschnur ihres Lebens machen würden, ein großes Sittenverderbniß herbeiführen müßte. In dieser Bulle wurden namentlich folgende Sätze verdammt: a) es sei nicht unerlaubt, in Ausspendung der Sakramente der probabeln Meinung bezüglich der Giltigkeit des Sakramentes mit Aufgebung der sichern zu folgen, wenn es nicht ein Gesetz, das Uebereinkommen oder die Gefahr vor großen Schaden verbietet. Daher dürfe man der probablen Meinung nur nicht folgen bei Spendung der Taufe und der Ertheilung des priesterlichen und bischöflichen Ordens.

b) Es sei wahrscheinlich, daß der Richter auch nach der minder probablen Meinung sein Urtheil sprechen dürfe.

c) Man handle im Allgemeinen immer mit Klugheit, wenn man auf eine innere oder äußere Probabilität gestützt, etwas thue, möge diese auch gering sein, genug, daß sie die Grenzen der Probabilität nur nicht überschreite.

d) Ein Ungläubiger sei entschuldiget, wenn er der minder wahrscheinlichen Meinung folgt und nicht glaubt.

Auch Alexander VIII. erließ in dieser Sache im Jahre 1690 ein Dekret, und verdammte den Satz der Rigoristen, daß man selbst der probabelsten Meinung nicht folgen dürfe.

Man sieht aus all diesem, daß der Probabilismus nicht an und für sich verdammt ist, sondern nur gewisse, falsche Richtungen desselben der Censur verfallen sind. Indeß schieden sich in Folge der von dem päpstlichen Stuhle gegebenen Erklärungen die Parteien strenger auseinander. Seine heftigsten Gegner fand nunmehr der Probabilismus an mehrern Theologen aus dem Dominikanerorden. Die Jesuiten erklärten zwar auf ihrer fünften Generalversammlung, daß es Keinem in ihrer Gesellschaft verwehrt sei, der entgegengesetzten Ansicht beizutreten, wenn sie ihm besser scheine; doch saß der Probabilismus noch mit tiefen Wurzeln im Orden fest. Indeß sank die Wagschale des gewöhnlichen Probabilismus gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts immer mehr, während die Partei der Probabilioristen an Ausbreitung gewann. Auch vermittelnde Bestrebungen tauchten auf, unter denen die sogenannte mittlere Meinung (sententia media) des heiligen Alphons von Liguori vor Allem sich geltend machte. Dieser berühmte Moralist huldigt eigentlich dem probabilioristischen Prinzip, indem er lehrt, daß man von zwei Meinungen, wobei die eine der Freiheit, die andere dem Gesetze günstiger ist, der letztern folgen müsse, wenn diese zugleich die probablere ist; er lehrte aber auch zugleich, daß man, wenn für Gesetz und Freiheit gleich starke Gründe sprechen, zu Gunsten der Freiheit sich entscheiden dürfe, und ist in dieser letztern Beziehung Aequiprobabilist. Cf. Kirchenlexikon von Welte und Fuchsii institutiones theologiae christianae moralis.

20. Von dem lockern oder weiten, auch verkehrten Gewissen.

Wer sollte es glauben, der Mensch, der durch die Sünde das göttliche Ebenbild seiner Seele verunstaltet hat, wagt sich auch an seinen von Gott ihm ins Herz gestellten Richter und Führer; er gibt sich Mühe, ihn zu bestechen, er sucht ihn einzuschläfern und abzustumpfen. So erweitert er gleichsam sein Gewissen, und macht, daß Alles im mildern Lichte sich darstellt und leichter durchkommt. Er täuscht sein Gewissen durch gewisse Grundsätze der Welt, und sucht dadurch die strengen Aussprüche desselben gleichsam zu entkräften. Auf diesem Wege, der zum Untergang führt, wandeln Einige

1) aus Eigennutz. Sie finden dabei ihren Vortheil, sie erhaschen Ehren und Beifall, Versorgung und einträgliche Stellen; sie werden gerühmt und gelobt. Nun handelt und redet man, wie es gerne gesehen und gehört wird, und entschuldiget sich dabei, indem man sagt: Es ist der allgemeine Gebrauch so; diesen Weg gehen mehre; wer kann sich dem allgemeinen Strom widersetzen? Andere, die doch auch selig werden wollen, machen es gerade so. Es ist so weit nicht gefehlt; man kann es so genau nicht nehmen, wenn man in der Welt leben muß. — Andere veranlaßt dazu

2) die Eigenliebe. Wer möchte es leugnen, daß durch die Eigenliebe das Gewissen erweitert und gelockert wird. Wer zu sehr von seinem eigenen Ich eingenommen ist, der findet nirgends etwas Schuldiges an sich; er ist überall rein; nur Kleinigkeiten sind es, in die er manchmal fällt. Ein Solcher erleichtert sich auch den Weg des Evangeliums. Mit manchen Geboten hat es nach seinem Urtheile nicht viel auf sich: sie sind mehr ein Rath für Solche, welche nach besonderer Vollkommenheit trachten. Unter dem Deckmantel dieses Grundsatzes geht man über Alles leicht hinweg, und macht sich aus den wichtigsten Dingen kein Gewissen. — Endlich noch Andere thun es

3) aus Menschenfurcht. Sie fürchten sich, verlacht und verspottet, oder als seichte Köpfe, als Finsterlinge verschrien zu werden; sie besorgen, es zu keinem Amte, zu keiner Anstellung zu bringen, oder vom Umgange mit gewissen Menschen ausgeschlossen zu werden. Um diesen vermeintlichen Uebeln zu entgehen, sucht

man sein Gewissen zu betäuben und sich einer verkehrten Welt zu akkommodiren. Man macht ihre ärgerlichen Moden mit, nimmt Theil an ihren sündhaften Lustbarkeiten, lacht zu ihrem Muthwillen und ihren Ausgelassenheiten. Hingegen schämt man sich der Uebungen seiner Religion, und sucht Alles zu beseitigen, was daran erinnern könnte.

21. Von dem irrenden oder falschen Gewissen.

Es ist die Frage entstanden, ob es überhaupts ein irrendes Gewissen geben könne. In den ältern Zeiten hat man daran nicht gezweifelt; in den neuern aber hat man diese Behauptung manchmal als einen Unsinn bezeichnet. Allein die Sache verhält sich also: Wenn sich die Vernunft im Menschen als Gewissen äußern, d. h. wenn sie über den moralischen Werth oder Unwerth einer von ihr selbst zu setzenden oder schon vollbrachten Handlung aussprechen soll, so muß sie zuerst das auf den vorliegenden Fall anwendbare Sittengesetz erkennen, und die zu setzende oder vollbrachte Handlung damit vergleichen, um ihre Harmonie oder Disharmonie mit demselben zu erkennen; nun kann man allerdings sowohl bezüglich des Sittengesetzes, als in Hinsicht der Unterordnung des gegebenen Falles unter diese Regel irren, und insoferne gibt es auch ein irrendes Gewissen. Das irrende Gewissen besteht also darin, daß es Falsches befiehlt, weil es entweder das Vorhandensein eines bestehenden Sittengesetzes nicht kennt, oder in der Subsumirung des gegebenen Falles unter dasselbe falsch urtheilt.

Man kann aber auf doppelte Weise in einen Irrthum gerathen: entweder ist man daran schuldig oder unschuldig; im erstern Falle ist der Irrthum überwindlich, im letztern unüberwindlich. Man hat in Abrede gestellt, daß es ein unüberwindlich irrendes Gewissen gebe, indem man sagte, der Irrthum entspringe jedes Mal aus der frei reflektirenden Urtheilskraft, sei also immer zufällig und daher überwindlich. Aber dieses gilt nur im Allgemeinen, und ist nicht für jeden einzelnen Menschen anwendbar. Es gibt allerdings Fälle, wo der Einzelne in seinem Urtheile sich irrt, ohne daß es ihm auf dem Standpunkte seiner Beschränkung möglich ist, richtig zu urtheilen. Die irrige Vorstellung ist nun freilich für den auf solche Art Irrenden subjektive Wahrheit, weil

er in seiner Lage nicht anders denken konnte; aber deßwegen wird sein Irrthum nicht objektive Wahrheit. Dabei bleibt aber immer wahr, daß der Irrthum nicht an sich, sondern nur für diesen Menschen und in dieser Lage unüberwindlich ist.

Es gibt also ein unüberwindlich irrendes Gewissen. Je nachdem nun das Gewissen überwindlich oder unüberwindlich irrt, ist auch eine Handlung strafbar oder unstrafbar. Wer in seinem Gewissen unüberwindlich irrt, der wird bei seiner vorhabenden Handlung nicht den mindesten Zweifel haben, daß er unrecht thut, er wird vielmehr für sich die Ueberzeugung haben, daß er ein Gott wohlgefälliges Werk ausübt. Ein Solcher ist schuldig nach seinem Gewissen zu handeln, obschon es irrt, und er würde sündigen, wenn er ihm nicht folgte. Denn eben deßwegen, weil der Irrthum eines solchen Gewissens nicht kann überwunden werden, so verhält es sich in Rücksicht auf den Handelnden, als wenn er ein richtiges und wahres Gewissen hätte, dem man zu folgen verpflichtet ist. Anders verhält sich die Sache, wenn das Gewissen überwindlich irrt. In diesem Falle wird sich in der Seele dessen, der etwas thun will, ein Zweifel oder ein Verdacht regen gegen die Erlaubtheit der vorhabenden Handlung; ferners wird er sich angetrieben fühlen, den Zweifel durch Erforschung abzulegen. Wer nun mit einem überwindlich irrenden Gewissen handelt, sündiget auf jeden Fall, wenn er eine Handlung vornimmt; denn er thut entweder anders, als sein Gewissen ihm befiehlt, und sündiget dadurch, daß er gegen sein Gewissen handelt, oder er handelt seinem Gewissen gemäß, und dann sündiget er gegen ein bestehendes Gesetz. Daraus leuchtet es von selbst ein, daß man mit einem überwindlich irrenden Gewissen nicht handeln darf, sondern man hat die Pflicht, den Irrthum durch Erforschung der Wahrheit abzulegen; denn wer den Irrthum nicht ablegen will, verharrt freiwillig darin, und sündiget eben dadurch. Wem es aber Ernst ist, aus seinem irrigen Gewissen sich herauszuwinden, der wird Alles, was er thun will, zuvor reiflich überlegen, und schon dadurch wird er oft vom Irrthume befreit; denn man irrt sehr oft aus Uebereilung und Unbesonnenheit. Ist aber der Verstand zu schwach, als daß er bei aller Ueberlegung die Wahrheit einzusehen vermag, so muß man gewissenhafte und kluge Männer zu Rathe ziehen, man muß gute

Bücher lesen, auf die Beispiele, Grundsätze und Handlungen der Heiligen und Tugendhaften überhaupts sehen; sich aber sorgfältig vor dem Umgange mit Bösen hüten. Freilich ist die Handlung oft so dringend, daß es nicht möglich ist, zuvor noch fremden Rath einzuholen. Wird nun einem sein Irrthum, der freiwillig, weil überwindlich gewesen ist, nicht mehr zur Sünde angerechnet werden? Gewiß; denn ein überwindlicher Irrthum macht immer mehr oder weniger strafbar. Indeß bemerkt ein Moralist, daß hier einer Handlung das Sündhafte genommen werde durch die Bereuung der gegebenen Ursache; denn nun ist die Handlung nicht mehr freiwillig irrig, sondern der Irrthum wird unüberwindlich, weil der Wille da wäre, ihn abzulegen, es aber in der That zu thun, eine Unmöglichkeit ist. Wir aber sagen, daß hier überhaupts der Fall gegeben ist, der wahrscheinlichen Meinung zu folgen.\

22.\ Welch ein Unglück es um ein falsches, eingeschläfertes Gewissen ist.

Das Auge, sagt Jesus Christus einmal, ist das Licht deines Leibes. Ist dein Auge rein, so wird dein ganzer Leib licht sein; wenn es aber schalkhaft ist, so wird auch dein Leib finster sein. Sieh also zu, daß nicht das Licht, welches in dir ist, Finsterniß sei. Luk. 11, 35. Das Auge, von welchem hier Jesus Christus redet, ist nichts Anders, als das Gewissen, welches einen jeden Menschen erleuchtet und die Richtschnur seiner Handlungen ist. Ist das Gewissen rein und vom heiligen Geiste geleitet und erleuchtet, so sind all unsere Handlungen Werke des Lichtes. Alles, was wir thun, ist heilig und Gott wohlgefällig. Wird hingegen das Gewissen, welches die Leuchte unserer Seele ist, in Finsterniß verwandelt, so werden all unsere Handlungen Werke der Finsterniß. Ist es bei einem Menschen dahin gekommen, so ist sein Leben eine fortgesetzte Kette von Sünden und Lastern. Es gibt fast keine Sünde, die ein Solcher nicht begeht. Denn welche Pflichten verletzt er nicht, welche Gesetze übertritt er nicht? Welche listige Streiche spielt er nicht? Welche Betrügereien erlaubt er sich nicht? Welchen Wucher begünstiget er nicht? Welche Prozesse, und sind sie auch noch so ungerecht, rechtfertiget er nicht? Welchen Stolz und welche Grausamkeit billigt er nicht? Welche Feindschaften unterhält er nicht?

Welche Rache unterstützt er nicht? Wozu hat nicht die Juden ihr falsches Gewissen verleitet? Sie kreuzigten Jesum, die reinste Unschuld, und glaubten dabei sogar ein Gott wohlgefälliges Werk auszuüben. Und merket, sie scheuten sich zu Pilatus hinzugehen, weil sie besorgten, sich dadurch zu verunreinen, und sich unwürdig zu machen zum Genießen des Osterlammes; aber sie machten sich kein Gewissen daraus, sich mit dem Blute des Gerechten zu beflecken. In einen ähnlichen Widerspruch verwickeln sich noch heut zu Tage gar Viele; sie seigen Mücken, aber sie verschlucken Kameele. So überläßt man sich den grausamsten Rachegefühlen, man bemächtiget sich der Güter seines Nächsten, man drückt Wittwen und Waisen, man beraubt die Armen und verfolgt die Schwachen; während man mit pharisäischer Gewissenhaftigkeit gewisse, äußere Gebräuche beobachtet.

Der heilige Bernard nennt ein solch falsches, eingeschläfertes Gewissen einen unerschöpflichen Abgrund von Sünden; ein tiefes, schreckliches Meer, in welchem es wimmelt von kriechenden, häßlichen Thieren. Warum von kriechenden Thieren? Weil, gleichwie, sagt derselbe Kirchenlehrer, ein kriechendes Thier unbemerkt sich einschleicht, also auch die Sünde in ein solches Gewissen ganz unbemerkt eindringt. Hier, fährt der heilige Bernard fort, wird der Neid, die Mißgunst und der Haß ausgebrütet; hier entstehen Verleumdungen, Treulosigkeiten, Gehässigkeiten und Feindschaften; hier wachsen auf lasterhafte Neigungen und fleischliche Begierden und Lüste; hier verbirgt sich der Stolz unter der Maske der Demuth, die Heuchelei unter dem Mantel der Frömmigkeit; hier befinden sich alle Laster beisammen: und dieß sind die häßlichen, kriechenden Thiere, die da eingedrungen sind. Bei einem solchen Gewissen begeht man das Böse ungescheut und bleibt dabei ganz ruhig. Denn man findet gegen dasselbe keinen Widerstand, und fühlt sich auch nach der That nicht im Mindesten beunruhiget. Gerade dieser Friede aber ist das Gefährlichste. Ein Gewissen, das in Folge der begangenen Sünde beunruhiget wird läßt noch einige Hoffnung auf das Heil übrig; denn man wird, sich seiner Sünde noch bewußt und mit Vorwürfen über sie belästiget. Wer aber diese Vorwürfe nicht mehr fühlt, ja wessen Gewissen mit der schändlichen That einstimmt, sie billiget und vielleicht sogar lobt, der ist fast

rettungslos verloren; in ihm ist das Licht selbst zur Finsterniß geworden, wie könnte er noch den rechten Weg finden? Darum gibt es für den Menschen keine größere Strafe, als wenn Gott auf solche Weise ihn heimsucht, und ihn der Art blendet, daß er das Böse für gut hält, oder jenes im vollen Frieden seiner Seele vollbringt.

23. Ein schuldlos irrendes Gewissen oder eine unüberwindliche Unwissenheit dürfte in unsern Tagen und in unsern Ländern eine Seltenheit sein.

Es läßt sich nicht läugnen, daß es an und für sich ein schuldlos irrendes Gewissen geben kann; aber unter uns und vorzüglich in unsern Tagen wird dieser Zustand in den meisten Fällen mehr oder weniger verschuldet sein. Ja, unsere Zeiten sind zu aufgeklärt, in unsern Tagen wird zu viel geprediget, als daß Jemand sich auf seinen Irrthum zur Entschuldigung für seine verkehrte Handlung berufen könnte; im Gegentheile, es läßt sich behaupten, daß fast ein Jeder, der dem Lichte der Gnade, welches Gott so überflüssig über Alle ausgießt, getreulich folgt, und der die Mittel gebraucht, welche ihm der Himmel so gnädig zur Erlangung seines Heiles an die Hand gibt, sicherlich auch zur Erkenntniß seiner Pflichten kommen wird. Sagt nur selbst, wenn ihr in wichtigen Sachen Mißtrauen in euch selbst setzen; wenn ihr, ehe ihr einen Entschluß fasset, einen aufrichtigen Freund zu Rathe ziehen; wenn ihr denen, von welchen ihr die Wahrheit lernen könntet, einen freien Zutritt zu euch gestatten, dagegen die Schmeichler von euch entfernen; wenn ihr den Dienern des Herrn ein williges Ohr leihen und insbesonders die Vorschriften befolgen würdet, die sie euch so vielfältig im Beichtgerichte in das Bewußtsein rufen: würde wohl in euch ein irrendes und falsches Gewissen entstanden sein? Euer Irrthum hat also nur in euerer Trägheit oder in euerm Widerwillen gegen die Wahrheit seinen Grund. Wie wollet ihr aber mit einem solchen Irrthume euere Werke entschuldigen? Wenn die Heiden, welche in der Finsterniß des Unglaubens geboren werden, oder solche Menschen, die ohne Erziehung aufwachsen und keinen Unterricht genießen, sich mit Unwissenheit entschuldigen, so mag man es gelten lassen; aber wie wollet ihr, Christen, euch darauf

berufen, denen es so leicht gemacht ist, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, und denen das Licht fast auf allen Wegen entgegen getragen wird? Eine solche Entschuldigung dient zu Nichts, als daß sie euch noch strafbarer macht; denn es ist dieß nur ein eitler Vorwand, gleichsam nur ein Deckmantel, in welchen ihr euere Bosheit hüllen wollet. Darum sage Keiner zu seiner Rechtfertigung mehr: Ich weiß, oder ich verstehe es nicht besser; sondern gebe sich vielmehr ein Jeder Mühe, daß er seine Pflichten besser kennen lerne. Es hängt ganz von ihm ab; er darf nur wollen, und er wird von seinem Irrhume befreit werden.

24. Es fehlt nicht an Solchen, die absichtlich in der Unwissenheit verharren, und daher selbst Schuld an ihrem irrenden Gewissen sind.

Es fehlt nicht an Solchen, auf welche man die Worte des heiligen Hieronymus anwenden kann: Sie freuen sich, wenn sie sich selbst hintergehen, und rechnen sich ihre Verblendung für eine Wohlthat an. Man muß allerdings staunen, daß es Menschen geben kann, die so weit in der Bosheit gehen, daß sie deßwegen das Licht der Erkenntniß fliehen, um keinen Unterschied zwischen gut und böse kennen zu lernen, und ungescheut das Letztere thun zu können. Und doch ist ihre Zahl Legion. Man darf sich dabei nicht auf die Irrgläubigen berufen, von denen Viele absichtlich mit geschlossenen Augen bei der Wahrheit vorübergehen; auch unter den Kindern der Kirche gibt es solche Nachteulen in zahlloser Menge, die das Licht nicht ertragen können, sondern die Nacht der Unwissenheit suchen. Dieß sind jene Namenkatholiken, die in ihren Sünden muthwillig verharren; welche die Verkündigung des göttlichen Wortes fliehen, um von dem Blitze, der da oft durch Gottes Erbarmung in ein verstocktes Herz hineinfährt, nicht getroffen zu werden, und die gleichgiltig an unsern Beichtstühlen vorübergehen, oder wenn sie je einmal in dieselben hineintreten, es nur zum Scheine thun, daher auch ihre Krankheiten nie entdecken und sich schon einen Beichtvater wählen, von dem sie wissen, daß er alles ohne Rüge durchläßt. Warum geschieht Solches? Die Antwort hierauf hat schon der Heiland gegeben: Weil ihre Werke böse sind. Sie wollen ungestört in ihren Sünden fortleben; darum

fürchten sie es, an ihre Pflichten erinnert und zur Erfüllung derselben ermahnt zu werden.

Dieß sind jene Kinder der katholischen Kirche, denen zwar manchmal das Gewissen Vorwürfe macht, ob denn dieß oder jenes auch erlaubt sei; die aber unbekümmert um solche Zweifel in der Sünde fortfahren und die Einsprechungen Gottes sich ausschlagen, aus Besorgniß, das Gewissen möchte ihnen verbieten, was sie gerne thun, und die so lange ihr Gewissen zu beschwichtigen suchen, bis dasselbe endlich ganz verstummt.

Dieß sind jene katholische Christen, die gutem Rathe kein Gehör schenken, sondern solche zu ihren Rathgebern und Freunden sich wählen, die ihren Sünden schmeicheln; die daher auch jedem Unterrichte und jeder Belehrung ausweichen; und die sich die Ohren verstopfen, damit sie nicht beunruhiget werden. Deßwegen erregt bei ihnen die Wahrheit auch nur Widerwillen, ja selbst Zorn. Gerathen sie zufällig in eine Predigt, wo ihnen ihre heimlichen Laster vorgeworfen werden, so machen sie es wie der Landpfleger Felix mit dem Apostel Paulus. Felix war ein großer Sünder, er hatte sich ehebrecherischer Weise eine gewisse Drusilla als Gemahlin beigelegt; er war ein ungerechter Richter, indem er die Unschuldigen verurtheilte und die Schuldigen freisprach; er übte heimliche Rache und vergoß durch die Hände von Meuchelmördern unschuldiges Blut. Der heilige Paulus hielt in seiner Gegenwart eine eindringliche Predigt über das Gericht. Felix zitterte im Bewußtsein seiner Verbrechen vor Furcht am ganzen Leibe; aber statt den Apostel noch weiter anzuhören, und dadurch zur Buße angeeifert zu werden, ließ er die Rede abbrechen und den heiligen Paulus abführen. Gerade so verfahren jene Christen, die absichtlich in der Täuschung festgehalten werden wollen. Werden sie auf ihre Seelengefahr aufmerksam gemacht, so sind sie des Zuhörens überdrüßig, und können sie auch nicht sogleich die Kirche verlassen, so wenden sie ihre Gedanken auf andere Dinge. Wird von andern Personen erzählt, welche Laster dieser oder jener Prediger gegeißelt hat, so suchen sie schnell der Rede eine andere Wendung zu geben, oder geben sich die Mühe, den Prediger selbst zu verdächtigen, indem er noch zu sehr finstern Grundsätzen huldige, und zu wenig aufgeklärt sei, daher für unsere Zeiten nicht mehr passe. Kommt

Solchen zufällig ein Buch in die Hand, welches ernste Wahrheiten zu Gemüthe führt, so legen sie es schnell hinweg, um ja nicht beunruhiget zu werden.

O wie bejammernswerth ist der Zustand solcher Menschen! Sie sind blind, aber sie freuen sich ihrer Blindheit. Ihnen geschieht vom Teufel, was der Prophet Elisäus an den Soldaten des Königs von Syrien gethan; er verblendete sie durch Gottes Zulassung dergestalt, daß sie nicht wußten, wohin sie gingen. Ich bitte dich, flehte Elisäus, ich bitte dich, o Herr! schlage dieses Volk mit Blindheit. Und der Herr schlug sie, daß sie nicht sahen. 4. König. 6. So führte er sie blind über das Feld; und die Krieger folgten und gingen wohlgemuth fort, nicht wissend, wo sie waren, bis sie endlich in der Stadt Samaria mitten unter ihren Feinden ankamen. So lassen sich jene, die absichtlich in der Täuschung verharren, vom Teufel durch das Leben führen; sie wissen nicht, wohin sie gehen, bis sie endlich mitten in der Hölle angekommen sind, wo ihnen freilich die Augen aufgehen werden, aber leider zu spät.

25. Wie viel Sünden aus strafbarer Unwissenheit begangen werden.

Es ist schauderhaft, wie viel Sünden allenthalben aus strafbarer Unwissenheit begangen werden. Die minder Begüterten entfremden den Reichen, die Dienstboten den Herrschaften, die Handwerksleute den Kundschaften mancherlei Dinge, die in ihrer Einzelnheit oft nur Kleinigkeiten sind, die aber im Lauf der Zeit eine erhebliche Summe ausmachen. Man läßt es sich nicht einfallen, daß dieses gefehlt sein könnte; man denkt sich vielmehr, Solches schade dem Reichen nicht; denn er spüre es nicht. Wie viel Ungerechtigkeiten begeht man dadurch, daß man den Arbeitern ihren Lohn vorenthält, oder denselben ihnen verkürzt; ferners indem man leichtfertig Schulden macht, und das auf solche Weise Entlehnte oft auf die leichtfertigste Art durchbringt. Statt dieses für eine Sünde zu halten, rechnet man sich es nicht selten zu einer Tugend an; denn der Eine sagt: Man muß genau und haushälterisch sein; der Andere aber rechnet es sich zum Verdienste an, daß ihm die zeitlichen Güter gleichgiltig sind, und sein Herz an denselben nicht hängt. Wie viele Lügen und falsche Zeugnisse kommen nicht bei

Eheleuten, Dienstboten und Hausangehörigen vor, die da meinen, um Friede und Eintracht zu erhalten, dürfe man schon manchmal die Wahrheit verletzen und sich auch eine Lüge erlauben. Wie oft wird das Gebot Christi übertreten: Ich sage euch, liebet euere Feinde! Jahre lang nährt man Haß und Groll im Herzen, verfolgt den Feind mit rachsüchtigen Blicken, weicht ihm aus, wo man kann, und würdiget ihn keines freundlichen Wortes. Bei allem dem glaubt man nicht Unrecht zu thun; denn es heißt: „Ich thue ihm ja nichts Schlimmes, ich füge ihm keinen Schaden zu.“ Oder: Er hat mich beleidiget, er muß mir daher auch zuerst entgegenkommen. Wie wird die Nächstenliebe verletzt durch freventliches Urtheil, durch Tadel und Verläumdung; aber man hält dieses nicht für die geringste Sünde, weil die Fehler des Nächsten bereits bekannt wären, oder weil man nur seinen Vertrauten, und zwar unter dem Siegel der Verschwiegenheit solche Mittheilungen mache. Wie vieler Sünden macht man sich schuldig durch Liebkosungen und ärgerliche Vertraulichkeiten; aber da sagt man: Ich will nichts Böses, nicht einmal ein Gedanke kömmt mir dazu; es geschieht nur, um sich angenehm zu unterhalten. Man geht weiter: schreibt unreine Briefe, erlaubt sich wollüstige Küsse, beschäftiget sich in Gedanken immer mit unreinen Vorstellungen. Aber auch dieses ist keine Sünde; denn es sind nur Gedanken, und das Uebrige ist nur eine gewisse Artigkeit und Aufmerksamkeit, die man sich einander erweiset. Wie vieler fremden Sünden macht man sich schuldig, indem man es unterläßt, seine Mitbrüder zu belehren. Allein dabei denkt man sich: Was gehen mich Andere an; ich habe für mich selbst genug zu thun. Und auf ähnliche Weise verfährt man noch in vielen andern Fällen. Man sündiget, und weiß es nicht, will es wenigstens nicht wissen; ja man gibt seiner Sünde oft sogar den Anstrich einer Tugend.

26. Von der sogenannten Gewissenslosigkeit.

Unter Gewissenslosigkeit versteht man nicht einen Menschen, der sein Gewissen ganz und gar verloren hat, sondern nur einen Zustand, in welchem das Gewissen völlig abgestumpft und eingeschlummert ist. Der Gewissenslose ist wenigstens unter uns Christen immer selbst mehr oder weniger an seinem Zustande, in wel-

chem er sich befindet, Schuld; denn die Gewissenlosigkeit entspringt unter Andern hauptsächlich aus Unwissenheit und aus bösem Willen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß heut zu Tage eine große Verwirrung in den Begriffen von Recht und Unrecht, von Tugend und Sünde herrscht; aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Meisten sich freiwillig in dieser Verwirrung befinden und absichtlich darin verbleiben.* Sie rechtfertigen ihren Zustand durch gewisse Sprüche, welche die Welt eingeführt hat, um schwache Geister zu täuschen. So sagt Einer: „Viel wissen macht Kopfweh"; — ein Anderer spricht: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß." Gar Viele meinen, je weniger sie von ihren Pflichten wüßten, desto weniger hätten sie zu verantworten, wenn sie dieselben nicht erfüllen. Von diesem Irrwahne geleitet, legen sie es darauf an, in der Dunkelheit zu bleiben, und meiden Alles, was sie aufklären könnte. Sie fürchten, das Licht der Wahrheit möchte ihnen zu viele Pflichten vorhalten, die sie doch nicht erfüllen wollen, oder möchte gar zu viel Strafbares an ihrem Wandel erkennen lassen, zu dessen Besserung sie sich doch nicht entschließen mögen. Diese freiwillige Unwissenheit ist der erste Schritt zur Gewissenlosigkeit.

Noch weiter fortgeschritten sind diejenigen, welche ihre bessere Ueberzeugung verleugnend, eine falsche Auslegung des Gesetzes, eine betrügerische Umgehung ihrer Pflicht sich erlauben. Gar Viele wissen recht wohl, wie unerlaubt das ist, was sie thun; aber ihren bösen Neigungen zu Liebe suchen sie sich selbst zu täuschen, indem sie das Böse in diesem Falle als erlaubt, oder wenigstens als gleichgiltig hinstellen, ja oft sogar ihm den Schein einer Tugend zu geben wissen; das Gute hingegen, zu dessen Uebung sie sich verpflichtet fühlen, wobei sie aber ihren bösen Neigungen Gewalt anthun müßten, stellen sie unter allerlei nichtigen Vorwänden als sie nicht verpflichtend dar, oder geben die Vorschriften, welche die Religion ihnen vorhält, für eine durch menschlichen Wahn eingeschlichene Uebertreibung der eigentlichen Schuldigkeit aus; mit einem Worte, statt, wie es ihre Pflicht wäre, ihre Neigungen nach dem Gewissen zu ordnen, zwingen sie ihr Gewissen, sich in ihre bösen Neigungen zu fügen, und nichts zu mißbilligen, was diesen angenehm ist. Sie fragen weder das Gewissen um Rath über das,

was sie vorhaben, noch rufen sie sein Urtheil an über das, was sie vollbracht haben, und wenn es zuweilen ungefragt seine mahnende oder strafende Stimme erhebt, so wird es mit Gewalt zum Schweigen gebracht; denn man will einmal keine bittern Vorwürfe hören, und in seinen Lieblingssünden nicht gestört werden; man merkt lieber auf die Stimme der Verführer, welche derlei Bedenken uns ausreden; man tröstet sich lieber mit der großen Menge derjenigen, welche ebenso leben. Ein solcher Mensch wird in kurzer Zeit gewissenslos werden, so daß ihm bald auch die ruchlosesten Handlungen nicht mehr sündhaft erscheinen; er macht sich aus Nichts mehr ein Gewissen. Alles, was ihm zur Befriedigung seiner Begierden dienlich scheint, hält er auch für erlaubt. Dinge, schon vor deren Vorstellung Andere zurückschaudern, wird ein solch Gewissenloser ohne Bedenken vollbringen. Er wird die gräulichsten Gotteslästerungen, die boshaftesten Lügen, die unfläthigsten Reden, falsche Eidschwüre mit lachendem Munde aussprechen. Er wird die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten, die kränkendsten Lieblosigkeiten und Laster, deren Namen man nicht nennen mag, verüben, ohne sich einen Vorwurf darüber zu machen. Daraus läßt sich zugleich abnehmen, welch ein schädliches und gefährliches Mitglied der Gewissenlose für die menschliche Gesellschaft ist, und wie sehr man im Umgange mit ihm auf der Hut sein muß, um nicht zu Schaden zu kommen. Cf. Himmelstein's Predigten.

27. Ein verstocktes Gewissen oder Verhärtung des Herzens und Verblendung des Verstandes ist gewöhnlich die Folge des Mißbrauches der göttlichen Gnade.

Der Mensch hat nicht schon von Natur aus ein verstocktes Gewissen, sondern ist gewöhnlich selbst die Ursache seiner Verhärtung; denn je länger Einer mit Absicht und Willen im Bösen verharrt, und je öfter er der göttlichen Gnade widerstreitet, desto mehr zieht er sich diesen Zustand zu. Darum heißt es in der heiligen Schrift: Wenn du die Stimme Gottes, deines Herrn, nicht hören willst, so schlage dich der Herr mit Wahnwitz und Blindheit und mit Unsinn; du sollst herumtappen am Mittag, wie die Blinden im Finstern pflegen zu tappen, und sollst nicht finden deine Wege.

5. Mos. 28. Mit dieser Blindheit hat Gott den Pharao gestraft. Daher heißt es: Der Herr verhärtete das Herz des Pharao, und sein Herz, und seiner Diener Herz ward beschwert und über die Maßen verstockt. 2. Mos. 9. Mit dieser Blindheit hat Gott auch die Juden geschlagen, wie der Evangelist Johannes schreibt: Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt, daß sie mit den Augen nicht sehen, und mit dem Herzen nicht verstehen, noch sich bekehren, noch ich sie heile. Joh. 12, 40. Es ist nun allerdings wahr, Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe. Allein wenn Gott den Menschen lange Jahre hindurch mit Gnaden überhäuft hat, wenn er lange seinem Lasterleben mit Sanftmuth nachgesehen; wenn er sieht, wie dieser Erdenwurm sich erdreistet, alle Einsprechungen zu verachten und alle Gnaden zurückzuweisen; wenn Gott sieht, wie er vermessentlich auf seine Barmherzigkeit sündiget, oder seiner Strafgerichte nur spottet: da rächt endlich der Herr den schwarzen Undank des widernatürlichen Kindes; er entzieht ihm seine besondern Gnaden, gibt ihm keine klare Erkenntniß der ewigen Wahrheiten mehr; der Begriff von Sünde und Recht verdunkelt sich immer mehr; das Gewissen wird immer weiter, tadelt die Uebertretungen der Gebote Gottes immer weniger, und schweigt endlich ganz; es tritt allmälig ein Zustand der Verstocktheit ein. Das, schreibt der heilige Augustin, ist die gerechte Strafe der Sünde, daß ein Jeder verliere dasjenige, was er nicht hat gebrauchen wollen, damit derjenige, welcher wissentlich das Gute nicht thut, endlich nicht mehr wisse, noch verstehe, was gut ist. Und der heilige Bernard sagt: Billig ist ihr unverständiges Herz verfinstert; denn da sie die erkannte Wahrheit verachteten, haben sie mit Recht die Strafe bekommen, daß sie dieselbe nicht mehr erkannten. Daraus ist klar, daß der Mensch selbst Schuld ist an seiner Verstockung.

28. Wie traurig der Zustand der Verstocktheit ist.

Es gibt nichts Schlimmeres als ein verstocktes Herz. Ein solcher Mensch hat einen Ekel an allem Guten; es vergeht ihm alle Lust zum Gebete, das bloße Kirchengehen fällt ihm schon schwer; die Andacht widert ihn an; er findet Widerwillen an dem göttlichen Worte, oder er geht nur hin, um sich über den Prediger

lustig zu machen und ihn zu verspotten; das Verlangen nach irdischen Gütern, nach Freuden und Vergnügungen wächst mit jedem Tage. Aber gerade dadurch steigt das Uebel immer höher; die Abkehr von Gott wird immer größer, so daß endlich das Herz völlig verhärtet, welches gegen Belohnungen und Strafen in gleichem Grade unempfindlich ist. Ich habe sie gesättiget, klagt der Herr bei dem Propheten Jeremias, da haben sie Ehebruch begangen. Und wiederum spricht der nämliche Prophet zu Gott: Herr, du hast sie geschlagen, und sie haben es nicht empfunden; du hast sie gedrückt, sie aber haben die Züchtigung nicht annehmen mögen, sondern sie haben ihr Angesicht härter gemacht als Felsen, und haben nicht zurückkehren wollen. Sie haben den Herrn verleugnet und gesagt: Er ist es nicht. Jerem. 5. Solche Menschen rührt also weder der Zorn, noch die Gnade; sie sehen in keiner Schickung, die sie trifft, die Hand des Herrn; Alles ist ihnen Zufall. Mögen Solchen die Frommen noch so herzlich gemeinte Ermahnungen geben, sie werden nicht gehört, sondern als aberwitzige Leute verschrien. Kann es also etwas Schlimmeres geben als Verstocktheit? Sie ist ein Uebel, aus dem sich nicht das Mindeste Gute erzielen läßt, weil man dabei immer tiefer in den Schlamm der Sünde hineinfällt, und sich alle Wege zur Rückkehr zu Gott verschließt. Dieses ist jenes schreckliches Wehe, das Gott durch den Propheten Oseas solchen, in ihrer Bosheit veralteten Sündern zuruft, indem er sagt: Wehe ihnen, wenn ich von ihnen werde abgewichen sein. Oseas 9. Dieß ist jener Grimm des Herrn, wovon David mit innigen Seufzern bewahrt zu bleiben fleht: Herr, strafe mich nicht in deinem Zorne und verdirb mich nicht in deinem Grimme. Ps. 6. Für die verstockten Sünder, sagt der heilige Ambrosius, ist es besser zu sterben, als zu leben. Es ist dieses für den ersten Augenblick ein schrecklicher Ausspruch, und dennoch ist er in der rechten Auffassung richtig. Denn je länger solche Sünder leben, ein desto größeres Maaß der Ruchlosigkeit häufen sie an, und desto schlimmer wird es in der Ewigkeit um sie stehen; denn mit den Sünden, die sie hienieden begehen, wächst jenseits auch die Qual; in so ferne kann man allerdings sagen, daß für einen Sünder, welcher der Art verstockt ist, daß eine Besserung nicht mehr eintritt, der Tod fast noch besser ist als das Leben. Darum wollen wir

täglich Gott anflehen, er möge uns vor dem schrecklichsten Uebel, vor der geistigen Blindheit und Verstocktheit bewahren.

29. Ueber die Selbstkenntniß.

Mehre Philosophen des Alterthums hielten die Selbstkenntniß für so wichtig, daß sie die ganze Sittenlehre darauf zurückführten. „Lerne dich selbst kennen!" war ihr oberstes Sittengesetz. Auch das Christenthum erkennt die Wichtigkeit dieses Grundsatzes, und verlangt von seinen Anhängern, daß sie sich selbst kennen lernen.

Sich selbst kennen, heißt aber seinen Ursprung und seine Bestimmung erkennen; heißt erkennen, was man ist, was man vermag, und was nicht; es heißt die Verhältnisse erkennen, in welcher man zu Gott und zu seiner Umgebung steht; es heißt seine Unternehmungen nach dem Maße seiner Kräfte und seiner Pflichten bemessen. Viel gehört also dazu, sich selbst zu kennen, und die Wenigsten kennen sich selbst. Aber gerade dieses ist die vorzüglichste Quelle ihres Verderbens. Denn wer sich nicht selbst kennt, der tappt umher, wie ein Blinder, und ist stets in Gefahr, anzustoßen oder in einen Abgrund zu fallen; er ist ein Spielball seiner Leidenschaften. Man gewahrt oft alte Leute, die selbst im vorgerückten Alter noch die Fehler ihrer Jugend an sich haben. Dieß kömmt hauptsächlich daher, weil sie nie über sich selbst nachgedacht haben. O wenn man den Faden der menschlichen Thorheiten verfolgen und im stürmischen Leben eines Bösewichts von Laster zu Laster emporsteigen wollte, so würde man gar oft finden, daß Mangel an Achtsamkeit auf sich selbst der erste Ring in jener Kette ist, in welcher später eine ganze Reihe verbrecherischer Handlungen sich aneinanderschließen. Weil man sich nicht gekannt hat, deßwegen hat man zu viel auf seine Kräfte vertraut, sich freventlich der Gefahr ausgesetzt, und ist in derselben unterlegen. Dieser Fall hat die Schranken der Tugend durchbrochen, allmählig ist man mit dem Laster vertraut worden, und zuletzt hat dieses keine andere Grenze mehr gehabt, als die, welche dem Leben gesetzt ist.

Lerne sich doch ein Jeder selbst kennen; gewöhne er sich zum Nachdenken. Dieses ist ein kostbares Schutzmittel gegen die Leidenschaft. Man soll sich diese Tugend schon frühzeitig angewöhnen. Wie vielen Fehlern würde man dadurch glücklich entgehen!

Wie oft würde man sich eine Reue ersparen! Wie viele unpassende und beleidigende Reden würden unterbleiben! Heut zu Tage aber macht man sich ein Vergnügen daraus und rechnet es sich zum Vorzuge an, frivol und unbedachtsam zu reden.

O denken wir über uns selbst nach, auf daß wir unsere Fehler kennen lernen! Wie kann man sie denn verbessern, wenn man sie nicht einmal kennt? Die Eigenliebe bietet Alles auf, sie uns zu verhehlen, oder doch ihre Häßlichkeit unsern Blicken zu entziehen. Wir verfahren hier gegen uns selbst, wie eine übertrieben zärtliche Mutter gegen ihre Kinder. Stets entschuldigen wir uns; ja wenn sogar ein Anderer uns auf unsere Schwachheiten aufmerksam macht, werden wir ihm böse und betrachten ihn als unsern Feind.

Um uns zur Erkenntniß unserer selbst zu führen, hat Gott auch in seiner Kirche die Beicht eingeführt, der die Gewissenserforschung, und daher die Selbstkenntniß vorausgehen muß. Aber dessenungeachtet lernen sich gar Viele nicht kennen. Denn sie gehen nicht in ihr Inneres hinein, sondern bleiben auf der Oberfläche ihres Herzens stehen. So bemerken sie nur den äußerlich angeflogenen Staub, nicht aber den in der Tiefe liegenden Unrath. In der heiligen Schrift heißt es: Wenn du dich nicht kennest, so gehe heraus. Hohel. 1, 7. Dazu bemerkt der berühmte Kanzelredner Vieira: Der Mensch besitzt in dem Maße Erkenntniß, als er hinausgeht, und ich weiß nicht, wie jene, die nicht hinausgegangen, zur Erkenntniß gelangen können. Doch woraus soll der Mensch gehen? Aus dem Leibe. Er soll sich, sagt der heilige Bernard, den Banden des Leibes entwinden. So lange der Mensch nicht aus dem Leibe herausgehet, erkennt er sich nicht. Die Heiligen sagen, um sich selbst zu erkennen, müsse der Mensch in sich gehen. Doch dieses Herausgehen ist eben ein Hineingehen; denn es ist ein Herausgehen aus dem Aeußern des Menschen, seinem Leibe, und ein Hineingehen in das Innere desselben, seine Seele. Sieh, damit du dich selbst kennen lernest, mußt du zuvor aus deinem alltäglichen Leben herausgehen, und dann kannst du erst in deine Seele hineingehen. Du bringst es aber nicht einmal zum Herausgehen, geschweige denn zum Hineingehen. Wie solltest du also zur Erkenntniß deiner selbst gelangen? — Um sich selbst zu erkennen, muß man sich erforschen: daher handeln wir im Folgenden zunächst von der Gewissenserforschung.

30. Die wenigsten Menschen kennen sich selbst.

Keine Wissenschaft ist mit so viel Schwierigkeit verbunden, als die Selbstkenntniß, und es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die wenigsten Menschen sich selbst kennen. Gewöhnlich gibt sich der Mensch für mehr aus, und hält sich für besser, als er ist. Denn sagt: Was sind wir denn? Nichts, als elende, armselige Geschöpfe, voll Sünde und Lasterhaftigkeit. Wie Wenige sind von dieser Wahrheit durchdrungen! Im Gegentheile, die Meisten halten sich für gerecht. Sie meinen daher auch der Buße nicht zu bedürfen. Warum soll ich denn beichten, sagt Mancher; ich thue ja ohnehin nichts Böses. Derjenige aber, der alle Tiefen und Abgründe kennt, und der auch weiß, was im menschlichen Herzen ist, spricht anders; er sagt uns, daß selbst der Gerechte des Tages siebenmal fehlt. Wie wenig kennst du dich also, wenn du, der du doch so unvollkommen bist, selbst in vielen Monaten nicht ein einziges Mal zu straucheln meinst, da nach dem Ausspruche der ewigen Wahrheit selbst der Frömmste alle Tage wiederholt fällt?

Ach, der Mensch kennt sich nicht. Wie Viele stecken tiefest im Schlamme des Lasters, und dennoch erkennen sie sich nicht als Sünder. Sie halten die schwersten Vergehen nur für Kleinigkeiten. Manche schwelgen Tag und Nacht, und finden sich bei allen Lustbarkeiten und Vergnügungen ein; sie fühlen sich aber nicht im Mindesten beunruhiget, im Gegentheile, sie glauben ganz recht zu thun; denn sie wären ja noch jung, und da müßte man eine Freude haben. Ein Anderer sagt bei einer jeden Gelegenheit die gräulichsten Lügen. Aber was thut es, er hilft sich ja dadurch aus Verlegenheiten. Hier ist Einer, der ohne Bedenken Meineide ablegt, und darüber zur Rede gestellt, ganz gleichgiltig antwortet: Warum soll es so weit gefehlt sein; dem Andern hat es nicht geschadet, mir aber genützt. Nicht Wenige halten sich für fromm, die in der Wirklichkeit nur Heuchler sind. Weil sie das Gebet nicht ganz bei Seite setzen, dem Gottesdienste beiwohnen, hie und da ein Almosen und einige andere an und für sich löbliche Handlungen verrichten, so glauben sie vollkommen zu sein; aber daß ihr Herz voll Unlauterkeit ist, daß ihr Mund bei jeder Gelegenheit

von Gotteslästerungen überfließt, daß ihr Herz nur an der Welt hängt, — an dieses und viel Anderes denken sie nicht. O wie oft täuscht man sich bezüglich seiner Tugenden! Denn wie oft sind sie nur äußere Werke, denen keine gute Meinung zu Grunde liegt; wie oft sind unsere Tugenden bloße gedankenlose Gewohnheiten, oder löbliche Eigenschaften des Temperaments! Es gibt Manche, die fast nie in Zorn gerathen, die Alles mit der größten Sanftmuth ertragen, und sich nie für beleidiget fühlen. Sie setzen vielleicht darein ein großes Verdienst und glauben schon unter jene zu gehören, von welchen der Heiland sagt: Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes genannt. Aber ihre Sanftmuth ist nicht so fast eine Tugend, als vielmehr eine natürliche Anlage.

So kennt sich der Mensch fast nie; er täuscht sich immer über seinen Seelenzustand. Darum bitten wir Gott, er möge uns ein Licht aufzünden, daß es hell werde in uns selbst, und wir uns selbst wahrhaft kennen lernen!

31. Wie vielfach die Gewissenserforschung ist, und einige Vorschriften darüber, wie man sein Gewissen erforschen soll.

Die Gewissenserforschung ist zweifach, nämlich eine besondere und eine allgemeine. Die erstere beschäftiget sich mit einem einzigen Gegenstande, und hat eben davon den Namen. Wer über irgend eine Tugend, z. B. über die Demuth nachdenkt, und dabei sich fragt, in wie weit diese Tugend ihm eigen ist, bei welchen Gelegenheiten er sich dagegen versündiget, welche Mittel er anwenden muß, um demüthig zu werden u. s. w., — stellt eine besondere Gewissenserforschung an. Die allgemeine Gewissenserforschung hingegen wird über alle Fehler angestellt, welche man in Gedanken, Worten, Werken oder Unterlassungen begangen hat.

Wir kommen zu den Regeln, nach welchen man bei der Gewissenserforschung verfahren soll. Hier sagen nun die Geisteslehrer, man solle vor Allem seinen Hauptfehler ausfindig machen. Der Teufel verfährt nämlich mit uns, wie ein Feldherr. Wenn dieser eine Festung belagert und sie einnehmen will, so sucht er auszukundschaften, wo die Ringmauern am schwächsten sind, und dahin

richtet er die ganze Macht seines Geschosses, weil er weiß, daß hier am ehesten ein Eindringen in die Festung möglich ist. Auf gleiche Weise spähet der Teufel aus, auf welcher Seite unsere Seele am schwächsten ist; und dahin richtet er all seine Angriffe. Daher müssen wir vor Allem unsern schwächsten Theil auszukundschaften uns bemühen; und wir sind am schwächsten in unsern Lieblingsneigungen. Fast ein jeder Mensch hat eine solche Lieblingsneigung, die man daher auch seine schwache Seite nennt. Solche Leidenschaften nennt man daher auch die vorherrschenden, weil sie gleichsam über uns gebieten, und uns oft zu Dingen hinreißen, die wir selbst nicht wollen. Aus all diesem erhellt zur Genüge, wie nothwendig es ist, vor Allem seinen Hauptfehler ausfindig zu machen und kennen zu lernen.

Ein zweiter Grundsatz, den die Geisteslehrer aufstellen, ist: Wenn Jemand äußere Fehler, wodurch unsere Mitmenschen beleidiget und geärgert werden, an sich bemerkt, so muß er zunächst diese ablegen, obschon er auch innere Sünden an sich hat, die vielleicht noch größer sind. Wer z. B. die üble Gewohnheit an sich hat, zu lügen, oder zu verleumden u. s. w., soll vor Allem sich Mühe geben, diese Fehler zu erkennen und abzulegen. Man soll sich aber befleißen, über jene äußern Dinge sobald als möglich hinwegzukommen, um desto mehr Zeit und Mühe auf das, was schwieriger ist, nämlich auf das Innere, verwenden zu können.

Es soll Einem aber nicht genügen, bloß die Fehler zu bemerken und zu entfernen, sondern man soll sich auch die Tugenden, die Einem noch mangeln, anzueignen suchen. Denn man erforscht sich nicht bloß, um kennen zu lernen, was man Gott Mißfälliges entfernen muß, sondern auch, um zu erfahren, was man sich noch aneignen muß, um Gott wohlgefällig zu werden. Es verhält sich hier wie mit einem Gartenbeete. Man räumt zuvor das Unkraut hinweg; aber damit ist die Arbeit noch nicht fertig, sondern man streuet auch guten Samen aus, ja das Erstere geschieht nur um des Letztern willen. Darum sagt auch Gott zum Propheten Jeremias nicht bloß: „Ich stelle dich auf, daß du ausreißest und zerstöreſt," sondern er fügt noch hinzu: „Und daß du aufbauest und pflanzest."

Die besondere Gewissenserforschung muß, wie es schon den

Name mit sich bringt, über eine besondere Sache angestellt werden. Der Grund hievon ist einleuchtend, weil nämlich die Erforschung, welche man über einen einzelnen Gegenstand anstellt, vom größern Erfolge ist, als wenn man sie über viele Dinge zugleich ausdehnt. Es ist aus dem alltäglichen Leben bekannt, daß der, welcher zu viel auf einmal umfaßt, gewöhnlich gar nichts fest hält. So werden ja auch die Feinde leichter überwunden, wenn man sie zerstreut, als wenn man sie gesammelt angreift. Dabei darf man nicht befürchten, es möchten etwa, während Jemand seine Stärke gänzlich auf Ueberwältung Eines Lasters richtet, inzwischen die übrigen Sünden an Kraft gewinnen. Denn wie die Tugenden, so hängen auch die Laster unter sich zusammen; daher streitet man gegen Alle, wenn man gegen Eines kämpft. Man soll auch bei der besondern Erforschung den Stoff nicht alle Augenblicke ändern, sondern bei einer Sache so lange verweilen, bis man hierin sein Ziel möglichst erreicht, also das Laster entfernt, und die entgegengesetzte Tugend sich angeeignet hat; denn gerade deßwegen bringen es Manche in Nichts vorwärts, weil sie ihre Sache nicht mit Beharrlichkeit verfolgen, sondern wie Schmetterlinge bald da, bald dort sich niederlassen. Auf die Frage, wie lange man über einen Gegenstand die besondere Gewissenserforschung anstellen müsse, antwortet der heilige Bernard, und andere Väter stimmen mit ihm überein: man müsse so lange bei ein und demselben Laster stehen bleiben, bis es so geschwächt sei, daß man es da, wo es sich anmeldet, sogleich überwinden könne; man brauche daher nicht zu warten, bis man gar keine Regung mehr dazu in sich fühle; denn dieses Letztere, sagt Hugo von St. Viktor, ist mehr Sache der Engel, als der Menschen. Indeß gibt es Tugenden, bei welchen man nicht lange genug verweilen kann, und auf die man daher öfters wieder zurückkommen soll.

Was die Zeit der Gewissenserforschung betrifft, so wird sie von Seelen, die nach Vollkommenheit trachten, des Tages mehrmals angestellt, besonders Mittags und am Abende. Es wäre gewiß gut, wenn auch die, welche in der Welt leben, mit ihrem Abendgebete täglich eine kurze Gewissenserforschung verbänden; man würde sich, weil der Zeitraum, worüber die Erforschung sich erstreckt, kurz und noch ganz frisch im Andenken ist, um so leichter

seines Thuns und Lassens bewußt werden. Wem die tägliche Erforschung zu viel sein sollte, der wird es doch mit Ablauf einer jeden Woche thun; wer es aber selbst über ein Monat hinausschiebt, dem wird bald aller Zutritt zum eigenen Herzen verschlossen sein; er wird in seinem eigenen Herzen ein Fremdling, und weiß und erfährt nicht mehr, was darin vorgeht.

Um der Schwäche des Gedächtnisses zu Hilfe zu kommen, bedienten sich bei der Gewissenserforschung die Heiligen verschiedener Mittel. Der Altvater Antonius gab den Seinen den Rath, sie sollten die bei der Erforschung bemerkten Gebrechen aufzeichnen, auf daß sie, wenn sie ihre Fehler immer vor Augen hätten, sich derselben auch immer schämen würden. Der heilige Johannes Klimakus will, man soll sich seinen Fehler sogleich, wenn man in denselben gefallen ist, anmerken, so würde er Einem bei der Erforschung selbst augenblicklich gegenwärtig sein. Er beruft sich dabei auf die Kaufleute, die, um nichts zu vergessen, sogleich beim Verkauf in ihr Buch eintragen, was sie abgegeben haben. Vom heiligen Ignatius von Loyola wird erzählt, er habe so oft, als er einen Fehler beging, einen Knopf in ein Bändchen gemacht, welches er zu diesem Zwecke an seinem Gürtel trug, um so schnell die Zahl seiner Sünden zu wissen; freilich müßten Viele, um dieses Beispiel nachzuahmen, ein sehr langes Band zu sich stecken.

Der heilige Basilius und Bernard geben die Vorschrift bezüglich der Gewissenserforschung, man soll einen Tag mit dem andern vergleichen, damit man sich überzeuge, ob man vorwärts schreitet oder zurückgeht.

Man soll nach den heiligen Vätern die Gewissenserforschung selbst mit Danksagungen beginnen. Dieß scheint für den ersten Anblick vom Ziele abzuführen, und doch führt es auf den kürzesten Weg darauf hin; denn unsere Beschämung über unsere Sünden wird um so größer werden, wenn wir die vielen Wohlthaten, die uns Gott täglich erweist, unsern Missethaten gegenüberstellen. So rief auch der Prophet Nathan dem Könige David zuerst die von Gott empfangenen Wohlthaten in das Gedächtniß zurück, um die Sünde, welche er begangen hatte, desto mehr in ihrer Häßlichkeit ihm darzustellen. Hierauf bittet man Gott um seine Gnade, oder man ruft den heiligen Geist an, damit man sich seiner Fehler

und Sünden bewußt wird. In unserm Geiste ist es finster, wenn nicht das Licht der Gnade in demselben einfällt. Gott muß uns daher gleichsam leuchten, wenn wir unsere Sünden sehen sollen. Nun kommt man zur Erforschung selbst, d. h. zum Nachdenken über Alles, was man gethan, geredet, gedacht oder unterlassen hat. Hiebei ist es gut, daß man sein Leben mit den göttlichen Vorschriften vergleicht, um wie in einem Spiegel zu sehen, auf welche Weise Jeder gesündiget hat. Wer sich in einen Spiegel schaut, findet leicht, ob sein Angesicht beschmutzt oder rein ist; so entdeckt Einer auch, worin er gesündiget hat, wenn er seinen Lebenswandel mit den Geboten Gottes und der Kirche zusammenhält. Da die Gewissenserforschung eine ernste und wichtige Sache ist, muß man diesem Geschäfte auch die nöthige Zeit schenken, und darf damit nicht zu eilfertig verfahren. Vorzüglich muß man sich vor der Eigenliebe hiebei in Acht nehmen, welche die Fehler verkleinert und beschöniget. Aber auch einer übertriebenen Aengstlichkeit muß man sich nicht hingeben, so daß man bei aller angewandten Mühe sich nicht beruhigen wollte. — Ist man sich seiner Sünden durch die Gewissenserforschung bewußt worden, so folgt die Abbitte und die Reue sammt dem Vorsatze. Und gerade hierin besteht die ganze Kraft und Wirksamkeit der Erforschung; hingegen aber ist dieses eine Hauptursache, warum Viele aus der Gewissenserforschung so geringen Nutzen ziehen, weil sie immer nur untersuchen, was sie gethan haben, aber zu geringe Reue darüber fühlen, und es zu keinem ernsten Vorsatze bringen. Die Heiligen sind aber noch nicht einmal damit zufrieden, sondern verlangen, man soll sich auch eine freiwillige Buße auflegen. Vom heiligen Ignatius von Loyola wird erzählt, er habe sich bei der Gewissenserforschung für jede Sünde, welcher er sich erinnerte, und wenn sie auch noch so unbedeutend war, einen Geißelstreich versetzt. Durch solche Strenge wird die Seele furchtsam, so daß sie sich nicht mehr erkühnt, in diesen Fehler wieder zurückzufallen; die erlittene Strafe ist wie ein Zaum, der mächtig davon zurückhält. Die Heiligen hatten daher die Gewohnheit, sich für jede Sünde, in welche sie zu fallen das Unglück hatten, sogleich zu strafen. So erzählt Ludwig von Granada von einem frommen Diener Gottes, der sich jedes Mal in die Zunge zu beißen pflegte, so oft er sich in der Rede versündigt zu

haben meinte. Um so mehr soll man sich bei der Gewissenserforschung für die Sünden, deren man sich bewußt worden ist, eine geziemende Strafe auflegen. Dieß macht nicht bloß behutsam für die Zukunft, sondern trägt auch dazu bei, daß man leichter Verzeihung erlangt.

32. Wie heilsam es ist, öfters sein Gewissen zu erforschen.

Ein ungemein wirksames Mittel zur Frömmigkeit ist die oftmalige Gewissenserforschung. Daher wird sie auch von den heiligen Vätern Allen nachdrücklichst empfohlen, die nach Vollkommenheit trachten. Der heilige Basilius verlangt von den Seinigen, sie sollten jeden Abend eine Erforschung ihres Gewissens anstellen. Dasselbe rathen der heilige Bernard, der heilige Bonaventura und Andere. Der heilige Ignatius von Lojola verlangt von den Seinigen täglich eine zweimalige Gewissenserforschung. Wer sein Gewissen am Abende vor dem Schlafengehen erforscht, sagt der heilige Chrysostomus, der umgibt sich schon für den nächsten Tag gleichsam mit einem Zaum gegen die Sünden. Der Christ soll es hierin machen, wie sorgfältige Kaufleute. Diese untersuchen zu rechter Zeit ihre Bücher, um zu erfahren, was sie gewonnen oder verloren haben, um allenfallsige Verluste künftig zu vermeiden. Auf gleiche Weise sollen auch wir unsern Gewissenszustand recht oft untersuchen und über unsern geistigen Gewinn oder Verlust Prüfung anstellen, d. h. erforschen, wie viel Gutes oder Böses wir gethan haben.

Wer häufig sein Gewissen erforscht, bei dem werden die Leidenschaften keine tiefen Wurzel schlagen können; eine Seele aber, die hierin nachlässig ist, gleicht dem Weinberge oder Acker eines trägen Menschen, von dem der weise Mann bezeugt, er habe im Vorbeigehen die Umzäunung eingefallen und eine Menge Nessel und Dornen darauf wachsen sehen. „Durch den Acker eines faulen Menschen bin ich gegangen und durch den Weinberg eines thörichten Mannes; und sieh! ganz war er von Nesseln voll, und Dornen bedeckten seine Oberfläche, und die Mauer von Steinen war eingerissen." Sprüchw. 24, 30. So verwildert bei dem, der sich wenig darum bekümmert, sein Gewissen zu erforschen, die Seele, wie ein unbebauter Weinberg; wird ein unfruchtbarer Boden, voll

von Dornen und wilden Gesträuchen. Denn das böse Land unsers Fleisches hört niemals auf, Unkraut zu treiben; da muß man immer den Karst an der Hand haben, um dieses heraus zu reißen. Dazu dient die Gewissenserforschung. Durch diese Uebung wird das Unkraut der Sünde nicht bloß entdeckt, sondern auch beseitiget.

Auch die Heiden waren von dem großen Nutzen überzeugt, den die oftmalige Gewissenserforschung nach sich zieht. Pythagoras, jener große Philosoph des Heidenthums, legte es seinen Schülern zur Pflicht auf, daß ein Jeder des Morgens und des Abends sich auf folgende drei Fragen Rede und Antwort gebe: Was habe ich gethan; wie habe ich es gethan; was habe ich von dem, das ich hätte thun sollen, unterlassen? Hiemit stimmen auch Seneka, Plutarch und Andere überein.

33. Anleitung zur sonderheitlichen Gewissenserforschung.

Wenn Jemand kennen lernen will, wie sein leibliches Antlitz beschaffen sei, ob schmutzig oder rein, so schaut er sich in den Spiegel. Auch einen geistigen Spiegel gibt es, in welchem man seine Seele, d. h. deren Beschaffenheit, ob sie gut oder böse ist, sieht. Dieser Spiegel sind die Gebote Gottes und der Kirche. Wer sich also der Seele nach kennen lernen will, muß oft in diesen Spiegel schauen, d. h. sein Leben mit den Geboten Gottes zusammenhalten. Dieß geschieht durch die Gewissenserforschung. Daher kommen hier zunächst in Betracht:

I. Die zehn Gebote Gottes.

1) **Du sollst an Einen Gott allein glauben.** Viel sind die Wege, auf welchen dieses Gebot übertreten wird. Um dir der Sünden, welche du etwa dagegen begangen hast, bewußt zu werden, so frage dich: Hast du nie gegen den Glauben gesündiget? Hast du gegen geoffenbarte Glaubenswahrheiten Zweifel gehegt? Hast du dich niemals vorwitzigen Grübeleien hingegeben? Hast du niemals an der wirklichen Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Altarssakrament, an der sündentilgenden Kraft der Beicht, an dem hohen Werthe des heiligen Meßopfers oder an andern Religionsgeheimnissen gezweifelt? Hast du dich niemals aus Menschenfurcht deines Glaubens geschämt, oder ihn gar verleugnet?

Hast du z. B. nie das Kreuzzeichen, das Besprengen mit geweihtem Wasser, das Niederknieen bei der Wandlung, das Hutabziehen beim Gebetläuten u. s. w. aus Menschenrücksicht unterlassen? Hast du nie das ärgerliche Wort über deine Lippe treten lassen, es sei einerlei, in welchem Glauben man immer lebt; wenn man nur ein rechtschaffener Mensch ist? Hast du es nie versäumt, deinen Glauben gegen Spötter, Irr- und Ungläubige zu vertheidigen? Hast du nie schädliche Bücher gelesen, dieselben verkauft oder verschenkt, oder wie immer sie auch Andern mitgetheilt? Hast du nie mit Gefahr deines Glaubens leichtsinnigen Umgang mit Irrgläubigen gepflogen? Hast du dich in keine nähere Verbindung mit ihnen eingelassen? Hast du vielleicht eine Ehe mit ihnen gegen die von der Kirche vorgeschriebenen Bedingungen geschlossen? Hast du die Tempel der Andersgläubigen zum Nachtheile deines Glaubens besucht? — Hast du keinen Aberglauben getrieben, indem du dir etwa die Karten schlagen, Träume auslegen oder sonst wahrsagen ließest? Hast du nicht geweihten Gegenständen, wie Amuleten und Medaillen, eine zu hohe Kraft beigelegt? Hast du nicht an abergläubischen, von der Kirche verworfenen Gebetsformeln und Sprüchen dein Wohlgefallen gehabt? Selbst bis dahin haben sich schon Manche verloren, daß sie vom Teufel in gewissen Nöthen Hilfe erwarteten, und durch verschiedene geheime Kunstgriffe ihn zwingen wollten, daß er ihnen Geld bringe. Hast du doch niemals solchem Unsinn gehuldiget?

Wie hast du dich in Betreff der Hoffnung gegen das erste Gebot versündiget? Hast du in Kreuz und Widerwärtigkeiten nie den Muth verloren? Hast du in all deinen Anliegen vor Allem bei Gott Hilfe gesucht, oder diese einzig und allein von den Geschöpfen erwartet? Hast du nie im Unglück verzweifelt und gesagt: Gott kann oder will mir nicht helfen? Hast du in der Trübsal immer die Geduld und die Ergebung in Gottes heiligen Willen bewahrt, oder bist du mürrisch und ungehalten geworden, ja hast vielleicht in deinem Unverstande gesprochen: Gott hat mich vergessen; er weiß nichts mehr von mir. Vielleicht bist du, vom Unglück darniedergebeugt, deines Lebens überdrüßig geworden und hast dir unsinniger Weise den Tod gewünscht.

Um auf die Liebe zu kommen, warst du bestrebt, Gott aus

ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit allen deinen Kräften zu lieben, wie es der Herr von uns Allen verlangt? Hast du diese Liebe auch äußerlich gezeigt durch Haltung der göttlichen Gebote? Hast du oft an Gott gedacht? Hast du öfters eine gute Meinung gemacht und dir vorgenommen, Alles zur Ehre Gottes zu thun? Hast du doch nie einen förmlichen Haß gegen Gott in deinem Herzen getragen? Hast du Gott auch täglich für seine dir erwiesenen, unzählbaren Wohlthaten gedankt? Hast du die Sünde immer als das größte Uebel gemieden, oder hast du dich selbst leichtfertig der Gefahr ausgesetzt, sie zu begehen? Hast du in all deinen Handlungen zuerst und vor Allem die Ehre und das Wohlgefallen Gottes oder deinen eigenen Ruhm und den Beifall der Menschen gesucht? — Warst du immer liebevoll gegen deine Mitmenschen gesinnt? War deine Nächstenliebe vielleicht nur eine erheuchelte, verstellte Liebe? Bestund sie nur in Worten, und nicht auch in Werken? Suchte sie nur ihren eigenen Vortheil und nicht vielmehr den des Nächsten? Ergötzte sie sich an dem Uebelbefinden des Nächsten und nicht vielmehr an seinem Glück? War sie schnell im Zürnen und langsam im Verzeihen? Bestund sie etwa nur in einer plötzlichen Aufwallung, da sie doch eine bleibende Stimmung des Herzens sein sollte? Hast du auch deinen Feind und Beleidiger geliebt? Hast du das Böse mit Gutem erwidert? Hast du die Sonne nie über deinen Zorn untergehen lassen?

2) Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen. Hast du niemals den süssesten Namen Jesus unnützer Weise und gleichgiltig im Munde geführt? Hast du nicht Schmähungen im Zorn wider Gott und seine Vollkommenheiten ausgestossen? Hast du vielleicht heilige Gegenstände mit Geringschätzung und Verachtung behandelt? Hast du dem Zeichen, an welchem dein Erlöser gestorben — dem Kreuze — geflucht? Hast du die heiligen Sakramente gelästert? Hast du die Worte der Schrift zum Scherz und Spaß nie mißbraucht? Bist du mit der üblen Gewohnheit, zu fluchen und zu schelten behaftet?

Die Eidschwüre betreffend, frage dich, ob es dir nicht schon zur Gewohnheit geworden ist, fast bei jedem dritten Worte Gott zum Zeugen anzurufen? Frage dich, ob du nie einen falschen Eid abgelegt, sondern immer nach bestem Wissen und Willen die Wahr-

heit gesagt hast; frage dich, ob du ein Versprechen durch einen Schwur bekräftiget, das du später nicht gehalten; frage dich, ob du vielleicht auch Andern zu unnützen oder gar falschen Schwüren Veranlassung gegeben hast. Auch die Betheuerungen: „So wahr Gott im Himmel ist! — Auf Ehre und Seligkeit! — Ich will keinen Antheil am Himmelreich haben! — Der Teufel soll mich holen!“ sind nicht zu billigen.

Gehe zu den Gelübden über und erforsche und frage dich: Habe ich nie ein Gelübde leichtsinniger Weise gemacht? Habe ich nie eine Wallfahrt, nie eine Abtödtung und Selbstverleugnung, nie ein Almosen, Fasten, Gebet oder irgend ein anderes, gutes Werk gelobet, wozu mich das Gesetz nach der Strenge des Buchstabens nicht verpflichtet hätte? Und wenn, hab ich meine Gelübde auch gehalten? Oder habe ich sie leichtsinnig gebrochen? Habe ich sie mir eigenmächtig in andere, und zwar leichtere, umgewandelt? Habe ich sie auch zu der Zeit erfüllet, auf welche das Versprechen ging, oder sie etwa nach Belieben hinausgeschoben?

3) Gedenke, daß du den Sabbat heiligest! Hast du die Feiertage immer nach Vorschrift gehalten? Hast du an denselben nie aus Noth und für Lohn gearbeitet? Oder hast du vielleicht deine Untergebenen dazu angehalten? Auch das Nähen und Stricken ist wenigstens an den Vormittagen nicht erlaubt und für Lohn ist es gewiß auch an den Nachmittagen nicht zu billigen; um so weniger dürfen Feldarbeiten verrichtet oder Handwerke ausgeübt werden. Taglöhner, bist du vielleicht einer von denen, welche man so häufig in den Sommermonaten an den Feiertagen Nachmittags zum allgemeinen Aergerniß mähen oder im Felde arbeiten sieht? Hausvater, ruhen an Sonn- und Feiertagen in deiner Werkstätte die Arbeiten oder gehörst du jenen an, die an Sonntagen ihre Gesellen, wenigstens des Vormittags, so gerne mit Arbeiten überhäufen, am Montage aber müssig gehen lassen? Hausmutter, lassest du deine Magd an solchen Tagen waschen und putzen? Auch der Knecht und das Vieh sollen am Sabbate ruhen. Hast du es beobachtet, oder hast du nicht vielmehr mit dem Gestampf deiner Rosse und dem Gerassel deiner Wagen alle Strassen mit Lärm erfüllt, und selbst die Andacht der zum Gottesdienste versammelten Gläubigen gestört? Hast du an den Feiertagen nicht unnöthige

Reisen unternommen, Handelschaften getrieben, Jagden gehalten, Gerichtstage angesagt, Parteien abgeurtheilt oder Aehnliches gethan? — Hast du an diesen Tagen dem vorgeschriebenen Gottesdienst beigewohnt, und zwar mit Andacht und Sammlung des Geistes? Oder hast du am heiligen Orte nur Aergerniß gegeben durch Schwätzen und Lachen, durch Hin- und Herschauen, durch anstößige und ungeziemende Stellung des Leibes? Hast du auch der Verkündung des Wortes Gottes beigewohnt, und zwar mit Aufmerksamkeit und in guter Absicht, oder warst du voll Zerstreuung, und hat dich etwa nur die Neugierde und der Vorwitz dahin geführt? Hast du auch deiner Dienerschaft hinreichende Zeit für den Gottesdienst gegönnt? Und ihr, Dienstboten, habt ihr vielleicht die für den Gottesdienst bestimmte Zeit mit sündhaften Spaziergängen und Zusammenbestellungen hingebracht? Und ihr, Eltern, habt ihr euere Kinder zum Kirchengehen angehalten? Habt ihr euch die von ihnen gehörten Predigten erzählen lassen, um euch dadurch von ihrer Aufmerksamkeit zu überzeugen? — Was hast du aber an den Nachmittagen gethan? Hast du sie durch verderbliche Tänze, langwierige Spiele, unmässiges Trinken, sündhaften Umgang oder auf eine andere, Gott beleidigende Weise zugebracht? Bist du vielleicht bis spät in die Nacht hinein außer Haus geblieben? Hast du die halbe Nacht herumgeschwärmt, gezecht und geschwelgt?

4) **Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohl ergeht auf Erden.** Dieses Gebot enthält überhaupts alle Pflichten der Kinder und Untergebenen gegen die Eltern und Vorgesetzten und umgekehrt. Erforsche dich nun und frage dich, in wie fern du gegen dasselbe gesündiget hast.

Hast du deinen Eltern in allen erlaubten Dingen willigen Gehorsam geleistet? Hast du sie nie erzürnt? Bist du ihnen mit trotzigen Worten begegnet? Hast du sie verachtet und verspottet? Hast du ihnen geflucht oder sie verwünscht? Hast du sie durch schlechte Aufführung, durch bösen Umgang, durch Trägheit, durch langes Ausbleiben bis tief in die Nacht hinein oder auf eine andere Art betrübet? Hast du ihnen nie Böses nachgeredet, oder sie verleumdet? Hast du ihren Tod nicht gerne gesehen, um desto eher zur Erbschaft zu kommen? Hast du sie in ihrer Noth und Ar-

muth unterstützt? Hast du dich ihrer geschämt, wenn du zu einem höhern Amte gelangt bist, sie aber einem niedern Stande angehörten? Bist du vielleicht bis dahin in der Ruchlosigkeit gegangen, daß du gegen deine eigenen Eltern die Hand aufgehoben hast? Oder wenn sie nicht mehr im Leben wandeln, — hast du nichts zur Beschleunigung ihres Todes beigetragen? Hast du ihren letzten Willen genau erfüllet? Denkest du noch an ihre guten Lehren? Versäumst du es nicht, für ihre Seelenruhe zu beten?

Eltern, habt ihr euere Kinder christlich erzogen? Habt ihr sie von zarten Jahren an zum Gebete angehalten? Habt ihr sie gestraft und gezüchtiget, so oft sie es verdienten? Habt ihr sie von schlechter Gesellschaft zurückgehalten, oder sie selbst an sittengefährliche Orte geführt? Habt ihr vielleicht euere Kinder verzärtelt und ihnen Alles nachgesehen? Habt ihr sie durch eueren eigenen Wandel geärgert und sie selbst zur Sünde abgerichtet? Habt ihr euere Kinder zu keinem, ihnen widrigen Stand gezwungen?

Als Dienstbote frage dich: Hast du deiner Herrschaft treu und redlich gedienet? Hast du fleißig gearbeitet? Ihr keinen Schaden zugefügt? Ihr heimlicher Weise nichts entzogen? Bei Einkäufen auf dem Markte oder sonst dir nichts zurückgehalten? Hast du von dem Eigenthume deiner Herrschaft ohne ihr Wissen und ihren Willen nichts verschenkt? Hast du dir unter dem Vorwande, du bekömmest zu wenig Lohn, überhaupt nichts beigelegt? Hast du deiner Herrschaft nicht übel nachgeredet, ohne Noth ihre heimlichen Fehler entdeckt, und dieselben sogar noch vergrößert? Hast du nicht boshafter Weise in ihrem Hause Uneinigkeit gestiftet? Hast du nicht von deiner Herrschaft zu einer sündhaften Handlung dich mißbrauchen lassen? Hast du zu den Veruntreuungen oder dem bösen Lebenswandel deiner Mitdienstboten stillgeschwiegen? Hast du vielleicht gar mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht und ihrer Bosheit noch Vorschub gethan? Bist du gegen deine Mitdienstboten nie feindselig und lieblos gesinnt gewesen? Hast du sie nicht beneidet, wenn sie bei der Herrschaft in größerer Gunst gestanden? Hast du sie nicht falsch angeklagt, und sie aus dem Hause zu verdrängen gesucht?

Ihr aber, Herrschaften, und ihr, Hausväter und Hausmütter! ihr sollt euch fragen: Habt ihr euere Dienstboten liebevoll behan-

delt? Habt ihr ihnen billigen Lohn gegeben? Habt ihr ihnen gesunde und hinlängliche Kost gereicht? Habt ihr sie nicht mit Arbeiten überladen? Habt ihr sie in der Krankheit nicht hartherzig aus euerm Hause verstoßen? Habt ihr ihnen nie euern Stolz oder euere Laune fühlen lassen? Habt ihr sie nie mit verächtlichen, die Menschenwürde beleidigenden Schimpfnamen beladen? Waret ihr auch für das Seelenheil euerer Dienstboten besorgt? Habt ihr sie zum Gebete, zur Anhörung des göttlichen Wortes, zum öftern Empfang der heiligen Sakramente ermahnet? Habt ihr ihnen gefährliche Zusammenkünfte, nächtliches Herumschwärmen, sündhafte Bekanntschaften untersagt? Habt ihr ihnen nie Böses zu thun geboten? Seid ihr schon bei der Aufnahme euerer Dienstboten vorsichtig gewesen? Habt ihr nur die frommen gewählt, und die unverbesserlichen schnell genug aus euerm Hause wieder entfernt?

Als Unterthan erforsche dich: Hast du der Obrigkeit den schuldigen Gehorsam und die geziemende Ehre erwiesen? Hast du die vorgeschriebenen Abgaben willig und gerne geleistet? Bist du den Befehlen und Vorschriften deiner Obrigkeit nachgekommen? Oder hast du gegen ihre Anordnungen gemurrt, sie getadelt, und auch Andern solche Gesinnungen eingeflößt? Hast du dich etwa gar mit geheimen Gesellschaften zur Untergrabung der bestehenden Ordnung verbunden? — Was insbesonders die geistlichen Vorsteher betrifft: hast du ihren Ermahnungen williges Ohr geliehen? Hast du nie verächtlich von ihnen gesprochen? Hast du ihnen in ihrem Amtseifer keine Hindernisse in den Weg gelegt?

Ihr aber, Obrigkeiten, solltet euch erforschen, ob ihr euch nie in ein Amt eingedrängt habt, zu dessen Verwaltung euch Gott die Kräfte verweigert hat; ob ihr bei der Uebernahme einer Stelle mehr den Glanz und das Ansehen, als das allgemeine Beßte gesucht habt; ob ihr euerm Amte mit Eifer und Uneigennützigkeit vorgestanden; ob Niemand durch euere Saumseligkeit einen Schaden genommen; ob die Bestechung und das Ansehen der Menschen bei euch nicht mehr vermocht, als das Recht und die Billigkeit; ob ihr den Unordnungen gehörig begegnet, das Laster bestraft und die Tugend und Unschuld in Schutz genommen?

5) **Du sollst nicht tödten.** Dieses Gebot verbietet, dem

Nächsten oder sich selbst am Leibe oder an der Seele einen Schaden zuzufügen.

Demnach frage dich:

Hast du Niemand getödtet, gleichviel sei es durch eigene oder fremde Hand geschehen? Hast du Niemanden das Leben verkürzt, oder ihm an der Gesundheit geschadet, indem du an Raufereien und Schlägereien Antheil genommen, indem du ihm schädliche Speisen gereicht, oder ihm zum Zorn und zur Erbitterung ungerechte Veranlassung gegeben? Gastgeber, wie viel schadet ihr oft durch euere Unreinlichkeit und Nachlässigkeit? Wirthe, welche Verantwortung, wenn ihr das Getränk verfälscht und oft es mit der Gesundheit schädlichen Theilen vermischt! Aerzte, Apotheker, Chirurgen, — welche schauerlichen Folgen hat euere Unbedachtsamkeit oder versäumte Amtspflicht? — Hast du keine Mittel gebraucht, um die empfangene Leibesfrucht abzutreiben? Hast du solche Mittel nicht verrathen oder verkauft? Hast du überhaupt in einem solchen Zustand nichts unternommen, was der empfangenen Frucht hat schädlich werden müssen? Dahin gehören unmässige Anstrengungen, harte Arbeiten, schweres Heben, heftige Bewegungen, sowohl des Leibes als der Seele, wie Tanzen, heftige Leidenschaften 2c. Hast du im Falle, daß die Deinen erkrankten, an ihrer Pflege nichts versäumt?

Hast du Niemand zur Sünde verführt und Niemanden einen Rath dazu ertheilt? Bist du Niemanden in seiner bösen That behilflich gewesen? Hast du kein Aergerniß, kein böses Beispiel gegeben? Hast du durch sündhafte Reden der Tugend und der Religion nie geschadet, dadurch keine unflätbigen Begierden und Regungen des Herzens hervorgerufen? Hast du irreligiöse Schriften oder schamlose Gemälde verfertiget oder sie mitgetheilt und verbreitet?

Hast du dir nicht dein eigenes Leben verkürzt, sei es durch unmässiges Trinken oder Essen, durch Tanzen, durch Ausschweifungen und Befriedigung deiner Leidenschaften? Hast du zu viele Arbeiten auf dich geladen und dadurch deine Gesundheit untergraben? Hast du dich im Falle einer Erkrankung geschont und die ärztliche Hilfe angewendet? Hast du vielleicht gar den schwarzen Gedanken in deiner Seele aufsteigen lassen, dich selbst aus dem Leben zu befördern?

6) Du sollst nicht Unkeuschheit treiben. Hiedurch

werden alle Werke der Unlauterkeit und jede Befriedigung des Geschlechtstriebes außer der Ehe verboten. Du hast dich zu erforschen:

Hast du mit deinem eigenen Leibe gegen dieses Gebot gesündiget? Hast du dich mit andern Personen dagegen vergangen? Waren diese Personen ledig oder verheirathet? Waren sie vielleicht gar deine Verwandten? Waren sie gottgeweiht, oder durch ein Gelübde zur Keuschheit verbunden? In welche Klasse von diesen Genannten gehörest du selbst? Hast du eine sündhafte Bekanntschaft? Wie lange schon? Waren die Personen, mit welchen du gesündiget, nicht noch unschuldig, und hast du sie vielleicht durch Versprechungen oder gar mit Gewalt (Nothzucht) dazu gebracht? War deine Sünde nicht noch durch besondere Umstände erschwert, welche die Abscheulichkeit derselben vergrößern? Hast du deine Schandthat etwa gar an einem geheiligten Ort vollbracht? Hast du auch den daraus entstandenen Schaden gut zu machen gesucht?

Hast du nie unkeusche Reden geführt oder sie mit Wohlgefallen angehört? Hast du keine unfläthigen Lieder gesungen oder Andern gelehrt? Hast du dich etwa gar deiner unsaubern Handlungen gerühmt? Hast du unsittliche Bücher gelesen oder Andern mitgetheilt, wie Romane, Theaterstücke, Rittergeschichten ꝛc.? Hast du keine sogenannten Liebesbriefe geschrieben oder mit Wohlgefallen angenommen? Hast du nicht durch unanständigen Anzug, durch ärgerliche Blößen, durch freche Geberden unlautere Begierden geweckt? Erlaubtest du dir unreine Liebkosungen und Berührungen, wie Küsse u. s. w., oder gestattetest du diese Andern? Ruhten deine Augen gerne auf unsittlichen Gemälden oder Statuen?

Im Falle du von dieser Sünde häufig versucht worden bist, hast du dich gegen dieselbe durch Fasten, Beten, öftern Empfang der heiligen Sakramente und andere Schutzmittel gewaffnet?

Auch Eheleute sollen sich hier fragen, ob sie nicht zu fleischlich geworden, und insbesonders, ob sie nichts gethan haben, das dem Zweck der Zeugung entgegen war oder sie verhinderte.

7) Du sollst nicht stehlen. Aller Schaden, welchen man dem Nächsten an seinem Eigenthume zufügt, wird durch dieses Gebot verboten. Dieser Sünde kannst du dich aber auf mehrfache Weise schuldig machen. Einmal, wenn du aus Muthwillen oder

aus Leichtsinn sein Haus, seine Felder, seine Gärten, seine Geräthschaften, Kleidungen oder andere ihm zugehörigen Sachen beschädigest. Daher frage dich, mein Christ: Hast du nicht Saatfelder und Wiesen zertreten oder es von deinen Thieren geschehen lassen? Hast du nicht das Obst von den Bäumen gerissen, und darüber diese selbst beschädigt; hast du nie die Bäume und Gewächse an öffentlichen Strassen oder in Alleen verdorben? Hast du nie Statuen und Denkmäler muthwilliger Weise verstümmelt? Dann sündigst du noch mehr und vorzüglich, wenn du fremdes Gut an dich bringest, mag es öffentlich oder heimlich, durch Betrug oder Gewalt geschehen. Also sündigen hier nicht bloß Räuber und Diebe, sondern auch Kaufleute, welche die Waaren verfälschen, zu kleines Maaß führen oder zu geringes Gewicht haben; Wirthe und Gastgeber, welche ihre Gäste übernehmen oder das Getränk mit andern, oft sogar der Gesundheit nachtheiligen Flüssigkeiten vermischen; Bäcker, welche zu geringes Brod verkaufen; Gewerbsleute, welche schlechte Arbeit liefern oder einen Theil des empfangenen Materials zurückbehalten. Schneider und Schuster! macht euch euer Gewissen hier keine Vorwürfe? Nicht minder sündigen Handwerksleute und Taglöhner, welche einen zu hohen Lohn begehren, oder durch zu oftmalige Unterbrechung die Arbeit aussetzen. Mauerer, Zimmerleute! was sagt euer Gewissen?

Es sündigen gegen das siebente Gebot auch die Obrigkeiten, welche den Fürsten und das Land betrügen, welche die Prozesse nach der Größe der Geschenke entscheiden und die Gerechtigkeit um Geld verkaufen. Richter, Advokaten, Beiständer! habt ihr nie so unredlich gehandelt und euer Urtheil durch Geld bestechen lassen?

Es sündigen gegen das siebente Gebot Verwalter, welche die Güter ihrer Herrschaft schlecht verwalten, und einen andern Gebrauch davon machen, als ihnen erlaubt ist. Ihr, die ihr diesem Stande angehört, habt ihr euch nicht durch das Vermögen euerer Herrschaft zu bereichern gesucht? Habt ihr nicht den treulosen Haushalter im Evangelium nachgeahmt, und um euch ungerechter Weise Freunde zu machen, oder euch den Namen eines Wohlthäters und Menschenfreundes zu erwerben, über die Gebühr von dem Gute euerer Herrschaft weggeschenkt?

Es sündigen gegen das siebente Gebot Kinder, welche heim-

licher Weise ihren Eltern etwas entziehen. Söhne, Töchter! habt ihr es vielleicht gethan, und dieses Geld etwa gar durch ausschweifende Genüsse verschwendet, oder damit dem Hoffarts-Teufel gedient, und es auf übertriebene Kleiderpracht verwendet?

Es sündigen gegen das siebente Gebot Dienstboten, welche ihrer Herrschaft etwas veruntreuen. Hast du diese Schuld dir nie aufgeladen? Erneuere jene Fragen, die schon im vierten Gebote vorgekommen sind.

Es sündigen gegen das siebente Gebot Alle, welche die Noth ihres Nebenmenschen zur Vergrößerung ihres Vermögens mißbrauchen. Wucherer, die ihr vom Hundert oft zwanzig ja dreißig Procente fordert, was seid ihr anders als Diebe? Oder ihr, die ihr den Bruder, der euch schuldet, drückt und verfolget, euer Guthaben nachsichtslos eintreibt, und ohne auf seine Bitte zu hören, und ohne von seinen Thränen gerührt zu werden, ihn von Haus und Hof jaget, und ihn sammt seiner Familie auf die Straße hinauswerft: was für Unholde, was für gefühllose Seelen, was für Tyrannen seid ihr! Und ihr, die ihr euerm Bruder das Eigenthum, welches er aus Noth verkaufen muß, abdrückt und einen ungewöhnlich geringen Preis dafür gebt, höret die Schrift, welche sagt: Du sollst dem Armen geben, und nicht arglistig mit ihm handeln, wenn du ihn seiner Noth entledigest, 5. Mos. 15, 10.

Man sündiget ferners gegen das siebente Gebot durch Zurückbehaltung des fremden Gutes, ohne rechtlichen Anspruch darauf zu haben. Frage dich daher, mein Christ, hast du nie deinem Nächsten das vorenthalten, was er bei dir niedergelegt oder dir aufzuheben anvertraut hat? Hast du nie Gegenstände gekauft, von denen du wußtest, oder doch den starken Argwohn hattest, daß sie gestohlen seien? Das gestohlene Gut, hast du es immerhin käuflich an dich gebracht, du mußt es von jenem Augenblicke an zurückgeben, wo du erfährst, daß es entwendet ist, und zwar ohne den von dir ausgelegten Kaufpreis fordern zu können. — Hast du nie einen Fund verheimlichet, und die gefundene Sache dir zugeeignet? Es ist eine Art Diebstahl, den gefundenen Gegenstand nicht alsogleich an den Eigenthümer zurückzustellen. Und du darfst nicht warten, bis dieser zu dir kömmt, sondern du bist verpflichtet, ihn ausfindig zu machen. Und nur wenn sich kein Eigenthümer

findet, magst du die gefundene Sache dir zueignen; bei einiger Uneigennützigkeit aber würdest du wenigstens mit den Armen theilen. — Bist du endlich im Schuldenbezahlen nicht saumselig? Machtest du vielleicht die Schulden schon in der Absicht, sie nicht mehr bezahlen zu wollen? Verschwendest du das, womit du deine Gläubiger befriedigen solltest? Vertröstest du sie in eitlen Hoffnungen von Zeit zu Zeit und fügest du ihnen vielleicht dadurch neuen Schaden zu? Hast du ihnen vielleicht das lügenhafter Weise herausgelockt, und sündhaft durchgejagt, was jene sich im Schweiß ihres Angesichtes erworben, und was darauf berechnet war, sie und ihre Kinder in Tagen der Noth zu nähren und vor Mangel zu schützen?

Gegen das siebente Gebot sündigt man, wenn man zur Beschädigung seines Nächsten mitwirkt. Dieses kann auf doppelte Art geschehen, entweder durch eine Handlung, oder durch Unterlassung eines pflichtschuldigen Werkes, wodurch dem Nächsten ein Schaden zugeht. Demnach frage dich: Hast du als Vorgesetzter, als Hausvater, als Hausmutter deinen Untergebenen nie einen Befehl ertheilet, das Eigenthum des Nächsten zu verletzen, ihn zu bestehlen oder zu betrügen? Hast du nie Jemanden überredet, daß er eine dem Nächsten nachtheilige Handlung unternommen? Hast du ihm nie dazu Rath ertheilet? Hast du ihm nicht die Wege und Mittel gezeigt, wodurch er diese desto leichter ausüben konnte? Hast du vielleicht selbst bei der Beschädigung thätig mitgewirkt, indem du die geeignetste Zeit zu einer solchen Unthat ausgespäet; oder während sie verübt worden ist, Wache gehalten hast? Hast du den Dieben in deinem Hause verborgenen Aufenthalt gegeben? Hast du sie vor Nachforschungen der Obrigkeit gesichert? Oder hast du ihnen die gestohlenen Sachen aufbewahrt, sie ihnen verkauft, oder diese selbst käuflich an dich gebracht?

Eben so ungerecht ist es, wenn du mit Menschen, welche solcher Handlungen verdächtig sind, vertrauten Umgang hast, oder ihre Ungerechtigkeiten, welche dir bewußt sind, verheimlichest. Deßwegen erforsche dich: Hast du die dir bewußten Diebe und Betrüger bei der rechtmäßigen Obrigkeit angezeigt? Hast du deinen Nächsten vor solch gefährlichen Leuten gewarnt? Hast du, wo es deines Amtes war, solche dir zur Anzeige gekommenen Frevelthaten

gehörig untersucht, und nach Verdienst gestraft? Oder bist du gegen diese Leute nicht mit gehöriger Strenge verfahren? Hast du sie zu leicht behandelt, zu früh wieder entlassen? Hast du ihre Schritte nicht vorschriftsmäßig beobachtet, sie nicht unter gehörige Aufsicht gestellt, da doch großer Verdacht auf ihnen ruhte?

Gegen das siebente Gebot sündiget auch der, welcher den Schaden, den er Jemand zugefügt hat, nicht wieder ersetzen will. Frage dich, ob nicht noch seit vielen Jahren her ein ungerechtes Gut auf deiner Seele lastet, und wenn du es zurückgegeben, ob es in gehöriger Weise geschehen. Es muß nämlich dieselbe Sache im nämlichen Werthe zurückgestellt werden, welche du dem Nächsten entzogen hast. Wenn du dir ein neues Gewand unrechtlicher Weise beigelegt und es bereits durch vielfältigen Gebrauch abgenützt hast, so wirst du durch seine Zurückgabe nicht von deiner Schuld befreit. Du hast in allen Fällen, wo die entwendete Sache gar nicht mehr oder nur in merklich verschlechtertem Zustand vorhanden ist, den vollen Werth in Geld oder andern Dingen zu ersetzen. — Wenn du eine trächtige Kuh Jemanden davon getrieben und sie behalten hast, bis sie das Kalb gebracht, so hast du durch die bloße Zurückgabe der Kuh noch nicht vollen Ersatz geleistet, auch das Kalb ist gestohlenes Gut; denn die Sache sammt den Früchten muß dem Eigenthümer zurückgegeben werden. — Wenn du durch ungerechten Prozeß deinem Bruder ein Haus abgestritten, es fünf Jahre lang als dein Eigenthum bewohnt oder vermiethet und dafür während dieser Zeit tausend Gulden Miethzins eingenommen hast, so mußt du nicht bloß das Haus, sondern auch den erhaltenen Miethzins zurückgeben. Oder wenn du vor einigen Jahren eine gewisse Summe Geldes entwendet hast, so mußt du nicht nur dieses, sondern auch die Zinsen, welche der Eigenthümer in der Zwischenzeit erhalten hätte, zurückstellen; denn dem Eigenthümer ist auch der Schaden zu vergüten, welcher aus der Entbehrung seines Eigenthums ihm zugegangen ist. — Wenn du eine werthvolle Sache, welche du unrechtlicher Weise an dich gebracht hast, um die Hälfte des Preises verkaufst; so wirst du nicht durch die Zurückgabe des erhaltenen Kaufschillings, sondern erst durch Ersetzung des vollen Werthes des entwendeten Gegenstandes deiner Schuld

entlediget. Auch dann, wenn du ein fremdes Gut unrechtlich an dich bringest, und dir dieses von einem Dritten wiederum gestohlen wird, bist du zum Ersatz verpflichtet; denn du mußt auch für die Gefahr der geraubten Sache einstehen. Ja selbst für den Zufall haftest du. Hast du z. B. dem Nachbar ein Schaf genommen, und wird es in deinem Stalle vom Blitz erschlagen, so bist du dennoch zum Schadenersatz verbunden. — Ferner wenn du Jemanden an einem andern Ort ein Gut geraubt hast, so mußt du die entwendete Sache auf deine Kosten und deine Gefahr wiederum dem Eigenthümer zurückbringen lassen. Geht aber das zurückzusendende Gut auf dem Weg zu Grunde, so trifft dich der Schaden, und du bist zum neuen Ersatz verpflichtet. Endlich ist die entwendete Sache dem Eigenthümer oder dessen Erben zurückzustellen. Es ist keine Zurückerstattung, wenn du das entwendete Gut den Armen vertheilen, oder davon Messen lesen lassen, oder damit ein anderes wohlthätiges Werk ausüben wolltest. Nur wenn du den Eigenthümer oder dessen Erben nicht mehr ausfindig machen kannst, magst du es thun. Kannst du übrigens nicht Alles ersetzen, so mußt du es wenigstens theilweise thun, und wenn dir alles Vermögen fehlt, mußt du doch den Willen dazu haben. Armuth befreit dich daher nicht von der Pflicht der Zurückstattung; sie schiebt die Ersatzpflicht nur auf, hebt sie aber nicht auf. Frage dich, mein Christ, ob dir in allen diesen Dingen dein Gewissen keine Vorwürfe macht?

Endlich frage dich im siebenten Gebote noch insbesonders, ob du etwa gottgeweihte Gegenstände entwendet hast? Ob du aus Kirchen oder von heiligen Orten jenes geraubt hast, welches den Gläubigen ein besonderer Gegenstand der Verehrung gewesen? Ob du gar mit Gewalt in diese Heiligthümer eingedrungen, und das Heiligste selbst geschändet und entweiht hast? Hast du nicht auch solche Frevel verübt, welche im gemeinen Leben oft für völlig erlaubt gehalten werden? Wisse auch Wildpretschützen sind Diebe; und sollte dir die Obrigkeit selbst das gestohlene Wild abkaufen, dein Unrecht wird dadurch nicht geringer, sondern diese nimmt mit Antheil an deinem Verbrechen. Deßgleichen sind Schwärzer, Schleichhändler, Waldfrevler und ähnliche Leute des Diebstahles schuldig, und um so größer ist ihr Unrecht, weil sie dabei gar

häufig des schnöden Gewinnes wegen selbst mehre Menschenleben einer augenscheinlichen Gefahr aussetzen.

Frage dich ferner: Hast du deine Hand nicht aus Geiz vor Nothleidenden verschlossen? Wer mit zeitlichen Gütern gesegnet ist, und dem Dürftigen nichts mittheilt, begehet ebenfalls eine Ungerechtigkeit: er hält gleichsam das fremde Eigenthum zurück; denn Gott gab ihm den Reichthum in der Absicht, daß er an seiner Statt damit die Thränen der Armuth trockne. Auch der, welcher bettelt, ohne es zu bedürfen, sündiget, weil er dem Dürftigen die Gabe raubt.

Wir sind in diesem Gebote noch nicht zu Ende; denn die Wege der Ungerechtigkeit sind viel. Hast du deine Abgaben redlich bezahlt; hast du nicht falsches Geld in Umlauf gesetzt, nicht falsche Wechselbriefe ausgegeben? Hast du dir in einer Streitsache nicht die Gunst des Richters erkauft? Hast du als Beamter bei Besetzung der Stellen nicht vielmehr auf Freundschaft und Empfehlung, als auf Verdienste und Würdigkeit Rücksicht genommen?

Hast du als Familienvater nicht durch unmäßigen Trunk, durch Spielsucht oder Müssiggang den Deinen geschadet? — Hausfrau, hängst du nicht zu viel an die Hoffart, verwendest du nicht zu viel auf Gesellschaften? — Hausherr, hast du als Vormund oder in Verwaltung von Gemeindeämtern Niemanden geschadet? Hast du bei Vertheilung einer gemeinschaftlichen Erbschaft Niemand verkürzt? Hast du ein rechtmäßiges Testament nicht unterdrückt? Hast du den letzten Willen deiner Angehörigen erfüllet? Hast du durch Drohungen nichts erpreßt? Hast du die Schwachsinnigkeit deines Nächsten nicht zu deinem Vortheile mißbraucht? Hast du ihn nicht dazu überredet, daß er dir unmäßige Geschenke machte? Hast du deinen Mitbruder vor Schaden behütet, wo du es konntest? Hast du Niemand um sein Amt oder um seinen Dienst gebracht? — So vielfach und mannigfaltig sind die Sünden gegen das siebente Gebot, und vielleicht findet ein Anderer noch manche Fälle, die hier trotz der großen Umständlichkeit nicht in Anregung gekommen sind.

8) Du sollst kein falsches Zeugniß geben. Dieses Gebot untersagt: Falsches Zeugniß, Lüge, Ehrabschneiden, Schmeichelei, freventlicher Argwohn, vermessenes Urtheil.

Denke nach und frage dein Gewissen: Hast du bei gerichtlichen Verhandlungen falsche Aussagen gethan? Hast du sie vielleicht gar durch einen Eid bekräftiget? Hast du dadurch deinem Nächsten Schaden zugefügt? Auch ohne Beschädigung deines Nächsten ist ein falsches Zeugniß schon eine schwere Sünde; im erstern Falle steigt nur das Unrecht noch höher. — Hast du dich etwa um Geld zu einem falschen Zeugniß verleiten lassen? Oder war es umgekehrt, und hast du falsche Zeugen gedungen? — Frage dich auch: Ob du falsche Urkunden ausgestellt, oder Briefe und Schriften verfälscht hast; frage dich, ob du wahre Urkunden zum Schaden eines Andern verheimlichet oder gar vernichtet hast; frage dich und vergiß es nicht, ob du dich geweigert hast, der Wahrheit öffentliches Zeugniß zu geben, wo du es schuldig warst, und ob du überhaupts etwas zur Verheimlichung der wahren Sachlage einer That beigetragen hast.

Hast du gelogen? Oder ist dir das Lügen gar schon zur Gewohnheit geworden? Hast du durch dein Lügen auch Jemanden einen Schaden zugefügt? Hast du vielleicht auch in der Beicht gelogen? Oder hast du anvertraute Geheimnisse entdeckt? Briefe aufgefangen, aufgebrochen und gelesen? Hast du Zeugnisse und Siegel verfälscht?

Hast du nicht Jemanden die Ehre abgeschnitten? Hast du deinem Nächsten Verbrechen angedichtet, welche er nicht begangen? Hast du seine geheimen Fehler ohne Noth bekannt gemacht, oder die schon bekannten vergrößert?

Hast du dich nicht des Lasters der Ohrenbläserei schuldig gemacht, d. h. ohne Noth ausgesagt, was ein Mensch gegen einen andern geredet, und dadurch vielleicht große Uneinigkeit veranlaßt? Hast du nicht schriftlich verleumdet? Nicht Schmähschriften, sogenannte Pasquille, verfaßt oder verbreitet, insbesonders nicht auf geistliche oder weltliche Obrigkeiten? Hast du auf Niemanden Spottlieder gedichtet oder ärgerliche Bilder (Carikaturen) gemacht? Was hatte deine Verleumdung für Folgen? Hast du durch übles Nachreden einen Dienstboten um seinen Dienst gebracht, oder einen Handwerksmann um seine Arbeit? Hast du diese Folgen vorausgesehen? Hast du sie wieder gut gemacht?

Hast du dich der schändlichen Sünde der Schmeichelei nicht

schuldig gemacht? Hast du dich nicht absichtlich verstellt? Hast du Niemanden Lob gespendet, wo du ihn hättest tadeln sollen? Hast du niemals in der Absicht, um zu gefallen, das Laster gut geheißen, oder doch kaum lobenswerthe Handlungen als Wunder der Heiligkeit dargestellt?

Hast du auf Niemanden einen grundlosen Verdacht gehabt? Hast du diesen auch Andern mitgetheilt? Hast du da, wo dir eine Sache abging, den nächst Besten des Diebstahls bezüchtiget, oder wo dir ein Schaden zugefügt worden, einen Unschuldigen für den Thäter gehalten? Hast du die Handlungen des Nächsten falsch ausgelegt, ihm unlautere Absichten untergeschoben? Hast du seinen guten Ruf durch doppelsinnige Reden, durch bedenkliche Mienen, durch ein zweideutiges Aber verdächtiget? Hast du nicht solchen Reden wohlgefällig beigestimmt?

9) Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hausfrau. Dieses Gebot dringt auf Reinheit der Gedanken und verbietet jede Lüsternheit des Fleisches. — Frage dich, hast du nicht Wohlgefallen an unreinen Gedanken gehabt? Hast du dich nicht freiwillig dabei aufgehalten? Hast du dir längst begangene Sünden gegen dieses Gebot nicht in Gedanken vergegenwärtiget, und durch die Erinnerung sie gleichsam wiederholt begangen? Hast du nicht selbst solche Gedanken in dir hervorgerufen, oder doch Solches gethan, wodurch sie erwachen mußten, vielleicht durch Anschauen unanständiger Bilder und Statuen, durch Lesung unsittlicher Bücher, durch Schauspiele, Tänze u. dgl. — Ehemann, hast du nie lüsterne Blicke auf ein fremdes Weib geworfen?

10) Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. Dieses Gebot verbietet jedes sündhafte Verlangen nach fremdem Eigenthume, und eben deßwegen auch Neid, Mißgunst und Unzufriedenheit über das Glück eines Andern. — Hast du hierin nicht gesündiget? Hast du nicht auf ungerechte Weise nach dem Eigenthum deines Nächsten getrachtet? Ihm nicht durch Lügen und Schwänke eine Sache abgeschwätzt? Freuest du dich über das Glück deiner Mitmenschen, oder wirst du darüber betrübt? Vergönnest du einem Jeden sein Glück und seine Freude, oder willst du allein Alles selbst haben und genießen.

II. Die fünf Gebote der christlichen Kirche.

Die Gebote, welche die katholische Kirche ihren Gläubigen zu halten vorschreibt, heißen:

1) Du sollst die gebotenen Feiertage halten,

2) Du sollst die heilige Messe an Sonn- und Feiertagen mit gebührender Andacht hören.

Diese beiden Vorschriften fallen mit dem dritten Gebote Gottes zusammen; aber das

3) heißt: Du sollst die vierzigtägige Fasten, die vier Quatember und andere gebotenen Fasttage halten, auch am Freitag und Samstag dich des Fleischessens enthalten. Hast du dieses Gebot seinem ganzen Umfange nach gehalten? Hast du nie an den verbotenen Tagen muthwilliger Weise Fleisch gegessen? Hast du nicht auch deine Untergebenen dazu verleitet? Herrschaften, seid ihr nicht euern Dienstboten Ursache zu dieser Sünde? Euer ist die Sünde; denn den Dienstboten bleibt keine Wahl übrig. Gastwirthe, habt ihr euere Gäste an Fasttagen immer mit Fastenspeisen bedient, wenigstens solche, welche nicht eigens Fleisch verlangt haben? — Hast du nie mit Tadel und Verachtung vom Fastengebote gesprochen? Hast du dir an den vorgeschriebenen Tagen einen Abbruch im Essen und Trinken gethan? Bist du besonders in der Fasten mäßig gewesen, oder hast du diese Tage in deiner gewöhnlichen Ueppigkeit und Schwelgerei hingebracht?

4) Du sollst jährlich zum wenigsten einmal deinem verordneten Priester beichten, und um die österliche Zeit das heilige Sakrament des Altars empfangen. — Wie oft beichtest du im Jahre? Ein einziges Mal ist die äußerste Grenze und ein Zeichen großer Lauheit. Hast du nie gottesräuberisch gebeichtet? Hast du auch unwürdig kommunicirt? Bedenke die Größe einer solchen Sünde. Wie hast du deine Beicht- und Kommuniontage zugebracht? Bist du vielleicht Nachmittags schon wieder den alten Sünden und verführerischen Gelegenheiten nachgelaufen?

5) Du sollst zur verbotenen Zeit keine Hochzeit halten. — Diese verbotenen Zeiten sind die Fasten und der Ad-

vent, oder überhaupts alle Buß= und Bettage. Erforsche dich, ob du an denselben den lärmenden Lustbarkeiten, als den Tänzen, Spielen und ähnlichen Ergötzungen beigewohnt hast.

III. Die sieben Todsünden.

1) Hoffart. Hast du dich eitler Dinge wegen gerühmt, indem du auf die Schönheit deiner Leibesgestalt, auf die Vorzüge deiner Person, deine Reichthümer, deine Aemter und Würden, deine Geschicklichkeit, deine Kleider, deine Dienerschaft und andere dergleichen Dinge, die von geringem Belang sind, stolz warest? Bist du auf Dinge stolz gewesen, die an und für sich gut sind, auf deine Tugend, Frömmigkeit und Weisheit? — Hast du dich für besser, frömmer und tugendhafter gehalten, als Andere sind, und in deinen vermeinten Vorzügen Andere verachtet? Hast du dich vielleicht gar solcher Dinge gerühmt, die an und für sich böse sind, z. B. deßwegen, weil du dich wegen zugefügter Beleidigungen an Andern gerächt, weil du sie verhöhnt und verachtet hast? Hast du in deinen Handlungen nur die Ehre und das Lob der Menschen gesucht? Hast du dich Anderer, besonders deiner Angehörigen, ihres niedrigen Standes wegen geschämt? Hast du Andere mit Geringschätzung behandelt, sie herabgesetzt und verachtet?

2) Geiz. Hängt dein Herz an den Reichthümern? Liebst du sie leidenschaftlich? Achtest du sie höher als deinen Gott? Denkst du nur darauf, Gewinn zu machen und deine Schätze zu mehren? Ist dir jedes noch so schlechte Mittel für diesen Zweck gut genug? Hast du Niemanden den Tod gewünscht, um zu dessen Erbschaft zu gelangen, oder sonst einen Vortheil daraus zu ziehen? — Oder verfielst du in die entgegengesetzte Sünde? Warst du verschwenderisch? Hast du dein Geld auf Putz, Wohlleben, Unterhaltungen und Spiele verwendet? Hast du die sogenannten Hazard= oder Glücksspiele oder auch die Lotterie leidenschaftlich geliebt?

3) Unkeuschheit — darüber war beim sechsten Gebote Gottes die Rede.

4) Neid. Hast du nie in deinem Herzen darüber einen geheimen Groll gehabt, weil ein Anderer klüger oder reicher war, weil er mehr Verstand und Geschicklichkeit besaß, weil er dir vorgezogen wurde, oder vielleicht gar deßwegen, weil er frömmer und

tugendhafter war? Hast du dich gefreut, wenn einem Andern ein Schaden oder ein Unglück begegnet ist? Oder warst du bei seiner Freude und seinem Glücke traurig und mißvergnügt? Hast du aus Neid Böses von deinem Nächsten ausgestreuet, in der Hoffnung, ihn dadurch seiner Ehre und seines Ansehens zu berauben?

5) Fraß und Völlerei. Warst du unmäßig im Essen und Trinken? Bist du ein Säufer, ein Trunkenbold? Hast du dich bis zur völligen Verstandeslosigkeit betrunken? Hast du im Zustande deiner Trunkenheit auch Aergerniß gegeben? Hast du als Familienvater dadurch deiner Gattin Verdruß und Kummer gemacht? Hast du durch dieses Laster deiner Familie Schaden zugefügt, deinen Wohlstand zerrüttet und dein häusliches Glück zerstört? Hast du im Zustand der Trunkenheit auch noch andere Sünden begangen? Vielleicht anvertraute Geheimnisse verrathen; gottlästerische oder sittenlose Gespräche geführt, dir ungebührende Scherze erlaubt? Vielleicht hast du dir Zänkereien zu Schulden kommen lassen, oder dich in Raufhändel verwickelt; vielleicht hast du auch Unzüchtigkeiten getrieben. — Hast du nicht auch Andere zum unmäßigen Trinken verleitet? Hast du Freude daran gehabt, sie berauschen zu können, und hast du ihnen auf deine Kosten Getränke reichen lassen? — Hast du nicht zu kostbare und leckerhafte Speisen gesucht und dadurch zum Nachtheile deiner Familie viel Geld verschwendet?

6) Zorn. Bist du jähzornig und gleich empfindlich? — Hast du im Zorn dich so weit vergessen, daß du wider dich selbst gewüthet und dir Leides gethan, daß du dich verwünscht und verflucht hast? — Hast du im Zorn deinen Nächsten verwunscht und verflucht? Hast du Schmähungen gegen ihn ausgestoßen, ihm Schimpfnamen gegeben? Hast du deinen Zorn thätlich an ihm ausgelassen? Hast du im Zorne Jemand beleidiget oder gar mißhandelt? Hast du im Zorne gescholten und Gott gelästert? Hast du in einem solchen Zustande vielleicht auch das Vieh gequält?

7) Trägheit. Bist du nachläßig in Erfüllung deiner Pflichten und in Vollbringung des Guten überhaupts? Sind geringe Hindernisse hinreichend, um deine besten Absichten zu vereiteln? Bist du im Gebete, in Besuchung der Kirche, in Lesung guter Bücher, in Anhörung des göttlichen Wortes, im Empfang der

heiligen Sakramente und in andern guten Werken nicht fahrlässig? Verrichtest du dein Morgen- und Abendgebet täglich? Auch zu andern gewissen Zeiten, wenn man mit der Glocke das Zeichen gibt, z. B. beim sogenannten englischen Gruß u. s. w. betet der katholische Christ mit entblößtem Haupte. Thust du es? Verwendest du zu viel Zeit auf das Spiel, die Ergötzlichkeiten oder das Besuchabstatten, auf eitle Gedanken, müßige Plaudereien, auf leere Tändeleien, auf Putz und Schmuck, und schadest du dadurch deinem Hauswesen? Liebst du überhaupts den Müssiggang? Gibst du dich einem trägen, thatenlosen Leben hin? Schläfst du länger als nöthig ist? — Hast du lange Zeit im Zustande einer Todsünde gelebt, lange Zeit einer bösen Gewohnheit gehuldiget, und deine Besserung von Tag zu Tag hinausgeschoben?

IV. Die Sünden in den heiligen Geist.

Ihrer sind sechs; sie heißen:

1) Vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen.
2) An der göttlichen Gnade verzweifeln.
3) Der erkannten christlichen Wahrheit widerstreben.
4) Seinen Bruder um der göttlichen Gnade willen beneiden.
5) Wider heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben.
6) In der Unbußfertigkeit vorsätzlich verharren.

Frage dich bezüglich dieser Sünden: Hast du vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit gesündiget? Hast du gesagt: Ich brauche nur zu beichten, und dann verzeiht mir Gott wieder? Hast du deine Buße verschoben und dabei die Worte gebraucht: Es ist noch Zeit genug zur Buße; jetzt bin ich jung, und muß das Leben genießen; komme ich einmal auf die Jahre, so werde ich zum Kreuz kriechen? — Oder hast du alle Hoffnung aufgegeben, und dich deiner großen und schweren Sünden wegen schwarzer Verzweiflung überliefert, indem du ausriefest: Es hilft nichts mehr; meine Sünden sind zu groß, als daß sie mir Gott verzeihen könnte? — Hast du fromme Personen verspottet; sie als Betschwestern oder Betbrüder verachtet? Kannst du das öftere Beichten und Kommuniciren der Frommen nicht leiden? Bist du ein Feind ihrer Gebete oder sonstigen Andachtsübungen? Hast du die heilsamen Ermahnungen deiner Eltern und des Beichtvaters verachtet? Hast du dich nach

der Beicht in gar Nichts gebessert? Bringst du immer wieder die alten Sünden in den Beichtstuhl? Spottest du über die Predigten oder die christlichen Lehren überhaupts? —

V. Die himmelschreienden Sünden.

Sie heißen:

1) Vorsätzlicher Todtschlag.

2) Die stumme oder sodomitische Sünde, welche die Einwohner Sodoma's begingen und so häßlich ist, daß sie vor keuschen Ohren gar nicht genannt werden darf.

3) Unterdrückung der Armen, Wittwen und Waisen.

4) Aufhaltung oder gänzliche Entziehung des verdienten Lohnes.

Auch hier erforsche dich, ob du keine der genannten Sünden begangen hast? Frage dich, ob du nie mit Mordanschlägen schwanger gegangen bist; ob du dich nicht widernatürlicher Sünden gegen das sechste Gebot schuldig gemacht, deinen eigenen Leib mißbraucht, mit Verleugnung des Geschlechtes den Lüsten gefröhnet, oder dich gar bis zum Thiere herabgelassen hast. Frage dich, ob du die Armen niemals gedrückt, die Wittwen nie um ihr Eigenthum gebracht; den Waisen keinen Schaden zugefügt hast. Frage dich, ob du deinen Dienstboten den bedungenen Lohn nicht unter Ersinnung von allerlei Vorwänden aufgehalten, denselben ihnen geschmälert, oder gar abgeleugnet und gänzlich entzogen hast.

VI. Die fremden Sünden.

Dahin gehören:

1) Zur Sünde rathen,

2) Andere sündigen heißen,

3) in ihre Sünde einwilligen,

4) sie zur Sünde anreizen,

5) ihre Sünden loben,

6) dazu stillschweigen,

7) dieselben übersehen,

8) daran Theil nehmen,

9) sie vertheidigen.

Hier hast du dich zu fragen: ob du Andern zu irgend einer Sünde einen Rath ertheilet, oder ob du ihnen die Wege gezeigt,

und die Mittel in die Hände gegeben hast, auf welchen und durch welche sie ihre böse Absicht um so leichter ausführen konnten; ob du Andern zur Vollbringung irgend einer Sünde einen Befehl ertheilt hast, was besonders die Eltern hinsichtlich der Kinder oder die Herrschaften in Bezug auf die Dienstboten so häufig thun; ob du Jemanden zum Zorn, zum Schelten und Fluchen oder andern bösen Dingen angereizt hast; ob du fremde Sünden gelobt und ihnen deinen Beifall gegeben; ob du sie in Schutz genommen, vertheidiget oder dich gar bemühet hast, sie als Tugenden darzustellen; ob du als Vorgesetzter deinen Untergebenen zu viel erlaubt und nachgesehen hast, wie sündhafte Bekanntschaften, nächtliches Ausbleiben u. s. w.; ob du zu fremden Sünden stillgeschwiegen oder sie übersehen hast. Dienstbote, du weißt oft, daß es hinter dem Rücken deiner Herrschaft nicht recht zugehet; daß jemand Unrechter des Nachts im Hause ist, oder Eines aussteigt: hast du dabei stillgeschwiegen? Hausvater, du weißt oft von den Betrügereien und Ungerechtigkeiten, welcher sich dein Nachbar schuldig macht: warum versäumst du die Anzeige am gehörigen Ort? Du gibst manchmal auch liederlichen Leuten in deinem Hause Unterschleif. Hausfrau, hast du niemals einer Person von zweideutigem Rufe unter dem Vorwande, sie sei bei dir Magd, in der Schlechtigkeit Vorschub gethan?

VII. Die leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit.

a) Leibliche Werke der Barmherzigkeit.

1) Die Hungrigen speisen,
2) die Durstigen tränken,
3) die Nackten bekleiden,
4) die Fremden beherbergen,
5) die Gefangenen trösten,
6) die Kranken besuchen,
7) die Todten begraben.

b) Geistliche Werke der Barmherzigkeit.

1) Die Sünder strafen,
2) die Unwissenden lehren,
3) den Zweifelnden recht rathen,
4) die Betrübten trösten,

5) das Unrecht geduldig leiden,
6) denen, die uns beleidigen, gerne verzeihen,
7) für die Lebendigen und Todten Gott bitten.

Hast du dich der Armen angenommen? Hast du ihnen nach Verhältniß deines Vermögens gerne gegeben? Oder ließest du dich erst lange bitten? Gabst du dein Almosen mit Murren und unter bittern Vorwürfen? Oder thatst du es öffentlich, um von Andern gelobt zu werden? Hast du den heimathlosen Fremdling hartherzig von deiner Thüre hinweggetrieben? Ließest du die Kranken ohne Pflege schmachten? Hast du bei Leichenbegängnissen deine Pflicht erfüllt, und für die Seelenruhe der Heimgegangenen zu Gott gebetet, oder gabst du durch dein unanständiges Betragen nur Aergerniß?

Hast du als Vorgesetzter die Uebertretungen deiner Untergebenen nach Gebühr geahndet und gestraft? Hast du mit Unverständigen Nachsicht gehabt, ihnen ihren Irrthum auf liebevolle Weise genommen, ihre Zweifel ihnen gelöset? Hast du sie in der Unwissenheit belehrt, im Irrthum ihnen die Wahrheit gezeigt, in der Unschlüssigkeit ihnen einen heilsamen Rath ertheilt, in Schmerz und der Betrübniß ihre Wunden ihnen zu lindern gesucht? Hast du bei unverschuldeten Leiden die Geduld bewahrt? Hast du deinen Feinden bereitwillig verziehen, oder hast du auf eine Gelegenheit gelauert, dich an ihnen zu rächen? Warst du in deinem Gebete derjenigen eingedenk, für welche zu beten du die Pflicht auf dir hast? Vergassest du besonders deine verstorbenen Eltern und Wohlthäter nicht? Betetest du auch für geistliche und weltliche Obrigkeit, wie es der heilige Apostel Paulus vorschreibt?

VIII. Besondere Standespflichten?

Ein jeder Stand bringt seine eigenen Pflichten mit sich; je nachdem du einem solchen angehörst, so erforsche dich:

Eltern, Kinder, Herrschaften, Dienstboten, Obrigkeiten und Untergebene antworten sich auf die schon im vierten Gebot Gottes gestellten Fragen.

Bist du verheirathet, so erwäge, ob du in einer mit Gutheißung der Kirche geschlossenen Ehe lebst; ob du den Ehestand nicht mißbraucht, oder gar gebrochen, ob du nie die christliche Ehrbarkeit verletzt hast; ob du im Frieden und Eintracht lebst. Als Ehemann

insbesonders erforsche dich, ob du deine Gattin liebevoll behandelt, ihr keine kränkenden Vorwürfe gegeben hast? Die Ehefrau frage sich, ob sie ihrem Manne in allen erlaubten Dingen unterthan gewesen; ob sie nicht unnütze Ausgaben gemacht und dadurch das Hauswesen zerrüttet, ob sie nicht zu viel an die Hoffart gehängt, leidenschaftlich Lotto rc. gespielt, dem Vergnügen zu sehr nachgegangen ist. Auch vergessen beide nicht, wie sie sich gegen ihre Schwiegereltern benommen, ob sie ihnen das Ausbedungene gereicht und in Frieden mit ihnen gelebt haben.

Handelsleute und Handwerker erforschen sich nach Anweisung des fünften Gebotes Gottes. Schenk- und Gastwirthe aber fragen sich noch insbesondere, ob sie nicht der Schlechtigkeit in ihren Häusern Vorschub gethan; ob sie nicht unmässigen Menschen bis zu ihrer völligen Berauschung Getränke gegeben; ob sie keine verbotenen Spiele erlaubt, keine sittengefährliche Musik und Tänze veranstaltet haben.

Die Reichen sollen sich fragen, ob sie ihren Reichthum nach den Absichten Gottes angewendet, oder ob sie einen verkehrten Gebrauch davon gemacht; ob sie Gott dafür dankbar gewesen, oder ob ihnen der Ueberfluß nur eine Gelegenheit zu desto größern und zahlreichern Uebertretungen der göttlichen Gebote geworden ist. Sie sollen sich fragen, ob sie mit ganzem Herzen an ihrem Mammon hingen, darüber die Sorge für das Ewige versäumten, und ihre Seele vernachläßigten; ob sie selbst mit Ausübungen von Ungerechtigkeiten ihre zeitlichen Besitzthümer vermehrt, ob sie dem Nothleidenden jeden Antheil daran versagt haben. Sie sollen sich fragen, ob sie ihre zeitlichen Güter nicht verschwendet, oder auf eine sündhafte Weise durchgebracht haben.

Die Armen sollen untersuchen, ob sie ihre Dürftigkeit mit Geduld und Ergebung in Gottes heiligen Willen getragen; ob sie nicht gegen Gottes Einrichtungen gemurrt, Wohlhabende nicht beneidet, ihnen heimlich nichts entzogen, und sich dabei gedacht haben, den Reichen schadet es nicht, — sie empfinden diese Kleinigkeit gar nicht, — sie lassen es auf eine andere Weise den Hunderten nach zu Grunde gehen.

Warst du einmal krank, so vergesse es nicht, dich zu fragen, wie du dich in deiner Krankheit benommen hast. Warst du viel-

leicht ungeduldig? Hast du gegen Gott gemurrt, daß er dir das Uebel so lange nicht abnehmen oder die Schmerzen nicht lindern wolle? Hast du in deinem Unverstande nicht geklagt: Gerade ich muß immer krank sein; — es ist, als ob unser Herr Gott niemand Andern mehr wüßte, weil er gerade nur zu mir immer den Weg findet; — ich weiß nicht, wodurch ich so viel Leiden verdient habe; — Andere, die doch auf ihre Gesundheit so wild losstürmen, sind oft das ganze Jahr gesund, — ich dürfte wohl gesund sein, ich wäre dennoch armselig genug! — Frage dich auch, hast du in deiner Krankheit den Vorschriften des Arztes Folge geleistet, oder hast du seine Hilfe eigensinnig von dir gewiesen? Hast du keine abergläubischen Mittel angewendet? Hast du vielleicht gar deine Krankheit der Verzauberung zugeschrieben? — cf. Meine Schrift: Osterei u. s. w. bei Lentner in München.

Artikel LXXXVIII.

Gewohnheit (namentlich böse).

1. Begriff.

Die Gewohnheit überhaupts ist eine durch wiederholte Handlungen erlangte Fertigkeit, etwas zu thun. Je nachdem diese Fertigkeit im Guten oder Bösen besteht, ist die Gewohnheit selbst entweder eine gute oder böse.

Da der Mensch von Natur aus einen Hang zum Bösen hat, so wird ihm die Sünde am leichtesten zur Gewohnheit. Wer an etwas Böses sich einmal gewohnt hat, der wird oft mit unwiderstehlicher Gewalt dazu hingerissen. Jede Gelegenheit, jede Versuchung bringt ihn zum Falle. Daher häuft ein Solcher auch seine Sünden ungemein. Man kann von ihm sagen: Er trinkt die Sünde wie Wasser.

Auf daß etwas für eine Gewohnheit gelte, kömmt es nicht immer auf die Zahl der wiederholten Handlungen an. So muß man nach dem heiligen Liguori den schon für einen Gewohnheits-

sünder halten, der das Jahr hindurch monatlich nur einmal Unkeuschheit treibt. Derselbe sagt auch, daß in Bezug auf äußere Sünden, wenn einige Unterbrechung zwischen denselben stattfindet, fünf Mal im Monate schon eine böse Gewohnheit genannt werden müsse, und in Bezug auf fornicatio, sodomia und bestialitas kann eine weit geringere Zahl bereits eine Gewohnheit bilden.

2. Stellen aus der heiligen Schrift.

Wenn ein Mohr seine Haut verändern kann oder ein Pardel seine Flecken, so könnet auch ihr Gutes thun, die ihr an das Böse gewohnt seid. Jerem. 13, 23.

Der Jüngling wird, wenn er auch alt geworden ist, von seinem gewohnten Wege nicht abweichen. Sprüchw. 22, 6.

Es ist dem Manne gut, wenn er von Jugend auf das Joch getragen hat. Klagl. 3, 27.

Mit der Zeit nahm die gottlose Sitte überhand, und der Irrthum wurde wie ein Gesetz beobachtet. Weish. 14, 16.

Ein Mensch, der an Schimpfen gewöhnt ist, wird all sein Leben lang nicht gesittet werden. Ekkli. 23, 20.

Verstricke dich nicht zweimal in eine Sünde; denn die erste wird dir schon nicht ungestraft hingehen. Ebendas. 7, 8.

3. Aussprüche der heiligen Väter.

Ein fester Entschluß und die Uebung können auch die schwersten Dinge, ja daß ich noch mehr sage, auch diejenigen Dinge, welche fast unmöglich scheinen, leicht und möglich machen. Kann ein Mensch, der Lust dazu hat, und sich unablässig übt, sich die Geschicklichkeit erwerben, unter einer großen Last auf einem gespannten Seile von der einen Seite der Schaubühne zur andern gehen: wie sollten denn diejenigen, die sich fest vorgenommen haben, ihr böses Herz zu besiegen und einen tugendhaften Wandel zu führen, durch einen beständigen Fleiß nicht zu ihrem Zwecke gelangen? Und entehren nicht diejenigen fast mehr den Schöpfer der vernünftigen Seelen, als das Geschöpf, die vorgeben, daß der Mensch zwar geschickt sei, sich an dergleichen schwere und doch unnütze Dinge zu gewöhnen; allein ungeschickt, die Sachen auszuführen, die zu seiner wahren Glückseligkeit nöthig sind. Origen. lib. 3. contr. Cels.

Es ist sehr lästig, und selbst den Thieren kaum erträglich, wenn sie von ihrer Gewohnheit abgezogen werden. St. Basil.

Die bösen Gewohnheiten fesseln den, der einmal von ihnen umstrickt ist, und werden täglich fester, so daß sie oft nur mit dem Leben des Sünders enden. St. Greg. l. 15. moral.

Die Gewohnheit zu besiegen, ist ein schwerer Kampf. Der heil. Augustin in Ps. 30.

Auch große und gräuliche Sünden, sind sie einmal zur Gewohnheit geworden, hält man entweder nur für Kleinigkeiten, oder für gar Nichts. Derselbe in Ench. c. 8.

Die Gewohnheit ist keine Entschuldigung. Denn warum schützt der Dieb nicht die Gewohnheit vor, und warum wird er, wenn er es thäte, doch nicht von der Strafe befreit? St. Chrysost. hom. 20. ad popul.

Man sagt, eine Gewohnheit sei schwer auszurotten. Dieses weiß ich ebenfalls. Weil aber die Tyrannei der Gewohnheit so groß ist, so trage sie (die böse) auf eine andere (gute) Gewohnheit über. Derselbe.

Eine alte Gewohnheit verläßt man schwer. Nachfolge Christi lib. 1. c. 14.

Eine eingefleischte Gewohnheit widerstreitet; aber durch eine bessere Gewohnheit wird sie überwunden. Daselbst lib. 3. c. 5.

4. Geschichtliches.

In Frankreich lebte einstens, wie in der Geschichte des heiligen Bernard zu lesen ist, ein Adeliger, der dem Laster der Unkeuschheit aus langer Gewohnheit so sehr ergeben war, daß er sich nicht einmal einen Tag von dieser Sünde enthalten konnte. Der heilige Bernard ermahnte ihn oft, von diesem Laster sich loszureißen. Aber jener antwortete immer: Ich kann nicht. Da sprach der Heilige eines Tages zu ihm: Wenn du auch mit Gott nicht Frieden machen willst, so schließe wenigstens einen Waffenstillstand von drei Tagen, indem du dir vornimmst, diese kurze Zeit hindurch aus Liebe zu Gott von deiner Gewohnheitssünde dich rein zu erhalten. Auf diesen Vorschlag ging er ein. Als nun die drei Tage vorüber waren, sprach der Heilige: „Jetzt enthalte dich abermals andere drei Tage aus Liebe zur seligsten Jungfrau Maria.“ Er

that auch dieses. Darnach sprach der Heilige zum dritten Male zu ihm: „Jetzt enthalte dich drei Tage aus Liebe zu allen Heiligen.“ Als er auch diese drei Tage enthaltsam zugebracht hatte, kam er zum heiligen Bernard zurück und sprach: Ich will nicht bloß einen Waffenstillstand, sondern einen ewigen Frieden mit Gott schließen. Von dieser Zeit an war dieser langjährige Sünder von seiner bösen Gewohnheit frei.

Ein Landmann hatte sich das unmässige Branntweintrinken zur Gewohnheit gemacht, so daß er sich fast täglich berauschte. Alle Ermahnungen waren vergeblich. Da sprach einmal sein Gewissensrath zu ihm: weil er denn das Branntweintrinken nicht lassen könne, so wolle er ihm wenigstens ein Mittel verrathen, wodurch dieses Getränk seine schädliche und berauschende Kraft verliere. Dieses bestehe darin, daß er den ersten Tag ein Kieselsteinchen in sein Branntweinglas thue, den zweiten zwei, und so fort täglich um eines mehr; fahre er damit fort, so werde ihm der Brandtwein nicht mehr schaden. Der Landmann ließ sich diesen Rath gefallen, und gewöhnte sich, da er täglich wegen der hineingeworfenen Steinchen ein geringeres Maß Branntwein verzehrte, zuletzt das Trinken desselben gänzlich ab.

Veit erzählt in seinem Homilienkranze folgende Anekdote, woraus erhellet, wie der Gewohnheitssünder immer seine Ausflüchte in Bereitschaft hat. Eine leichtsinnige Frau war eine starke Weintrinkerin und pflegte den vollen Becher jedesmal mit einem Zuge bis auf den Grund zu leeren. Ihr Mann warf ihr oft ihre Unmässigkeit vor; allein sie wußte immer sich zu beschönigen. Du weißt wohl, sprach sie, daß auf dem Grunde des Bechers ein sehr schöner Engel gravirt ist; nun kann ich es mir nicht versagen, den Becher nicht ganz zu leeren, weil ich sonst des schönen Engels nicht ansichtig würde. Der Mann glaubte ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, er ließ nämlich den Engel ausglätten, und dafür das Bild eines häßlichen Dämon eingraben; die Frau fuhr jedoch fort, den Becher zu leeren, wie zuvor. Als ihr Mann sie darüber zur Rede stellte, was sie denn jetzt bewegen könnte, den früheren Gebrauch zu bewahren, da ein so häßliches Bild vielmehr abschrecken sollte, erwiderte sie bloß: Lieber Mann, es ist mein Grundsatz, dem Teufel keinen Tropfen übrig zu lassen.

Der Abt Dorotheus erzählte einmal seinen Mönchen nachfolgende Geschichte. Vernehmet, Brüder, sprach er, die Macht der bösen Gewohnheit. Einmal kam ein Bruder zu mir, und sprach: Ich bitte dich, Vater, verzeihe mir, und bete für mich; denn ich entwende verschiedene Eßwaaren, und verzehre sie heimlich. Ich sprach zu ihm: Warum thust du das? Bist du vielleicht hungrig? Er antwortete: Ja freilich; denn was wir beim gemeinschaftlichen Tische erhalten, ist mir zu wenig, meinen Hunger zu stillen. Ich führte hierauf diesen Bruder zum Speisemeister und sprach: So oft immer dieser Bruder zu dir kömmt, so gib ihm zu essen, so viel als er nur immer wünscht. Dieser that, wie ihm befohlen war. Aber nach einigen Tagen kam der Bruder wieder zu mir, und sprach: Vergib, mein Vater, ich habe wieder gestohlen. Ich fragte ihn: Warum thust du dieses? Versagt dir vielleicht der Speisemeister etwas, wenn du ihn darum bittest? Nicht im Geringsten, antwortete er, sondern er gibt mir Alles, was ich verlange; aber ich schäme mich, etwas zu begehren. Alsdann sagte ich zu ihm: Schämst du dich auch, von mir etwas zu verlangen? Nicht im mindesten, antwortete der Bruder. So komm, sprach ich weiter, zu mir, so oft du ein Bedürfniß fühlest, und ich will dir ungebeten Alles geben. Allein nach einiger Zeit kam er wieder ganz traurig und sprach: Vater, ich stehle noch. Warum, fragte ich ganz verwundert, stiehlst du denn abermals? Versage ich dir denn etwas von dem, was du immer wünschest? Jener erwiderte unter Thränen: Vater, verzeihe mir, ich weiß selbst nicht, warum ich stehle; ich kann nicht anders. Und in der That, so war es. Jener wußte nicht, warum er stahl; denn Alles, was er heimlicher Weise genommen, bewahrte er theils unter seinem Bette, theils an andern Orten auf, und als er nicht mehr wußte, was er damit anfangen sollte, gab er es dem Esel zu fressen. Sehet hier, welch ein Unglück es ist, eingefleischte und zum Hang gewordene böse Gewohnheiten an sich zu haben.

5. Gleichnisse und Bilder.

Wie eingewurzelte Krankheiten des Leibes nur mit vieler Mühe geheilt werden, so legt man auch Sünden, die einmal zur Gewohnheit geworden sind, nur mit der größten Anstrengung ab.

Wie ein Knabe, der an einem Faden einen Vogel gefangen hält, diesen manchmal ein wenig auffliegen läßt, aber sogleich den Faden wieder anzieht und ihn zurückzieht, und so sein Spiel mit ihm treibt; so hält der Teufel die Menschen am Stricke der Gewohnheit gefesselt, manchmal gibt er sie ein wenig frei, aber sogleich zieht er die Fesseln wieder schroffer an, und treibt sein Spiel mit diesen Unglücklichen.

Wie schwer ist ein alter Rost hinwegzubringen! Noch schwerer ist es, eine Gewohnheitssünde hinwegzuschaffen.

Die Gewohnheit ist ein enges Kleid; man zieht es schwer an, und bringt es nur mit Mühe herunter.

6. Sprüche und Grundsätze.

Consuetudo est altera natura, d. h.:
Die Gewohnheit ist ein eisernes Hemd.

Cui puer asuescit, major dimittere nescit, d. h.:
Jung gewohnt, alt gethan.

Als einstens Diogenes einen schon betagten Menschen einer bösen Gewohnheit wegen tadelte, und gefragt wurde, was er thue, gab er zur Antwort: Ich wasche einen Mohren. Und er setzte noch hinzu: Einen Greis ermahnen, und einen Todten erwecken, ist dieselbe trostlose Arbeit.

Die böse Gewohnheit, sagt ein alter Philosoph, hat das Eigene, daß man sich, je mehr man sündiget, um so weniger für schuldig hält.

7. Die Gewohnheit macht Alles leicht.

Der heidnische Weltweise Pythagoras pflegte zu seinen Schülern zu sagen: Laßt euch von Nichts abschrecken, wenn euch etwas anfänglich mühsam und beschwerlich erscheint; denn in der Folge, wenn ihr einmal daran gewöhnt seid, wird es euch leicht und angenehm werden. Von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeugen wir uns täglich. Alles, was man beginnt, kömmt einem schwer vor. Daher heißt es auch: Aller Anfang ist schwer. Aber lasse sich nur Keiner abschrecken; denn die Sache ändert sich bald, und je länger man etwas übt, desto leichter wird es. Deßwegen sagen wir: Die Uebung, oder was dasselbe ist, die Gewohnheit

macht den Meister. Dieß gilt, wie von allen Dingen, so auch von der Tugend. Wie schwer fällt dem Anfänger nicht oft das Studiren; hat er aber durch täglich fortgesetzte Uebung einige Fortschritte gemacht, so gefällt ihm die Wissenschaft, und er findet seine Lust und Erholung daran. Wundere sich Niemand, wenn dem Anfänger auch die Tugend schwer fällt. Der heilige Bernard bemerkt: Zuerst erscheint dir etwas unerträglich; mit der Zeit, wenn du dich einmal daran gewöhnest, wirst du denken: Es ist doch nicht gar so schwer; bald darnach wirst du es leicht finden, dann gar nicht mehr fühlen, und endlich dir eine Freude daraus machen, so daß du mit Job sagst: Wovor meine Seele sonst schauderte, und was mir Ekel und Grausen verursachte, das ist mir jetzt süß und schmackhaft. Sieh hier die Macht der Gewohnheit!

Der König Saul hatte dem David seine Waffenrüstung angelegt, daß er hinginge, wider die Philister zu kämpfen. Da aber der Hirtenknabe daran nicht gewohnt war, konnte er in solcher Rüstung gar nicht gehen, darum legte er sie wieder ab. Später gewöhnte sich David an die kriegerischen Waffen, und nunmehr kämpfte er ganz gut in denselben. Sieh, daß Alles darauf ankömmt, wie man sich an Etwas gewöhnt hat. Und dieses ist die Ursache, warum Manchen das Gebet, das Fasten und eine jede Tugend so schwer fällt; weil sie es nicht gewohnt sind.

Was aber von der Tugend gilt, das ist auch von der Sünde zu verstehen. Läßt sich Jemand von einer bösen Gewohnheit hinreißen, so wird das Uebel täglich mehr Stärke gewinnen, und zuletzt wie zur zweiten Natur werden. Darum wollen wir uns von den zartesten Jahren auf an die Tugend gewöhnen, und Alles wird uns leicht werden.

8. Wie schwer es ist, eine böse Gewohnheit abzulegen.

Nichts ist schwerer, als eine eingewurzelte, böse Gewohnheit abzulegen, ja ohne ganz besondere Gnade und Hilfe des Himmels ist es fast nicht möglich. Dieß deutet der heilige Geist selbst an, indem er sagt: Wenn ein Mohr seine Haut verändern kann oder ein Pardel seine Flecken, so könnet auch ihr Gutes thun, die ihr an das Böse gewohnt seid. Jerem. 13, 23. Und wiederum: Hat ein Jüngling seinen Weg gewöhnt, so weicht er davon nicht ab,

wenn er auch alt geworden. Sprüch. 22, 6. Auch Job sagt: Sein Gebein wird voll sein der Laster seiner Jugend, und sie werden mit ihm im Staube schlafen. Job 20, 11. Alle diese Stellen beweisen zur Genüge, wie schwer es ist, eine böse Gewohnheit abzulegen.

Als einstens ein Mann, dessen Sohn vom Teufel besessen war, zu Christus kam, und sich beklagte, daß die Jünger des Herrn den bösen Geist aus seinem Sohne nicht austreiben hätten können, fragte der Heiland: wie lange es wäre, seitdem ihm dieses widerfahren. Der Vater antwortete: Von Kindheit an. Mark. 9, 20. Eine seltsame Frage! Wußte denn Christus dieses nicht viel besser, als der Vater es ihm sagen konnte? Allein der Heiland wollte, daß auch Andere erführen, warum die Jünger den bösen Geist nicht austreiben konnten. Weil er den Knaben schon von Jugend auf in Besitz genommen, war er schwer auszutreiben, und gehörte eine größere Kraft dazu. Gerade so verhält es sich auch mit den eingewurzelten, bösen Gewohnheiten. Durch sie hat der Teufel eine gewisse Gewalt über eine Seele erlangt, und es gehört viel dazu, ihn wieder zu vertreiben.

Wir dürfen uns gar nicht wundern, daß eine böse Gewohnheit schwer abzulegen ist; denn was der Mensch einmal gewohnt ist, das ist gleichsam mit seiner Natur verwachsen, ist Eines mit ihm geworden, und in sein innerstes Wesen eingegangen. Daher nennt man die Gewohnheit auch eine andere, oder zweite Natur. Sollte es nicht schwer sein, das, was mit Einem völlig verwachsen ist, wieder von ihm zu trennen? Wenn sich am Leibe irgend ein Gewächs oder sonst eine Häßlichkeit angesetzt hat, so muß man sich einer schmerzlichen Operation unterwerfen, um wieder davon befreit zu werden. Gerade so verhält es sich mit der Gewohnheit bezüglich der Seele. Die böse Gewohnheit ist ein solch häßlicher Auswuchs an der Seele. Wer davon wieder frei werden will, muß bereit sein, sich einer schmerzlichen Behandlung, womit eine strenge Buße angedeutet ist, zu unterwerfen.

9. **Die Erweckung des Lazarus ist ein Sinnbild davon, wie schwer ein Gewohnheitssünder zu bessern ist.**

Jesus Christus erweckte drei Todte wieder zum Leben und jeden auf eine andere Weise. Zuerst das Töchterlein des Jairus. Das Kind war noch im Hause; der Heiland ging hinein, und sprach nur: Mädchen, stehe auf. Mark. 5, 41. Sogleich richtete sich die Todte auf. Diese Erweckung geschah nur mit ein paar Worten. In dem Töchterlein des Jairus werden die Gedankensünden angedeutet; hier erfolgt gewöhnlich die Besserung leicht und schnell.

Die zweite Todtenerweckung war die des Jünglings zu Naim. Dieser Todte war bereits auf der Strasse, und ist hiemit die Sünde im Werke gesinnbildet. Hier war die Erweckung schon etwas umständlicher. Der Herr ließ die Träger halten, rührte die Todtenbahre an und befahl mit ernstlichen Worten: Jüngling, ich sage dir, stehe auf. Luk. 7, 14. Sünden im Werke sind mit größerer Mühe abzulegen.

Viel umständlicher noch ist die Erweckung des Lazarus. Dieser lag schon vier Tage im Grabe und fing bereits zu faulen an, auch war ein großer Stein vorgewälzt. Hiebei entsetzte sich Jesus im Geiste, er fing an zu weinen und zu seufzen, erhob seine Augen zum Himmel, betete zu seinem himmlischen Vater und rief mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! Hiemit ist der Sünder in der Gewohnheit angedeutet, und uns gezeigt, daß eine solche Bekehrung nur mit vieler Mühe erfolgt. Denn durch die fortwährenden Wiederholungen werden die bösen Neigungen immer stärker und die Begierden immer heftiger; es entsteht eine behagliche Ruhe in der Sünde, so daß man sich wohl dabei befindet, und kein Verlangen mehr hat, derselben los zu werden; es wird Einem selbst zur Natur zu sündigen. — Selbst die Schwester des Lazarus wollte kaum glauben, daß ihr Bruder noch einmal in's Leben zurückkehren werde. Damit ist angedeutet, daß viele Gewohnheitssünder, wenn sie aus ihrem Sündenschlafe erwachen, an ihrem Heile verzweifeln, und ihre Bekehrung für unmöglich halten. Aber Jesus sprach zur Martha: Wer an mich glaubt, wird niemals sterben; glaubst du dieses? Da erwiderte Martha: „Ja,

Herr, ich glaube, daß du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist, der in diese Welt gekommen ist." Der Glaube hat der Martha geholfen; weil sie glaubte, sah sie ihren Bruder wieder in's Leben zurückkehren. Habe daher der Gewohnheitssünder Glauben und Vertrauen, und wende er sonst alle Mühe und Sorgfalt an, so wird auch er aus dem Grabe seiner bösen Gewohnheit auferstehen und wieder in das Leben der Gnade zurückkehren.

10. Wie wenig es dem unverbesserlichen Gewohnheitssünder nützt, zu beichten.

Es gibt Menschen, die immer ihren Leidenschaften fröhnen, und doch dabei ganz ruhig sind; denn sie trösten sich damit, daß sie ja doch immer wieder beichten und auch losgesprochen werden. Allein die Beicht eines unverbesserlichen Gewohnheitssünders ist mehr als zweifelhaft, und gibt ihm nichts weniger als Hoffnung zum Heile.

Der heilige Liguori lehrt, daß zwar Solche, welche das erste Mal ihre böse Gewohnheit beichten, im Falle sie durch eine wahre Reue und durch den festen Vorsatz, alle Mittel anzuwenden, um ihrer bösen Gewohnheit zu widerstehen, gehörig disponirt sind, oder wenn sie zur Zeit der Beicht ihre böse Gewohnheit bereits abgelegt haben, die Lossprechung giltig empfangen. Denjenigen hingegen, welche immer wieder in ihre Sünden zurückfallen, muß man die Lossprechung bevorhalten, weil man gegründete Ursache hat zu glauben, daß der Schmerz und der Vorsatz, welchen das Beichtkind zu haben vorgibt, kein wahrer sei. Dieß folgt auch aus der durch Innocenz XI. verdammten sechszigsten Proposition. Diese lautet nämlich: Man darf dem Büßer, der die Gewohnheit hat, gegen ein Gebot Gottes, der Natur oder der Kirche zu sündigen, auch im Falle er keine Hoffnung zur Besserung gewährt, wenn er nur mit dem Munde bekennt, daß er Reue und den Vorsatz zur Besserung habe, die Lossprechung nicht versagen und auch nicht aufschieben. Diesen Satz hat, wie gesagt, Innocenz XI. verdammt, und dadurch das Gegentheil gut geheißen. Darum seufzet auch der heilige Liguori über jene schlechten Beichtväter, die ohne Unterschied solche Gewohnheitssünder lossprechen. Sie befördern nicht bloß sakrilegische Beichten, sondern verschlimmern auch den

Zustand ihrer Beichtkinder; denn wenn diese sehen, daß sie immer so leicht losgesprochen werden, so verlieren sie allen Abscheu vor der Sünde, und bleiben bis zum Tode darin versunken.

Die Zeit, wie lange die Lossprechung hinausgeschoben werden soll, zu bestimmen, kömmt nicht dem Beichtkinde zu, sondern hängt einzig und allein von dem klugen Ermessen des Beichtvaters ab. Nur bei außerordentlichen Zeichen der Reue und des Vorsatzes mag der Beichtvater dem Gewohnheitssünder die Lossprechung sogleich ertheilen. Als solche Merkmale aber gelten: a) eine größere Reue, welche sich durch Thränen, vorausgesetzt, daß sie wirklich eine Folge der Zerknischung sind, oder durch Worte, die wahrhaft aus dem Herzen kommen, zu erkennen gibt. b) Abnahme der Sündenzahl in derselben Gelegenheit oder größerer Widerstand gegen die Versuchung. c) Wenn das Beichtkind bemüht war, sich zu bessern, indem es die vorgeschriebenen Mittel angewendet, die Gelegenheiten gemieden hat u. s. w. d) Wenn das Beichtkind selbst um Heilsmittel und Verhaltungsregeln bittet. e) Wenn das Beichtkind wegen einer außerordentlichen Veranlassung zu beichten gekommen ist, z. B. aus Furcht vor einer Krankheit u. s. w.

Aus Allem geht also deutlich hervor, daß ein Gewohnheitssünder nur dann der Lossprechung fähig ist, wenn sein Wille bereits umgewandelt und er wahrhaft von der Sünde abgewandt ist. Wie oft fehlt aber dem Gewohnheitssünder diese Disposition! Wie oft sagt er nur eine Reue und einen Vorsatz mit Worten her, ohne daß sein Herz ernstlich daran denkt! Wie oft ist sein erster Schritt, den er aus dem Beichtstuhle herausmacht, wieder zur Sünde! Wie sollte in solchen Beichten ein Trost liegen! Müssen sie nicht vielmehr mit Furcht erfüllen?

11. Ursachen, warum sich der Gewohnheitssünder so selten und so schwer wahrhaft bekehrt.

Der heilige Liguori gibt vorzüglich drei Ursachen an, warum der Gewohnheitssünder so selten sich wahrhaft bekehrt. Er sagt nämlich von den bösen Gewohnheiten:

a) Verblenden sie den Geist;

b) verhärten sie das Herz;

c) schwächen sie die Kräfte.

a) Die böse Gewohnheit verblendet den Geist. Eine jede Sünde hat Verblendung zur Folge, und wie die Sünden sich mehren, so vermehrt sich auch die Verblendung. Denn Gott ist unser Licht; je mehr sich eine Seele von Gott entfernt, desto mehr erblindet sie. Der heilige Augustin sagt: Die böse Gewohnheit beraubt den Sünder des Gesichtes, so daß er das Böse nicht mehr sieht, das er begeht, und nicht mehr erkennt, welch ein Unheil für ihn daraus entspringt. Deßwegen leben denn auch die Gewohnheitssünder in ihrer Blindheit fort, als gäbe es weder einen Himmel noch eine Hölle. Mögen die Sünden auch noch so groß sein, wenn sie zur Gewohnheit geworden sind, so erscheinen sie dennoch nur als Kleinigkeiten oder für gar nichts mehr. Wie kann nun aber eine Seele geheilt werden, wenn sie die Abscheulichkeit der Sünde, oder den Schaden, der daraus für sie entspringt, gar nicht mehr erkennt?

Wenn man eine böse Handlung begeht, so folgt derselben naturgemäß eine gewisse Scham. Aber gerade diese Scham geht durch die böse Gewohnheit verloren. Statt daß sich solche Sünder betrüben, und über ihre Unreinigkeit erröthen, freuen sie sich vielmehr derselben und rühmen sich darüber. Darum sagt die heilige Schrift: Wie mit lachendem Munde begeht der Thor eine Schandthat. Sprüchw. 10, 23. Und wieder: „Die sich freuen, wenn sie Böses gethan. Js. 2, 14. All dieses hat in ihrer Verblendung seinen Grund. Ihre Bosheit verblendet sie.“ Weish. 2, 24.

In ein Gefäß, das mit Erde angefüllt ist, können die Strahlen der Sonne nicht hineindringen; auf gleiche Weise findet auch in ein mit Lastern erfülltes Herz die göttliche Erleuchtung, die uns den Abgrund zeigt, dem wir nahe stehen, keinen Eingang mehr. Dem Gewohnheitssünder mangelt das Licht; er stürzt sich von einer Sünde in die andere, und denkt gar nicht daran, sich zu bessern. Während ein Anderer der Versuchung noch einigen Widerstand leistet, ist der Gewohnheitssünder, so oft sich nur immer eine Gelegenheit darbietet, zur Sünde bereit. Man kann in dieser Beziehung auf Solche die Worte der heiligen Schrift anwenden: Mache sie wie ein Rad, und wie Spreu vor dem Winde her. Ps. 82, 14. Darum vergleicht der heilige Bernard den Gewohnheitssünder mit Windmühlen, die von jedem Winde herumgetrieben

werden. Wer einmal in den finstern Abgrund der bösen Gewohnheit gesunken ist, der ist nur noch darauf bedacht, wie er sündigen könne. Darum sagt der heilige Bernard, daß, gleich wie dem Menschen das Athemholen nothwendig ist, also dem Gewohnheitssünder das Sündigen zum Bedürfniß wird. Dann gehen die Worte der Schrift in Erfüllung: Wenn der Gottlose in den Abgrund der Sünden kömmt, verachtet er es. Sprüchw. 18, 3. Diese Stelle bezieht der heilige Chrysostomus auf den Gewohnheitssünder, der in diesen finstern Schlund eingeschlossen, dahin gelangt, daß er Alles verachtet; er verachtet die Predigten, den Ruf Gottes, die Zurechtweisungen, die Strafen, die Hölle und was es nur immer geben mag.

b) Die böse Gewohnheit verhärtet das Herz. Die heilige Schrift sagt: Sein Herz wird hart wie ein Stein, und dicht, wie des Hämmerers Ambos. Job 41, 15. Dieß geschieht durch die böse Gewohnheit. Durch die böse Gewohnheit wird das Herz wie ein Stein, und statt gerührt zu werden durch die göttlichen Einsprechungen, durch Predigten und andere Ermahnungen, wird es immer nur noch mehr verhärtet, gleich wie der Ambos um so härter wird, je mehr Hammerschläge darauf geführt werden. Der heilige Augustin sagt: Ihr Herz wird hart gegen den Regen der Gnade, damit es keine Frucht trägt. Der Ruf Gottes zur Bekehrung, die Gewissensbisse, der Schrecken vor der göttlichen Gerechtigkeit, — dieß ist gleichsam der Regen der Gnade; aber statt daß der Gewohnheitssünder sich diese Wohlthaten Gottes zu Nutzen machte und sich bekehrte, fährt er vielmehr zu sündigen fort, und verhärtet sein Herz immer mehr. Dieß ist aber ein fast sicheres Merkmal der Verdammniß. Wozu dient einem Solchen noch das Beichten? Der heilige Augustin sagt: Wer an die Brust schlägt, und sich dennoch nicht bessert, der bindet sich fester an die Sünde, statt dieselbe zu heben. Wie ließe sich unter solchen Umständen eine Besserung hoffen? Gewöhnlich geschieht es, daß jene, welchen irgend ein Laster zur Gewohnheit geworden ist, in demselben bis zu ihrem Tode verharren. Dieses um so mehr, als Gott solchen eingefleischten Gewohnheitssündern häufig zuletzt seine Gnade entzieht. Der heilige Paulus sagt: Gott erbarmt sich, wessen er will, und verstockt, wen er will. Röm. 9, 18. Bis auf

einen gewissen Grad übt Gott Barmherzigkeit, alsdann aber verhärtet er das Herz des Sünders, d. h. er übt an ihm nicht mehr Barmherzigkeit, indem er ihm die wirksame Gnade der Bekehrung entzieht. Diese Verstocktheit tritt nicht mit einem Male ein, sondern nach und nach, bis das Herz so hart wird, daß es auch gegen alle Drohungen des Herrn nicht nur unempfindlich bleibt, sondern noch mehr von Gott sich abwendet. So erfüllt sich an den Gewohnheitssündern, was der Prophet sagt: Vor deinem Schelten, Gott Jakobs, entschliefen sie. Ps. 75, 7.

c) Die böse Gewohnheit vermindert die Kräfte. Zu den Worten der heiligen Schrift: Er schlug mir Wunde über Wunde, und fiel mich an, wie ein Riese, Job 16, 15., bemerkt der heilige Gregorius: Wenn Jemand von einem Räuber überfallen wird, und eine Wunde erhält, so ist es ihm gewöhnlich noch möglich, sich zu vertheidigen; erhält er aber mehre Wunden, so wird er zur Gegenwehr alle Kräfte verlieren, und muß zuletzt unterliegen. Gerade so verhält es sich mit der Sünde. Wird die Seele davon zum ersten oder zweiten Male verwundet, so bleibt ihr noch eine gewisse Kraft zum Widerstande; fährt sie aber fort zu sündigen, und wird ihr die Sünde zur Gewohnheit, so wird sie völlig kraftlos. Daher vergleicht der heilige Bernard den Gewohnheitssünder mit einem Menschen, welcher unter einem Felsenblocke liegt, und es nicht vermag, denselben empor zu heben. Die Gewohnheitssünder, sagt der heilige Chrysostomus, werden so schwach, den Anfällen des Teufels zu widerstehen, daß sie oft, von der Gewohnheit fortgerissen, gegen ihren Willen sündigen.

Aus allem dem erhellet, wie gefährlich es ist, ein Gewohnheitssünder zu sein. Darum zittere ein Jeder, gleichwie David zitterte, als er ausrief: Nicht verschlinge mich die Tiefe, noch schließe die Grube über mir ihren Mund. Ps. 68, 16. Wenn Jemand in einen Brunnen gefallen ist, so kann er, so lange derselbe offen ist, immer noch hoffen, wieder herauszukommen; hat derselbe sich aber über ihm geschlossen, so ist er verloren. Ist der Sünder in eine böse Gewohnheit gefallen, so schließt sich in dem Maße, in welchem seine Sünden zunehmen, mehr und mehr die Oeffnung des Brunnens; wenn sie aber ganz geschlossen ist, so ist der Sünder von Gott verlassen. Wenn du daher in eine sündhafte Ge-

wohnheit gefallen bist, so suche sobald als möglich aus diesem Höllenabgrunde empor zu kommen, ehe derselbe sich verschließt, d. h. bessere dich ungesäumt, so lange dir Gott noch die nothwendige Gnade hiezu gibt, sonst könnte es geschehen, daß dir Gott seine Gnade entziehen, und die Besserung dir unmöglich werden möchte. cf.: Des heil. Liguori Predigten.

12. Wie man es angehen soll, um von einer bösen Gewohnheit los zu werden.

Es ist schwer, eine Sünde, die einmal zur Gewohnheit geworden ist, wieder abzulegen; aber möglich ist es mit der Gnade Gottes immerhin. Um dieses zu erreichen, soll man

a) einmal anfangen, weniger und seltner zu sündigen. Es ist dieß allerdings noch keine Bekehrung, aber der Anfang kann es dazu sein. Diesen Rath ertheilte auch der heilige Chrysóstomus dem Einsiedler Theodor, der seit längerer Zeit seine Lebensweise aufgegeben und den Ausschweifungen fröhnte. Denn also schreibt ihm der Heilige: „Setze zu deinen gegenwärtigen Sünden keine neue mehr hinzu, brich von dem, worin du zu weit gegangen bist, etwas ab, zerreiß allmählig deine Bande.“ Auf diese Weise hoffte der heilige Chrysostomus diesen tief Gefallenen allmählig wieder aufzurichten, und mit Recht; denn aus dieser Bemühung, den Sünden Abbruch zu thun, entstehen gewöhnlich zwei glückliche Wirkungen. Die böse Gewohnheit wird wenigstens geschwächt, und der Sünder gelangt zur Erkenntniß, daß es ihm nicht unmöglich sei, über die Sünde zu siegen; er gewinnt an Macht über sie, wie sie an Macht über ihn verliert. Ich rede aus Erfahrung, sagt der heilige Augustin, anfangs kostete es mich Gewalt, die Sünde zu meiden; nach wenigen Tagen hätte es mich Mühe gekostet, sie zu begehen. — Die andere gute Wirkung davon ist, daß Gott gewiß auch ein solcher Anfang der Bekehrung gefallen, und daß er dieses, wenn auch unbedeutenden Opfers wegen, dennoch den Bereitwilligen mit seiner Gnade unterstützen werde. Ist die Buße auch noch so gering, fährt der heilige Chrysostomus fort, so werden wir sie doch nicht unbeschenkt von Gott thun.

b) Man vermehre seine guten Werke. Auch dieses Mittel rieth der heilige Chrysostomus dem genannten Theodor. Willst du be-

kehrt sein, schrieb er ihm, so unterlaß die guten Werke nicht. Gib Almosen, leg dir selbst Fasten und andere Abtödtungen auf; denn die Vernachlässigung der guten Werke ist der Anfang der Verzweiflung. Und da zeigt sich der Kunstgriff des Teufels. Hat er uns die heiligmachende Gnade geraubt, so sucht er uns auch in Ausübung der guten Werke saumselig zu machen, indem er uns zulispelt, daß solche Dinge uns nichts mehr nützen. Allein sind diese Werke auch für den Himmel nicht verdienstlich, weil wir im Zustande der Sünde leben, so können sie uns doch die Gnade der Buße erhalten. Auch die Niniviten, denen Jonas den Untergang ankündigte, konnten sich durch ihre Bußwerke den Himmel nicht verdienen; eben so auch Nabuchodonosor nicht durch sein Almosen. Aber dennoch haben die Niniviten gefastet, und Nabuchodonosor gab Almosen, und beide erhielten in Folge davon die Gnade der Bekehrung. Ihr selbst kennt vielleicht Solche, die, nachdem sie lange lasterhaft gewesen sind, plötzlich sich bekehrten. Wenn ihr sie fraget, was sie bekehrt habe, so werden sie euch antworten: Wir wissen es eigentlich selbst nicht recht, sondern nur dieses ist uns bekannt, daß wir mitten in unsern sündhaften Gewohnheiten noch Werke der Barmherzigkeit ausübten, das gebotene Fasten beobachteten und die Andachten der Kirche mitmachten; vielleicht, daß diese Dinge uns dazu nützten. Und so ist es auch; dieser schwachen Bande bediente sich Gott, um sie wieder an sich zu fesseln. Unter den guten Werken, welche die Gnade der Bekehrung am wirksamsten erhalten, stehen Fasten, Almosen und Beten oben an. Der heilige Augustin räth daher auch dem Bonifacius, einem afrikanischen Statthalter, der in einer bösen Gewohnheit dahin lebte, er solle nur das Gebet und andere gute Werke nicht unterlassen, und macht ihn auf die zeitlichen Wohlthaten aufmerksam, die er von Gott auch in seinem Sündenstande erhalten habe; um wie viel mehr, sagt er, würde ihn Gott erhören, wenn er ihn um die Gnade der Buße bäte.

c) Man fasse Muth und lasse das Vertrauen nicht sinken. Nichts ist für den Sünder gefährlicher, als wenn er die Hoffnung seiner Besserung aufgibt, und an seinem Heile verzweifelt. Einem Solchen ist wirklich nicht zu helfen. Aber so lange Einer das Vertrauen bewahrt, ist er nicht verloren. Daher gebe Niemand die Hoffnung auf, lasse Keiner den Muth sinken, sondern je schwä-

cher er sich selbst fühlt, desto mehr hoffe er auf den Beistand des Himmels.

d) Man wähle sich einen klugen Gewissensrath, vertraue sich ihm gänzlich an und befolge genau alle seine Vorschriften. Denn wie der leiblich Erkrankte eines Arztes bedarf, so hat ein an der Seele krank darnieder Liegender einen Seelenarzt nöthig. Es ist aber nicht genug, daß man sich einen Arzt rufen läßt, sondern man muß auch seinen Anordnungen nachkommen. Auf gleiche Weise genügt es nicht, einen Beichtvater sich zu wählen, und bei ihm sich einzufinden, sondern man muß auch alles das thun, was er zur Ueberwindung einer bösen Gewohnheit als heilsam erachtet. Vergl. auch den Artikel „Gelegenheit". B. 8. S. 304. u. folg.

Artikel LXXXVIII.

Glaube.

(Unglaube, Zweifel, Vernunft und Wissen.)

1. Begriff und Eintheilung des Glaubens und des Unglaubens.

Glauben heißt im Allgemeinen, Wahrheiten und Dingen, die man weder selbst gesehen, noch gehört, noch angefühlt hat, sondern nur durch fremdes Zeugniß und die Aussage anderer, glaubwürdiger Leute kennt, seinen Beifall geben. Dieser Beifall, welchen man einer Person oder Sache schenkt, nimmt an Gewißheit und Festigkeit in dem Maße zu, in welchem man von der Einsicht und Redlichkeit einer Person, welche die Sache bezeugt, oder von der Wahrscheinlichkeit und Gewißheit der Sache selbst mehr versichert ist. Auch nach der Anzahl glaubwürdiger Zeugen nimmt die Gewißheit des Glaubens zu. Wenn eine Sache noch durch öffentliche Denkmäler und große Gesellschaften bestätiget wird, so verräth es eben so großen Unsinn an einer also erwiesenen Sache zu zweifeln, als wollte man in Abrede stellen, daß die Erde von der Sonne beleuchtet wird. Ist der Glaube auf solche unwidersprechliche Zeugen-

schaft gegründet, so wirkt er in der Seele eine vollkommene Ueberzeugung, und man müßte diejenigen, welche einer der Art bestätigten Sache nur deßwegen, weil sie dieselbe nicht selbst gesehen, gehört oder angegriffen haben, ihren Glauben entziehen, billig aus der Zahl der vernünftigen Menschen streichen.

Das bisher Gesagte bezieht sich bloß auf natürliche Dinge, und daher heißt dieser Glaube selbst ein bloß sinnlicher oder menschlicher Glaube. Im Gebiete der Religion aber ist der Glaube ein übersinnlicher oder göttlicher, weil man übersinnlichen Wahrheiten, die der Mensch nicht auf natürlichem Wege oder durch eigenes Nachdenken, sondern nur aus der Offenbarung weiß, seinen Beifall zollt. Dieser theologische oder göttliche Glaube ist eine von Gott selbst eingegossene Tugend, vermöge welcher der Mensch Alles ungezweifelt für wahr hält, was Gott geoffenbart hat und die Kirche zu glauben vorstellt, es mag in der Bibel geschrieben sein oder nicht. Der Glaube in diesem Sinne, welcher den Grund der ganzen Religion ausmacht, ist übernatürlich in seinem Ursprunge, weil wir denselben nicht aus uns selbst erzeugen, sondern ihn durch die Gnade Jesu Christi empfangen. Daher heißt er auch eine eingegossene Tugend; er ist übersinnlich in seinem Gegenstande, weil die Wahrheiten, welche er uns entdeckt, zumeist unsern Verstand übersteigen, und wir sie nicht wie sinnliche Erkenntnisse durch Lernen und Nachsinnen erlangen können; er ist göttlich in seiner Bewegursache, die uns zur Annahme seiner Wahrheiten antreibt, weil Gott, der weder betrügen, noch betrogen werden kann, uns die Gewißheit des Glaubens verbürgt.

Schon aus dem bisher Gesagten erhellt, daß man

a) einen menschlichen, und

b) göttlichen oder theologischen Glauben

unterscheidet. Jener beruht nur auf menschlicher, dieser auf göttlicher Autorität.

Man nennt den Glauben ferners

a) lebendig und

b) todt.

Jener ist in Werken thätig; dieser entbehrt aber der guten Werke.

Man unterscheidet weiters einen Glauben:

a) Aus Nothwendigkeit des Mittels (necessitate medii) und

b) Aus Nothwendigkeit des Gebotes (necessitate praecepti).

Was man necessitate medii zu glauben hat, ist zur Erlangung der Seligkeit unumgänglich nothwendig, so daß der, welcher es nicht glaubt, auch nicht selig werden kann; was ex necessitate praecepti zu glauben ist, schließt den, der es aus unverschuldetem Irrthum nicht weiß, und daher auch nicht glaubt, gerade noch nicht von der Seligkeit aus.

Man nennt den Glauben sodann:

a) explicite, wenn man eines jeden Glaubenssatzes sich genau bewußt ist, und ihn ausdrücklich bekennt;

b) implicite, wenn man einige Sätze nur im Allgemeinen glaubt.

Der Glaube ist endlich:

a) actualis, man versteht darunter die Erweckung eines einzelnen Glaubensaktes;

b) habitualis; dieser ist vorhanden, wenn man durch oft wiederholte Uebungen des Glaubens es dahin gebracht hat, daß wir eine Fertigkeit im Glauben bekommen haben.

Um auf den Unglauben zu kommen, so ist dieser nichts Anders als die Negation des Glaubens. Der religiöse Unglaube leugnet nämlich entweder die Glaubwürdigkeit der göttlichen Offenbarung überhaupts, oder einzelner Lehren derselben. Der Ungläubige nimmt nur das an, was verstanden werden kann, und protestirt gegen Alles, was die Begriffe der Vernunft übersteigt. Consequent führt der vollendete Unglaube zum Atheismus; er schützt aber auch vom Aberglauben nicht; denn der Mensch kann die Leere, welche das Leugnen in ihm entstehen gemacht hat, nicht lange ertragen; füllt er aber diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Daher schlägt der größte Unglaube häufig in den lächerlichsten Aberglauben um. — Die Theologen unterscheiden in religiöser Hinsicht einen dreifachen Unglauben:

a) einen negativen, wenn man die Glaubenswahrheiten nie hat verkünden hören, und dieser Unglaube wäre, wo er sich fände, ohne Sünde;

b) einen privativen; dieses ist der Unglaube Solcher, welche durch ihre Schuld die Glaubenswahrheiten nicht kennen;

c) einen widersetzlichen; dieses ist der Unglaube derjenigen, welche den von der Kirche aufgestellten Glaubenswahrheiten widersprechen.

2. Grade des Glaubens.

Der Glaube hat verschiedene Stufen, und ist je nach denselben mehr oder weniger vollkommen. Man kann vorzüglich folgende Grade unterscheiden:

a) Im Herzen glauben. Hiebei ist der Glaube rein innerlich.

b) Das Bekenntniß des Mundes. Hiebei bekennt man mit Worten, was man innerlich glaubt.

c) Mit Werken bestätigen. Dieses geschieht, wenn das Leben nach dem Glauben eingerichtet ist.

d) Für die Verbreitung des Glaubens bemüht sein. Solches kann geschehen dadurch, daß man seine Untergebenen und Andere, wo nur immer Gelegenheit gegeben ist, für den Glauben zu gewinnen sucht, oder diesen bei ihnen lebendig zu machen bestrebt ist; oder noch in vorzüglicherer Weise durch das Missionsgeschäft.

e) Den Glauben vertheidigen, und zwar kann dieses wieder auf doppelte Art geschehen, nämlich durch mündliche und schriftliche Belehrung, oder im Krieg durch die Waffen.

f) Für den Glauben Opfer bringen, z. B. Geld und Gut, Aemter und Ehrenstellen, Freundschaften u. s. w. Das größte Opfer aber ist es, wenn man sich für den Glauben verfolgen läßt, oder gar sein Blut dafür vergießt.

3. Schriftstellen.

1) Begriff des Glaubens. Der Glaube ist ein fester Grund für das, was man hofft, eine gewisse Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht; durch ihn haben die Alten Zeugniß empfangen. Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden. Hebr. 11, 1—4.

2) Das Wort Glaube wird in der heiligen Schrift in mehrfachem Sinne genommen, und zwar versteht sie darunter a) die ganze Summe der von Christus und den Aposteln gelehrten Wahrheiten. „Sie hatten gehört: Der uns ehedem verfolgte, verkündiget nun den Glauben.“ Galat. 1, 23. b) Die Be-

folgung der Lehre Jesu. — „Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes gerechtfertiget werde.“ Röm. 3, 28. c) Das Vertrauen auf Jesu Verdienste. „Was ich nun lebe im Fleische, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt, und sich selbst für mich dargegeben hat.“ Galat. 2, 20. d) Das feste Vertrauen auf die allmächtige Hilfe Christi. „Der Vater des Knaben rief: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ Mark. 2, 5. e) Die Hoffnung in der treuen Erfüllung der Verheißungen: „Wenn Einige von ihnen nicht glauben, wird wohl ihr Unglaube die Treue Gottes aufheben?“ Röm. 3, 3.

3) Der Glaube ist eine Gabe Gottes. — Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreiches zu verstehen, ihnen aber nicht. Matth. 13, 11. — Aus Gnade seid ihr erlöset worden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es ist Gottes Gabe. Ephes. 2, 8. — Euch ist in Beziehung auf Christus gegeben, nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden. Philipp. 1, 29.

4) Ohne Glaube kann man Gott nicht gefallen und auch nicht selig werden. — Ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er sei, und daß er die, welche ihn suchen, belohne. Hebr. 11, 6. — Wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Mark. 16, 16. Glaube an den Herrn Jesus, so wirst du und dein Haus selig. Apostelg. 16, 31.

5) Vortrefflichkeit des Glaubens, und welche Thaten er schon ausgeübt. Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes ist geschaffen worden. Durch den Glauben brachte Abel Gott ein besseres Opfer als Kain dar, und erhielt dadurch das Zeugniß gerecht zu sein, indem Gott seinen Gaben Zeugniß gab, und mittelst derselben redet der Verstorbene jetzt noch. Durch den Glauben ward Henoch hinweggenommen, damit er den Tod nicht sähe, und man fand ihn nicht mehr. . . . Durch den Glauben bereitete Noe in Furcht, nachdem er Offenbarung erhalten über das, was man noch nicht sah, die Arche zur Rettung seines Hauses; durch denselben verurtheilte er die Welt, und ward Erbe der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben

kommt. Durch den Glauben gehorchte jener, der Abraham genannt wird, auszuwandern nach dem Orte, welchen er zum Erbe erhalten sollte; und er wanderte aus, ohne zu wissen, wohin er käme. Durch den Glauben hielt er sich im Lande der Verheißung, wie in einem fremden auf, wohnend in Zelten mit Isaak und Jakob, den Miterben derselben Verheißung; denn er erwartete die festgegründete Stadt, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist. Durch den Glauben hat selbst die unfruchtbare Sara Kraft bekommen, über die Zeit ihres Alters eine Frucht zu empfangen, weil sie den für treu hielt, der die Verheißung gegeben hatte, und darum sind auch von einem Einzigen und noch dazu von einem Abgelebten Nachkommen entstanden, zahlreich wie die Sterne des Himmels und unzählbar wie der Sand am Ufer des Meeres. Im Glauben sind diese Alle gestorben, und haben das Verheißene nicht empfangen, sondern von Ferne es angeblickt und begrüßt, und haben bekennt, daß sie Pilger und Fremdlinge auf Erden seien.... Im Glauben hat Abraham, da er geprüft ward, den Isaak dargebracht und den Eingebornen geopfert, er, der die Verheißungen empfangen hatte, zu dem gesagt worden ist: In Isaak soll dir Nachkommenschaft werden. Er dachte, daß Gott mächtig sei, auch von Todten zu erwecken, weßhalb er ihn auch gleichnißweise wieder erhielt. Im Glauben segnete auch Isaak auf die Zukunft hin den Jakob und Esau. Im Glauben segnete der sterbende Jakob jeden der Söhne Josephs, und betete an gegen die Spitze seines Stabes. Im Glauben redete der sterbende Joseph von dem Auszuge der Söhne Israels und gab Befehle in Ansehung seiner Gebeine. Im Glauben ward Moses nach seiner Geburt drei Monate verborgen von seinen Eltern; denn sie sahen, daß das Kind schön sei, und fürchteten nicht den Befehl des Königs. Im Glauben verneinte Moses, als er groß geworden, daß er ein Sohn der Tochter des Pharao sei, und wollte lieber mit dem Volke Gottes Drangsal leiden, als zeitliche Freuden der Sünde haben; für größern Reichthum als die Schätze Aegyptens hielt er die Schmach Christi; denn er sah auf die Vergeltung. Im Glauben verließ er Aegypten, und fürchtete nicht den Zorn des Königs; denn er hielt sich an den Unsichtbaren, als sähe er ihn. Im Glauben hielt er das Osterfest und die Besprengung mit Blut, damit der Würger der Erst-

geburt sie nicht anrühre. Im Glauben gingen sie durch das rothe Meer, wie über trockenes Land; was auch die Aegypter versuchten, aber verschlungen wurden. Durch den Glauben stürzten die Mauern von Jericho ein, nachdem man sieben Tage um sie herumgezogen war. Durch den Glauben ging Rahab, die Hure, nicht zu Grunde mit den Ungläubigen, nachdem sie die Kundschafter friedlich aufgenommen hatte. Und was soll ich mehr sagen? Die Zeit würde mir mangeln, zu erzählen von Gedeon, Barak, Samson, Jephta, David, Samuel und den Propheten, welche durch den Glauben Königreiche bezwangen, Gerechtigkeit erwirkten, Verheißungen erlangten, der Löwen Rachen verstopften, des Feuers Kraft auslöschten, der Schärfe der Schwerter entrannen, aus Schwachen Starke wurden, kraftvoll im Streite, Heerlager der Fremden in die Flucht trieben. Weiber bekamen durch Auferstehung ihre Verstorbenen wieder; Einige wurden (um des Glaubens willen) auf die Folter gespannt, und mochten die Freilassung nicht annehmen, um die bessere Auferstehung zu erlangen; Andere haben Spott und Schläge ertragen, dazu Bande und Gefängnisse, wurden gesteiniget, zersägt, versucht, durchs Schwert getödtet, gingen umher in Schaafspelzen und Ziegenfellen, Mangel leidend, gedrängt, gemißhandelt; ihrer war die Welt nicht werth; sie sind umhergeirrt in Wüsten und Gebirgen, in Höhlen und Klüften der Erde. Und diese Alle, wiewohl durch das Zeugniß des Glaubens bewährt, haben die Verheißung nicht erhalten. Hebr. 11, 3—40.

6) Wie der Glaube beschaffen ist. — Der Einfältige glaubt einem jeden Worte, der Kluge merket auf seine Schritte. Sprüchw. 14, 15. — Jetzt sehen wir durch einen Spiegel räthselhaft, alsdann aber von Angesicht zu Angesicht. 1. Corinth. 13, 12. Wer Gott glaubt, achtet auf die Gebote. Ekkli. 32, 28. — Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, wenn er aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen? Jak. 2, 14. — Gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, so ist auch der Glaube ohne Werke todt. Jak. 2, 26. — Wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. 1. Corinth. 13, 2. — Wer das Reich Gottes nicht mit Kindersinn annimmt, der wird nicht hineinkommen. Mark. 10, 15. — Mit dem Herzen glaubt man zur

Gerechtigkeit, und mit dem Munde geschieht das Bekenntniß zur Seligkeit. Röm. 10, 10. — Wenn ich auch ein Schlachtopfer werde über dem Opfer und dem Dienste eueres Glaubens, so freue ich mich, und frohlocke mit euch Allen. Phil. 2, 17.

7) Einige Quellen des Unglaubens. Wie könnt ihr glauben, die ihr nur Ehre bei den Menschen, aber nicht Ehre bei Gott suchet? Joh. 5, 44. — Ihr glaubet nicht; denn ihr seid nicht von meinen Schaafen. Joh. 10, 26. — Sie konnten nicht glauben; denn Isaias hat gesagt: Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt, daß sie mit den Augen nicht sehen, und mit dem Herzen nicht verstehen, noch sich bekehren, noch ich sie heile. Ebendas. 12, 40.

8) Welch eine schreckliche Sünde der Abfall vom Glauben ist. Es ist unmöglich, diejenigen, welche einmal erleuchtet worden, auch gekostet haben die himmlische Gabe, und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes, deßgleichen gekostet haben das gute, göttliche Wort und die Kräfte der zukünftigen Welt, doch abgefallen sind, wieder zur Sinnesänderung zu erneuern; da sie, ein Jeder für sich, den Sohn Gottes auf ein Neues kreuzigen und verspotten. Hebr. 6, 4—7.

4. Väterstellen.

1) Was ist der Glaube? Der Glaube ist ein unbezweifeltes Fürwahrhalten der geoffenbarten Worte. Der heil. Basil. Was heißt glauben anders, als das für wahr halten, was du nicht siehst? Der heil. Augustin. — Der Glaube ist die festeste Grundlage aller Tugenden. Der heil. Ambros. In Ps. 40. — Nur Jener hat einen wahren Glauben, der durch Werke ausübt, was er glaubt. Der heil. Greg. Der Glaube ist die Grundlage der Religion. Der heil. Chrysost.

2) Nothwendigkeit des Glaubens. Der Glaube ist dem Christen eben so nothwendig, als das Athemziehen dem, der lebt. Clem. Alex. Wie ein Schiff, welches kein Anker festhält, von dem Winde hin- und herbewegt wird, eben so wird unser Geist, wenn ihn der Glaube nicht fest hält, von den wandelbaren Lehrsätzen der verschiedenen Meinungen hin- und hergetrieben. Greg. hom. 11. in epist. ad Hebr.

3) Vortrefflichkeit des Glaubens. Der Glaube ist das Licht der Seele, die Pforte zum Leben und der Grund des ewigen Heiles. Euseb. Emyss. — Der Glaube ist die erste aller Tugenden und die vornehmste Verehrung Gottes. Der heil. Bern. — Vor Allem soll der Christ seinen Glauben bewahren; denn ist dieser gerettet, so wird er leicht die andern Tugenden behalten oder wieder erlangen. Der heil. Ambros.

4) Billigkeit zu glauben. Wie unwürdig ist es, daß wir menschlichen Zeugnissen glauben, den Aussprüchen Gottes aber keinen Glauben schenken. St. Ambros. lib. de Abraham c. 15. — Wer noch Wunder sucht, um glauben zu können, ist selbst ein großes Wunder, weil er, während die ganze Welt glaubt, nicht glaubt. St. August. de utilit. credend. c. 8.

5) Im Glauben muß Einheit herrschen. Der Einheit des Glaubens muß man mit unerschütterlichem Geiste anhängen. Leo serm. de nativ.

6) Dem Glauben schadet keine Verfolgung. Dieses ist die Beschaffenheit des Glaubens, je mehr er verboten wird, desto mehr wird er entflammt. Die Kraft des Glaubens ist in Gefahren sicher, in der Sicherheit aber in der Gefahr; denn was schwächt ihn mehr, als eine lange Ruhe? St. Chrysost. in Matth.

7) Den Glauben müssen Werke begleiten. Was ist der werklose Glaube anders, als ein lebloser Leib? Der hl. Bern. — Was nützt es, wenn Jemand katholisch glaubt, aber heidnisch lebt? Pet. Daman. — Der Gläubige wird seinen Lohn erhalten, wenn er das, was er glaubt, auch ausübt. St. Cyp. — Ohne Werke geht der Glaube bald verloren. St. Ambros. in Ps. 118.

8) Selbst wenn die Religionswahrheiten weniger gewiß sein würden, wäre es vernünftiger, zu glauben. Ist es nicht ein festerer Grund, von zwei ungewissen und in zweifelhafter Erwartung schwebenden Dingen das zu glauben, was einige Hoffnung gewährt, als was gar keine gewährt? Dort ist keine Gefahr, wenn das nicht eintritt, was eintretend bezeichnet wird; hier aber ist es der größte Schaden, nämlich der Verlust des Heiles, wenn mit dem Eintreten es sich zeigt, daß hier eine Lüge obgewaltet hat. Was sagt ihr, Unwissende, ihr der Thränen und des Mitleids Würdige? Fürchtet ihr nicht, daß doch wahr

sein könnte, was ihr nun verwerfet, und was euch Stoff zum Lachen gibt? Bedenket ihr nicht, daß, was ihr heute mit hartnäckiger Verkehrtheit verneinet, möchte die spätere Zeit widerlegen und die unwiderrufliche Reue strafen? Arnobius lib. 2. advers. gent.

9) Wunder heben den Glauben nicht auf. Desto eher muß man glauben, obschon das, was bewunderungswürdig ist, deßhalb nicht geglaubt wird; denn welche Werke geziemen Gott, als solche, die über alle Verwunderung erhaben sind. Tertull. lib. de baptism. c. 2.

10) Ohne Glaube begreift und weiß man nichts. Die Ketzer schämen sich, den Glauben anzunehmen, wollen aber doch in himmlischen Dingen nicht unwissend sein, und so werfen sie sich in die Spreu endloser Schlußmachereien. St. Chrysost. in epist. ad Rom. hom. 2. — Ohne Glauben kannst du nicht einmal die kleinsten Werke Gottes begreifen. St. Chrysost. serm. 141.

11) Der Gläubige fragt nicht lange nach Gründen und Beweisen. Wenn du glaubst, was forderst du denn einen Grund, der nur bewirken kann, daß du nicht glaubest? Lactant. divin. instit. 2. 6. — Weg mit den Beweisen, wo von dem Glauben gehandelt wird. In dieser Schule schweige die Dialektik. St. Ambros. lib. 1. de fide ad Grat. imperat. c. 5.

12) Glaube und Vernunft. Gleichwie der Verstand trennt und schwächt, so befestiget der Glaube und hält zusammen. Da uns Gott mehr Gutes erwiesen hat, als der menschliche Verstand begreifen kann, so hat er dazu, wie es nothwendig ist, den Glauben eingesetzt. Unmöglich kann der fest stehen, der Alles begreifen will. Sieh doch, wie wenig unsere erhabenen Dinge sich begreifen lassen, wie sie durch den Glauben allein können erfaßt werden. Gott ist nirgends, und ist doch überall! Was scheint vernunftwidriger, als dieses? Jedes für sich ist so ganz unbegreiflich. Er ist an keinem Orte, und es gibt keinen Ort, an welchem er nicht ist; er ist nicht geworden, er hat sich nicht selbst gemacht, er hat nicht angefangen zu sein. Welcher Verstand kann dieses annehmen, wenn nicht Glauben da ist? Oder scheint es nicht lächerlich und viel mehr endloser zu sein als ein Räthsel? Daß er also ohne Anfang, daß er nicht erzeugt, daß er unbe-

schränkt und unendlich ist, das ist unbegreiflich. Laßt uns nun aber auch sehen, ob wir sein unkörperliches Wesen mit dem Verstande erforschen können. Gott ist unkörperlich. Was ist unkörperlich? Ein bloßes Wort; der Verstand kann es nicht erfassen, und sich nichts darunter denken. Denn wenn er sich etwas Bestimmtes darunter denkt, so sinkt er wieder in die Natur und Körperwelt hinab. Der Mund also spricht es zwar aus; der Verstand aber weiß nicht, was der Mund ausspricht; nur das Eine weiß er, daß es kein Körper ist. Und was sage ich von Gott? Was ist die geistige Natur bei dem geschaffenen, begrenzten und beschränkten Wesen, bei der Seele? Das zeige mir einmal! Aber du wirst es nicht vermögen. Ist's etwas Luftiges? Aber die Luft ist ein Körper, wenn auch kein dichter. Und aus vielen Gründen ist offenbar, daß sie ein weicher Körper ist. Ist sie Feuer? Auch das Feuer ist ein Körper; das Wirken der Seele aber ist etwas Geistiges. Warum? Weil sie Alles durchdringt. Wenn sie selbst ein Körper wäre, so wäre das Unkörperliche dann an einem Orte; so wäre sie also begrenzt, das Begrenzte aber hat eine Gestalt; die Gestalt entsteht aus einzelnen Zügen; die Züge aber stellen Körperliches dar. Wiederum das Gestaltlose, welchen Begriff hat es? Es hat keine Gestalt, kein Bild, keine Form. Siehst du, wie da der Verstand schwindelt. Ferners: jene göttliche Natur ist für das Böse unempfänglich, gut aber aus eigenem Willen: also empfänglich. Doch das läßt sich nicht sagen; das sei ferne. Wiederum: ist er mit seinem Willen in's Dasein gekommen, oder ohne seinen Willen? Auch das kann man nicht sagen. Abermals: umgibt er das Weltall oder nicht? Wenn er es nicht umgibt, so ist er selber begrenzt, umgibt er es aber, so ist er der Natur nach unendlich. Wiederum begrenzt er sich selber? Aber wenn er sich selber begrenzt, so ist er nicht für sich ohne Anfang, sondern für uns, also nicht von Natur ohne Anfang. Ueberall verwickelt man sich hier in Gegensätze. Siehst du, welcher Nebel uns umgibt, und daß überall der Glaube erfordert wird? Dieser ist das Feste. St. Chrysost. Homil. 5, in epist. ad Coloss.

5. Geschichtliches.

Den Glauben kann sich der Mensch nicht selbst geben; denn er ist eine Gnade Gottes. Für diese Wahrheit zeugt unter Andern die wunderbare Bekehrung des heiligen Apostel Paulus auf dem Wege nach Damaskus. Apostelg. 9. Die Kirchengeschichte weiset in allen Jahrhunderten ähnliche Beispiele auf.

Die heilige Theresia hatte einen solch festen Glauben, daß sie von sich sagen konnte, der Teufel sei nie stark genug gewesen, sie in irgend einem Punkte des Glaubens zu versuchen. Es scheint mir, schreibt sie, daß ich die Dinge mit desto festerm Glauben annehme, je mehr sie natürlicher Weise unmöglich scheinen.

Beispiele eines großen Glaubens sind: Noe, der ohne Widerrede an den Bau der Arche ging und an dem Eintreten der von Gott angedrohten Sündfluth nicht im mindesten zweifelte; Abraham, der bereit war, seinen einzigen Sohn zu schlachten, und doch an der Verheißung nicht zweifelte, daß Gott ihn zum Stammvater eines großen Volkes machen werde; dann Moses, die Propheten, die drei Jünglinge im Feuerofen; Mathatias und seine Söhne, die sieben machabäischen Brüder; Stephanus, Paulus u. s. w.; dann die zahllosen Schaaren der heiligen Martyrer in der christlichen Kirche, die für den Glauben Alles duldeten und selbst den grausamsten Tod starben.

Als Vertheidiger des Glaubens glänzt unter Andern der heilige Athanasius, der sechs und vierzig Jahre lang unter den schrecklichsten Verfolgungen Alles für die Reinerhaltung des Evangeliums unternahm, und unermüdet und unerschrocken in Schrift und Rede die katholische Lehre vertheidigte. Die ganze Welt hatte sich zu seinem Untergange verschworen: Fürsten, Bischöfe, Völker, ganze Heere von Soldaten, die Hölle selbst standen wider ihn auf; aber nichts vermochte seinen Eifer zu schwächen. Die Kaiser Constantius, Valens und Julianus verfolgten ihn nacheinander, so daß er vier Mal in's Exil wandern mußte; vier Concilien von arianischen Bischöfen verurtheilten ihn; lebend oder tod ließ ihn Kaiser Constantius durch in alle Provinzen ausgeschickte Spione aufsuchen: aber keine Gefahr und keine Verfolgung beugte seinen Muth.

Athanasius blieb ein unerschütterlicher Fels, der nur für die Kirche Gottes lebte und wirkte.

Dem Kaiser Valens, welcher der Irrlehre des Arius huldigte, lag Alles daran, den heiligen Basilius auf seine Seite zu bringen. Diese Absicht zu erreichen, bediente er sich des Statthalters Modestus. Dieser begab sich, dem Winke seines Kaisers folgend, nach Cäsarea, und ließ den heiligen Erzbischof zu sich kommen. Er empfing den großen Diener Gottes mit aller Freundlichkeit, und besprach sich mit ihm auf das Liebevollste. Indem er das Gespräch allmälig auf das religiöse Gebiet hinüberlenkte, ermahnte und bat er den mit heiliger Treue seinem Glauben ergebenen Bischof, er möchte doch den Forderungen der Zeit nachgeben und nicht mit einer so furchtbaren Strenge an dem Buchstaben der katholischen Lehre hängen, wodurch er der guten Sache nur schaden würde. Wenn er den Wünschen des Kaisers entgegen kommen und auf seine Seite treten würde, dürfte er sich der höchsten Huld desselben im Voraus für versichert halten. Basilius trat mit apostolischer Freimüthigkeit dem Verlangen des kaiserlichen Abgeordneten entgegen und sprach: Was die Kirche lehrt, das hat sie von Gott empfangen; mit Gut und Blut stehe ich für diese Lehre ein. Auch nicht Ein Wort, ja nicht Eine Silbe, lasse ich davon hinwegnehmen; als treuer Wächter Gottes will ich dastehen, und selbst unter dem Verluste meines Lebens das hinterlegte Gut des Glaubens gegen jeglichen Angriff vertheidigen. Gehe hin und sage dieses dem Kaiser. Ich schätze hoch seine Freundschaft, aber nur dann, wenn sie mit der Frömmigkeit gepaart ist; ohne diese hat auch erstere für mich keinen Werth. — Der Statthalter war durch diese Rede tief verletzt; er drohte ihm die Verbannung an, gab ihm aber noch Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Hierauf erwiderte Basilius: „Dieser Verschub ist unnöthig; ich werde morgen derselbe sein, wie heute.“ Der Statthalter mußte also unverrichteter Dinge zurückkehren, und konnte nicht umhin bei allem Zorn, den er gegen den heiligen Basilius gefaßt hatte, die Festigkeit zu bewundern, mit welcher er seinem Glauben anhing. (cf. Beispielsammlung von Mehler.)

Als Beispiele des Glaubenseifers können aus den Heiligen vorzüglich der heilige Bruno, Apostel Preußens, der heilige Boni-

facius, Apostel Deutschlands, der heilige Franz Xaver, Apostel Indiens; der heilige Johannes Capistranus u. s. w. angeführt werden; dann verweisen wir insbesonders auch auf die Missionäre der frühern und neuen Zeit.

Ein schönes Beispiel, daß der Glaube an guten Werken fruchtbar sein soll, haben wir an den Christen in Paraguay. Diese waren früher Wilde und hatten selbst Menschenfleisch gegessen. Durch die Bemühungen eifriger Missionäre wurden sie bekehrt, und nun glich ihr Lebenswandel dem der ersten Christen. Sie machten sich nicht nur keiner größern Sünde schuldig, sondern hüteten sich selbst vor Kleinigkeiten mit aller Sorgfalt. Des Morgens kamen sie schon vor Sonnenaufgang in der Kirche zum Gebete zusammen, später war die heilige Messe, hierauf ein kurzer Religionsvortrag. Erst dann gingen Alle an ihre Arbeit, die sie mit heiligen Liedern begleiteten. Bei der Dämmerung kamen sie wieder in der Kirche zusammen und verrichteten gemeinschäftlich ihr Abendgebet. Weil Alle ihre Zeit zwischen Arbeiten und Gebet theilten, so waren sie immer heiter; der Friede Gottes ruhte auf ihrem Antlitze. Es gab unter ihnen keine Arme; denn sie hatten Alles gemeinschaftlich wie die ersten Christen. Wurde wirklich Einer von einer Sünde übereilt, so suchte er sie durch strenge Buße wieder zu sühnen. Alle gingen jeden Monat zum Tische des Herrn, die Meisten aber genossen alle Sonn- und Feiertage das Brod der Engel.

6. Bilder und Gleichnisse.

Wer über das Meer setzen will, bedarf eines Schiffes, um von den Wellen desselben nicht verschlungen zu werden. So haben wir auch den Glauben, wie gleichsam ein Schiff, nothwendig, um glücklich über die Stürme dieses zeitlichen Lebens hinüber zu kommen, und gerettet im Hafen der Seligkeit anzugelangen.

Wie der Strahl vom Dasein des Lichtes Zeugniß gibt, so beweisen gute Werke das Vorhandensein des Glaubens.

Wie es ohne Weinstock keine Trauben gibt, so auch ohne Glaube keine wahrhaft verdienstlichen Werke.

Wie der Leib todt ist, wenn die Seele ihn verlassen hat, so ist der Glaube todt, wenn die Werke ihm fehlen.

Wie ein Baum umgehauen und in's Feuer geworfen wird,

wenn er keine Frucht mehr bringt; so wird auch der Glaube zu nichts nützen und verloren gehen, wenn man keine guten Werke mehr ausübt.

Wie der Wind das Licht ausbläst, und das Wasser das Feuer dämpft, so bläst der Stolz das Glaubenslicht aus, und ersticken sinnliche Genüsse die Glut desselben.

Der Glaube ohne Werke gleicht jenem Feigenbaume, welchen der Herr verdorren ließ. Matth. 21.

Wie unser leibliches Leben ohne Nahrung nicht bestehen kann, so geht auch der Glaube ohne Werke bald verloren.

Wie der Erdkreis finster ist, wenn die Sonne ihn nicht bescheint; so lagert sich auch dunkle Nacht der Unwissenheit in göttlichen Dingen über den menschlichen Geist, wenn er nicht vom Glauben erleuchtet wird.

Wie Samson so lange unüberwindlich war, als er seine Haare hatte; so wird auch der Christ die Feinde seines Heiles so lange überwinden, als er im Glauben fest stehet.

7. Was versteht man unter dem Worte Dogma.

Der Ausdruck Dogma ist griechischen Ursprungs, und heißt so viel als Dafürhalten, Glauben ꝛc. Der Grieche gebrauchte dieses Wort (δοκει μοι) aus Bescheidenheit auch dann, wenn er eine über allen Zweifel erhabene Ueberzeugung aussprechen wollte; auch dann bediente man sich dieses Wortes, wenn öffentliche Beschlüsse gefaßt wurden. Dieses die grammatikalische Bedeutung des Wortes. In der Religion versteht man unter Dogma einen von Gott geoffenbarten Glaubenssatz. Das Dogma ist also keine Meinung, keine subjektive Ansicht, sondern eine absolute Wahrheit, daher unveränderlich. Näher bezeichnet, bedeutet Dogma die durch positiv göttliche Offenbarung gegebene, durch Propheten und Apostel verkündete, von der Kirche festgehaltene, bewahrte und erklärte Wahrheit. In diesem Sinne bedeutet Dogma bald eine einzelne, von Gott geoffenbarte Wahrheit, und so verstehen wir gewöhnlich den Ausdruck; bald aber auch in den Schriften der heiligen Väter den Inbegriff aller Wahrheiten des Christenthums. Man unterscheidet übrigens:

a) Dogmata generalia et simplicia. — Jene sind mehr all-

gemeiner Natur, sie umfassen mehre Dogmata in sich; diese sind einfacher und von jenen abgeleitet.

b) Dogmata pura et mixta; reine Dogma nennt man diejenigen, welche man nur durch positive Offenbarung weiß, wie z. B. das Geheimniß der Dreifaltigkeit; gemischte diejenigen, welche man auch durch die Vernunft erkennt, z. B. der Glaube an das Dasein Gottes.

c) Dogmata plana et mysteriosa, d. h. klare und dunkle oder geheimnißvolle Glaubenssätze; letztere sind die Geheimnisse selbst.

d) Articuli fidei et dogmata formalia; die Glaubensartikel sind jene Dogmen, welche die wesentlichen Bestandtheile der in der Kirche öffentlich geltenden Bekenntnisse des Glaubens bilden, wie z. B. des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des nycänischen u. s. w. Damit ist aber die Zahl der von der Kirche festgehaltenen Dogmen noch nicht erschöpft; jene andern, welche in die Symbola nicht aufgenommen sind, heißt man die formellen Dogmen. Hieher gehören z. B. die Lehrbestimmungen des Concils von Trient über die Gnade, die Sakramente u. s. w.

e) Dogmata materialia; so nennt man diejenigen Glaubenssätze, für deren Bestehen zwar die Schrift oder Kirchenlehre Zeugniß gibt; worüber sich speciell zu erklären, die Kirche noch keine Gelegenheit hatte.

f) Dogmata explicita et implicita: zu jenen (entwickelten) Dogmen gehören alle von dem unfehlbaren Lehramte der Kirche als göttliche Wahrheiten deklarirte Glaubenssätze; diese (unentwickelte) sind nothwendige Consequenzen aus andern Dogmen. So lange aber das kirchliche Lehramt über solche Dogmen sich nicht ausgesprochen hat, sind sie theologische Sentenzen oder Folgerungen (sententiae sive conclusiones theologicae auch dogmata corrolaria). Die Bedeutung, welche ihnen zukömmt, ist die der materiellen Dogmen. Es kömmt nämlich Alles darauf an, daß aus dem, was bereits Dogma ist, die fragliche Lehre mit Sicherheit und Nothwendigkeit abgeleitet werden kann. So lange indeß keine kirchliche Entscheidung erfolgt ist, nennt man solche Sentenzen auch Theologumenen, d. h. Meinungen der Theologen. cf. Kirchenlexikon v. Wetzer rc.

8. Erklärung des Ausdruckes Symbolum, und Angabe der vorzüglichsten Symbola.

Symbolum heißt sprachlich ein Mehrern gemeinschaftliches Zeichen, woran sich die Gemeinschaft derer erkennen läßt, welche sich desselben bedienen. In der Theologie ist das Wort Symbolum gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Glaubensbekenntniß; und unter Glaubensbekenntniß versteht man die Zusammenstellung der vorzüglichsten Glaubenswahrheiten. Dabei bleibt immerhin auch die ursprüngliche Bedeutung erhalten; denn das Glaubensbekenntniß ist zugleich auch das äußere Merkmal der Uebereinstimmung im Glauben und der Gemeinschaft derjenigen, welche sich desselben bedienen. Es ist so recht wahrhaft ein Bundeszeichen. Daher muß es auch derjenige, der in diesen Bund aufgenommen werden will, annehmen; denn bei der Taufe, durch welche man in den christlichen Bund, d. h. in die Kirche aufgenommen wird, ist die Ablegung des Glaubensbekenntnisses gefordert.

Die vorzüglichsten Symbola in der katholischen Kirche sind:

a) Das apostolische. Hierüber sagten wir das Nöthige Bd. VII. S. 568 u. folg.

b) Das nycänische. Dieses Glaubensbekenntniß wurde von der allgemeinen Synode zu Nycäa, welche im Jahre 325 wider die Irrlehre des Arius gehalten worden, entworfen. Arius läugnete die Gottheit des Sohnes. Daher spricht sich dieses Symbolum vorzüglich über diese von Arius angegriffene Lehre mit aller Schärfe und Klarheit aus. Es heißt in dieser Hinsicht: „Ich glaube an Einen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes; der geboren ist aus dem Vater vor allen Jahrhunderten; der Gott ist vom Gotte, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gotte; der gezeugt ist, und nicht gemacht; der Eines Wesens ist mit dem Vater; durch den Alles gemacht ist“ u. s. w. — Später behauptete Macedonius, Bischof von Constantinopel, der heilige Geist sei nur ein Geschöpf. Gegen ihn wurde im Jahre 381 die allgemeine Synode von Constantinopel gehalten, und das nycänische Glaubensbekenntniß bezüglich der Lehre des heiligen Geistes mit Zusätzen vermehrt, in welchen der Glaube hinsichtlich des heiligen Geistes schärfer ausgedrückt ist; denn während die Synode

von Nicäa sagte: „Und an den heiligen Geist," — setzte das Concilium von Constantinopel in das Symbolum: „Und an den heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater ausgeht, der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verherrlichet wird; der durch die Propheten geredet hat." Darum heißt dieses Symbolum eigentlich auch das Nicänisch-constantinopolitanische. Noch einen Zusatz erhielt dieses Symbolum durch eine Synode zu Toledo in Spanien vom Jahre 589. Es wurde nämlich statt: „Der vom Vater ausgeht" — gesetzt: „Der vom Vater und Sohne ausgeht" — um den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und Sohne zugleich, den damaligen Ketzereien gegenüber, desto schärfer auszudrücken. Die schismatisch griechische Kirche hat sich gegen die Annahme des „filioque" geweigert, ungeachtet die ältesten griechischen Kirchenväter es klar aussprachen, daß der heilige Geist vom Vater und Sohne ausgehe.

Das Nicänisch-constantinopolitanische Symbolum wird täglich vom Priester in der heiligen Messe beim Credo gebetet und lautet wörtlich: „Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Und an einen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, der aus dem Vater geboren ist vor allen Jahrhunderten; der Gott ist von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott; der gezeugt ist, nicht erschaffen, der Eines Wesens ist mit dem Vater; durch den Alles erschaffen ist; der wegen uns Menschen und wegen unsers Heiles vom Himmel herabgestiegen ist; der Fleisch geworden ist vom heiligen Geiste aus Maria, der Jungfrau, und Mensch geworden, der auch gekreuziget worden ist für uns unter Pontius Pilatus, gelitten hat und begraben worden ist; der auferstanden ist am dritten Tage nach den Schriften, und aufgefahren in den Himmel; der sitzet zur Rechten seines Vaters, und wieder kommen wird mit Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten; dessen Reich kein Ende haben wird. Und an den heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater und Sohne ausgeht; der mit dem Vater und Sohne zugleich angebetet und verherrlichet wird; der gesprochen hat durch die Propheten. Und an die Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Ich bekenne Eine Taufe zur Vergebung der Sünden.

Und ich erwarte die Auferstehung der Todten und das Leben der zukünftigen Ewigkeit. Amen."

c) Das athanasische. Es führt diesen Namen entweder, weil es vom heiligen Athanasius verfaßt worden ist, (häufig schiebt man die Autorschaft davon Andern zu, vorzüglich dem Vigilius, Bischof von Thapsus in Afrika, um das Jahr 484) oder weil es die Lehre des heiligen Athanasius enthält. Dieses Symbolum umfaßt eine scharfe, höchst bestimmte und treffliche Auseinandersetzung der geheimnißvollen Lehren von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung. Es findet sich in einem jeden Brevier, und wird an Sonntagen häufig zur Prim gebetet.

Diese drei Symbola, das apostolische, nicänische und athanasische werden auch ökumenische Glaubensbekenntnisse genannt, weil sie den Glauben der Kirche des bewohnten (οἰκουμενη heißt nämlich bewohnt) Erdkreises, d. h. der allgemeinen Kirche aussprechen. Sie wurden auch im sonderbaren Widerspruche zu ihrem Grundsatze, nichts als die Bibel anzuerkennen, von den Reformatoren angenommen.

Unter den spätern Glaubensbekenntnissen ist besonders das tridentinische von Wichtigkeit. Dieses Symbolum ist eigentlich nicht vom Concilium selbst entworfen, sondern bald nach Beendigung desselben vom Papst Pius IV. im Jahre 1564 veröffentlicht und der ganzen Kirche vorgeschrieben worden. Da aber dieses Symbol durch die Trienter Synode veranlaßt war und deren Glaubensbestimmungen enthält, so heißt es auch mit Recht das tridentinische Glaubensbekenntniß. Es enthält das Nicänisch-constantinopolitanische Bekenntniß, und außerdem zwölf Artikel, welche die zu Trient feierlich dargelegten Glaubenslehren umfassen. Dieses Symbolum, welches in jedem größern Diözesan-Ritual sich findet, wird beim Empfange der höhern Weihen, bei Uebernahme kirchlicher Aemter und von jenen abgelegt, welche von ketzerischen oder schismatischen Parteien zur katholischen Kirche übertreten.

9. Was die heilige Schrift unter Glaube versteht.

Die Bedeutung des Wortes Glaube ist nach der heiligen Schrift mehrfältig, vorzüglich in zweifacher Beziehung wird das Wort häufig gebraucht. Es wird nämlich der Glaube oft in dem

Sinne eines festen Fürwahrhaltens oder einer unbezweifelten Annahme der Dinge, die von Gott und von Christus zu glauben sind, genommen; nicht minder häufig schließt das Wort den Begriff von Zuversicht in sich, wobei der Glaube mit der Hoffnung innig zusammenfällt. In der erstern Auffassung gehört er mehr der Vernunft und dem Verstande, in der letztern mehr dem Willen an. Obschon nun die Bedeutung des Ausdruckes Glauben in einigen Stellen mehr in dem erstern, in andern mehr im letztern Sinne genommen ist, so läßt sich doch mit Recht sagen, daß die Tugend, die im Evangelium Glaube genannt wird, und die das Heil und Alles erlangt, um was wir im Namen Jesu bitten, beides in sich fasse, sowohl jene unbezweifelte Annahme alles dessen, was von Gott und Christus zu glauben ist, als die Zuversicht und das Vertrauen, welches auf Gottes Güte sich stützt. Denn beides hängt so innig zusammen, daß weder das Vertrauen ohne die feste Annahme und innerliche Ueberzeugung, noch auch diese letztere ohne das feste Vertrauen etwas von Gott zu erflehen vermag, und daß die Größe der Zuversicht aus der Vollkommenheit des Glaubens entspringt. Bei allem dem muß man beide Begriffe getrennt halten, und darf man, wie im Nachfolgenden gezeigt werden wird, den seligmachenden Glauben nicht als Zuversicht oder Vertrauen schlechthin nehmen.

10. Der Glaube ist eine Gnade Gottes.

Die Pelagianer und Semipelagianer waren der Meinung, der Mensch könne durch seine natürlichen Kräfte zum Glauben gelangen oder doch den Anfang dazu machen. Allein die katholische Kirche bezeichnet den Glauben als eine Gnade Gottes. Daher nennt sie ihn ein eingegossenes Licht.

Wenn der Glaube durch die bloßen Kräfte der Natur erlangt werden könnte, so müßten die Weisesten immer auch die Gläubigsten sein. Wir finden aber häufig gerade das Gegentheil. Wir sehen, daß gerade jene, welche die meisten Erkenntnißkräfte besitzen, am hartnäckigsten dem Evangelium widerstehen. So war es zur Zeit Christi, und so ist es noch heutigen Tages. Dieß ist doch ein klarer Beweis, daß nicht die eigene Weisheit, sondern die Gnade Gottes gläubig mache. Darum sagt auch der Apostel: Es liegt

nicht an dem, der will, noch an dem, der läuft, sondern an Gott, der sich erbarmt. Röm. 9, 16.

Im Evangelium wird der Glaube deutlich als Gnade Gottes bezeichnet. Jesus Christus selbst sagt: Ich danke dir, Vater, daß du es vor den Weisen und Klugen verborgen, den Demüthigen aber geoffenbart hast. Matth. 11, 25. Bei einer andern Gelegenheit sagt der göttliche Heiland: Es ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubet, welchen er gesendet hat. Joh. 6, 29. Wenn ihr glaubet, wollte Jesus sagen, so verdankt ihr dieses nicht euerm Verdienste oder euerer Einsicht, sondern es ist eine Wirkung der Gnade Gottes. Als Petrus Jesum als den Sohn Gottes bekannte, sprechend: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," — erwiderte der Herr: „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas; denn dieses hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist." Matth. 26, 17. So schreibt der Heiland auch das gläubige Bekenntniß des Petrus der Eingebung des heiligen Geistes zu. Müssen wir aus diesem Allen nicht abnehmen, daß der Glaube von Oben, vom Vater der Lichter komme?

Auf dieselbe Weise erklären auch die Apostel den Glauben als eine Gnade. So schreibt der heilige Paulus: Aus Gnade seid ihr erlöset worden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es ist Gottes Gabe. Eph. 2, 8. Im Römerbriefe aber ermahnt er Alle, bescheiden von sich zu denken nach dem Maße des Glaubens, das Gott einem Jeden zugetheilt hat. Röm. 12, 3.

Die heiligen Väter bekennen, daß man nur durch die Gnade Gottes zum Glauben gelangt. Daher sagt der heilige Augustin, daß die äußere Predigt umsonst ist, wenn nicht ein innerer Lehrmeister zu uns spricht. Wiederum sagt derselbe: Wir sind durchaus nicht im Stande, einigermaßen etwas als aus uns selbst zu glauben, sondern unsere Tüchtigkeit, mittelst der wir zu glauben anfangen, ist aus Gott. Lib. de praedest. Hier schreibt der heilige Augustin auch den Anfang im Glauben der Gnade Gottes zu.

Deutlich hat sich auch die Kirche hierüber ausgesprochen. Denn das Concilium von Trient sagt: Wer behauptet, ohne zuvorkommende Eingebung des heiligen Geistes könne der Mensch

glauben, hoffen und lieben rc., wie es sich gebührt, sei im Bann. Sess. 6. c. 3.

Wir sehen demnach, daß der Glaube keine Wirkung eines scharfsinnigen Nachdenkens, keine Folge tiefer Untersuchungen, keine Frucht mühevoller Vernunftschlüsse, sondern eine Gnade Gottes sei.

Wie bewirkt aber die Gnade den Glauben? Dieses geschieht also: Gott erleuchtet zuerst den Verstand, daß dieser die geoffenbarten Wahrheiten erkennt. Ohne dieses Gnadenlicht würde der menschliche Verstand bezüglich der Glaubensobjekte in der nämlichen Lage sein, in welcher sich das Auge, des materiellen Lichtes beraubt, befindet; er würde von den Glaubenswahrheiten nichts erkennen, und jenen gleichen, von welchen Jesus sagt, daß sie mit offenen Augen nicht sehen. Gott gibt aber sodann noch eine andere Gnade, welche den Willen bewegt, so daß der Mensch die erkannte Wahrheit auch gläubig in sich aufnimmt, und ganz und gar derselben sich unterwirft. Es ist also noch nicht genug, die Wahrheit zu erkennen, sondern man muß sich derselben auch unterwerfen. Das Erkennen ist Sache des Verstandes, das Unterwerfen Sache des Willens. Den beiden Grundkräften der Seele, dem Verstand und dem Willen muß die Gnade zu Hilfe kommen, um den Menschen gläubig zu machen.

11. Gottes Erbarmung hat uns den Glauben nicht bloß gegeben, sondern erhält uns auch denselben.

Gott ist es nicht bloß, der uns das Glaubenslicht aufgezündet hat, sondern er erhält uns auch fortwährend dasselbe. Es verhält sich hiebei, wie mit einem Feuer. Es ist nicht genug, daß man es anschürrt, sondern soll es fortbrennen, so muß man es immer nähren und Holz nachlegen. So muß Gott uns auch das Glaubenslicht erhalten, soll es nicht wieder erlöschen. Würde seine Gnade von uns weichen, so würden wir auch den Glauben wieder verlieren. So gütig hat sich Gott nicht allen Völkern erwiesen; er hat das Glaubenslicht nicht überall so gütig bewahret, wie bei uns. Jerusalem war einer der ersten und vornehmsten Orte, wo Christus seine Lehrkanzel aufgeschlagen; heut zu Tage aber hat der Halbmond dort mehr Bekenner, als das Kreuz Christi. Antiochien ist gleichsam die Geburtsstätte des Christenthums, weil dort nach

dem Zeugniß des heiligen Lukas die Gläubigen zuerst sich Christen nannten; gegenwärtig ist aber der christliche Glaube kaum mehr in schwachen Ueberresten dort vorhanden. Die griechische Kirche war einstens der edelste Theil des Christenthums, der Ursprung der Heiligkeit und der vornehmste Wohnsitz unsers Glaubens. Wie sehr hat aber der Glaube in diesen Ländern abgenommen! Und selbst die Reste, welche sich davon noch erhalten haben, sind durch Schisma und Ketzerei verderbt und in krankhaftem Zustande. Die Kanzeln eines Chrysostomus, eines Basilius und vieler anderer, einstens glänzender Lichter sind entweder verwaiset, oder von Schismatikern und Irrlehrern eingenommen. Und um die Blicke näher zu ziehen, hat Gott nicht auch im sechszehnten Jahrhunderte durch die Ketzerei des Luther und seiner Genossen vor unsern Augen zugelassen, daß ganze Länder und Provinzen den wahren Glauben verloren haben? Von uns hat Gott in seiner Gnade dieses traurige Loos abgewendet; er hat nicht zugegeben, daß der Strom der Ketzerei auch uns in unsern Vorgängern verschlungen hätte.

O wie dankbar sollen wir in Erwägung dieses Umstandes sein! Aber worin besteht unser Dank? Wissen wir unsern Glauben zu schätzen? O man ist gegen denselben noch nie gleichgiltiger gewesen, als in unsern Tagen. Und was rede ich von Gleichgiltigkeit? Wir gehen noch weiter; denn wir verachten den Glauben sogar und schämen uns desselben. Statt sich vor Allem sorgfältig zu hüten, wodurch man am Glauben Schiffbruch leiden könnte, begibt man sich absichtlich in solche Gefahren; denn was liest man lieber, als Schriften, welche dem Glauben gefährlich sind? Welche Gesellschaften sind angenehmer, als solche, die selbst allen Glauben längst abgelegt haben, und diesen auch Andern aus dem Herzen hinwegstehlen?

12. Unser Dank für die Wohlthat des Glaubens muß gegen Gott um so größer sein, wenn wir betrachten, wie Vielen diese Gnade versagt ist.

Alle Menschen sind Gottes Geschöpfe, aber dennoch ist der Herr nicht gegen Alle auf gleiche Weise gnädig; nicht Allen verleiht er die Gnade des Glaubens. Denn wie viele Völker gibt es nicht auf Erden, die noch in den Gräueln der Abgötterei be-

graben liegen; wie treffen wir allenthalben noch Schüler der Synagoge, welche in der Verstocktheit ihrer Väter verharren; wie gibt es so viele Irrgläubige und selbst Ungläubige in Mitte der Christen! All diese entbehren das Licht des wahren Glaubens. Es mögen unter ihnen sich Manche finden, die von Natur aus gütig, redlich und mässig sind, die einen ehrbaren Wandel führen; aber weil ihrer Tugend der Grund, nämlich der wahre Glauben fehlt, so muß man von ihnen sagen: Ihr laufet wohl, aber außer dem rechten Wege, und werdet daher auch nicht an das rechte Ziel gelangen. Uns hat die Erbarmung Gottes das Licht des wahren Glaubens aufgezündet; uns hat der Herr gegeben, was er so vielen Andern versagt hat. Wie der Herr aus allen Söhnen des Isai nur den David zum Throne berufen, so hat er uns aus allen Völkern zum wahren Glauben auserwählt. Wodurch haben wir diesen Vorzug verdient? Noe ist zwar zur Zeit, da alle übrigen Menschenkinder in der Sündfluth umkamen, mit den Seinigen gerettet worden; die heilige Schrift gibt aber auch den Grund an, warum ihn Gott, der Herr, gerettet; es geschah seiner Gerechtigkeit wegen. Wodurch haben denn aber wir verdient, zum wahren Glauben berufen, in die Arche des Heiles, in die Kirche Jesu Christi, aufgenommen worden zu sein, während so viele andere Völker dem Verderben anheimfielen? Durch Nichts haben wir es verdient, sondern aus Erbarmung ist es geschehen. Daher sagt der Apostel: Aus Gnaden seid ihr gerettet durch den Glauben, und nicht aus euch; denn er ist ein Geschenk Gottes. Ephes. 2, 8. Wie groß muß also nicht unser Dank gegen Gott sein, wenn wir erwägen, daß Gott in seiner Erbarmung uns vor so vielen Andern auserwählet und uns die Gnade des Glaubens verliehen hat!

13. Was müssen wir glauben, oder von dem, was Gegenstand des Glaubens ist.

Kurz gesagt, wir müssen Alles glauben, was Gott geoffenbart hat, und die katholische Kirche zu glauben vorstellt. Indeß unterscheiden hiebei die Theologen zwischen ausdrücklichen (explicite) und einschließlichen (implicite) Glauben. Es ist nicht für Alle möglich, alle Glaubenswahrheiten immer ausdrücklich und insbesondere zu glauben, insbesonders nicht für den gemeinen Mann;

denn es läßt sich nicht erwarten, daß er sich immer aller einzelnen Glaubensartikel bewußt ist. Es genügt daher bezüglich mancher Offenbarungslehren ein einschließlicher Glaube. Nichts desto weniger gibt es Glaubenswahrheiten, die man ausdrücklich und insbesondere glauben muß (necessitate medii), und bei denen es zum Heile nicht genug ist, wenn man sie nur überhaupts und im Allgemeinen glauben würde. Ausdrücklich muß man nämlich glauben:

a) Daß es einen Gott gibt, und daß Gott ein gerechter Vergelter ist. Dieser Glaube an Gottes Dasein und an die Belohnungen und Strafen muß unter dem Verluste der Seligkeit ein übernatürlicher sein, d. h. es ist nicht genug, wenn man an einen Gott glaubt, weil man sein Dasein nicht leugnen kann, weil die Vernunft selbst diese Wahrheit einsieht. Dieß wäre ein gewisser Beifall, welchen man der Vernunft zollt, aber noch kein Glaube. Man muß an Gott glauben seiner selbst willen, weil er sich geoffenbart hat. So lange nur Vernunftgründe die einzige Ursache unsers Glaubens sind, ist dieser nur ein natürlicher, und reicht zum Heile nicht hin. Man darf daher bei den bloßen Vernunftgründen bezüglich des Daseins Gottes nicht stehen bleiben, sondern muß sich zur Offenbarung hinaufschwingen. Eben so muß auch der Glaube an Gottes Belohnungen und Strafen ein übernatürlicher sein; man muß an diese Wahrheit glauben, wenn man auch in diesem Leben oft das Gegentheil davon bemerken sollte, weil Gott erst in der Ewigkeit einem Jeden nach seinen Werken im vollen Maße vergilt. Dieses Letztere aber wissen wir nur aus der Offenbarung: daher muß sich auch dieser Glaubenssatz auf die Offenbarung stützen, soll der Glaube selbst ein übernatürlicher sein. — Daß ein Jeder, der selig werden will, glauben muß, daß es einen Gott gibt, und Gott ein gerechter Vergelter ist, bedarf keines langen Beweises. Die heilige Schrift spricht sich hierüber klar aus. Wer zu Gott kommen will, sagt der Apostel, muß glauben, daß er sei, und daß er die, welche ihn suchen, belohne. Hebr. 11, 6. Auch hat die Kirche es als eine Irrlehre verworfen, zu behaupten, es sei zum Heile nicht unerläßlich nothwendig, daß man ausdrücklich glaube, Gott sei ein gerechter Vergelter des Guten und Bösen.

b) Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, d. h.

man muß glauben, daß Jesus Christus, die zweite Person in der Gottheit, Mensch geworden ist und uns durch seinen Tod am Kreuze erlöset hat, und daß wir nur durch ihn selig werden können. Dafür zeugt wieder die heilige Schrift: „Dieß ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Joh. 17, 3. „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." Joh. 3, 36. Wie man also ausdrücklich glauben muß, daß ein Gott ist, so muß man auf gleiche Weise glauben, daß Jesus, der Mensch gewordene Sohn Gottes, der Erlöser der Welt ist; denn es ist uns kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch welchen wir selig werden können. Apostelg. 4, 12. Mit Recht hat daher Papst Innocenz XI. in der von ihm verdammten vier und sechszigsten Proposition erklärt, daß derjenige nicht losgesprochen werden kann, welcher die beiden Geheimnisse von der Menschwerdung und der heiligen Dreifaltigkeit nicht weiß, und also nicht ausdrücklich glaubt.

c) Das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit. Vermöge dieses Geheimnisses muß ein Jeder, der selig werden will, glauben, daß Gott einfach ist in der Wesenheit und dreifach in den Personen, Vater, Sohn und heiliger Geist; daß eine jede dieser drei Personen wahrer Gott ist, und daß dennoch nicht drei Götter sind, sondern in der Wesenheit nur Ein Gott ist. — Gewiß, wenn die Menschwerdung Jesu ausdrücklich zu glauben ist, so muß man auch das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit ausdrücklich glauben; denn jene stützt sich ja auf dieses. Darum heißt es auch im athanasischen Symbolum: Dieß ist der katholische Glaube, daß wir Einen Gott in der Dreifaltigkeit, und die Dreifaltigkeit in der Einheit verehren. Wer dieß nicht getreu und fest glaubt, kann nicht selig werden.

Dieß sind also die Wahrheiten, die ein Jeder ausdrücklich wissen und ex necessitate medii ausdrücklich glauben muß.

Außerdem ist man unter einer schweren Sünde (necessitate praecepti) zu wissen und ausdrücklich zu glauben schuldig: Das apostolische Glaubensbekenntniß; das Gebet des Herrn sammt dem englischen Gruß; die zehn Gebote sammt den fünf Geboten der

Kirche; die heiligen Sakramente. Nur völliges Unvermögen oder unüberwindliche Unwissenheit könnte hierin entschuldigen.

Der heilige Alphons von Liguori bemerkt: Es genügt bezüglich des Symbolums, der Gebote und der Sakramente, daß Einer, über einzelne Punkte befragt, richtige Antwort zu geben weiß; daher ist es nicht nothwendig, daß Jeder Alles der Ordnung nach im Gedächtniß habe, indeß ist möglichst darauf zu dringen, daß auch der Unwissende das Symbolum in seiner Muttersprache auswendig wisse. Uebrigens sollen sich aber besonders diejenigen, welchen Gott Zeit und Gelegenheit dazu gegeben hat, eine möglichst klare Kenntniß ihres Glaubens zu verschaffen suchen. Großen Tadel verdienen daher diejenigen, welche hierin solche Gleichgiltigkeit an den Tag legen, daß sie sich eher um jede andere Wissenschaft, als um die der Religion bekümmern.

Wem an seinem Seelenheile gelegen ist, der wird mit Heißhunger nach einer vollkommenen Kenntniß der katholischen Religionswahrheiten verlangen, und daher der Verkündigung des göttlichen Wortes fleißig beiwohnen. Wenn übrigens Einer aller einzelnen Glaubenssätze sich auch nicht bewußt sein sollte, so muß er doch im Allgemeinen Alles glauben, was Gott geoffenbart hat und die Kirche zu glauben vorstellt; insbesonders darf sich Niemand seinen Glauben beliebig zustutzen, unter dem Vorgeben, jene von ihm nicht angenommenen Lehren wären von keiner Bedeutung. In der Offenbarungslehre gibt es nichts Unbedeutendes, und wer nur eine einzige Glaubenslehre verwirft, hat nicht mehr den wahren, katholischen Glauben. Solche hat die Kirche auch immer aus ihrem Schooße ausgeschlossen. Indeß sind nur jene Lehren Glaubenssätze, welche Gott geoffenbart hat, und die Kirche als solche aufstellt. Daher sind keine Glaubenssätze jene Offenbarungen über das Leiden und den Tod Jesu Christi, über die Beschaffenheit der Hölle und des Fegfeuers, welche frommen Personen, wie der heiligen Brigitta und Andern gemacht worden sind, wie auch nicht jene Begebenheiten, welche sich bloß auf die Kirchengeschichte gründen. Solche Ereignisse mögen historisch unumstößlich sein; aber Glaubenssache sind sie nicht. Denn die Kirche hat Solches und Aehnliches nicht in ihren Glaubensinhalt aufgenommen. Selbst solche Lehren, für deren Begründung sich nicht unwichtige Zeug-

nisse anführen lassen, und für die sich mehre Theologen bereits entschieden haben, müssen, so lange die Kirche sie nicht als Glaubenssätze erklärt hat, nicht nothwendig als solche angenommen werden, und kann der, welcher sie nicht als Glaubenswahrheiten anerkennt, nicht als vom katholischen Glauben abgefallen bezeichnet werden. In solchen Fällen herrscht volle Freiheit; aber in Glaubenssachen selbst darf Niemand ein Jota verrücken. Hier muß ein Jeder Alles glauben, was die Kirche als Glaubenslehre verkündet; und nur dann hat er den wahren, katholischen Glauben.

14. Von dem Glaubensgrunde.

Der Hauptgrund unsers Glaubens ist Gottes Wahrhaftigkeit. Wir glauben nämlich Gott wegen seiner selbst, weil er die ewige Wahrheit ist, die niemals irren kann. Er kennt durch und durch alle, auch die geheimsten Dinge, und er hat diese Kenntniß nicht von Andern, die ihm unrichtige Begriffe hätten beibringen können; denn er weiß und kennt Alles in sich selbst. Er allein kennt klar und deutlich alle Geheimnisse, die er geoffenbart hat, und sein Verstand kann dabei nicht fehlen. Er allein kann uns die Wahrheit sagen, und wir müssen uns ganz auf seine Weisheit verlassen. Wir müssen unsern Verstand ganz dem seinigen unterwerfen, weil er allein der Allwissende und Allweise ist und unmöglich irren kann. Auch von Seite seines Willens haben wir keinen Irrthum zu besorgen. Es ist unmöglich, daß Gott, die höchste Vollkommenheit, etwas Anders, als Wahrheit offenbaren, oder Jemand in Irrthum führen wollte. Weil nun Gott weder betrogen werden, noch selbst betrügen kann, so glauben wir ihm schlechthin auf sein Wort; wir glauben, weil Gott es gesagt hat. Wir fragen daher bei einer Religionslehre nach nichts Anderm, als ob Gott es gesagt hat, und haben wir uns davon überzeugt, so geben wir einer solchen Wahrheit ohne alle andere Untersuchung vollen Beifall, soll auch die Lehre selbst über die Begriffe unserer Vernunft gehen.

Gott spricht aber nicht unmittelbar zu einem jeden Menschen; von jeher hatte er seine auserwählten Organe, zu denen er redete, und durch die er seine Offenbarung an die Uebrigen kommen ließ. Im alten Bunde waren dieß die Propheten und andere heilige

Männer; im neuen ist es die von Christus gestiftete, katholische Kirche. Daher ist für den katholischen Christen der zunächst liegende Grund seines Glaubens die Kirche. Die Kirche Jesu gibt uns vollkommene Gewährleistung für die Sicherheit des Glaubens, den sie lehrt. Sie ist von Christus mit solchen Vorzügen ausgestattet, die uns an der Wahrheit des Glaubens, den wir von der Kirche schöpfen, nicht zweifeln lassen. Er hat sie auf einen Felsen gebauet, gegen welchen die Mächte der Hölle nichts vermögen; er hat ihr seinen eigenen Beistand bis zum Ende der Zeiten versprochen, und sicherte sie durch den heiligen Geist, der die Kirche leitet und regiert, vor einem jeden Irrthum. Die katholische Kirche ist auch immer für die Erhaltung des wahren Glaubens besorgt gewesen; sie hat über alle Ketzereien, die im Laufe der Jahrhunderte entstunden, gesiegt; sie wird auch in alle Zukunft bis zum Ende der Zeiten den Schatz der Lehre Jesu unverfälscht bewahren; denn Jesus selbst ist ihr Beschützer. Der katholische Christ hat also in seiner Kirche den Hauptgrund seines Glaubens; er sucht die Wahrheit nicht lange, und forscht nicht viel nach ihr, sondern wendet sich an seine Kirche. Was diese lehrt, nimmt er gläubig an; denn er weiß, daß die Kirche nicht irren kann. Ist er gewiß, daß etwas Lehre der katholischen Kirche ist, so ist ihm dessen Wahrheit eine ausgemachte Sache.

15. Der Glaube ist nicht ein Verstehen, sondern ein Beistimmen.

Calvin tadelt die Katholiken, daß sie sagen, sie glauben allerehrfurchtsvollst, was die katholische Kirche lehrt, wenn sie es auch nicht verstehen, und behauptet dann, der Glaube bestehe nicht in Unwissenheit, sondern in klarer Erkenntniß. Aber wir sagen mit der katholischen Kirche, der Glaube sei nicht eine Kenntniß, sondern eine Annahme der geoffenbarten Wahrheiten, ein Beistimmen zu denselben (non notitia, sed assensus). Den Beweis hiefür liefern wir im Nachstehenden.

Daß der rechtfertigende Glaube nicht Verstehen — sondern eine Beistimmung auch zu einer in sich nicht erkannten Wahrheit ist, beweiset jenes Paulinische Wort: „Der Glaube ist eine zuverläßige Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht."

Hebr. 11, 1. Hieraus erhellet, daß es nicht Sache des Glaubens ist, zu machen, daß das Dunkle klar werde, sondern zu glauben, was man auch nicht einsieht. Der Apostel verbindet weislich: „Ueberzeugung oder Beweis, und das, was man nicht sieht,“ um zu zeigen, der Glaube bewirke das, was der Beweis oder die in Folge desselben erlangte Ueberzeugung thut, nur auf eine andere Weise. Der Beweis oder die dadurch erlangte Ueberzeugung bewirkt nämlich Beistimmung des Verstandes; dieses aber geschieht durch Evidenz, d. h. der Verstand wird zur Annahme gezwungen, weil er einsieht, daß das Gegentheil unmöglich ist. Auch der Glaube macht, daß der Verstand irgend eine Wahrheit annimmt; aber nicht, weil er dieselbe einsieht, sondern weil er der Autorität weicht. Daher sagt der Apostel: Der Glaube ist der Beweis oder die Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht. Beim Glauben bleibt also die Sache dunkel, wie zuvor; aber man glaubt wegen der Autorität dessen, der spricht. Daraus folgt, daß der Glaube eigentlich keine Kenntniß, sondern ein Beistimmen ist.

Wenn der Prophet sagt: So ihr nicht glaubt, werdet ihr nicht verstehen Is. 7., erhellet klar, daß der Glaube keine Erkenntniß ist, sondern der Weg zum Erkennen.

Dasselbe bestättiget der heilige Paulus, wenn er sagt, er gebe allen seinen Verstand zum Gehorsam Christi gefangen. 2. Corinth. 10. Wo Erkenntniß der Wahrheit stattfindet, da läßt sich von keinem Gefangengeben des Verstandes reden; denn nur da gibt man seinen Verstand gefangen, wo man gläubig annimmt, was man nicht versteht.

Hiemit stimmen auch die heiligen Väter ein. Der heilige Irenäus sagt: Es ist besser, ganz und gar nichts zu wissen und an Gott zu glauben und in der Liebe zu ihm zu verharren, als durch subtile Fragen und vieles Gerede in Gottlosigkeit zu fallen. Libr. 2. c. 45. — Der Glaube ist nicht ein Besitzthum derer, die nach der Welt weise sind, sondern derer, die nach Gott weise sind; er wird auch ohne Wissenschaft erlernt. Clemens Paedag. libr. 3. c. 11. — Wenn Christus nur wegen derjenigen geboren worden ist, welche mit sicherer Kenntniß jenes (die geoffenbarten Wahrheiten) unterscheiden können, so arbeiten wir vergeblich in der Kirche. Der heil. Augustin in epistol. 102. ad Exod. In der That vermag der größte Theil der Christen, wie die Kinder,

Frauen, dann alle Unstudierte, von den meisten Religionsgeheimnissen fast nichts als die Worte zu fassen, und doch werden sie mit Recht und Fug Gläubige genannt. Darum sagt derselbe Kirchenvater bei einer andern Gelegenheit: Erwäge, daß du ein Gläubiger und kein Vernünftler genannt wirst. — Der heil. Prosper schreibt: Aus den Worten des Apostels: Wenn ihr nicht glaubt, so werdet ihr nicht verstehen, folgt, daß der Glaube nicht aus der Erkenntniß, sondern diese aus jenem entsteht. De vit. contemplat. lib. 1 c. 19.

Der Glaube stützt sich also nicht auf das Wissen, sondern auf die Autorität. Der Katholik glaubt nicht, weil er etwas weiß oder versteht, sondern weil es Gott geoffenbart hat. Es findet hier oft das Gegentheil von dem statt, was bei einer andern Wissenschaft vorkommt. In menschlichen Wissenschaften nimmt man an, was man weiß; im Gebiete des Glaubens aber stimmt man auch dem bei und nimmt es mit fester Ueberzeugung an, was man nicht erkennt. Daher sagt der heil. Augustin: Quod intelligimus aliquid, rationi debemus; quod autem credimus, auctoritati. Insoferne wir bezüglich der Geheimnisse glauben, was wir nicht verstehen, könnte man den Glauben eher ein Nichtwissen, als ein Wissen nennen. Aus diesem Allen folgt zur Genüge, wie unrichtig es ist, den Glauben eine Kenntniß (notitia) zu nennen, und wie wenig die Katholiken zu tadeln sind, wenn sie von einem blinden Glauben reden. Man darf übrigens hier nicht übersehen, daß schon in der Definition, welche die Reformatoren vom Glauben geben, in so ferne sie ihn als eine Kenntniß darstellen, der Weg zu jenen schrecklichen Verirrungen gebahnt ist, in welche sich der Rationalismus in späterer Zeit verloren hat. Denn wenn der Glaube ein Erkennen ist, so hängt er von der Vernunft ab, und diese ist zum Richter über ihn gesetzt. Ist dieß nicht vollendeter Rationalismus? Calvin macht sich lustig über den sogenannten blinden Glauben der Katholiken; er will nicht mit Unwissenheit, sondern mit voller Erkenntniß den Weg zum Himmelreiche wandeln, und sieh, Viele seiner Partei haben zur Strafe, die den Stolz immer trifft, allen Weg verloren, und sind in völligen Unglauben verfallen.

16. Was der rechtfertigende Glaube sowohl im Sinne der Irrlehrer als der Katholiken ist.

Die Sektirer des sechszehnten Jahrhunderts pflegen einen dreifachen Glauben zu unterscheiden: Einen historischen, einen Wunderglauben und einen Glauben an die Verheißungen. Der historische Glaube besteht darin, daß wir für wahr halten, was in der heil. Schrift erzählt wird; Wunderglauben nennen sie denjenigen, wodurch die Wunder geschehen. Der Glaube an die Verheißungen besteht darin, welchen man an die göttlichen Verheißungen bezüglich der Nachlassung der Sünden hat. Der Glaube an die Verheißungen sagen sie, sei wieder allgemein und besonders: gemäß des ersteren glaubt man, daß allen Gläubigen das Heil versprochen sei; gemäß des letztern wendet der Einzelne diese Verheißung auf sich selbst an, indem er vertrauet, alle seine Sünden seien ihm durch Christus erlassen. Denn fast alle Lutheraner erklären den Glauben nicht so fast für eine Beipflichtung (an die geoffenbarten Wahrheiten), als vielmehr für ein Vertrauen. Sie nennen das Vertrauen auf die specielle Barmherzigkeit den rechtfertigenden Glauben; daher sagen die Magdeburger Centuriatoren: **Fides est fiducia misericordiae propter Christum.** Auch Calvin schreibt: Der Glaube bezeichnet nicht bloß eine historische Kenntniß, sondern das Vertrauen auf die wegen des Sohnes Gottes verheißene Barmherzigkeit.

Die Katholiken geben zwar zu, daß das Wort „Glaube“ in der heiligen Schrift in verschiedenem Sinne genommen werde; denn wenn es im Römer-Briefe heißt: „Hat wohl ihr Unglaube den Glauben Gottes aufgehoben?“ — so ist das Wort Glaube für Treue gesetzt. Im ersten Briefe an Timotheus lesen wir Kap. 5: „Sie machten den ersten Glauben fruchtlos.“ Hier bezeichnet Glaube die Verheißung. Wenn es Röm. 14 heißt: „Was nicht aus dem Glauben ist, ist Sünde“ so steht das Wort Glaube für Gewissen. In der Rede aber: „Ein Glaube, Eine Taufe“ Ephes. 4. ist unter dem Namen Glaube das Glaubensobjekt bezeichnet. Bei allem dem aber lehren die Katholiken, daß sowohl der historische, als der Wunderglaube, als auch der Glaube an die Verheißungen ein und derselbe Glaube sei, und daß dieser Eine Glaube nicht eigentlich eine Kenntniß oder ein Vertrauen, sondern vielmehr ein

gewisses und unerschütterlich festes Beipflichten des menschlichen Geistes, also eine ungezweifelte Annahme der geoffenbarten Wahrheiten auf die Autorität Gottes hin oder seines Organes, der Kirche, ist. Und dieß allein ist der rechtfertigende Glaube. Der katholische Begriff ist also vielmehr sagend, als der protestantische. Der Glaube, sagt Klee, ist die Hingebung und Untergebung unser an die göttliche Offenbarung. Der Gegenstand ist die Thatsache und der Inhalt göttlicher Offenbarung; sein Motiv ist Gottes Autorität, sein Grund Gottes Kraft, sein Formales ist objektiverseits die Verborgenheit, da das Geschaute als solches kein Glaubensobjekt mehr ist, subjektiverseits die Sicherheit, d. h. Freiheit vom Zweifel; sein Charakter ist also nicht bloß historisch, sondern dogmatisch, nicht bloß theoretisch, sondern praktisch, Vertrauen oder Furcht zur Folge und Begleitung habend, ihm gemässes Leben fordernd.

Die Katholiken unterscheiden sich überhaupts auf dreifache Weise bezüglich des Glaubens von den Protestanten, und zwar einmal in Hinsicht auf das Objekt, welches die Protestanten nur auf die Verheißung der besondern Barmherzigkeit beschränkten, die Katholiken aber auf alle Offenbarungslehren ausdehnen; dann in Hinsicht auf die geistige Kraft, welche der Sitz des Glaubens ist: jene setzen nämlich diese Kraft vorzüglich in den Willen, da sie den Glauben als Vertrauen bezeichnen, und so den Glauben mit der Hoffnung vermengen; denn das Vertrauen ist nach dem heiligen Thomas nichts Anders, als die feste Hoffnung; die Katholiken hingegen versetzen den Sitz des Glaubens in den Verstand, daher ist ihnen auch der Gedanke die volle Hingabe des Geistes an die göttliche Autorität. Endlich besteht auch ein Unterschied zwischen jenen und uns in Hinsicht auf die Thätigkeit der geistigen Kraft selbst, in welcher der Gedanke seinen Sitz hat; denn jene bezeichnen den Glauben als eine Kenntniß; wir Katholiken aber als eine Beistimmung (assensus): denn wir stimmen Gott auch bei, obschon wir das, was er uns zu glauben vorschreibt nicht verstehen.

Nach all' Diesem erhellet, daß das, worein die Akatholiken das Wesen des Glaubens setzen, nämlich das Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes, erst aus dem Wesen des Glaubens entspringe, und dessen Frucht sei.

17. Beweis, daß der rechtfertigende Glaube nicht im Vertrauen bestehe.

Daß der rechtfertigende Glaube nicht im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes bestehe, sondern eine feste und zuverlässige Annahme alles dessen sei, was Gott zu glauben vorstellt, gehet klar hervor aus den Zeugnissen der heiligen Schrift. So heißt es im Briefe an die Hebräer: Der Glaube ist ein fester Grund der zu hoffenden Dinge und eine gewiße Ueberzeugung dessen, was man nicht sieht. Hebr. 11, 1. Nach dieser Erklärung des Apostels hat der Glaube zwei Eigenschaften: Die eine macht, daß das im Geiste bereits als fest vorhanden ist, was erst als zukünftig gehofft wird. Dieß ist in den Worten enthalten: Der Glaube ist ein fester Grund der zu hoffenden Dinge. Der Glaube gibt nämlich den Dingen, die man hofft, Grund und Wesenheit; denn, sagt der heil. Chrysostomus, das, was nur in der Hoffnung vorhanden ist, hat wohl keine Wesenheit; der Glaube aber ertheilt ihm diese. So ist die Auferstehung noch nicht geschehen, und ist daher noch nicht in Wesenheit vorhanden, aber der Glaube macht, daß sie in unserer Seele Wesenheit gewinne. Der heil. Thomas versinnlichet es durch ein Gleichniß. Die zu hoffenden Dinge sind gleich dem im Saamenkorne verborgenen Baume; sie sind durch den Glauben in uns vorhanden, wie wir den Baum schon im Kerne haben. — Die andere Eigenschaft des Glaubens ist: Er macht, daß der Verstand dem beistimmt, was er nicht versteht; dieß bedeuten die Worte: „Der Glaube ist eine zuverlässige Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht.“ Aus diesem gehet hervor, daß der christliche Glaube sich von einem jeden andern Zustand des Geistes unterscheidet. Denn die Worte: „Ein fester Grund der zu hoffenden Dinge“ — unterscheiden den christlichen Glauben von dem politischen oder menschlichen; denn der menschliche Glaube ist trüglich, und hat daher keinen festen Grund; ferners sind unter den zu hoffenden Dingen himmlische und göttliche zu verstehen, was wiederum nicht Sache des menschlichen Glaubens ist. Der Ausdruck: „Zuverlässige Ueberzeugung“ unterscheidet den christlichen Glauben von einer bloßen Meinung; denn diese ist keine zuverläßige Ueberzeugung, und zwingt den Geist auch nicht dieselbe anzunehmen. Endlich die Worte:

„Dessen, was man nicht sieht“ unterscheiden den christlichen Glauben von der Erkenntniß, welche keine Dunkelheit zuläßt.

Nach diesen vorausgeschickten Erklärungen ist es leicht, zu beweisen, daß der rechtfertigende Glaube nicht im Vertrauen bestehe; denn der Apostel nennt den Glauben einen festen Grund der zu hoffenden Dinge. Der Glaube stellt also zukünftige Dinge als gegenwärtig da. Das Vergegenwärtigen ist aber nicht Sache des Willens, in welchem das Vertrauen seinen Sitz hat, sondern des Verstandes. Auf gleiche Weise hat der Ausdruck: „Er ist eine zuverlässige Ueberzeugung“ — mit dem Willen nichts zu thun, sondern bezieht sich auf den Verstand. Dasselbe beweisen die in der Stelle des Apostels nachfolgenden Worte: Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden ist. Hebr. 11, 3. Die Erkenntniß, welche hier als Frucht des Glaubens bezeichnet wird, steht mit dem Vertrauen in keiner Beziehung. Wiederum sagt der Apostel: Durch den Glauben bereitete Noe in heiliger Furcht die Arche. Hebr. 11, 7. Hier kann offenbar der Akt des Glaubens nicht im Vertrauen bestanden haben; denn das Vertrauen erzeugt keine Furcht, sondern vertreibt sie; folglich bestund der Akt des Glaubens bei Noe darin, daß er zuversichtlich an das Eintreten der Sündfluth glaubte; daraus entstund natürlich die Furcht, und diese bewog ihn, die Arche zu bauen. Endlich sagt der Apostel: Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ist. Hebr. 11, 6. Wie sollte hier in den Worten: „Muß glauben, daß Gott ist“ — das „Glauben“ in „Vertrauen“ verdreht werden können. Wir vertrauen ja nicht bloß, daß es einen Gott gibt, sondern wir glauben es mit aller Gewißheit.

Daß der Glaube nicht im Vertrauen bestehe, folgt noch aus vielen andern Stellen der heiligen Schrift. Im Römerbriefe heißt es: Er ward nicht schwach im Glauben, betrachtete weder seinen erstorbenen Leib, da er beinahe schon hundert Jahre alt war, noch den erstorbenen Schooß der Sara, und zweifelte nicht an der Verheißung Gottes aus Mißtrauen, sondern war stark im Glauben, und gab Gott die Ehre, da er vollkommen überzeugt war, daß derselbe, was er immer versprochen, vermöge auch zu thun. Röm. 4, 19—22. In dieser Stelle sind besonders zu erwägen die Worte:

„Er betrachtete nicht seinen erstorbenen Leib.“ Die Betrachtung ist Sache des Verstandes, aber nicht des Vertrauens. Dann: „Er war vollkommen überzeugt, daß Gott, was er immer versprochen, auch zu halten vermöge.“ — Wo von Ueberzeugung die Rede ist, handelt es sich offenbar um den Verstand, und nicht um den Willen, in welchem das Vertrauen seinen Sitz hat.

1. Corinth. 13. sagt der heilige Paulus: Nun bleiben der Glaube, die Hoffnung und die Liebe. Das Größere unter diesen Dreien ist aber die Liebe. Hier unterscheidet der Apostel den Glauben von der Hoffnung, er nennt sie zwei verschiedene Dinge. Dieß könnte er nicht thun, wenn der Glaube im Vertrauen bestünde; denn das Vertrauen ist nichts Anders, als die befestigte Hoffnung. Wäre also der Glaube ein Vertrauen, so würde der Glaube auch von der Hoffnung nicht verschieden sein.

2. Corinth. 10, 5. sagt der heilige Paulus: Wir nehmen gefangen jeden Verstand zum Gehorsame Christi. Der Apostel sagt hier, daß der Glaube den Verstand zum Gehorsame Christi gefangen nehme, weil man glauben muß, was man nicht versteht. Daraus folgt aber auch klar, daß der Glaube nicht im Willen, sondern im Verstande seinen Sitz hat, und daher kein Vertrauen sei.

Ephes. 3, 12. lesen wir: „In welchem wir Vertrauen und Zutritt in Zuversicht haben durch den Glauben an ihn.“ Wenn wir Zutritt haben bei Gott im Vertrauen, oder Vertrauen durch den Glauben, so folgt, daß der Glaube nicht Vertrauen sei, sondern eine Ursache des Vertrauens. Auch in andern Stellen wird das Vertrauen deutlich vom Glauben unterschieden, so bei Matth. 9., wo es heißt: Hab Vertrauen, meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht.

Hieher gehören auch alle jene Stellen, wo, wenn von einem Akt des Glaubens die Rede ist, es immer heißt: „Er glaubt,“ — und nie: „Er vertraut,“ z. B. Röm. 4.: „Abraham glaubte Gott,“ — und nicht: „Er traute Gott.“ u. s. w. Die heilige Schrift unterscheidet die Worte: Glauben und Vertrauen (credere et confidere) gar wohl und vermengt sie nie miteinander; was beweiset, daß sie nicht gleichbedeutend sind. Wollte man aber wirklich sagen, da, wo in der heiligen Schrift „glauben“ (credere) steht, könnte man auch „vertrauen“ (confidere) setzen, so würde man den größten Unsinn behaupten; man denke nur an die Stellen:

Ich glaube, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist, Apostelg. 8.; im Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, Röm. 10.; ihr glaubt nicht, daß ich im Vater bin. Joh. 4. u. s. w. Wie sonderbar würde es lauten, wenn man hier überall statt „glauben" setzen würde „vertrauen"?

Aus allen bisher angeführten Schriftstellen geht hervor, daß der Glaube im Verstande seinen Sitz hat, woraus folgt, daß er nicht ein Vertrauen sei, welches im Willen ist. Dahin lautet auch das Zeugniß des heiligen Augustin; denn er sagt, glauben sei nichts Anders, als mit Beistimmung denken. De praedest. sanct. c. 2. Cf. Controversen von Bellarmin.

18. Ob der Glaube allein rechtfertige.

Die Glaubensneuerer des sechszehnten Jahrhunderts kamen darin unter sich überein, daß der Glaube allein rechtfertige, d. h. daß durch Nichts, als nur durch den Glauben die Rechtfertigung erlangt werde. Sie sind aber uneinig bezüglich der Art und Weise, wie der Glaube rechtfertige. Denn Luther scheint anzunehmen, der Glaube sei die wahre Ursache der Rechtfertigung. Sehr viele andere, protestantische Theologen aber, besonders der spätern Zeit, behaupten, der Glaube sei nicht an sich die Ursache der Rechtfertigung, so daß er diese verdiente, sondern nur relativ, weil er nämlich die dargebotene Verzeihung annimmt. Der Mensch werde nämlich, sagen sie, durch die Gnade Gottes gerechtfertiget, indem Gott dem Menschen seine Sünden nicht mehr zurechnet, und diese Gnade nehme der Glaube durch das Glauben an. Sie bedienen sich hiebei eines Bettlers, der Almosen von einem Reichen empfängt, als Beispiel. Die ausgestreckte Hand des Bettlers, die das Almosen empfängt, sagen sie, ist nicht das Almosen selbst, auch nicht die Ursache des Almosens, auch wird ihretwegen, etwa wegen ihrer Schönheit, das Almosen nicht gegeben, sondern nur beziehungsweise wirkt sie beim Empfangen des Almosens mit; denn es könnte kein Almosen gegeben werden, wenn es Niemand empfangen würde. Zu dieser Meinung bekennen sich Melanchthon, Kalvin, Kemnitz u. s. w. Darnach wäre der Glaube nicht als Ursache der Rechtfertigung, sondern nur als Werkzeug, dieselbe anzunehmen, zu bezeichnen. Daraus folgt, wie unrichtig es ist, wenn die Lutheraner

sich rühmen, sie schreiben Alles dem Glauben zu; im Gegentheil, sie schreiben ihm, wie aus dem gewählten Beispiel erhellet, nichts zu, ja sie verachten ihn, und dazu ist es in der Neuzeit wirklich gekommen. Man darf sich aber darüber auch gar nicht wundern; denn der Keim hiezu liegt schon im Princip; nur darüber muß man sich wundern, daß man bei solcher Auffassung überhaupts dem Glauben je eine Wichtigkeit beilegen konnte.

Die protestantischen Theologen sind auch uneinig bezüglich der übrigen Tugenden, wie der Hoffnung, der Liebe, der Reue, Buße u. s. w., ob sie nämlich in irgend einer Weise zur Rechtfertigung gehören. Denn obschon sie hierin übereinkommen, daß jene Tugenden nicht die Ursache der Rechtfertigung sind und auch nicht rechtfertigen, so sind doch Einige der Meinung, sie seien nothwendig, weil sie die Zeichen des wahren Glaubens seien. So Melanchthon, Kalvin, Kemnitz und Andere. Die strengen Lutheraner aber sagen, der Glaube a l l e i n rechtfertige; und schließen alle guten Werke aus. So sagt Luther: Wenn der Glaube nicht ohne die mindesten guten Werke ist, so rechtfertiget er nicht, ja es ist gar kein Glaube.

Aus Allem gehet demnach hervor, daß, abgesehen von ihren innern Uneinigkeiten in der Sache, die Protestanten im Allgemeinen behaupten, der Glaube allein rechtfertige. Diesem widerspricht die katholische Kirche; denn das Concilium von Trient in Sess. 6. c. 6. zählt sieben Akte auf, wodurch die Gottlosen zur Rechtfertigung vorbereitet werden, nämlich den Glauben, die Furcht, die Hoffnung, die Liebe, die Buße, den Vorsatz, das Sakrament (der Buße) zu empfangen, und den Vorsatz zu einem neuen Leben nach den Geboten Gottes. Daß dieses die allein richtige Ansicht ist, soll im Nachstehenden gezeigt werden. Wir sagen daher:

I. D i e S c h r i f t u n d d i e h e i l i g e n V ä t e r s c h r e i b e n n i c h t d e m G l a u b e n a l l e i n d i e K r a f t d e r R e c h t f e r t i g u n g z u, s o n d e r n a u c h d e n ü b r i g e n T u g e n d e n, a l s w e l c h e d a s C o n c i l i u m v o n T r i e n t d i e F u r c h t, d i e H o f f n u n g, d i e L i e b e u. s. w. a u f z ä h l t u n d v o n d e n e n e s s a g t, d a ß s i e z u r G e r e c h t i g k e i t d i s p o n i r e n.

Das Concilium setzt unter den Tugenden, welche zur Rechtfertigung disponiren, den Glauben oben an. Es ist aber überflüssig,

zu beweisen, daß der Gottlose durch den Glauben gerecht wird, da die Gegner selbst dieses nicht leugnen. Daher wollen wir nicht so fast beweisen, daß der Glaube rechtfertige, als vielmehr, daß er der Anfang und gleichsam die Wurzel aller Gerechtigkeit ist, wodurch von selbst klar wird, ob die Katholiken den Glauben gering achten, wie den Gegnern uns vorzuwerfen beliebt. — Daß nun der Glaube der Anfang aller Gerechtigkeit ist, erhellet deutlich aus der heiligen Schrift. Der Apostel sagt: Wer zu Gott hinzutritt, muß glauben rc. Hebr. 11. Durch den Glauben nähert sich also der, welcher zuvor noch entfernt war, Gott. Derselbe Apostel sagt: „Wer immer den Namen des Herrn anrufen wird, wird gerettet; aber wie werden sie ihn anrufen können, wenn sie nicht an ihn glauben? Wie können sie glauben ohne Prediger? Wie kann ihnen gepredigt werden, wenn Niemand dazu geschickt wird?" Röm. 10. Hier setzt der Apostel zur Erlangung der Rechtfertigung folgende Ordnung fest: Zuerst verlangt er Sendung der Prediger, dann die Predigt des Evangeliums, hierauf den Glauben, alsdann die Anrufung des göttlichen Namens, welchem die Rechtfertigung selbst folgt. Da nun die Sendung der Prediger und die Verkündigung des Evangeliums außer uns liegt, so ist der erste Anfang der Rechtfertigung in uns selbst der Glaube. Auch der heilige Johannes schreibt: Allen, die ihn aufnahmen, gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden. Joh. 1. Hier lehrt der Apostel deutlich, daß die, welche Christum durch den Glauben aufnehmen, eigentlich noch nicht Kinder Gottes sind, sondern es werden können, wenn sie fortschreiten, und auch zu hoffen und zu lieben anfangen; denn die Liebe macht erst recht wahrhaft zu Kindern Gottes. —

Vernehmen wir jetzt Zeugnisse der heiligen Väter. Clemens von Alexandrien sagt: Der Glaube ist die erste Hinneigung zum Heile; nach ihm aber kömmt die Furcht, die Hoffnung und die Buße. Strom. l. 2. Cyrillus von Jerusalem nennt den Glauben das Auge und das Licht, um den Weg zum Heile zu finden. Cyrillus von Alexandrien schreibt: Die Pforte und der Weg zum Leben ist der Glaube. Lib. 4. in Joan. c. 19. Der heilige Ambrosius: Bei einem Christen ist das Erste der Glaube. Lib. 1. de Sacrament. — Der heilige Augustin: Der Glaube wird zuerst gegeben, wodurch man das Uebrige erhält. De praedest. c. 7. Der heilige Prosper:

Der Glaube ist der Grund der Gerechtigkeit; ihm gehen keine guten Werke vorher, aus ihm aber entspringt Alles. De vit. contemplat. c. 21. — Der heilige Gregorius: Wenn der Glaube nicht zuerst in unserm Herzen erzeugt wird, so kann nichts anders Gutes entstehen. Moral. libr. 2. c. 33.

So wird überall der Glaube als das Fundament und der Anfang des Heiles bezeichnet; und dieses ist natürlich; denn man kann zwar glauben, was man nicht hofft und nicht liebt, aber nicht umgekehrt kann man hoffen oder lieben, was man nicht glaubt. Daraus folgt, daß der Glaube das Fundament der Hoffnung und der Liebe und der übrigen Tugenden ist, aber nicht umgekehrt die Hoffnung und die Liebe der Grund des Glaubens sind. Auch in körperlichen Krankheiten ist der Anfang der Gesundheit, daß man sich für krank hält und dem Arzte Vertrauen schenkt; aber dieses Vertrauen ist noch nicht die Gesundheit selbst. So verhält es sich auch hinsichtlich der Seele: der Glaube ist noch nicht die Rechtfertigung selbst, aber der Anfang dazu. Die übrigen Tugenden aber, welche zur Rechtfertigung disponiren, sind:

Die Furcht.

Daß der Glaube rechtfertiget, haben wir vernommen; nicht minder gilt dasselbe von der Furcht. Daher sagt der heilige Geist: Wer ohne Furcht ist, kann nicht gerechtfertiget werden. Eccles. 1. Der Glaube rechtfertiget, weil er der Anfang der Gerechtigkeit ist; von der Furcht aber heißt es: Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit. Ps. 110. Unter Weisheit aber wird von den heiligen Vätern die vollkommene Rechtfertigung verstanden, die den ganzen Menschen zurecht bringt. Der Glaube rechtfertiget, weil wir durch ihn zu Gott kommen; dasselbe thut auch die Furcht: denn es steht geschrieben: Erfülle ihr Antlitz mit Beschämung, und sie werden deinen Namen, o Herr, suchen. Ps. 82. Auch wissen wir, daß die Niniviten durch die Furcht, welche ihnen Jonas einflößte, zu Gott zurückkehrten. Jon. 3. Daraus erhellet, wie unrichtig es ist, wenn Luther sagt, der Sünder werde, so lange er von der Furcht gequält wird, immer schlechter in sich, wiewohl er vielleicht Andern weniger schadet. — Der Glaube rechtfertiget, weil der Gerechte aus dem Glauben lebt. Habak. 2. Aber auch von der Furcht ist geschrieben: Die Furcht ist die Quelle des Lebens.

Sprüchw. 14. Der Glaube rechtfertiget, weil er von der Sünde reiniget, aber auch von der Furcht lesen wir: Die Furcht des Herrn vertreibt die Sünde. Ekkles. 1.

Auch hieher gehörige Väterstellen können wir anführen. So sagt der heilige Augustin: Es ist nothwendig, daß zuerst die Furcht einzieht; denn durch sie kömmt die Liebe. Die Furcht ist eine Arznei, die Liebe die Gesundheit. Tract. 9. in ep. Joan. Der heilige Basilius: Die Furcht ist heilsam, denn sie führt zur Heiligkeit. In Ps. 33. Der heilige Gregor: Wenn der böse Geist nicht zuvor durch die Furcht hinausgetrieben wird, so wird das Herz von den angewöhnten Lastern nicht gereiniget. Hom. 34. in Evangel.

Daß die Furcht heilsam sei, sieht auch die Vernunft ein; denn sie flieht das Böse und sucht Mittel, wie sie es vermeiden kann. Wir sehen in der That, daß die Menschen niemals mehr ihres Heiles bedacht sind, als wenn eine Pest oder sonst eine Gefahr ihnen Furcht einjagt.

Die Hoffnung disponirt nicht minder.

Die Hoffnung wird eben so, wie die Furcht, aus dem Glauben erzeugt; denn derselbe Glauben, der uns lehrt, daß Gott ein gerechter Richter ist, der die unbußfertigen Sünder auf ewig in die Hölle verstoßt, sagt uns auch, daß er ein gnädiger Vater ist, der nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung will. Daß nun diese Hoffnung zur Erlangung der Verzeihung der Sünden disponire, lehrt die Schrift; denn hier lesen wir: Wer auf Gott hofft, wird gerettet. Sprüchw. 28. Er wird sie retten, weil sie auf ihn gehofft haben. Ps. 36. — Hab Vertrauen, mein Sohn, deine Sünden werden dir vergeben. Matth. 9.

So auch die heiligen Väter. Der heilige Ambrosius sagt: Niemand kann gehörig Buße thun, außer der Verzeihung hofft. De poenit. l. 1. c. 1. Der heilige Augustin: Was du immer erzählest, erzähle so, daß derjenige, zu welchem du sprichst, es glaubt, wenn er es hört, und wenn er es glaubt, hofft u. s. w. De catechiz. rud. c. 4. — Der heilige Cyprian: Erkennet das so große Verbrechen und verzweifelt nicht an der Barmherzigkeit des Herrn; aber legt euch auch noch keine Verzeihung zu. In serm. 5. de laps. Aus diesen Worten erhellet klar der Irrthum derjenigen, die nicht eher sich im Geiste aufzurichten wagen, als bis sie überzeugt sind,

sie seien Gottes intimste Freunde und haben bereits unter den Cherubinen ihren Platz.

Eben so die Liebe.

Wer von Jemanden eine Wohlthat zu empfangen hofft, der fängt auch an, ihn zu lieben als den Urheber jenes Gutes, welches er hofft. Wer daher von Gott Rechtfertigung hofft, fängt auch an, wie das Concilium von Trient sagt, ihn als die Quelle der Gerechtigkeit zu lieben. — Daß nun die Liebe früher sei als die Nachlassung der Sünden, entweder der Zeit nach, wenn sie unvollkommen ist, oder dem Wesen nach, wenn sie eine vollkommene ist, und daher zu ihrer Erlangung disponire, spricht deutlich die heilige Schrift aus; denn in derselben lesen wir: Die ihr den Herrn fürchtet, liebet ihn, und es werden erleuchtet werden euere Herzen. Ekkles. 2. Ihr sind viele Sünden erlassen worden, weil sie viel liebte. Luk. 7. Weder die Beschneidung nützt etwas, noch die Vorhaut, sondern der Glaube, der durch die Liebe wirkt. Gal. 5. Wir sind vom Tode in das Leben versetzt, weil wir die Brüder lieben. 1. Joh. 3. — Darum sagt auch das Concilium von Orange: Gott gießt zuvor den Glauben und die Liebe zu sich ein, damit wir das Sakrament der Taufe recht empfangen.

Nach den Gegnern könnte freilich die Liebe vor der Rechtfertigung nicht da sein; denn sie sagen:

a) Gott liebt uns nach dem Zeugnisse des heiligen Johannes zuvor, ehe wir ihn lieben. — Man muß zugeben, daß Gott uns eher liebt, als wir ihn lieben und durch die Liebe uns rechtfertiget; aber er thut es allmählig und durch gewisse Mittel. Denn die, welche Gott liebt, ruft er zuerst zum Glauben, dann zur Hoffnung und Furcht und haucht ihnen den Anfang der Liebe ein, zuletzt aber rechtfertiget er sie und verleiht ihnen die vollkommene Liebe.

b) Niemand kann Gott lieben, wenn nicht der heilige Geist in seinem Herzen wohnt. Röm. 5. Niemand aber hat den heiligen Geist, außer der Gerechte, woraus von selbst folgt, daß die Rechtfertigung der Liebe vorhergeht. — Wir geben zu, daß Niemand die vollkommene Liebe Gottes haben kann, wenn nicht der heilige Geist in seinem Herzen wohnt; aber die unvollkommene und erst im Anfange be-

griffene Liebe kann man haben, ohne daß uns der heilige Geist einwohne; es reicht dazu die specielle Hilfe Gottes überhaupts hin.

c) **Niemand kann Gott lieben, wenn er nicht glaubt, daß er mit ihm versöhnt sei; denn gegen einen, der uns zürnt, haben wir eher Haß als Liebe. Nur dem Gerechtfertigten ist aber Gott versöhnt, daher kann auch nur dieser ihn lieben.** — Es ist ganz und gar falsch, zu sagen, man könne Gott nicht lieben, so lange er uns zürnt, besonders wenn man seinen Zorn als gerecht erkennt, und überzeugt ist, daß er zum Verzeihen bereit ist. Es kann ja auch unter Menschen Einer den lieben, welchen er beleidiget hat, und den Wunsch hegen, mit ihm sich wieder zu versöhnen. Warum sollte in Hinsicht auf Gott nicht dasselbe möglich sein? —

Ferners disponirt zu Erlangung der Rechtfertigung:

Die Buße.

Unter Buße ist hier der Schmerz über die begangenen Sünden und der Abscheu vor ihnen zu verstehen. Daß die Buße zur Erlangung der Rechtfertigung disponire, dafür zeugen viele Stellen der heiligen Schrift. So z. B.: „Auch den Heiden gab Gott die Buße zum Leben.“ Apostelg. 2. Die gottgefällige Traurigkeit wirket Buße zum ewigen Heile. 2. Corinth. 7, 10. Wenn der Gottlose von seiner Ruchlosigkeit sich abwendet, so wird er seine Seele beleben. Ezech. 18. Diese Stellen sind an sich klar; denn wenn die Buße von Gott gegeben wird zum Leben; wenn der wegen Gott ertragene Schmerz über die Sünden Buße zum ewigen Heile wirkt; wenn der Bußfertige seine Seele belebt: wie läßt sich sagen, daß der Glaube allein rechtfertige, oder daß die Buße nicht dazu gehöre? — Endlich disponirt zur Rechtfertigung:

Der Vorsatz zu einem neuen Leben und die Beobachtung der göttlichen Gebote. Dieses ist klar unter andern ausgesprochen in der Stelle: Werfet von euch alle euere Ungerechtigkeiten, und machet euch ein neues Herz und einen neuen Geist. Ezech. 18. Doch wie nothwendig und verdienstlich die guten Werke überhaupts sind, kömmt an seinem Orte ausführlich zur Sprache.

II. **Vernunftgründe, daß der Glaube allein nicht rechtfertige.**

Wenn der Glaube allein rechtfertiget, so ist mit ihm zugleich auch die Rechtfertigung schon gegeben. Es gibt aber ohne Liebe keine Gerechtigkeit; denn wer nicht liebt, bleibt im Tode. 1. Joh. 2. Daraus folgt, daß der Glaube ohne Liebe nicht rechtfertigen kann. Eben deßwegen kann er aber auch nicht allein rechtfertigen, weil, wie bewiesen ist, er ohne Liebe nicht rechtfertiget.

Würde der Glaube allein rechtfertigen ohne die übrigen Tugenden, so könnte er, selbst mit Lastern verbunden, dasselbe leisten; denn wie dem Glauben bezüglich der Rechtfertigung das Vorhandensein der Tugenden nichts nützt, weil ja er (der Glaube) allein rechtfertiget, so können aus demselben Grunde die zufällig vorhandenen Laster ihm nicht schaden. Es ist aber ein Unsinn, zu sagen, man sei ungeachtet der vorhandenen Sünde gerechtfertiget; denn da wäre auch der Lasterhafte gerecht. Es kann also der Glaube, wenn er mit Lastern verbunden ist, oder wenn er aller Tugend entbehrt, nicht rechtfertigen; daraus folgt, daß er nicht allein rechtfertiget.

Freilich sagen die Gegner, der wahre Glaube sei nie ohne Tugenden, sondern er habe diese in seinem Gefolge. So sagt Kalvin: Der Glaube allein ist es, der rechtfertiget; aber der Glaube, der gerecht macht, ist nicht allein, wie auch die Sonne, welche die Erde erwärmt, nie ohne Glanz ist. Allein, wenn es auch der Fall wäre, und der Glaube nie ohne Tugenden sein würde, so steht bei der Behauptung: Der Glaube allein rechtfertiget, — immer noch der Satz fest, daß der Glaube, wenn irgend einmal diese Tugenden fehlen würden, dennoch rechtfertiget, somit die Tugenden selbst auf die Rechtfertigung keinen Einfluß ausüben. Nun aber ist es nicht einmal richtig, daß der Glaube nothwendig immer mit Tugenden verbunden ist, er kann gar wohl von der Liebe und den übrigen Tugenden getrennt sein. Dieß bestätigen Zeugnisse der heiligen Schrift. So sagt der heilige Paulus: Wenn ich allen Glauben hätte, und zwar so, daß ich Berge versetzen könnte, wenn ich aber die Liebe nicht hätte, so würde es mir nichts helfen. 1. Cor. 13. Und der heilige Jakobus schreibt: Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand sagen würde, er habe den Glauben, die Werke aber hätte er nicht. Würde einem Solchen der Glaube helfen? — Auch die Vernunft sieht ein, daß die Liebe gar wohl vom Glauben sich trennen lasse; denn wäre dieses nicht der Fall, so

müßte der Glaube und die Liebe entweder ein und dasselbe sein, oder der Glaube müßte nothwendig immer die Liebe zur Folge haben. Nun ist aber keines von beiden wahr: nicht das Erste; denn der Glaube und die Liebe werden immer als zwei verschiedene in der heiligen Schrift bezeichnet; nicht das Letztere: denn der Glaube hat nicht mit Nothwendigkeit überall die Liebe zur Folge, sondern läßt es dem Menschen frei, ob er lieben will oder nicht. Endlich fiel es den heiligen Vätern nie ein, zu behaupten, daß der Glaube ohne Liebe nicht bestehen könne, sondern gerade das Gegentheil lehren sie. So schreibt der heilige Augustin: Der Glaube kann zwar ohne Liebe bestehen, aber er nützt nichts. De Trinit. lib. 15. c. 18. Dasselbe sagen der heilige Chrysostomus, Ambrosius, Hieronymus u. s. w. Demnach sind auch hierin die Glaubensneuerer im Irrthum befangen.

III. **Die heilige Schrift weiß nichts davon, daß der Glaube allein rechtfertige, sondern zeugt vielmehr für das Gegentheil.**

Die Glaubensneuerer brüsten sich immer mit der heiligen Schrift; aber dennoch gelingt es ihnen nicht, eine Stelle zu finden, in welcher ihr Irrthum bestätiget wäre. Luther mußte daher zur Verfälschung seine Zuflucht nehmen, indem er Röm. 3, 28. übersetzte: „Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben **allein** gerechtfertiget werde, ohne die Werke des Gesetzes.“ Indeß hat man ihm bald nachgewiesen, daß das Wörtlein: „Allein“ von ihm willkürlich in den Text hineingesetzt worden sei. In die Enge getrieben, hat man freilich zugegeben, daß das Wörtlein „allein“ nicht in der Bibel stehe; aber man hat zugleich behauptet, es wäre nichts desto weniger die Sache selbst ausgesprochen; denn wenn es heiße: „Der Mensch wird ohne Werke des Gesetzes durch den Glauben gerecht,“ und an einer andern Stelle: „Ihr seid gerechtfertiget umsonst durch seine Gnade,“ — so ist ja klar, daß, wenn die Rechtfertigung umsonst gegeben wird, und die Werke ausgeschlossen sind, sie vom Glauben allein kömmt. Indeß ist nichts leichter, als den Gegnern ihren Irrthum nachzuweisen. Denn, wenn durch den Ausdruck: „Ohne Werke des Gesetzes“ ein jedes Gesetz ausgeschlossen wird, so muß man das Gesetz des Glaubens ebenfalls ausschließen; das Gesetz des Glaubens aber ist nichts Anders, als

der Glaube selbst. Demnach müßte man sagen, man werde ohne Glauben gerechtfertiget. Da diesen Unsinn die Gegner selbst nicht zugeben, so muß man nothwendig annehmen, daß mit den Worten: „Ohne Werke des Gesetzes“ nur eine gewisse Art Werke des Gesetzes ausgeschlossen werden, nämlich nur die, welche mit den bloßen Kräften der Natur geschehen, und dann auch die Werke des mosaischen Gesetzes. Da also nicht alle Werke und alle Gesetze ausgeschlossen sind, so ist es unrichtig zu sagen, man werde durch den Glauben allein gerechtfertiget. — Was die andere Stelle betrifft: „Man werde umsonst durch die Gnade gerecht“ — so sind nur Werke ausgeschlossen, in so ferne sie aus uns sind, nicht aber in so ferne sie Geschenke Gottes sind, wie die Liebe, die Buße, die Hoffnung u. s. w. es sind; denn die Liebe, die Hoffnung u. s. w. sind nicht aus uns selbst, sondern von Gott verliehene Gnaden. Wäre es anders zu verstehen, so müßte man auch den Glauben ausschließen.

Die Protestanten können demnach ihre Behauptung: „Durch den Glauben allein wird man gerechtfertiget“ — durch keine Schriftstelle beweisen. Hingegen ist die katholische Lehre klar in der Bibel ausgesprochen; denn der heilige Jakobus schreibt: Sehet, daß der Mensch durch die Werke gerechtfertiget werde, und nicht durch den Glauben allein. Jak. 2, 24.

IV. Aus der Art und Weise selbst, wie der Glaube rechtfertiget, folgt, daß er allein nicht rechtfertige.

Die Gegner schreiben wohl deßwegen dem Glauben allein die Rechtfertigung zu, weil sie meinen, der Glaube rechtfertige nicht als Ursache oder in Folge des Verdienstes, sondern nur beziehungsweise, weil er nämlich zuversichtlich annimmt, was ihm Gott durch seine Verheißungen darbietet. Nun ist es aber falsch, daß der Glaube nur ein Ergreifen der dargebotenen Gerechtigkeit sei, sondern er ist eine Mitursache derselben und hat eine gewisse Kraft in sich, zu rechtfertigen. Dieß bezeugt die heilige Schrift in vielen Stellen. So heißt es: Wir halten dafür, daß der Mensch aus dem Glauben gerechtfertiget werde. Röm. 3. Dann wiederum: Ihr seid geheilt durch den Glauben. Ephes. 2. In diesen und ähnlichen Stellen ist durch die Worte: „Aus, Durch“ offenbar eine Ursache angedeutet. An andern Orten wird der Glaube als der Anfang der Gerechtigkeit bezeichnet. So heißt es: Demjenigen,

der an den glaubt, welcher den Gottlosen rechtfertiget, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit angerechnet. Röm. 4. Aus dieser Stelle ist klar, daß der Glaube nicht die Gerechtigkeit Christi ergreife, sondern daß der Glaube an Christus selbst schon Gerechtigkeit ist; und wenn es ein lebendiger, durch die Liebe thätiger Glaube ist, so ist es vollkommene Gerechtigkeit, wo nicht, so ist es wenigstens eine unvollkommene und der Anfang in der Gerechtigkeit. Der heilige Petrus sagt: daß der Glaube die Herzen reinige. Dieß geschieht in so ferne, als er die Irrthümer und falschen Meinungen aus dem Geiste entfernt, gerade wie da, wo das Licht eindringt, die Finsterniß weichen muß. Was ist aber die Reinheit des Herzens Anders, als Gerechtigkeit, oder doch wenigstens der Anfang in derselben? Dieß läßt sich noch durch die Zeugnisse vieler heiliger Väter bestätigen. Der heilige Ignatius schreibt: Der Anfang des Lebens ist der Glaube, das Ende aber die Liebe. Beide in ihrer Vereinigung machen den Menschen Gottes aus. In epist. ad Philipp. — Clemens von Alexandrien: Der Glaube geht vorher; die Furcht aber erbauet und die Liebe vollendet. Stromat. lib. 2. — Origenes: Ich glaube, daß der erste Anfang des Heiles und das Fundament desselben der Glaube ist; der Fortbau aber geschieht in der Hoffnung, und die Vollendung und der Gipfel des ganzen Baues ist die Liebe. In comment. ad Rom. c. 4. — Der heilige Augustin: Im Glauben fängt der Mensch an; weil aber auch die Teufel glauben, so muß man die Hoffnung und die Liebe hinzufügen. Serm. 16. de verb. Apostol.

Es sind übrigens noch kräftigere Stellen in der heiligen Schrift vorhanden, welche den Glauben als eine Mitursache der Rechtfertigung bezeichnen; denn dem Glauben wird die Erlangung der Nachlassung der Sünden zugeschrieben. Der Heiland selbst sagte zum Weibe, dem er die Sünden verziehen: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Luk. 7. Diese Worte würde der Heiland nicht gesprochen haben, wenn der Glaube bei der Rechtfertigung nichts gethan, sondern nur die Verzeihung angenommen hätte. Denn wäre es nicht lächerlich, zu einem Kranken, der durch den Gebrauch einer Arznei geheilt worden ist, zu sagen: Deine Hand, mit welcher du die Arznei genommen, hat dich gesund gemacht? Durch die Worte: „Dein Glaube hat dir geholfen,“ — wird demnach ge-

sagt, daß der Glaube eine mitwirkende Ursache bei der Erlangung der Verzeihung der Sünden sei. Mit Uebergehung vieler anderer, hieher gehörigen Stellen, berufen wir uns nur noch auf den Hebräer-Brief Kap. 11. Dort lehrt der Apostel in vielen Beispielen, daß man durch den Glauben Gott gefalle, und der Glaube vor Gott überhaupts ein großes Verdienst sei. Daraus folgt, daß der Glaube die Gerechtigkeit bewirke oder wenigstens der Anfang in derselben sei. Dasselbe lehren die heiligen Väter, und namentlich der heilige Augustin, auf den sich die Gegner so gerne berufen, als würde er ihren Irrthum begünstigen. Nun sagt aber der heilige Augustin: Nicht die Werke, sondern der Glaube ist der Anfang des Verdienstes. Retract. lib. 1. c. 23. Wenn Jemand sagt, daß der Glaube die Gnade zu guten Werken verdiene, können wir es nicht leugnen, sondern stimmen ganz bereitwillig bei. In epist. 106. ad Paulin. Durch das Gesetz kömmt die Erkenntniß der Sünde, durch den Glauben aber erlangt man die Gnade gegen die Sünde, durch die Gnade endlich kömmt das Heil der Seele. De spirit. et lit. c. 30. — Der Apostel sagt deßwegen, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertiget wird, und nicht aus den Werken, weil der Glaube zuerst gegeben wird, und durch ihn die übrigen guten Werke erlangt werden. De praedest. Sanct. c. 7. — In all diesen und noch vielen andern Stellen lehrt der heilige Augustin deutlich, daß der Glaube Verzeihung der Sünden und Gnade, und daher die Gerechtigkeit erlange; er ist deßwegen von dem Irrthume der Neuerer, als ergreife man im Glauben nur die Gerechtigkeit Christi, weit entfernt.

Ueberdieß müssen wir hier auch noch bemerken, daß die Rechtfertigung nicht bloß in Zurechnung der Gerechtigkeit Christi oder in der Nachlassung der Sünden bestehe, sondern wie im Artikel von der Rechtfertigung gezeigt werden wird, daß die Gerechtigkeit als etwas uns Inhärirendes in uns vorhanden sei; denn wir ergreifen die Gerechtigkeit nicht durch den Glauben, sondern sie wird uns durch die Gnade eingegossen. Zu diesem Eingießen disponirt nun allerdings der Glaube, aber auch die übrigen Tugenden wie die Furcht, Hoffnung, Buße u. s. w. thun es; namentlich aber muß man dieß der Liebe zuschreiben. Schon die Natur zeigt, daß eine Materie durch das am besten zur Annahme einer andern Form vor-

bereitet wird, was der anzunehmenden Form ähnlich ist. So wird das Holz durch die Hitze am besten zur Annahme des Feuers disponirt. So kann auch zur Erlangung der Rechtfertigung, welche vorzüglich in Ergießung der Liebe besteht, nichts mehr disponiren, als die Liebe. Ist aber dieses richtig, so läßt sich nicht sagen, daß der Glaube allein rechtfertige.

V. Der Glaube allein kann nicht rechtfertigen, weil zum Heile auch die guten Werke nothwendig sind.

Daß die guten Werke zum Heile nothwendig sind, ist besonders klar im Briefe des heiligen Apostel Jakobus ausgesprochen. Hier heißt es unter andern: Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, aber die Werke nicht hat? Kann etwa der Glaube ihn selig machen? Wenn der Glaube keine Werke hat, so ist er in sich selbst todt. Ja, es kann Jemand sagen: Du hast den Glauben, ich aber habe die Werke; zeige mir deinen Glauben ohne die Werke, ich aber will dir aus den Werken meinen Glauben zeigen. Du glaubst, daß ein einziger Gott ist, du thust wohl daran; aber die Teufel glauben es auch und zittern. Jak. 2, 14—20. Auch der heilige Paulus sagt: Wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts. 1. Corinth. 13, 2. Christus selbst verlangt, um in das ewige Leben eingehen zu können, gute Werke. Denn er sagt: Nicht ein Jeder, der zu mir spricht: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der, welcher den Willen meines Vaters thut. Matth. 7, 21. Auch sind die guten Werke es, um welcher willen Jesus Christus einstens beim letzten Gerichte die Auserwählten selig spricht. Diese Zeugnisse beweisen zur Genüge die Nothwendigkeit der guten Werke. Würde nun der Glaube allein den Sünder rechtfertigen, so würde er ihn allein auch selig machen. Es würde die Gerechtigkeit, beginge man auch was immer für Sünden, nicht verloren, so lange nur immer der Glaube bliebe. In der That verirrte sich Luther bis dahin, daß er sagte, der Christ wäre so reich, daß er, so lange er glauben wollte, das Heil nicht verlieren könne, würde er was immer thun. Demnach würde keine Sünde vom Himmel ausschließen, wenn es nur am Glauben nicht fehlte. Es wären aber

auch zugleich alle guten Werke, wie Gebet, Almosen u. s. w. überflüssig. Wer sieht nicht, in welche Abgründe eine solche Lehre führen würde! Aber nein, die guten Werke sind zum Heile nothwendig, so hat es die katholische Kirche immer gelehrt, und daher ist es falsch, zu sagen, der Glaube allein rechtfertige.

VI. Widerlegung der vorzüglichsten Einwendungen, wodurch die Gegner ihren Irrthum, daß der Glaube allein rechtfertige, zu stützen suchen.

1) Nach der heiligen Schrift wird der Mensch ohne Werke gerechtfertiget; denn es heißt: „Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes gerechtfertiget werde.“ Röm. 3. — Ihr wißt, daß der Mensch nicht aus den Werken des Gesetzes gerechtfertiget wird. Galat. 2. — Aus Gnaden seid ihr gerettet durch den Glauben, nicht aus den Werken. Ephes. 2. — Damit ich in Christo erfunden werde nicht mit meiner Gerechtigkeit, die aus dem Gesetze ist, sondern mit jener, die aus dem Glauben ist. Phil. 3, 9.

Hier frägt sich zuerst, was der Apostel unter dem „Gesetze der Werke“ und dem „Gesetze des Glaubens“ versteht. Das Gesetz der Werke ist jenes, das befiehlt, was zu thun ist; das Gesetz des Glaubens aber ist der Glaube selbst, welcher die Gnade erlangt, das thun zu können, was das Gesetz der Werke befiehlt. Ein jedes Gesetz verlangt also Werke: aber das Gesetz der Werke enthält nur das Gebot, das Gesetz des Glaubens hingegen auch die Hilfe hiezu. Durch das Gesetz der Werke erkennen wir, durch das des Glaubens thun wir auch das Erkannte. Durch das Gesetz der Werke sagt Gott: Thue, was ich befehle; durch das Gesetz des Glaubens aber sagen wir zu Gott: Gib, was du befiehlst. Das Gesetz der Werke besteht im Buchstaben, der tödtet durch Befehlen ohne Hilfe; das Gesetz des Glaubens aber ist Geist, der belebt, indem er uns das Befohlene vollbringen hilft. Daraus folgt, daß nicht nur das Gesetz des Moses, sondern auch das Gesetz Christi, in so ferne es etwas befiehlt, ein Gesetz der Werke ist; das Gesetz des Glaubens aber ist der Geist des Glaubens, wodurch nicht bloß wir Christen, sondern auch alle Gerechte des alten Bundes die Gnade Gottes

erhalten, und gerechtfertiget durch dieselbe Gnade die Vorschriften des Gesetzes erfüllen.

Ferners ist zu wissen, was der Apostel unter „der Gerechtigkeit des Gesetzes" und „der Gerechtigkeit aus dem Gesetze" versteht. Unter der Gerechtigkeit des Gesetzes versteht er jene Werke, welche das Gesetz zu thun vorschreibt. Diese Gerechtigkeit hat der Apostel nie verworfen, sondern vielmehr empfohlen, indem er z. B. sagt: „Die Vollbringer des Gesetzes werden gerechtfertiget werden." Röm. 2. Unter der Gerechtigkeit aus dem Gesetze aber begreift er jene Werke, welche man ohne die Gnade des Glaubens bloß aus der Erkenntniß des Gesetzes vollbringt, und diese Werke rechtfertigen vor Gott nicht. Diese Gerechtigkeit verwirft der heilige Paulus als unnütz und setzt sie der Gerechtigkeit des Glaubens gegenüber, d. h. jenen guten Werken, die durch die Gnade und den Glauben geschehen. Darum schreibt er: „Da sie die Gerechtigkeit Gottes nicht erkennen, und bloß ihre eigene geltend machen wollen, so unterwerfen sie sich nicht der Gerechtigkeit Gottes." Röm. 10, 3. Und wiederum: Daß die Heiden, welche nicht nach der Gerechtigkeit strebten, Gerechtigkeit erlangt haben, nämlich die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben ist; Israel aber, welches dem Gesetze der Gerechtigkeit nachstrebte, das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erlangt hat, weil es nicht durch den Glauben, sondern durch die Werke darnach strebte. Röm. 9, 30—33. Hier ist es klar ausgesprochen, worin die Gerechtigkeit aus dem Gesetze bestehe, nämlich in der bloßen Ausübung der Vorschriften des Gesetzes, ohne des Glaubens und der durch Christus erworbenen Gnade theilhaftig zu sein.

Endlich ist insbesonders in's Auge zu fassen, was der heilige Paulus unter „Werke" verstehe, wenn er sagt, der Mensch werde ohne Werke gerechtfertiget. Die Reformatoren meinen, der Apostel schließe hier überhaupts alle guten Werke aus, ja den Glauben selbst, in so ferne man ihn als Werk betrachtet. Gegen diese Absurdität hat mit Recht schon der heilige Augustin bemerkt: Menschen, die nicht verstehen, was der Apostel sagt, wenn er spricht: Wir halten dafür, der Mensch werde gerecht durch den Glauben ohne die Werke des Gesetzes, — hielten dafür, der Apostel sage, es sei der Glaube genug, wenn man auch böse lebe und nichts Gutes

ausübe. Aber er sei weit entfernt, dem Gefässe der Auserwählung einen solchen Sinn unterzulegen. Lib. de grat. et lib. arbitr. c. 7. Was nun die Katholiken betrifft, so verstehen sie unter den Werken, welche nicht gerecht machen, zunächst die aus der Erfüllung des Ceremonialgesetzes herrührenden Werke, wie die Beschneidung, die Haltung der Neumonde u. s. w. Man versteht aber sodann auch unter den Werken, welche der Apostel bei der Rechtfertigung ausgeschlossen wissen will, alle Werke, die vor der Annahme des Glaubens, also ohne die durch Christus uns erworbene Gnade durch die bloßen Kräfte der Natur geschehen sind.

Nach diesen Erklärungen wird es deutlich sein, in welchem Sinne der Apostel sagt: Der Mensch werde durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes gerecht, und daß eine Gerechtigkeit aus dem Gesetze nichts nütze. Zugleich wird auch der gräuliche Irrthum der Reformatoren einleuchten, die auf diese Stellen sich stützend, alle guten Werke überhaupts verwarfen, und welch eine Gotteslästerung es ist, die guten Werke, welche im Glauben und mit der durch Christus erworbenen Gnade geschehen, und die der heilige Paulus selbst im Briefe an die Galater als Früchte des heiligen Geistes bezeichnet, mit dem obscönen Ausdruck „Mist und Dünger" zu belegen.

2) In vielen Stellen der heiligen Schrift wird bei Verleihung der Verzeihung mit Umgehung aller übrigen Werke nur der Glaube genannt. So heißt es: Dein Glaube hat dich gesund gemacht. Luk. 7. Glaube nur, und es wird dir geholfen werden. Luk. 8. Er gab denen, die an ihn glaubten, die Macht, Kinder Gottes zu werden. Joh. 1. Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben. Joh. 3. — Gerechtfertiget aus dem Glauben haben wir Frieden bei Gott. Röm. 5.

Was die Stelle betrifft: „Glaube nur, und es wird dir geholfen" Luk. 8, 50., so redet hier der Heiland von der Vollbringung eines Wunders, und nicht von der Rechtfertigung: also gehört dieser Schrifttext gar nicht hieher. Wir gestehen gerne, daß zum Wunderwirken der Glaube allein oft hinreicht, weil das Wunder auf Befestigung des Glaubens überhaupts Bezug hat, und nicht zum Heile dessen strenge genommen gehört, der es wirkt.

Denn es kann geschehen, daß selbst von Jenen Wunder gewirkt werden, die verdammt werden. Dieses bestätiget der Heiland selbst. Es werden sich einstens im Gerichte Manche auf die durch sie geschehenen Wunder berufen; Jesus Christus aber wird ihnen erwidern: Weichet von mir alle, die ihr dem Laster gedienet; denn ich habe euch nie gekannt. Matth. 7. — Bezüglich der andern Stellen aber bemerken wir, daß, wenn sie auch bei der Rechtfertigung den Glauben allein nennen, doch nicht daraus folgt, daß diese durch den Glauben allein geschieht. Denn bisweilen werden auch andere Tugenden allein genannt, ohne daß man einer aus ihnen ausschließlich das Heil zuschreibt. So heißt es: Es werden ihr viele Sünden nachgelassen, weil sie viel geliebt hat. Luk. 7. Das Almosen befreit von dem Tode. Job 12. Die Furcht des Herrn vertreibt die Sünde. Ekkles. 2. Da also zu einer Wirkung viele Ursachen zusammenhelfen, legt die Schrift bald dieser, bald jener Ursache die Wirkung selbst bei, ohne daß man deßwegen annehmen darf, die eine Ursache genüge mit Ausschließung der übrigen. Warum aber der Apostel häufiger dem Glauben als der Liebe und den übrigen Tugenden die Rechtfertigung zuschreibt, ist dieses der Grund, den auch das Concilium von Trient angibt, weil nämlich der Glaube der Anfang der Rechtfertigung ist.

3) In der heiligen Schrift heißt es, der Mensch werde umsonst gerechtfertiget. So: Ihr seid umsonst gerechtfertiget durch seine Gnade. Röm. 3. Wenn es durch die Gnade geschieht, so ist es nicht aus den Werken; denn sonst wäre die Gnade keine Gnade mehr. Röm. 11. Aus Gnade seid ihr gerettet durch den Glauben, nicht aus den Werken. Eph. 2. — Wird nun der Mensch umsonst gerechtfertiget, so wird er es offenbar nicht durch die Werke, sondern nur durch den Glauben.

Der Ausdruck, der Mensch werde umsonst gerechtfertiget, schließt die guten Werke nicht aus; denn da alles Gute, was der Mensch thut, von der zuvorkommenden Gnade bedingt ist, diese uns aber ohne all unser Verdienst, also umsonst gegeben wird, so kann es immerhin noch heißen, der Mensch werde umsonst gerechtfertiget, weil er ja jene Werke, die der Rechtfertigung vorausgehen,

nicht verdient hat, wenigstens die Gnade hiezu nicht. Wie also die Rechtfertigung umsonst den Glauben nicht ausschließt, weil er von der Gnade stammt, so schließt sie auch die Buße, die Liebe und die übrigen Werke nicht aus, weil auch sie in der Gnade ihren Grund haben. Nicht die Werke, welche Jemand thut, sind also der Grund seiner Rechtfertigung, sondern die Erbarmung Gottes ist es, die ihm auch die Gnade gegeben, jene Werke auszuüben. Was man aus Gnaden hat, das hat man allerdings umsonst, widrigen Falles wäre es ja keine Gnade mehr; so verhält es sich auch mit der Rechtfertigung.

4) Nach den Zeugnissen vieler heiliger Väter ist dem Glauben allein die Rechtfertigung zuzuschreiben. So sagt Origenes, es werde der, welcher bloß glaubt, gerechtfertiget, wenn er auch sonst kein Werk ausgeübt hat. Comment. in epist. Rom. c. 3. — „Jesus Christus hat ihm erlassen, was das Gesetz nicht hinwegnehmen konnte; denn der Glaube allein rechtfertiget.“ Hilar. in Matth. c. 8. — „Dieß ist der wahre Ruhm in Gott, wenn Niemand seiner Gerechtigkeit wegen sich rühmt, sondern erkennt, daß er der wahren Gerechtigkeit unwürdig sei, und allein durch den Glauben an Christus gerecht worden sei.“ Basil. Homil. de humilit. — „Ich kann nicht beweisen, daß der, welcher die Werke der Gerechtigkeit ausübt, ohne Glauben lebe; hingegen kann ich zeigen, daß ein Gläubiger auch ohne Werke gelebt und das Himmelreich erlangt habe; Niemand ist noch zum Leben ohne Glauben gelangt; der Räuber aber glaubte bloß und er wurde gerechtfertiget.“ Chrysost. hom. de fide et leg. natur. — „Wenn Jemand im Glauben aus dieser Welt gegangen ist, so bleibt die Rechtfertigung des Glaubens mit ihm. Er ist aber nicht gerechtfertiget durch die vorhergehenden guten Werke, weil er nicht durch ein Verdienst, sondern durch die Gnade sie erlangte; er ist aber auch nicht gerecht worden in Hinblick auf die nachfolgenden guten Werke, weil er ja nicht mehr in diesem Leben war.“ St. Auguſt. u. ſ. w.

Es muß gewiß auffallen, daß die Akatholiken, denen die Autorität der Väter sonst nichts gilt, hier ein Gewicht auf ihre Aussprüche legen. Aber auch davon abgesehen, haben diese Stellen in ihrem Zusammenhange einen ganz andern Sinn, als die Gegner darin zu finden meinen. Beleuchten wir die oben angeführten Zeugnisse etwas näher.

Was zuerst den Origenes betrifft, so setzt er den Glauben den äußern Werken entgegen, und lehrt, daß der Mensch zuweilen gerechtfertiget werden kann, wenn er auch kein äußeres Werk verrichtet. Er beruft sich dabei auf das Beispiel des rechten Schächers, der nicht gefastet oder ein Almosen gegeben vor seiner Rechtfertigung. Durch das Wort „Allein" schließt demnach Origenes die Nothwendigkeit eines äußern Werkes aus, wenn dazu das Vermögen oder die Gelegenheit fehlt; er schließt aber keineswegs die Buße, die Liebe und dergleichen aus, weil er in derselben Schrift sagt: Ich halte dafür, daß der erste Anfang und das Fundament des Heiles der Glaube sei, die Fortführung des Glaubens aber die Hoffnung, und die Vollendung und der Gipfel des ganzen Werkes die Liebe.

Hilarius schließt in der angeführten Stelle nichts aus, als das Gesetz des Moses. Die guten Werke kann er um so weniger verwerfen, da er bei einer andern Gelegenheit sagt: Alles Heil der Völker besteht im Glauben, und in den Geboten des Herrn ist das Leben für Alle. Hier verbindet also Hilarius die guten Werke mit dem Glauben.

Basilius redet am angeführten Platze von Werken, die ohne Glauben und ohne Gnade Gottes geschehen; er ermahnt aber zur Demuth, und sagt, ein Jeder solle erkennen, daß er keine Gerechtigkeit aus sich selbst habe, sondern daß Alles ein Geschenk Gottes sei. Durch den Glauben allein gerechtfertiget werden, heißt also im Sinne des Basilius nichts Anders, als es in Folge der Gnade werden, und nicht aus den Werken, welche man etwa zuvor schon ohne Gnade ausgeübt hat. Uebrigens sagt derselbe Basilius in der Rede vom Glauben, nachdem er die Nothwendigkeit des Glaubens gelehrt hat, daß auch die Liebe nothwendig sei. Und dieses beweist er sowohl aus den Worten des Apostels, 1. Corinth. 13., als aus dem Ausspruche des Herrn selbst, der Joh. 15. sagt, daß

man nicht aus dem Glauben, sondern aus der Liebe seine Schüler erkenne.

Chrysostomus behauptet nur, daß der Glaube allein ohne die Werke des Ceremonialgesetzes rechtfertige. Darum fügt er auch bei: „Warum begibst du dich in freiwillige Knechtschaft, und beugst deinen Nacken unter das Joch des Gesetzes?“ Daß aber Chrysostomus nicht der Meinung war, der Glaube allein rechtfertige auch ohne Liebe, Buße und die übrigen guten Werke, kann man leicht aus andern vielen Aeußerungen, die er gethan, ersehen. So sagt er hom. 70. in Matth.: Damit die Gläubigen nicht meinen, durch den Glauben allein können sie zum Ziele gelangen, so redet er von der Strafe der Bösen. So ermahnt er die Ungläubigen zum Glauben, die Gläubigen aber zum rechten Lebenswandel. Und hom. 1. in 1. epist. ad Tim.: „Nicht der Glaube allein ist nothwendig, sondern auch die Liebe.“

Endlich der heilige Augustin spricht am angeführten Orte offenbar von dem lebendigen Glauben und der vollkommenen Liebe. Denn er sagte in den unmittelbar vorhergehenden Worten, der Mensch werde ohne Werke, die dem Glauben vorausgehen, gerecht; aber der rechtfertigende Glaube sei ein solcher, der durch die Liebe wirke. Dasselbe lehrt der nämliche Kirchenlehrer noch in vielen andern Stellen.

19. Nothwendigkeit des Glaubens.

Der Glaube ist einem Jeden unerläßlich nothwendig; denn ohne denselben ist es nicht möglich, daß man sein Heil wirkt. Er ist die Grundbedingniß zur Seligkeit. Wer glaubt und getauft ist, heißt es in der heiligen Schrift, wird selig; wer aber nicht glaubt, wird verdammt. Der Glaube macht erst den Christen, und öffnet den Weg zum Eintritt in die Kirche und zu all ihren Heilmitteln. Der Ungläubige gehört nicht zur Kirche; er hat auch seine Ansprüche auf die in ihr eingesetzten Gnadenmittel. Wie könnte er also sein Heil wirken, da er von Allem ausgeschlossen ist, was dazu führt?

Wie wir des materiellen Lichtes nöthig haben, um die sinnlichen Gegenstände zu sehen, eben so bedürfen wir auch des Glaubens, um die übersinnlichen Wahrheiten zu erkennen. Zwar besitzt

der Mensch eine Vernunft; aber er hat auch ein Auge. Dennoch vermag er mit letzterm nichts zu unterscheiden, wenn nicht die Lichtstrahlen in dasselbe fallen. So erkennt er auch mit seiner Vernunft nichts Uebersinnliches, wenn ihr nicht der Glaube als Licht vorleuchtet. Eben hierin liegt der Grund, warum so Viele von den himmlischen Wahrheiten nichts wissen: ihrem geistigen Auge fehlt das Licht, ihre Vernunft ist vom Glauben nicht erleuchtet, und darum wandeln sie im Finstern. Sie erkennen nicht Gott, und nicht den, welchen er gesendet hat, Jesum Christum, seinen Sohn.

Ohne Glaube ist uns fast ein jedes Wort des Evangeliums dunkel und unverständlich. Daher kommt es, daß gar Manche, die doch alle Tiefen der menschlichen Wissenschaften erforschen, in der Religion oft weniger, als unverständige Kinder verstehen. Es fehlt ihnen das Licht des Glaubens, und so geschieht es, daß sie immer die Wahrheit suchen, und sie doch nie finden. Zu den Gläubigen steigt Gott herab, zu ihnen spricht er; den Ungläubigen aber entzieht er sich. Er läßt sie mit dem Irrlichte ihrer Vernunft allein stehen. Und nun erfüllt sich das Wort der Schrift: Wenn das, was Licht in dir sein soll, Finsterniß ist, — wie groß wird nicht die Finsterniß sein? Ihr Licht, nämlich die Vernunft, ist Finsterniß, — wie sollten sie jetzt etwas sehen, wie in den überirdischen Dingen eine Erkenntniß haben?

Der Glaube ist das geistige Element für die christliche Seele. Ohne Glaube ist sie todt, weil Gott mißfällig. Denn ohne Glaube ist es gar nicht möglich, Gott zu gefallen. In seiner Ermanglung können wir auch kein gutes Werk ausüben, keine Tugend vollbringen. Was nicht im Glauben geschieht, das ist wie nicht gethan. Ohne Glaube gute Werke ausüben wollen, heißt mit bodenlosen Eimern Wasser schöpfen. Alles muß einen Grund haben, worauf es sich stützt. Der Glaube aber ist die Grundlage jeder Tugend; er ist die Wurzel, aus der sie hervorsproßt. Nur dann, wenn ein Gebäude ohne Grund bestehen, eine Pflanze ohne Wurzel wachsen und gedeihen kann, ist auch eine Tugend ohne Glauben möglich. Der Glaube ist es daher auch, welchen Christus überall verlangt. Denn kam ein Hilfsbedürftiger zu ihm, so war sein erstes Wort: Kannst du glauben? Und erhörte er seine Bitte, so pflegte er ihm

mit den Worten zu entlassen: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Wo der Heiland Glauben fand, da wirkte er Wunder; wo es aber am Glauben fehlte, da half er auch nicht. O hätten wir mehr Glauben, so würden auch wir mehr vermögen. Der Himmel könnte dann der Kraft unsers Gebetes nicht widerstehen; wir würden über all unsere Feinde siegen; alle Hindernisse auf dem Wege zur Tugend überwinden. Aber unser Unglaube ist der Grund unserer Schwäche und die Ursache von der Größe unsers Elendes. Daher laßt uns zum Glauben zurückkehren, und all unsern Nöthen ist abgeholfen.

20. Beweggründe zu glauben.

Der Glaube ist unter Allem das Nothwendigste; denn ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Es kann gar Niemand zu Gott gelangen, und ihn kennen lernen, wenn er nicht glaubt. Der Glaube führt zu Gott. Der Glaube ist der Anfang der Gerechtigkeit; er ist der Grund einer jeden Tugend. Durch den Glauben erhalten wir Alles, was wir von Gott begehren; Mangel an Glauben aber ist der Grund, warum unsere Gebete so oft unerhört bleiben. Christus hat auch immer auf den Glauben gedrungen; wo er solchen fand, wirkte er Wunder.

Und warum wollte ich nicht glauben? Gott ist ja die Wahrheit und Weisheit selber. Er ist nicht, wie Menschen, lügenhaft und betrüglich. Was uns Jesus offenbarte, hat er von seinem Vater selbst gehört. Er bewies sich durch viele Wunder als den Sohn Gottes. Seine Feinde selbst mußten gestehen, daß Niemand jene Werke thun könne, welche Jesus that, wenn Gott nicht mit ihm ist. Wenn die Worte Jesu nicht wahr wären, so würde Gott selbst die Menschen in Irrthum geführt haben; denn er bestätigte seine Reden durch außerordentliche Thaten.

Die Lehre, welche heut zu Tage in der Kirche Jesu verkündet wird, ist die der Apostel. Diese aber hörten Alles, was sie bezeugten, aus dem Munde Jesu selbst. Sie hatten keine Ursache, die Welt zu betrügen; sie hätten sich vielmehr große Vortheile für dieses Leben versprechen können, wenn sie es mit den Feinden Jesu gehalten und ihrem Glauben entsagt hätten. Sie wurden eben wegen ihres Zeugnisses für Jesus verfolgt, gemartert und hinge-

richtet. Sie waren auch nicht leichtgläubig, im Gegentheile, sie glaubten anfangs oft selbst nicht; sie waren oft schwer zu überzeugen. Die Jünger Jesu hatten auch gewiß das rechte Verständniß von der Lehre Jesu; er sandte ihnen ja dazu den heiligen Geist. Verdienen solche Zeugen keinen Glauben, auch dann nicht, wenn sie die Wahrheit ihrer Aussagen mit Wundern bekräftigen, und bereit sind, für dieselben in den qualvollsten Tod zu gehen?

Die Apostel übertrugen das, was sie selbst von Jesus Christus empfangen hatten, wieder Andern, und diese wieder ihren nächsten Nachfolgern. So besteht in der Kirche Jesu eine ununterbrochene Reihenfolge der Vorsteher und Fortpflanzung der Lehre: Einer übergibt das von seinem Vorgänger Erhaltene wieder seinem Nachfolger. Er fügt nichts hinzu; er nimmt nichts hinweg. So bleibt die Ueberlieferung immer dieselbe ungetrübte Wahrheit, und daß sie es ist, beweiset unter Andern auch der Umstand, weil die überlieferte Wahrheit in allen über den Erdkreis zerstreuten Kirchen die nämliche ist. Diese Einheit ist ein unleugbares Zeugniß für die Wahrheit; denn nur die Wahrheit ist sich immer gleich; der Irrthum aber ist überall ein anderer. Die Kirche kann auch gar nicht irren; denn sie ist die Grundsäule der Wahrheit, weil der heilige Geist bei ihr ist, und sie regiert und leitet; ja Christus selbst ist bei ihr alle Tage bis an das Ende der Welt.

Die katholische Kirche ist in allen Jahrhunderten durch das Feuer der Trübsale als göttliche Heilsanstalt erprobt worden. Sie hat über all ihre Feinde gesiegt; sie ging aus allen Verfolgungen nur um so herrlicher und glänzender hervor. Wo ist der Finger Gottes sichtbar, wenn nicht hier?

Für den katholischen Glauben haben sich von jeher die frömmsten und weisesten Männer erklärt; kein Opfer hat sie davon zurückgehalten; sie waren bereit, dafür selbst ihr Leben zu lassen.

Diesem Glauben verdankt die Welt alles Große und Erhabene, was sie besitzt; er hat wahre Aufklärung gebracht, indem er den Verstand erleuchtete und die Herzen veredelte; er hat uns eine bewunderungswürdige Heiligkeit sehen lassen; hat die Menschen zu den erhabensten Thaten begeistert; hat Werke der Liebe hervorgebracht, worüber der Ungläubige selbst staunen muß.

Kann man noch mehr Beweggründe fordern, um für den ka-

tholischen Glauben sich zu entscheiden? Ist wohl seit dem die Welt steht, irgend eine Thatsache mit so viel Zeugnissen erwiesen, als die christliche Lehre? Lassen sich überhaupts noch neue Beweise aufbringen, welche die christliche Religion nicht hätte? Welch einen Unsinn verräth es daher, sie nicht gläubig anzunehmen?

21. Mittel, den Glauben zu erlangen, oder wie wird der Glaube erworben.

Der Mensch verhält sich zum Glauben gewissermassen wie zur Vernunft. Diese beginnt mit einem passiven Akt; denn wie der Mensch ohne sein Hinzuthun den ersten Keim des Lebens erhält, so bekömmt er auch den ersten Keim der Vernunft ohne sein Mitwirken. Aber dieser Keim wächst nicht durch sich selbst; er bedarf einer äußern Hilfe, des Dienstes des Wortes oder der Erziehung. So wird die Vernunft entwickelt, und der Mensch gelangt dazu, vernünftig zu werden. Auf ähnliche Weise gelangt man auch zum Glauben. Der Mensch besitzt aus sich selbst die göttlichen Ideen eben so wenig, als die natürlichen, ja jene noch weit weniger, weil die Entfernung zwischen ihm und Gott noch weit größer ist, als zwischen ihm und der Natur. Er verhält sich also bei der ersten Aufnahme der göttlichen Ideen ganz passiv, wie er sich passiv verhält bei der ersten Aufnahme der natürlichen; deßwegen nennt die Kirche den Glauben eine von Gott eingegossene Tugend. Der Glaube ist daher in seiner ersten Quelle eine Gnade, und diese Gnade erhält der Mensch zunächst in der heiligen Taufe; der Empfang derselben macht zum Christen, und daher auch zum Gläubigen. Nun ist aber der Glaube erst keimartig vorhanden. Jeder Keim, soll er nicht ersticken, muß entwickelt werden. Die Entwicklung geschieht durch die Kirche. Wie euere Mutter zu euch geredet hat, eben so redet die Kirche, diese allgemeine Mutter, zu euch. Deßwegen sagt der heilige Paulus: Der Glaube kömmt aus dem Gehör. Röm. 10, 17. Wer also nicht hört den christlichen Unterricht, bei dem entwickelt sich auch der Glaube nicht; das, was ihm keimartig gegeben ward, geht wieder verloren. Darum sagt derselbe Apostel: Wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nicht gehört haben? Und wie sollen sie hören ohne Prediger? Röm. 10, 14.

Aber der Glaube ist nicht bloß Sache des Verstandes, sondern auch ein Akt des Willens; er besteht nicht darin, daß ich die von Gott geoffenbarten Wahrheiten erkenne, sondern auch, daß ich sie liebe. Damit vollendet sich erst der Glaube; denn gar Viele wissen, was Gott geoffenbart hat, und glauben doch nicht; das Wissen macht noch nicht gläubig, sondern die demüthige Unterwerfung des Verstandes unter die Autorität Gottes und die bereitwillige Annahme seines Wortes führt dazu. So ist der Glaube eine freiwillige Hingabe, und diese Hingabe bewirkt die Liebe. Das Christenthum hat eine unwiderstehliche Gewalt über noch unverdorbene Seelen. Wer von den Wundern der Liebe Gottes hört, in dessen Herzen fängt es warm zu werden an; er gibt sich unwillkürlich Gott hin, er hängt ihm auf das Treueste an, weil er ihn liebt. Daraus erklärt sich, wie Viele, die nichts verstehen und wenig wissen, dennoch stark im Glauben sind. Sie sind weniger auf dem Weg der Erkenntniß, als vielmehr auf dem der Liebe dazu gelangt. Man wollte dieses Wunder in Verruf bringen, indem man es Köhlerglauben nannte. Allein am Tage des Gerichtes wird sich an diesen Köhlern zeigen, daß sie oft mehr Glauben hatten, als die erleuchtetsten Geister, weil die Wahrheit empfängliche Herzen mit sich fortreißt, wie der Adler seine Jungen auf den Rücken nimmt und sie zur Sonne führt.

Der Glaube ist in seinem Ursprunge eine Gabe Gottes; er entwickelt sich unter dem Beistande der Gnade durch die Erziehung in der Kirche: dadurch erkennen wir nicht bloß die göttlichen Wahrheiten, sondern wir lernen sie auch lieben, und der Wille wird geneigt gemacht, sie anzunehmen. So wächst der Glaube. Aber die hiezu nothwendige Mitwirkung Gottes ist zugleich auch frei; denn er kann uns seine Mitwirkung entziehen. Nun haben wir aber ein Mittel, die Thätigkeit Gottes dabei zu Hilfe zu rufen. Dieß geschieht durch das Gebet. Denn das Gebet lenkt Gottes Thätigkeit auf uns und thut ihm gleichsam Gewalt an, ohne seiner Freiheit zu schaden; das Gebet ist deßwegen gleichsam der Vater des Glaubens. Durch das Gebet nähren wir den Glauben. Wer also im Glauben wachsen will, muß darum bitten. Freilich muß man zum Gebete selbst den Glauben bereits mitbringen; allein der Glaube hat verschiedene Stufen und entwickelt

sich zu desto größerer Vollkommenheit, je zuversichtlicher man darum bittet.

Um aber noch allgemeine Regeln aufzustellen, so sagen wir: Willst du glauben, so sei demüthig. Hoffart, Ehrsucht, Rechthaberei, Stolz und Eigendünkel waren von jeher die Quelle des Unglaubens. Wie der Wind das Licht auslöscht, so bläst der Hochmuth den Glauben aus. Es würde unter den Menschen viel mehr Glauben geben, wenn sie weniger stolz wären.

Halte dich an die Säule der Wahrheit, an die Kirche Jesu und ihre Aussprüche. Dieß bewahrt dich vor allen Zweifeln; dieß gibt deinem Herzen Ruhe und befestiget dich im Glauben.

Lebe gewissenhaft nach den Vorschriften deines Glaubens. Häufig kömmt der Unglaube von einem bösen Herzen, das seine Lüste nicht einschränken lassen will. Wer sich dem Laster weihet, wünscht, es möchten die Wahrheiten der Religion nicht bestehen. Er fängt daher an, sie zu bezweifeln, und leugnet sie zuletzt ganz. Er verläugnet also seinen Glauben zuerst durch seinen Wandel und hierauf läugnet er ihn auch mit dem Munde.

Uebe deinen Glauben auch oft mit dem Munde; dadurch wirst du dich desselben bewußt; dazu hat die Kirche auch verschiedene Glaubensbekenntnisse verfaßt.

Bitte Gott oft, er möge deinen Glauben vermehren. Der Glaube ist ja eine Gnade; daher nennen wir ihn auch ein eingegossenes Licht. Gott gibt aber seine Gnade denen, die ihn darum bitten.

Fliehe den Umgang mit Irr- und Ungläubigen; denn unbemerkt stecken sie dich mit ihrem Gifte an; es entstehen in dir Zweifel, und diese benützen sie geschickt, um dich für ihre Sache zu gewinnen. Lies auch nicht ihre Schriften; denn sie dienen nur dazu, die Festigkeit deines Glaubens zu untergraben.

Betrachte oft die Beispiele der Glaubenshelden, welche dir die heilige Schrift und die Kirchengeschichte darbietet, und entflamme dich, ihren Glauben nachzuahmen. Lies auch sonst gerne in guten Büchern, welche geeignet sind, dich im Glauben zu befestigen.

Widerstehe jeder Versuchung gegen den Glauben; laß dich in keine Zweifel ein; untersuch nicht lange, sondern laß es dir genug sein, daß die vom heiligen Geiste geleitete Kirche es lehrt.

22. In wie ferne wächst man im Glauben?

Der Glaube ist ein göttliches Talent, welches der Herr uns gab, nicht um es nur aufzubewahren und unverletzt zurückzubringen, sondern damit zu wuchern. Schon daraus erhellet, daß man im Glauben Fortschritte machen und in demselben wachsen müsse. Man muß aber im Glauben wachsen:

a) Dem Umfange und der Deutlichkeit nach. Die Glaubenswahrheiten, die man uns in der Jugend beibrachte, waren oft nur die zum Heile nothwendigsten. Wir konnten damals noch nicht mehr tragen; das Uebrige blieb dem reifern Alter vorbehalten. Nun da wir in dieses getreten sind, müssen wir trachten, unser religiöses Bewußtsein zu erweitern; wir müssen nicht mehr mit den Worten allein uns begnügen, sondern in den Sinn derselben eindringen; wir sollen auch die Beweisgründe unsers Glaubens kennen, damit wir wissen, warum wir glauben. Es ist dieses in unsern Tagen um so nothwendiger, je zahlreicher die Religionsfeinde sind, die unter allen möglichen Scheingründen Angriffe auf das Kleinod des Glaubens machen und dasselbe der Menschheit zu entreißen suchen. Man soll daher gerne der Verkündigung des göttlichen Wortes beiwohnen, häufig in guten Büchern lesen und sonst auf geeignete Weise in den Wahrheiten seiner Religion sich gründlich zu unterrichten suchen. Auch der Umgang mit gottesfürchtigen Männern trägt hiezu viel bei.

b) Seiner Stärke und Festigkeit nach. Der Christ ist schuldig, sich immer mehr in seinem Glauben zu befestigen; denn versäumt er es, so wird sein Glaube von selbst schwächer werden. Wie leicht man in seinem Glauben schwach werden kann, beweist der Vorfall mit Petrus; denn dieser Felsenmann, welcher von Christus den Auftrag hatte, seine Brüder im Glauben zu befestigen, und der die Versicherung gegeben, er wolle mit seinem göttlichen Meister in den Tod gehen, verläugnete bald darauf seinen Herrn und schwur, ihn nicht zu kennen. Was wird mit uns Schwächlingen geschehen, wenn wir uns nicht fortwährend im Glauben zu stärken suchen, sondern ihn aus Nachlässigkeit schwach werden lassen? Wenn man aber am Wachsthume desselben nicht arbeitet, so muß er nothwendig schwach werden, und nach und

nach gar erlöschen. Werden die evangelischen Wahrheiten nur schwach eingesehen, sind sie dem Gedächtnisse kaum oberflächlich eingeprägt, so wird der Geist gar leicht von den falschen Grundsätzen der Welt fortgerissen. Man muß aber vor Allem im Glauben leben, wenn man in demselben wachsen will. Je eifriger Jemand das thut, was das Evangelium vorschreibt, desto mehr wird er in seinem Glauben befestiget. Ein Nagel dringt um so tiefer ein, je mehr Hammerschläge man auf ihn führt, und auch der Glaube wird um so fester und stärker, je freudiger und bereitwilliger man seinen Vorschriften nachkömmt.

23. Welch ein vortreffliches Gut der Glaube ist.

Das vortrefflichste Geschenk, welches der Mensch von Gott erhält, ist der Glaube. Denn der Glaube ist der Grund all unsers Glückes. Der heilige Geist selbst sagt: Dich, o Herr, kennen, und deine Gerechtigkeit und Macht wissen, ist die Wurzel der Unsterblichkeit. Fehlt es einem Baume an der Wurzel, so ist er unfähig, eine Blüthe zu treiben oder eine Frucht zu zeitigen. Gerade so verhält es sich mit einem Menschen ohne Glauben; er ist in diesem Zustande unfähig, etwas für das ewige Leben Verdienstliches zu thun. Sein Almosen, seine Abtödtungen, seine übrigen guten Werke sind todt, wenn der Glaube sie nicht beseelt. Daher sagt auch der Apostel: Ohne Glaube ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Hebr. 11, 6.

Der Glaube ist der Schlüssel zu jenen Gnadenschätzen, die uns Christus auf Erden zurückgelassen. Er hat seiner Kirche die Macht gegeben, uns aus Kindern des Zornes in Kinder Gottes umzuwandeln; er hat die Gewalt in derselben eingesetzt, die Sünden zu vergeben; er hat sein eigenes Fleisch und sein Blut in geheimnißvollen Gestalten der Kirche zurückgelassen. Aber all diese Gnaden und viele andere sind nur für die Gläubigen vorhanden. Denn willst du ein Sakrament empfangen, und hast den Glauben nicht, so wird es dir nicht zum Leben sein; suchst du Sündenvergebung, ohne Glauben kannst du sie nicht erhalten; flehest du den Himmel um Hilfe und Beistand oder um eine andere Wohlthat an, wenn du es nicht im Glauben thust, so wird es dir nichts nützen: denn nur das gläubige Gebet findet Erhörung.

O was würden uns ohne den Glauben alle übrigen Wohlthaten Gottes nützen! Gott hat uns nach seinem Ebenbilde erschaffen, er hat uns eine unsterbliche Seele eingehaucht, er hat uns die Bestimmung gegeben, einstens zu ihm in den Himmel zu kommen, und dort ewig glückselig zu werden. Aber was nützte uns dieses Alles ohne Glaube, da dieser nur der Weg ist, zu dem uns bereiteten Glücke zu gelangen? Gott hat uns seinen eingebornen Sohn in die Welt gesendet, auf daß wir durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten; Jesus Christus selbst ist für uns am Kreuze gestorben, um uns in seinem Blute von unsern Sünden zu reinigen. Aber auch diese größte aller Gnaden, der Erlösungstod Jesu Christi, nützt nur den Gläubigen. Ohne Glaube hat Christus für uns vergebens gelitten; er ist umsonst gestorben. Was könnte es also noch Besseres und Vortrefflicheres geben, als der Glaube ist?

Vernehmen wir noch über unser Thema ein Zeugniß vom ehrwürdigen Ludwig von Granada. Dieser sagt: Es läßt sich nicht läugnen, daß der Glaube zu den glänzendsten Gaben der göttlichen Güte gehört, und wahrlich, kaum vermag die Kraft der Zunge das Lob desselben auszusprechen. Denn abgesehen von vielem Andern, ist der Glaube das Auge des menschlichen Geistes, das unsere Füße auf den Weg des Friedens und der ewigen Glückseligkeit leitet. Der Glaube ist ein heilsamer Arzt, der die kräftigsten Arzneien verordnet, die Wunden unserer Seele zu heilen. Der Glaube ist unser Gesetzgeber, der die Gesetze und Rechte des Lebens uns zeigt, und das Leben der Menschen durch heilsame Gebote ordnet. Der Glaube ist ferner der erste Werkmeister, der den übrigen Arbeitern das Original des Werkes zeigt, das sie beständig anblicken und ausführen müssen. Der Glaube ist die Sonne des Lebens, welche die Seelen der Menschen erleuchtet, und ihnen zeigt, wohin und wie sie schreiten müssen. Der Glaube ist unser Führer, der uns den Weg in den Himmel weiset. Der Glaube ist jenes Talent, mit welchem wir in diesem Leben wuchern und die Verdienste guter Werke in großer Anzahl gewinnen können. So groß endlich ist die Würde des Glaubens, daß, ob auch derselbe ungestaltet und todt sei, dennoch sein Nutzen selbst auch dann nicht gering ist, wenn er gleichwohl in diesem Zustande nicht zum Heile genügt.

Denn immerhin erhält er den Menschen im Schooße der Kirche und im Netze des Evangeliums, vereiniget ihn, wenn auch unvollkommen mit Christus, dem Haupte, und erhebt ihn über den Stand der Natur zu einer Ordnung höherer und göttlicher Dinge, weil er den göttlichen Saamen, das Licht des Evangeliums in sich faßt, und also dem Menschen, so lange er ihm inwohnt, einen Weg offen läßt, auf welchem er für sein Heil sorgen kann.

24. Der Glaube ist ein Licht, wodurch man die übernatürlichen Wahrheiten erkennt.

Wie der Mensch des Sonnenlichtes oder eines andern natürlichen Lichtes bedarf, um auf der Erde die Gegenstände unterscheiden zu können, so bedarf er auch eines Lichtes, um die übersinnlichen Wahrheiten zu erkennen. Zwar ist die Vernunft selbst schon gewissermassen ein solches Licht; aber ein höchst unvollkommenes und mangelhaftes. Sie hat eigentlich mehr die Fähigkeit zu leuchten, als daß sie das Licht selbst schon wäre; sie muß zuvor von einem andern Lichte hell gemacht werden, soll sie selbst leuchten. Dieses Licht ist der Glaube; denn er ist ein Strahl, der von Gott selbst in die Seele des Menschen herabgesendet wird, die Finsterniß, welche in ihm ist, zerstreut, und ihm Wahrheiten und Erkenntnisse aufdeckt, die er ohne dieses in Gnade von Gott ihm gegebene Licht nimmermehr hätte auffinden können. Die heilige Schrift bezeichnet auch den Glauben öfters als ein Licht. So schreibt der heilige Paulus: Gott, welcher befahl, daß aus der Finsterniß Licht leuchtete, hat unsere Herzen erleuchtet, das Licht der Erkenntniß Gottes strahlen zu lassen in Christo Jesu. 2. Corinth. 4, 6. Und der heilige Petrus: Ihr seid bestimmt, die Erhabenheit dessen zu preisen, der euch aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat. 1. Petr. 2, 9. Davon redet auch der Prophet: Das Volk, welches in der Finsterniß wandelte, hat ein Licht gesehen. Is. 9, 2.

In Folge dieses Lichtes, welches der Glaube ist, erkennen wir die übernatürlichen Wahrheiten und alle Geheimnisse des Reiches Gottes, so weit sie uns hienieden zu wissen nothwendig sind. Ohne dieses Licht aber, ohne Glaube, bleibt es dunkel in unserm Erkenntnißvermögen bezüglich der himmlischen Dinge. Nur wo dieses Licht leuchtet,

wo Glaube ist, wird Gott erkannt in seiner Wesenheit sowohl, als in seinen Beziehungen zu den Menschen. Alle Weltweisheit kann mir nicht sagen, was Gott ist; der Glaube allein lehrt mich ihn kennen; er sagt mir, daß er ist die allerhöchste Majestät, in deren Gegenwart die Schaaren der himmlischen Geister selbst wie nichts erscheinen; er sagt mir, daß er Eines ist in seiner Wesenheit, dreifach aber in den Personen. Der Glaube lehrt mich Gott kennen als den Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, und Jesum Christum als den eingebornen Sohn Gottes, der unsers Heiles wegen vom Himmel herabgestiegen ist und durch seinen Tod am Kreuze uns erlöset hat; der Glaube sagt mir auch, was der Mensch selbst ist, klärt mich auf über seine Bestimmung, unterrichtet mich über sein Schicksal jenseits des Grabes. Alles, was wir in göttlichen Dingen wissen, verdanken wir dem Glauben; er ist das wahre Licht, welches in diese Welt gekommen ist, die dunklen Pfade unsers irdischen Daseins zu erleuchten. So nehmet denn auf das Licht des Glaubens, damit es helle werde in euerm Geiste; bittet um die Gnade des Glaubens, und rufet mit dem Psalmisten: Herr, gib Licht meiner Leuchte, d. h. gieße ein meinem Geiste das Licht des Glaubens, damit es helle werde in demselben, und ich die übersinnlichen Wahrheiten erkenne.

25. Der Glaube ist der sicherste Führer durch die Wirrsale ängstigender Zweifel.

Der menschliche Geist, von Natur aus wißbegierig, will alle Dinge erforschen und bis auf ihren letzten Grund durchdringen. Aber nirgends treten seiner Neugierde so große Hindernisse entgegen, als in der Religion; nirgends stößt er auf größere Dunkelheiten, als in den göttlichen Geheimnissen. Hätten wir hier keinen andern Führer, als das schwache Lämpchen unserer Vernunft, auf welche Irrwege würden wir uns verlieren! Da haben wir aber das Licht des Glaubens, welches uns die Wege erhellet, und uns sicher hindurch führt durch alle ängstende Zweifel. Der Glaube weist uns auf Gott hin, als den Untrüglichen, als die ewige Wahrheit, und auf die Kirche, die unfehlbare Lehrerin aller Wahrheit. Mag der Stolz des Geistes sich sträuben gegen die Wahrheiten, die er nicht begreifen kann; mag die Arglist der Glaubensfeinde Einwürfe er-

haben, deren Widerlegung einem ungeübten Verstande nicht möglich ist; der gläubige Christ spricht mit dem Apostel: Ich weiß, wem ich glaube, und bin sicher. Ich will nicht weiser sein, als Gott, der mir diese Wahrheiten verbirgt; ich will nicht tiefer in die Geheimnisse des Himmels blicken, als so weit es seiner Weisheit gefallen hat, den Schleier zu lüften; ich will nicht aufgeklärter sein, als die Kirche, die vom heiligen Geiste, vom Geiste der Weisheit und des Verstandes erfüllt ist; ich will nicht verständiger denken, als viele tausend große Weise und heilige Männer, die denselben Glauben hatten, welchen ich habe; ich will nicht klüger sein, als die Apostel und Martyrer, welche für eben diesen Glauben ihr Blut vergossen haben. — So hat der katholische Christ in seinem Glauben immer eine Stütze, die ihn vor allen Zweifeln und Aengsten bewahrt.

26. Der Glaube ist der süsseste Tröster in Leiden und Trübsalen.

Es gibt im menschlichen Leben traurige Zufälle, wo allerdings die eigene Vernunft Kraft genug hat, den sinkenden Muth wieder aufzurichten. Es gibt aber auch niederschlagende Ereignisse, wo der Christ seine ganze Religiösität zusammen nehmen muß, um sich unter der drückenden Last seines Kreuzes aufrecht zu erhalten. O es schlagen über dem Menschen die Sturmeswellen des Unglückes oft so furchtbar zusammen; es sieht Mancher sich so bitter getäuscht, daß die gemeinen Tröstungen dabei nicht mehr ausreichen, und der menschliche Scharfsinn mit all seinen Beruhigungsgründen zu Schanden wird. Wohl demjenigen, welchem in so verzweiflungsvoller Lage der Glaube seinen übernatürlichen Trost in das zerrissene Herz träufelt. Wenn das Licht des Glaubens in die Nacht unsers Unglückes hineinleuchtet, verliert diese ihre Schrecken. Der Glaube läßt uns mitten im Sturme die allweise und allgütige Vaterhand erkennen, die unser Schifflein durch die tobenden Wogen lenkt; er läßt uns in unsern jetzigen Thränen eine Quelle künftiger Freuden entdecken; er läßt uns gleichsam vom Kalvarienberge aus, auf dem wir jetzt unter dem Kreuze seufzen, hinüberschauen nach Tabor, dem Berge der Verklärung, zu dem kein anderer Pfad, als der Kreuzweg, führt; er läßt uns aus dem Jammerthale des irdischen Lebens hinausblicken zu den ewigen Hütten

Gottes. Dort wird Gott abwischen alle Thränen von unsern Augen, der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Wehklagen, noch Schmerz. O wenn der Glaube uns vorstellt einen Gottmenschen, der uns das Kreuz voranträgt und am Kreuze stirbt; wenn er uns einen offenen Himmel mit einer ewigen Glückseligkeit zeigt, der unser wartet: da muß das geängstigte Herz ruhig, der thränenschwere Blick muß heiter werden, der gesunkene Muth muß sich wieder erheben, und der Schmerz selbst sich in eine Quelle süßen Trostes umwandeln. Während daher der Ungläubige dem Unglücke erliegend in dumpfer Verzweiflung hinbrütet und sein Geschick verflucht, gehet der Gläubige unter der Last seines Kreuzes muthig und freudig einher. cf. Himmelsteins Predigten.

27. Der Glaube ist der Lehrmeister der Tugend, und gibt dieser erst ihren Werth.

Der Glaube ist der Führer, der uns das selige Ziel von weitem zeigt, und uns den sichern Weg, dahin gelangen zu können, an die Hand gibt. Er ist gleichsam der Aufseher, der unsere Arbeiten im Geschäfte des Heiles ordnet; er ist der Helfer, welcher uns die Mittel zeigt und gebrauchen lehrt, die uns zu dieser Arbeit fähig machen. Der Glaube ist es, der unsern Tugendwerken das Siegel des Verdienstes aufdrückt und ihren ewigen Werth bestimmt. Der Glaube ist der Vater und die Liebe die Mutter der vollkommenen Tugend. So wenig der Glaube etwas gilt, wenn er nicht durch die Liebe wirkt, eben so wenig gibt es eine wahre Liebe, die nicht im Glauben wurzelt. Wir wüßten nicht, warum und wie wir Gott lieben sollten, wenn es uns der Glaube nicht lehrte. Wir wüßten auch nicht, daß wir Gott, die allerhöchste Majestät, lieben dürfen, daß er sogar unsere Liebe verlangt, wenn es uns der Glaube nicht offenbarte.

Der Gerechte, heißt es in der heiligen Schrift, lebt aus dem Glauben. Gal. 3, 11. Ich mag die besten menschlichen Eigenschaften haben, ich mag an natürlichen Vorzügen noch so reich sein, fehlt mir der Glaube, so bin ich nichts. Ich mag in meinem irdischen Berufe mich noch so sehr anstrengen, leitet mich der Glaube nicht, so gilt all meine Arbeit nichts; ich gleiche einem eiligen Boten, der zwar mit großen Schritten dahinschreitet, aber

nicht auf dem rechten Wege zu seinem Ziele ist. O es geschehen tausenderlei gute Werke in der Welt; aber Tugenden werden wenige geübt. Denn viele Werke geschehen aus bloß natürlichem Triebe, andere aus blinder Gewohnheit, wieder andere nur aus Eitelkeit: all diese Werke sind keine Tugenden. Nur jenes ist eine Tugend, das aus dem Glauben entspringt. Wer vom Glauben beseelt ist, verleiht seinen Handlungen erst die höhere Weihe. Durch den Glauben wird auch das Kleinste etwas Großes. O wie reich macht den Christen der Glaube!

28. Der Glaube ist auch in der bürgerlichen Ordnung die festeste Stütze.

Ohne Glauben auf das Zeugniß und die Aussage anderer Personen wäre es unmöglich, daß in der Welt eine noch so kleine Gesellschaft bestehen könnte. Im bürgerlichen Leben sind die Rechte der Geburt, der Besitzungen, der Erbfolgen u. s. w. größtentheils auf mündliche oder schriftliche Zeugnisse begründet. Spricht man diesen Urkunden den Glauben ab, so vernichtet man die bestehende Ordnung, man zerrüttet die ganze menschliche Gesellschaft, und es entsteht eine Verwirrung, dergleichen noch nie da gewesen ist. Nicht einmal ein Hauswesen kann bestehen, wenn der Glaube aufgehoben ist. Sagt nur selbst, ihr Hausväter, wie wollet ihr die Ordnung aufrecht erhalten in euerm Hause, wenn euere Untergebenen euern Aussagen keinen Glauben zu schenken schuldig sind? Was wird aus euerer Erziehung, ihr Eltern; was aus euerem Unterrichte, ihr Lehrer; aus euerer Regierung, ihr Fürsten; aus euern Befehlen, ihr Obrigkeiten, wenn euch jene ihren Glauben versagen, welche ihr erziehen, unterrichten, regieren und durch Gesetze und Befehle in Ordnung erhalten sollet? Mit Recht hat daher schon der heidnische Weltweise Cicero den Ausspruch gethan: Der Grund aller Gerechtigkeit ist der Glaube.

29. Der Glaube muß übernatürlich sein.

Soll der Glaube selig machen, so muß er übernatürlich sein, d. h. in keiner bloß natürlichen Ursache seinen Grund haben. Den übernatürlichen Glauben kann sich nicht der Mensch selbst geben, sondern er ist eine Gnade Gottes. Es ist ein großer Unter-

schied, etwas für wahr halten, und etwas glauben im theologischen Sinne. Es gibt manche religiöse Wahrheiten, von denen man sich durch die Vernunft überzeugen kann. So kann man leicht aus den Werken der Natur zur Annahme eines Gottes kommen. Allein wenn dieses Dafürhalten nur in einer natürlichen Ueberzeugung besteht, so ist es noch kein verdienstlicher Glaube, der die Seligkeit bewirkt. Natürliche Mittel, wie aus bloßen Ueberzeugungen der Vernunft geschöpfte Erkenntnisse, können keine übernatürliche Wirkungen haben, und daher auch nicht zur Seligkeit verhelfen. Unser Glaube darf sich nicht auf die menschliche Weisheit, sondern muß sich auf die Kraft Gottes gründen. Leider besitzen gar Viele, welche sich Gläubige nennen, diesen übernatürlichen Glauben nicht; denn bei gar Vielen ist die Vernunft der Beweggrund ihres Glaubens. Sie glauben nicht um Gottes willen, sondern ihrer Vernunft wegen. Daher bekennen sie sich auch nur zu jenen Wahrheiten, welche ihre Vernunft einsieht. Dieß heißt nicht glauben, sondern wissen wollen, wodurch der Glaube seiner Natur nach zerstört wird. Bei Andern ist die Geburt der eigentliche Beweggrund ihres Glaubens; sie hängen, wie sie es auch gar oft sagen, dem katholischen Bekenntnisse an, weil sie in dieser Kirche geboren sind, womit stillschweigend zugleich gesagt ist, daß sie auch einer andern Lehre anhängen würden, wenn ihnen Geburt und Erziehung dieselbe gebracht hätten. Wer kann auch die Menge aller derer zählen, bei denen die Religion nur in äußerer Nachahmung besteht. Man spricht eben jene Worte nach, und macht jene Uebungen mit, die man von Andern hört und bei Andern sieht. Der Glaube, möchte ich sagen, besteht nur in einer Gewohnheit. Doch werden die Letztern noch leichter zu entschuldigen sein, weil sie es vielleicht nicht vermögen, sich höher zu schwingen, was aber nimmermehr von jenen sogenannten Vernunft-Menschen gesagt werden kann. Aus diesem dürfte erhellen, daß insbesonders unsere bessern, und wie man sagt, aufgeklärten Stände bei allem Scheine der Gläubigkeit in der That Ungläubige sind.

30. Der wahre Glaube besteht in einer demüthigen und einfältigen Unterwerfung.

Wer die Tugend des Glaubens hat, der zögert nicht, den göttlichen Ansprüchen sich zu unterwerfen, und zwar nicht bloß in jenen

Dingen, die er begreift, sondern auch in jenen Geheimnissen, die sein Begriffsvermögen weit übersteigen. Durch den Glauben gibt man seine Vernunft der göttlichen Autorität gefangen. Durch den Glauben ahmt man so recht das Beispiel des Abraham nach. Dieser war bereit, seinen einzigen Sohn Gott zu schlachten. So hat auch der Christ gleichsam einen einzigen, lieben Sohn. Dieser Sohn ist sein Verstand. Durch den Glauben schlachtet er dieses sein einziges Kind, er schlachtet es zur Ehre seines Gottes, weil er das als feste, unbezweifelte Wahrheit annimmt, was er nicht versteht, ja was oft mit seiner Vernunft im Widerspruch zu sein scheint. Der Glaube ist daher ein wahres Opfer.

Der Gläubige untersucht Gottes Wort nicht viel; er will die Wahrheit desselben nicht lange an seiner Vernunft erproben, ob es damit übereinstimmt. Wenn er weiß, daß Gott gesprochen hat, so forscht er nicht mehr, weil er weiß, daß Gott die ewige Wahrheit ist, die ihn niemals betrügen kann. Es wäre die lächerlichste Arbeit, zu beweisen, daß das Licht helle ist; das ist Gewißheit und bedarf keines Beweises. So wäre es auch albern, erst zu erforschen, ob Gott uns die Wahrheit sagen wolle, und von dieser Untersuchung die Annahme seines Wortes abhängig machen zu wollen. Wenn Gott spricht, so hat der Mensch die Pflicht, zu hören, und das Vernommene gläubig in sich aufzunehmen.

Es kömmt also beim Glauben nur darauf an, zu wissen, ob Gott geredet hat. Ist der Christ davon überzeugt, so hat er keinen Zweifel und keine Einrede mehr. Aber freilich die Gewißheit, daß Gott gesprochen, muß er haben. Diese Ueberzeugung verschafft ihm die katholische Kirche. Die Kirche ist das Organ des heiligen Geistes; durch sie spricht Gott. Was also die Kirche lehrt, ist göttliche Wahrheit. Wenn daher die Kirche gesprochen hat, braucht der katholische Christ nicht mehr zu prüfen oder zu forschen.

31. Der Glaube ist seiner Natur nach dunkel.

Der Glaube ist die zuversichtliche Ueberzeugung von dem, was wir nicht sehen. Schon deßwegen muß der Glaube dunkel sein. Wäre Alles in der Religion ganz hell und klar, so müßte der Glaube eigentlich aufhören; es wäre bereits der Zustand des

Schauens eingetreten. Was hell und klar ist, sagt der heilige Gregor, das glaubt man nicht mehr, sondern das weiß man. Freilich schauten die Apostel den auferstandenen Herrn, und Christus selbst sagt: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt. Aber Thomas, wie der heilige Gregorius bemerkt, sah etwas Anderes, als er glaubte. Er sah in Christus den Menschen, und glaubte Gott. Darum hört im Himmel der Glaube auf, weil wir Gott klar sehen, wie er ist.

Die Religion hat Gott zum Gegenstande; Gott aber, der Unendliche, ist viel zu groß, als daß er von dem endlichen Wesen begriffen werden könnte. Daraus folgt wiederum, daß viele Glaubenslehren dunkel sein müssen. Hätte die Religion keine Geheimnisse mehr, sondern wäre uns in derselben Alles klar und deutlich, so müßte entweder Gott aufhören, der Unendliche zu sein, oder wir müßten aufhören, endliche Wesen zu sein; aber in beiden Fällen wäre der Begriff Gottes zerstört. Weil wir als endliche Geschöpfe das Wesen Gottes nicht begreifen können, so muß auch die Offenbarung ihre Geheimnisse haben, oder der Glaube muß seine Dunkelheiten haben.

Der Glaube muß verdienstlich sein. Wäre aber in der Religion Alles so klar und deutlich, daß sich keine Einrede dagegen vorbringen ließe, so hörte alles Verdienst des Glaubens auf. Es stünde nicht mehr in der freien Willkür des Menschen, denselben anzunehmen oder abzuweisen; er müßte sich nothwendig dafür entscheiden. Denn was unleugbar als wahr erkannt wird, dessen Wirklichkeit kann die Vernunft nicht mehr bestreiten, sie muß sich nothwendig dafür erklären, wenn sie sich nicht selbst zerstören will. Wäre also in der Religion Alles so klar und deutlich, daß sich nichts dagegen einwenden ließe, so müßte sich jeder Vernünftige mit Nothwendigkeit dafür entscheiden, womit die Verdienstlichkeit des Glaubens aufgehoben ist. Der Glaube, sagt der heilige Gregor, verliert sein Verdienst, wenn ein Satz von der Vernunft erwiesen ist.

32. In wie ferne der Glaube klar oder erleuchtet sein kann.

Der Glaube an und für sich ist dunkel, weil die Glaubensgeheimnisse selbst über die Begriffe der Vernunft hinausgehen. Kein Nachdenken wird dir das Wesen der Gottheit erklären oder das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit begreiflich machen. Die Dinge also, welche der Glaube uns lehrt, bleiben dunkel, weil sie zu erhaben sind, als daß sie unsere Vernunft erfassen könnte. Aber die Wahrheit des Glaubens, nämlich seine Göttlichkeit, läßt sich in's Licht setzen; denn man kann durch die unumstößlichsten Beweisgründe darthun, daß unser Glaube von Gott komme, und also wahr sein müsse. Solche Beweise sind unter andern die Weissagungen, welche so viele Jahrhunderte vor ihrer Erfüllung in der heiligen Schrift aufgezeichnet worden, und welche so genau eingetroffen sind; solch offenbare Beweise sind die Wunder, welche Christus und seine Apostel und viele andere Heilige gewirkt haben, um die Göttlichkeit der christlichen Religion darzuthun; solche Beweise sind die außerordentlichen Wirkungen und Umwandlungen, welche das Christenthum zum Beßten der Menschen hervorgebracht hat. Durch diese und ähnliche Beweise läßt sich auf überzeugende Weise darthun, daß Gott selbst der Stifter des Christenthums ist. Dadurch wird der Glaube klar gemacht; man erkennt seine untrügliche Wahrheit und fühlt sich zur Annahme desselben hingezogen. Es verhält sich aber mit diesen Beweisen wie in materiellen Dingen. Herbeigebrachtes Licht macht an und für sich dunkle Gegenstände nicht helle, sondern es bewirkt nur, daß man sich von der Wirklichkeit derselben überzeugt, und Jeder, der ihr Bestehen nicht zugeben wollte, blind sein müßte. So machen auch diese Beweise, wodurch man die Göttlichkeit des Christenthums darthut, die einzelnen Glaubenssätze nicht helle und uns begreiflich, weil sie ihrer Natur nach über das Begriffsvermögen unserer Vernunft gehen; aber sie überzeugen uns, daß sie göttliche Lehren, und daher untrüglich wahr sind, wodurch Jeder, der für die Wahrheit eine Empfänglichkeit hat, zur Annahme derselben sich angetrieben fühlt. Den Glauben lichtvoll und klar machen heißt also seinen göttlichen Ursprung, oder was dasselbe ist, seine Wahrheit nach-

weisen. Dabei geben wir zwar zu, daß durch Nachdenken und mit Hilfe menschlicher Wissenschaften mancher Glaubenssatz selbst anschaulicher herausgestellt werden kann, was Einen geneigter macht, ihn anzunehmen; insbesonders ist es Sache der Wissenschaft, die einzelnen Glaubenssätze gegen die Einwürfe der Ungläubigen zu vertheidigen und zu schützen, wodurch wieder der Glaube selbst lichtvoller wird; denn in welchem Grade man die Unstichhaltigkeit des Unglaubens beweiset, zeugt man für die Wahrheit des Glaubens.

In dieser Weise hat Jeder, der es vermag, die Pflicht, sich seinen Glauben klar zu machen. Deßwegen nennt der Apostel den Glauben einen vernünftigen Gottesdienst. Wie könnte aber der Glaube vernünftig sein, wenn man sich nicht zu überzeugen suchte, daß er wahr sei; diese Ueberzeugung sich zu verschaffen und in der Weise seinen Glauben sich klar zu machen, billigt der Heiland selbst, ja er fordert sogar dazu auf; denn als Johannes eine Gesandtschaft an ihn absandte, um ihn fragen zu lassen, ob er der verheißene Messias sei, gab er zur Antwort: Gehet hin, und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereiniget, die Tauben hören, die Todten stehen auf, den Armen wird das Evangelium geprediget. Matth. 11, 4 u. 5. Aus den Wundern und erfüllten Weissagungen sollte Johannes erkennen, daß Jesus der verheißene Messias sei. Laßt uns auf diese Weise unsern Glauben lichtvoll machen, auf daß unsere Ueberzeugung um so lebendiger und fester werde.

33. Es ist kein Grund, einer Religionswahrheit deßwegen den Glauben zu versagen, weil sie geheimnißvoll ist.

Das hier zu Sagende haben wir bei dem Artikel „Geheimniß“ bereits besprochen, und weisen darauf zurück. B. VIII. S. 90 u. folg.

34. Der Glaube muß freiwillig sein, und darf nicht erzwungen werden.

Der Glaube ist ein Opfer; im Begriffe eines solchen aber liegt die Freiwilligkeit. Man muß also ohne Widersetzlichkeit des Verstandes, ohne Abneigung des Willens, vielmehr gerne und

freudig alle Glaubenswahrheiten annehmen, sie mögen von dem Verstande erfaßt werden oder nicht, sie mögen den Neigungen unsers Willens zusagen oder nicht. Auch die Furcht darf uns zum Glauben nicht zwingen, wenn dieser vollkommen freiwillig sein soll; denn auch die Teufel, sagt der heilige Jakobus, glauben und zittern dabei. Jak. 2, 19. Wir müssen uns nicht minder freuen, daß Gott gerecht ist, als wir uns freuen, daß er gütig ist; wir müssen mit dem nämlichen Vergnügen von der Ankunft Jesu zum Gerichte, welches seine Verherrlichung vor allen Völkern, wenn gleich auch die öffentliche Beschämung der Gottlosen ist, reden hören, als wir von seiner Geburt zu unserm Heile erfreut werden. Mit Einem Worte, wir müssen alle Wahrheiten, die, welche unsern Leidenschaften zuwider sind, und die, welche uns wegen ihrer herrlichen Verheißungen erheitern, mit gleichem Wohlgefallen aufnehmen. Was wäre dieses für ein Glauben, wenn man seine Wahrheiten nur aus Zwang annehmen wollte; wenn man, weit entfernt, die Glaubenswahrheiten zu lieben, vielmehr wünscht, sie möchten nicht sein; wenn man sie selbst vernichten wollte, so es in seiner Macht stünde, weil man sich durch ihr Dasein nur in der freien Ausübung seiner bösen Neigungen gehindert sieht? Leider ist der Glaube gar vieler Christen von dieser Art. Sie glauben, was die katholische Kirche lehrt, weil sie von Jugend auf in diesem Bekenntnisse unterrichtet worden sind; allein sie finden keinen Geschmack daran; sie erkennen den Werth ihres Glaubens nicht; sie fühlen die Glückseligkeit nicht, dazu berufen zu sein; im Gegentheile, er ekelt sie an, sie schämen sich oft desselben, und es wäre ihnen einerlei, vielleicht sogar lieber, wenn sie in einer andern Religion geboren wären, die ihren Leidenschaften mehr Freiheit gewährte.

35. Der wahre Glaube muß fest und beharrlich sein.

Der Glaube ist der Grund, worauf das ganze Gebäude unserer Tugenden ruhet. Wie nun vor Allem der Grund fest sein muß, wenn ein Gebäude nicht wanken soll, so muß auch der Glaube unerschütterlich fest sein; denn von der Festigkeit des Glaubens hängt die Beharrlichkeit unserer übrigen Tugenden ab. Unser Glaube aber ist fest, wenn wir in demselben nicht wanken, und nichts im Stande ist, uns nur eine Silbe unserer Glaubenswahr-

heiten zu entreißen. Wer einen festen Glauben hat, den macht nichts irre, keine Schmeichelei, keine Drohung, keine Strafe, kein Verlust, der Tod selbst nicht, und sei er auch der qualvollste. Der feste Glaube steht unerschütterlich bei allen Stürmen, bei allen Versuchungen, bei allen Trübsalen, in allen Leiden und Verfolgungen. Wenn auch Tausende wanken zu deiner Rechten und zu deiner Linken, wenn Tausende abfallen und rufen: Es ist kein Gott, der das Laster straft und die Tugend belohnt; es gibt keinen Christus, der Gott ist und uns erlöset hat; es gibt kein Gericht und keine Hölle; es ist nicht verboten, sich auf beliebige Art zu erlustigen und seinen sinnlichen Trieben zu folgen: wenn alle Welt in der Weise redet und auch darnach lebt, so muß dennoch deine Ueberzeugung die nämliche bleiben, soll dein Glaube fest sein.

36. Der Glaube darf nicht zweifelhaft sein.

Der wahre Glaube schließt alle Zweifel aus; denn er ist, wie der Apostel sagt, eine zweifellose Ueberzeugung von dem, was unsichtbar ist. Hebr. 11, 1. Der Glaube besteht in einem demüthigen Herzen, welches nicht immer Beweise fordert, wo oft keine gegeben werden können; in einem Herzen, das sich mit der Versicherung begnügt: Gott hat es geoffenbart, so lehrt es die Kirche. Dieß ist auch der sicherste und kürzeste Weg, zum Glauben zu gelangen. Dieß scheint freilich Vielen thöricht und einfältig. Allein was an Gott thöricht scheint, ist weiser, als die Menschen. 1. Corinth. 1, 25. Ein zweifelloser Glaube fordert also, daß wir unsere Vorurtheile, unsere Vernunftschlüsse, unsere Schwierigkeiten, unsere Widersetzungen zur Ruhe verweisen, und mit voller Ueberzeugung Alles glauben, was Gott geoffenbart hat und die katholische Kirche zu glauben vorstellt, wenn es auch unsere Sinne nicht fassen, unser Geist nicht begreifen kann.

37. Von dem innerlichen Glauben und der Verbindlichkeit hiezu.

Der katholische Christ hat die Pflicht, sich in seinem Glauben zu unterrichten; er muß insbesonders von seiner Religion sich richtige Begriffe und Ueberzeugung verschaffen, um Akte des Glaubens üben, um sein Herz und seinen Verstand dem Glauben

unterwerfen und der göttlichen Wahrheit huldigen zu können. Diese Huldigungen nennt man innerliche Akte des Glaubens, wozu ein jeder katholische Christ verbunden ist.

Insbesonders ist man aber schuldig, innerliche Akte des Glaubens zu erwecken beim Anfang des Lebens. Es ist hier nicht die Rede vom physischen Leben, sondern jener Zeitpunkt ist gemeint, wo der Mensch zum Gebrauche seiner Vernunft kömmt und einen Akt des Glaubens zu üben fähig ist. Es setzt dieses bereits den Genuß des Religionsunterrichtes voraus. In Beziehung darauf sagt der Apostel: Der Glaube kömmt aus dem Gehör. Hat also Jemand die Glaubenswahrheiten kennen gelernt, so ist er, mag er auch in noch so zarten Jahren stehen, schuldig, demselben beizupflichten, und so einen innern Glaubensakt zu üben. Es ist aber nicht genug, daß man nur einmal der Offenbarung seinen Beifall gegeben, man muß diese Akte öfters in seinem Leben wiederholen. Wie zur Erhaltung des physischen Lebens wiederholter Genuß der Lebensmittel nothwendig ist, so muß auch der Seele öfters ihre Nahrung gereicht werden, soll sie anders nicht dahinwelken. Ein Nahrungsmittel des geistigen Lebens ist aber vorzüglich der Glaube. Daher heißt es auch: Der Gerechte lebt aus dem Glauben. Gal. 3, 11. Vorzüglich rathsam ist es, einen innern Akt des Glaubens zu erwecken zur Zeit der Versuchung, mag nun diese in Furcht, in Zweifel oder in andern Reizungen bestehen. Der Satan und die böse Welt, diese geschwornen Feinde Gottes, suchen durch verderbliche Schriften, durch Spott, wohl auch durch Drohungen und andere Weise zum Abfall vom Glauben zu reizen. Man muß sich in solchen Gefahren durch Uebung eines Glaubensaktes in seinem Glauben befestigen. Nur dadurch, sagt der heilige Alphons von Liguori, lassen sich solche Versuchungen überwinden; doch fügt er bei, daß Solches Skrupulanten nicht anzurathen sei: diese werden leichter überwinden, wenn sie ihr Gemüth auf andere Dinge richten. Auch in Versuchungen gegen andere Tugenden ist das beste Mittel die Uebung des Glaubens. Dasselbe muß geschehen, wenn man irgend eine Tugend, wie die Hoffnung, die Liebe, die Reue erwecken will; denn alle diese Tugenden setzen den Glauben voraus, und stützen sich darauf. Daher sagt der heilige Augustin: Unter allen Tugenden ist der Glaube der erstgeborne Sohn. Wo es an Glauben

mangelt, da fehlt Alles. Nicht einmal äußerlich läßt sich der Glaube bekennen, wenn nicht jener innere Glaubensakt vorhanden ist. Das äußere Bekenntniß des Glaubens hat nur einen Werth, wenn ihm die innere Glaubensübung zu Grunde liegt. Vorzüglich soll man auch in der Todesstunde den Glauben üben. Denn das Krankenbett ist die Zeit der größten Gefahren und heftigsten Anfechtungen, wo der Satan die stärksten Anfälle wagt. Wir müssen uns also da mit dem Schild des Glaubens bewaffnen, in welchem seine feurigen Pfeile stecken bleiben, ohne daß sie uns verwunden. Man soll überhaupts seinen Glauben öfters üben; einige Theologen sind der Meinung, es soll alle Sonn- und Feiertage geschehen. In der That gibt die Kirche Gelegenheit dazu; denn gewöhnlich pflegen nach geendigter Predigt an diesen Tagen unter Andern die theologischen Tugenden erweckt zu werden.

38. Von der Verbindlichkeit des äußern Bekenntnisses seines Glaubens, von der Art und Weise, wie solches, und von der Zeit, wann es zu geschehen hat.

Jeder Christ hat die Pflicht auf sich, seinen innerlichen Glauben auch äußerlich und öffentlich an den Tag zu legen. Der Glaube ist ja ein Licht. Was sagt aber Jesus vom Lichte? Niemand zündet ein Licht an, und stellt es unter den Schäffel, sondern man stellt es auf den Leuchter, damit es Allen leuchte, die im Hause sind. Matth. 5, 15. So hat auch Gott das Glaubenslicht in uns nicht angezündet, um es unter den Schäffel zu stellen. Er will nicht, daß wir dieses Glaubenslicht in uns verbergen, sondern daß wir es nach Außen leuchten lassen. Jesus verlangt deutlich das äußere Bekenntniß; denn er sagt: Wer mich bekennen wird vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem Vater, der im Himmel ist. Matth. 10, 32. Enthalten diese Worte nicht einen klaren Befehl Jesu Christi zum äußern Bekenntnisse des Glaubens? Wiederum sagt Jesus: Wer sich meiner und meiner Reden schämen wird, dessen wird sich auch der Sohn des Menschen schämen, wenn er in seiner Herrlichkeit kommen wird. Luk. 9, 26. Wenn sich nun Jesus derjenigen schämt, die sich seiner und seiner Worte schämen, oder was dasselbe ist, die ihren Glauben nicht öffentlich bekennen: was wollte er damit anders sagen, als daß er Solche aus seinem

Reiche ausstossen werde? Auch der Apostel sagt: Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde geschieht das Bekenntniß zur Seligkeit. Röm. 10.

Man kann seinen Glauben auf verschiedene Weise äußerlich bekennen, nämlich durch Worte, Zeichen und Handlungen. Die Worte sind die nächsten und deutlichsten Erklärungen von der innern Gesinnung, und folglich das angemessenste und eigentlichste Bekenntniß des Glaubens. Man darf dabei keine zweifelhafte Worte gebrauchen. So war das Bekenntniß des heiligen Petrus klar und deutlich: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Man darf also Niemanden bezüglich dessen, was man glaubt, in Ungewißheit lassen, wenn man ein ächtes Glaubensbekenntniß ablegen will. So wäre es nicht genug, bloß zu sagen, man sei ein Christ, wenn man aus Menschenscheu oder Furcht dabei das „Katholik“ ausließe. Um seinen Glauben klar und umständlich auszusprechen, bestehen besondere Glaubensbekenntnisse, und vorzüglich wird das tridentinische dazu gebraucht, welches man denn auch bei verschiedenen Gelegenheiten ablegt. — Es gibt auch besondere Zeichen, durch deren Gebrauch man seinen Glauben bekennt. Solche Zeichen sind für den Katholiken das heilige Kreuzzeichen, das Weihwasser, der Rosenkranz u. s. w. Sich dieser und ähnlicher Zeichen schämen, heißt sich der Kirche schämen, die sie billiget und gut heißt; heißt die Schwachen ärgern und sich selbst der Gefahr aussetzen, allmählig gegen andere, viel wichtigere Dinge des Glaubens gleichgiltig zu werden. Uebrigens folgt aber aus dem Gebrauche dieser Zeichen gerade nicht mit Nothwendigkeit, daß man ein Katholik sei; denn man kann sich derselben auch aus eigennützigen und andern Absichten bloß zum Scheine bedienen. — Endlich kann man seinen Glauben auch noch durch Handlungen bekennen. Solche Handlungen sind: Die Beiwohnung des öffentlichen Gottesdienstes, der Empfang der heiligen Sakramente, die Anhörung der heiligen Messe, die Beobachtung des Fastens u. s. w. Wer sich weigern würde, diese Religionshandlungen auszuüben, oder sie auch nur unterlassen würde, ein Solcher würde billig bezüglich seines Glaubens verdächtig, ja eine gänzliche, freiwillige Unterlassung aller religiösen Handlungen käme einem Abfall vom Glauben gleich.

Wir kommen zur Frage: Wann man seinen Glauben bekennen muß. Dazu ist man verpflichtet:

a) Wenn es die Ehre Gottes fordert. Die Ehre Gottes erfordert das äußere Bekenntniß, wenn man von der Obrigkeit, die das Recht hiezu hat, um seinen Glauben gefragt wird. Jesus geht uns hierin selbst mit seinem Beispiele voraus; denn er bekannte sich vor Kaiphas und Pilatus als den Sohn Gottes. Die Apostel thaten dasselbe, und nach ihnen zunächst ganze Schaaren heiliger Märtyrer. Daher hat auch Papst Innocenz XI. den Satz verdammt: Wenn Einer von der weltlichen Obrigkeit seines Glaubens wegen zu Rede gestellt wird, könne er, ohne zu sündigen, schweigen. Die Ehre Gottes verlangt auch noch bei andern Gelegenheiten das äußere Bekenntniß des Glaubens. Dieß ist der Fall, wenn man ihm dadurch vielleicht neue Bekenner gewinnt, oder einem ihm zur Unehre gereichenden Gerede ein Ende macht. Wenn also Feinde der Religion über dieselbe spotten, so ist es um so mehr Pflicht, sich ihnen zu widersetzen, als vielleicht, wenn wir schweigen, Andere in ihrem Glauben irre gemacht werden können. Diese Pflicht, den Religionsspöttereien entgegen zu treten, haben vorzüglich Obrigkeiten, Eltern, Hausväter u. s. w.

Es darf sich Niemand durch Furcht, oder durch was immer für eine zeitliche Rücksicht von dem schuldigen Bekenntniß seines Glaubens abhalten lassen. Indeß ist man bei einer Verfolgung nicht verbunden, sich freiwillig den Tyrannen zu stellen, um ihnen seinen Glauben zu bekennen. Denn wer sich selbst darstellt, den bezeichnet mit Recht Clemens von Alexandrien als kühn und vermessen, und sagt von ihm, daß er unvorsichtig handelt, indem er sich in augenscheinliche Gefahr begibt. Wird Jemand persönlich aufgesucht, so darf er sich verbergen oder fliehen, wenn nicht ein besonderer Umstand es nothwendig macht, sich zu offenbaren. Ein solcher Fall wäre, schwache Gläubige zu stärken. So verbarg sich Christus selbst. Joh. 12, 36. Dazu bemerkt der heilige Chrysostomus: Da der Herr floh, so ist dem Knechte das Fliehen nicht unanständig.

Der heilige Alphons von Liguori wirft die Frage auf, ob man sich der Kleider oder anderer Merkmale und Zeichen der Ungläubigen bedienen dürfe. Er verneint es in dem Fall, wo das

Tragen oder der Gebrauch solcher Zeichen, weil sie eine ausschließlich gottesdienstliche Bestimmung haben, einem Abfall zum Unglauben gleich käme. Aus diesem Grunde war es den ersten Christen nicht erlaubt, den Götzen Weihrauch zu streuen. Wenn indeß solche Kleider oder Zeichen nicht eine ausschließliche Beziehung auf die heidnische Religion haben, wie z. B. die bürgerlichen Kleider der Türken, so darf man sich derselben nach Umständen wohl bedienen.

Ferners ist es Pflicht, seinen Glauben äußerlich zu bekennen:

b) **Wenn es unser Seelenheil, oder das unseres Nächsten erfordert.** Das eigene Seelenheil macht Solches nothwendig, wenn man durch Unterlassung des Bekenntnisses Gefahr laufen würde, es zu verlieren. Denn gewiß, wenn Jemand, statt seinen Glauben zu bekennen, stillschweigt und selben verhehlt, so geräth er in Gefahr, ihn selbst zu verläugnen; ja dieses Stillschweigen schon kann unter gewissen Verhältnissen für eine Verleugnung angesehen werden. Wäre aber auch dieses nicht, so muß doch der, welcher seinen Glauben verhehlt, Manches thun, das wider sein Gewissen und Gottes Gesetz streitet. Wenn z. B. ein katholischer Dienstbote bei einer protestantischen Herrschaft seinen Glauben verhehlt, so setzt er sich augenscheinlicher Gefahr aus, ketzerischen Predigten beiwohnen, ihr Abendmahl empfangen zu müssen u. s. w. Um sich daher keiner solchen Gefahr auszusetzen, muß er seinen Glauben bekennen, oder wenn dieses nichts nützte, einen solchen Dienst aufgeben. Setzen wir einen andern Fall: es wäre in einem unkatholischen Lande eine gewisse Summe Geldes unter der Bedingniß zum Almosen bestimmt, daß nur Protestanten daran Theil nehmen sollen, so dürfte kein katholischer Arme die Behörden täuschen, und in der Absicht, etwas davon zu erhalten, sich als Protestant darstellen, weil er dadurch offenbar seinen Glauben verleugnete, und das Heil seiner Seele der größten Gefahr aussetzte.

Die Rücksicht auf das fremde Seelenheil verbindet uns zum äußerlichen Bekenntnisse unsers Glaubens, wenn durch Unterlassung desselben die Seligkeit des Nächsten gefährdet wäre; wenn dadurch ihm ein Aergerniß gegeben, und er davon Gelegenheit nehmen würde, vorkommenden Falles das gegebene Beyspiel nachzuahmen,

oder wenn davon Jemand nur Veranlassung nehmen würde, über die Religion und ihre Bekenner zu spotten. Nicht minder verbindet uns das fremde Seelenheil zum äußerlichen Bekenntnisse, wenn dadurch Andere erbauet, wenn Schwache und Wankende gestärkt, Verfolgte getröstet, oder Ungläubige selbst bekehrt werden.

c) Wenn es der Nutzen der Religion überhaupts oder ein Gebot der Kirche erfordert. Es kann Fälle geben, wo man durch äußerliches Bekenntniß seines Glaubens dem Besten der Religion Vorschub leistet. Es wird z. B. durch Freigeister oder Ungläubige die Kirche schriftlich oder mündlich angegriffen und verdächtiget. Wer sich nun dazu tauglich findet, nützt offenbar der guten Sache, wenn er solchen Schmähungen entgegen tritt und die Kirche vertheidiget. Ferners kann uns auch ein Kirchengebot verpflichten, unsern Glauben zu bekennen. Dahin gehört z. B. die Enthaltsamkeit von Fleischspeisen an Freitagen. Wer in Gasthäusern, wo dieses Gebot fast allgemein außer Acht gelassen wird, an solchen Tagen der Fleischspeisen sich enthält, bekennt offenbar seinen Glauben äußerlich, und dieses Bekenntniß ist in unsern Zeiten um so nothwendiger, je allgemeiner man dagegen handelt.

Als Anhang noch ein paar Beispiele von Solchen, die unerschrocken ihren Glauben bekannten. Der König Nabuchodonosor befahl, den jüdischen Jünglingen Daniel, Ananias, Azaria und Misael von seiner Tafel zu essen zu geben. Allein auf des Königs Tafel kamen Speisen, welche nach der jüdischen Religion zu essen nicht erlaubt waren. Davon zu genießen war so viel, als seinen Glauben verleugnen. Daniel ging daher zum königlichen Kämmerer und sagte ihm offen, sein Glaube gestatte ihm nicht, von diesen Speisen zu essen; er möchte ihm gewöhnliche geben. Damit stimmten auch die übrigen der genannten Jünglinge ein. Dan. 1. Dieselben drei Jünglinge Ananias, Azaria und Misael ließen sich auch lieber in einen glühenden Feuerofen werfen, als daß sie auf ein gegebenes Zeichen niedergefallen wären, und die Bildsäule, welche der König hat errichten lassen, angebetet hätten. — Der alte, neunzigjährige Eleazar ließ sich lieber tödten, als daß er gegen das Gesetz Schweinsfleisch gegessen hätte. Dasselbe heldenmüthige Bekenntniß für ihren Glauben legten die sieben machabäischen Brüder mit ihrer Mutter

ab. — Im neuen Testamente haben wir an den unzählbaren Schaaren der heiligen Märtyrer heldenmüthige Bekenner ihres Glaubens. Auf sie kann man anwenden, was der heilige Roman von sich sagte: Ich danke dir, sprach er zum Tyrannen, der ihn martern ließ, daß du mir nun mehre Zungen gibst, durch welche ich den Glauben an Christus bekenne; denn sieh, so viel ich Wunden habe, eben so viel Zungen bekennen auch den Glauben. — Aber auch andere Christen, die eben keine Martyrer waren, gaben herrliche Beispiele, wie man seinen Glauben äußerlich bekennen müsse. Ein solcher war unter Andern der Graf Eleazar von Ariano und dessen Gemahlin Delphina. Die Hausordnung, wie das ganze Leben dieser frommen Eheleute war ein fortwährendes Bekenntniß ihres Glaubens. Sie empfingen öfters in der Woche die heilige Kommunion, wohnten täglich der heiligen Messe bei, fasteten oft und viel. Ihre Dienstboten mußten ebenfalls täglich die heilige Messe hören und an Festtagen beichten und kommuniziren. Der Graf selbst verrichtete täglich mit den Seinigen Morgen- und Abendgebet. Hörte er von einem seiner Untergebenen ein zweideutiges Wort, so beredete er ihn sogleich darüber; insbesonders einen, der gerne fluchte, oder dessen Mund Unfläthereien ausgoß, duldete er nicht in seinem Dienste. — Welch ein schönes Beispiel, wie ein Christ, besonders ein Hausvater, seinen Glauben an den Tag legen und Andere dadurch erbauen soll!

39. Wie soll der katholische Christ seinen Glauben zeigen.

Jesus Christus verlangt, daß wir unsern Glauben auch äußerlich zeigen sollen. Darum sagt er: Laßt euer Licht vor den Menschen leuchten, daß sie euere guten Werke sehen. Man zeigt aber seinen Glauben dann am Besten, wenn man nach demselben lebt, und so handelt, wie er es uns vorschreibt. Wer seinen Glauben zeigen will, der also ist vorzüglich:

a) Eifrig in der Erfüllung seiner Religionspflichten. Nichts, was dahin gehört, ist ihm gleichgiltig; nie ist er hierin saumselig; nie erlaubt er sich willkürliche Ausnahmen und Milderungen; nie läßt er sich Vernachlässigungen zu Schulden kommen. Mit einem herzlichen Gebete beginnt er jeden Morgen, und eben

so schließt er auch jeden Abend; und weil es ihm nicht genügt, Gott nur einige Augenblicke des Tages zu weihen, so blickt er auch im Laufe desselben während seiner Arbeit öfters zu ihm empor. Ganz besonders heilig ist ihm die Gewohnheit, jeden Tag dem Opfer der heiligen Messe beizuwohnen. O es ist ungemein rührend, zu sehen, wie selbst Menschen vom Arbeiterstande, die sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes verdienen müssen, am frühesten Morgen der Kirche zueilen, um den Altar sich voll Andacht versammeln, und so den Glauben aussprechen, an dem Opfer ihres göttlichen Erlösers sei ihnen Alles gelegen, und nur in Verbindung mit demselben hoffen sie, ihre eigenen, wenn auch noch so geringen Werke dem Vater im Himmel angenehm zu machen. Gewiß, Solche kehren jederzeit mit der Kraft Gottes gestärkt in ihr Haus zurück; ihre Arbeiten gehen jetzt viel besser von Statten; ihr Tagwerk selbst wird jetzt eigentlich ein ununterbrochener Gottesdienst. — Hält sich der wahre Christ so genau an die Werke der Gottseligkeit sogar an den gemeinen Wochentagen, so thut er dasselbe noch ungleich mehr an den Gott besonders geweihten Tagen, wie an Sonn- und Feiertagen. Da legt er seine zeitlichen Geschäfte bei Seite, um sich allein mit dem zu befassen, was des Herrn ist. Er wohnt zur festgesetzten Zeit mit Andacht dem öffentlichen Gottesdienste bei, und hat er dieser Pflicht genügt, so übt er noch andere Gott wohlgefällige Werke aus; er benützt diese Tage auch öfters, um zum Tisch des Herrn zu gehen und das Brod des Lebens zu empfangen.

b) Er erfüllt mit Genauigkeit die Pflichten seines Standes. Demnach hält er als Diener des Staates, als Richter oder sonstiger Beamte Ordnung in seinen Geschäften; sieht nicht auf die Person, sondern auf die Sache, und erlaubt sich weder aus Eigennutz noch aus Bequemlichkeit etwas, das dem Staate, welchem er dient, oder dem Nächsten, für welchen er sorgen soll, nachtheilig sein könnte. Als Arzt wird er bedacht sein, seine Kranken gut zu besorgen, und wird in seinem Dienste weder Nachdenken noch sonstige Mühe scheuen, und immer bereit sein, zu Hilfe zu kommen, sei es bei Tag oder Nacht. Als Priester ist er jeder Zeit bereit, Allen ein Rathgeber, Lehrer, Tröster und Helfer in jeder Noth zu sein, und nur daran findet er seine Freude, Seelen

zu gewinnen, und sie zu Christus zu führen. Als Handelsmann hat er auf seine Untergebenen ein wachsames Auge, daß die Waaren gut erhalten, Maaß und Gewicht redlich gegeben und die Käufer in Allem befriediget werden. Als Arbeiter kömmt er jedem Geschäfte mit Fleiß nach, flieht den Müssiggang, verabscheuet jede Untreue und trägt willig die Last seines Standes. Ist er verheirathet, so lebt er mit seinem Ehetheile in Friede und Eintracht, und beide wirken mit Eifer zusammen, um die Kinder christlich zu erziehen, das Gesinde in Ordnung zu erhalten und den übrigen Pflichten nachzukommen. Ist er noch ledig, so hütet er sich vor jeder zweideutigen Verbindung, und befleißt sich, ein sittenreines, nüchternes Leben zu führen.

c) Der Christ wird seinen Glauben ferners vorzüglich durch die Liebe offenbaren, und zwar durch eine allgemeine, aufrichtige, thätige Liebe zu den Menschen. Christus selbst sagt: Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch einander liebet. Joh. 13, 35. Diese Liebe hatten auch die ersten Christen. Dafür legt unter Anderm Tertullian Zeugniß ab, wenn er zu den Heiden sagt: Wollt ihr wissen, wer wir sind, und was wir glauben, so gebt nur auf das Acht, was wir thun. Wir sind Alle, wie ein Volk von Brüdern. Wir hüten uns, auch nur einen einzigen Menschen zu hassen; denn es ist uns geboten, sogar unsere Verfolger zu lieben. Die Güter sind unter uns gemein. Was Einer in seinem Vermögen nicht hat, das findet er in dem des Bruders, der ihm beispringt. Ein Jeder ist mit den Armen arm, mit den Reichen reich. In der Noth findet ein Jeder seinen Trost. Niemand beklagt sich unter uns, Niemand rächt sich, Niemand sagt oder thut Böses. Das ist unser Glaube, den wir in der Taufe empfangen haben. — Möchte auch unser Wandel so beschaffen sein! Denn besser, als durch die Liebe können wir nirgends unsern Glauben offenbaren. Hingegen wo die Liebe fehlt, wo Zank und Streit, Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit herrschen, da mangelt es auch am Glauben.

d) Ein vorzügliches Merkmal des wahren Glaubens ist endlich auch dieses, daß der Christ alles Widrige, das ihm begegnet, willig annehme und geduldig trage. Gerade hierin erkennt man den wahren Christen, hierin offenbart sich die Kraft des Glaubens,

daß man in Leiden mit aller Geduld ausharre. Dazu ermahnt der Heiland selbst mit den Worten: Wer mein Jünger sein will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.

40. Was der todte Glaube sei.

Der todte Glaube ist derjenige, welchem die Werke fehlen. Daher sagt der heilige Jakobus: Gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, so ist auch der Glaube ohne Werke todt. Jak. 2, 26. Wenn aus einem Leibe die Seele entflohen ist, so liegt dieser starr und leblos da; man beeilt sich, ihn der Erde zu übergeben, wo er in Fäulniß übergeht und eine Speise der Würmer wird. Gerade so verhält es sich mit einem Glauben ohne Werke. Auch er ist ein todter Leib, der in Verwesung übergehen, d. h. in Sünden und Laster sich auflösen wird. Ohne gute Werke wird sich der Mensch nicht lange im wahren Glauben erhalten; denn er wird sich seinen Leidenschaften hingeben, und so wird es geschehen, daß ihm der Glaube in dem Maße abhanden kömmt, als die Sünde bei ihm wächst. Wir können noch ein anderes Bild wählen. Der todte Glaube gleicht einem verdorrten Baum, der weder Früchte, noch Blätter mehr treibt. Einen solchen Baum wird der Gärtner nicht lange im Garten stehen lassen, weil er ja dem Garten selbst nicht mehr zur Zierde, sondern vielmehr zur Unehre gereicht. Der Gärtner wird einen solchen Baum umhauen, und in's Feuer werfen. Sieh hier wieder das Loos eines Glaubens, welcher der Werke entbehrt.

41. Der Glaube ohne Werke nützt nichts.

Der einfachste Menschenverstand sieht es ein, daß die weisesten und schönsten Vorschriften keinen Vortheil bringen, wenn sie nicht erfüllt werden. Wenn wir es auch noch so fest glauben, es sei ein göttliches Gebot, daß wir unsern nothleidenden Brüdern zu Hilfe kommen sollen, so werden doch die Elenden bei all unserm Glauben hilflos an unserer Seite verschmachten, wenn wir das Gebot der Liebe nicht wirklich erfüllen. Und so verhält es sich auch mit allen übrigen Geboten: sie helfen nichts, wenn man sie nicht erfüllet. Darum hat uns Jesus Christus nicht bloß den Glauben an seine Lehre, sondern auch eine genaue Befolgung seiner Gebote

vorgeschrieben. Nicht ein Jeder, spricht der Heiland, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern nur derjenige, welcher den Willen meines himmlischen Vaters vollzieht. Wer meine Gebote hat und sie hält, sagt er bei einer andern Gelegenheit, der ist es, welcher mich liebt. Der ganze Brief des heiligen Apostel Jakobus ist voll von dieser Wahrheit. Irret euch nicht, meine Brüder, sagt er, seid nicht bloß Hörer, sondern auch Thäter des Wortes, Vollzieher des Gesetzes. Was hilft es denn, wenn Jemand sagt, er habe den Glauben, aber hat die Werke nicht? Gleichwie der Leib ohne die Seele todt ist, so ist auch der Glaube todt ohne die Werke.

Damit wir von dieser Wahrheit recht überzeugt werden, daß der Glaube ohne die Werke nichts nütze, so hat Jesus Christus alle seine Lehren mit seinem eigenen Beispiele bestätiget. Wer über das thatenreiche Leben Jesu und seinen liebenswürdigen Charakter nur ein einziges Mal im Ernste nachgedacht hat, der weiß es, daß sein ganzer Wandel ein lebendiges Evangelium war, und daß er nie etwas lehrte, was er nicht selbst erfüllte. Seine Thaten predigten noch lauter, als sein Mund. Wenn wir daher gar kein Evangelium hätten, sondern nur die Lebensgeschichte Jesu wüßten, so wäre es uns auch schon bekannt, wie wir uns gegen Gott, gegen die Eltern, gegen Obrigkeiten und Untergebene, gegen Jedermann verhalten sollen. Eben so muß aber auch unser Glaube beschaffen sein, wenn er ein seligmachender sein soll; durch unsere Handlungen, durch unser ganzes Leben müssen wir die Lehre Jesu verkündigen; aus unsern Werken muß schon Jedermann erkennen, daß wir Schüler Jesu sind. Ist unser Glaube nicht also beschaffen, so ist er ein todter Glaube, welchen wir bei der ersten Gelegenheit ganz hinwegwerfen werden. Denn es ist nicht möglich, daß unser Glaube die Probe halte, daß er der Versuchung widerstehe, wenn er nicht in Werken thätig ist. Durch die wirkliche Ausübung der Werke, die er uns vorschreibt, müssen wir seinen Werth erst kennen lernen; dadurch muß er unserm Herzen so theuer werden, daß ihn uns nichts mehr entreißen, und uns keine Versuchung des Zeitalters wankend machen kann. Davon versichert uns Jesus Christus selbst; denn er sagt: Haltet meine Lehre, und ihr werdet erfahren, daß sie aus Gott sei. Und für wahr, wer es noch

nicht durch die Erfahrung gelernt hat, wie sehr uns Jesu Lehre zur Ruhe und zur wahren Zufriedenheit führt, dem predigt man umsonst, daß der Glaube uns beglücke; umsonst wiederholt man ihm die Worte des Herrn: Süß ist mein Joch, und leicht meine Bürde. Umsonst versichert man den Unbarmherzigen, der noch keinem Nothleidenden geholfen hat, es sei eine selige Freude, einem Elenden zu helfen. Er hat keinen Sinn für diese evangelische Wahrheit; er staunt den, der ihm Solches sagt, an und spricht: Ich weiß nicht, was dieser redet. Nein, wer die Gebote des Evangeliums nicht befolgt, der lernt auch niemals ihren Werth und ihre Göttlichkeit kennen; sein ganzer Glaube ist schwach und wankend, bei der ersten Versuchung wirft er ihn ganz hinweg. Dieses ist eine Hauptursache, warum in unsern Tagen so Viele den Glauben an Jesum verlieren. Unser Glaube ist nicht thätig, und darum kann er dem Verderben des Zeitalters nicht widerstehen. Nehmen wir einen Augenblick an, daß wir kein Evangelium hätten, und daß man die Lehre Jesu bloß aus unsern Handlungen entwerfen sollte: würde dieses neue Evangelium wohl dem alten gleichen? Würde es nicht in den meisten Stücken gerade das Gegentheil von dem sagen, was einstens Jesus gelehrt und durch seine Werke bestätiget hat?

Ach, was nützt es uns, meine Brüder, wenn wir sagen, Glauben zu haben, uns aber die Werke fehlen! Jesus hat uns unser Schicksal voraus gesagt, wenn wir uns mit einem todten Glauben begnügen: Ein jeder Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen und in das Feuer geworfen. Umsonst werden wir ihm am Tage des Gerichtes zurufen: Herr, wir haben an dich, und an deinen Namen geglaubt. Der Heiland wird uns mit dem unwiderruflichen Urtheile zu Boden schmettern: Weichet von mir, ihr Uebelthäter, ich kenne euch nicht! — Darum täuschen wir uns nicht selbst. Der Glaube ohne Werke ist ein morscher Stab; wenn wir uns darauf lehnen wollen, zerbricht er, und wir stürzen in den Abgrund des Verderbens. Aber wenn wir den Glauben mit Werken verbinden, dann ist er eine feste Brücke, auf welcher wir von dieser Zeitlichkeit sicher in die Ewigkeit hinübergehen.

42. Welch ein Widerspruch zwischen unserm Glauben und unsern Handlungen besteht.

Nur zu oft ist es der Fall, daß unser Wandel gerade das Gegentheil von dem ist, was der Glaube von uns verlangt. Der Heiland lehrt: Hütet euch, daß ihr Niemanden ärgert; denn wehe dem Menschen, durch welchem Aergerniß kömmt. Was predigen aber unsere Werke? Gerade das Gegentheil; denn wir reden in Gegenwart der Kleinen nicht minder als der Großen Alles ungescheut heraus, was das Herz uns auf die Zunge legt. Unser Grundsatz scheint zu lauten: Aergere deine Mitmenschen, so lange es dich freut; trage deine Aergernisse öffentlich zur Schau, trage sie unverschämt bis in Gottes Tempel hinein. Der Glaube sagt uns: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. — Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? — Was du nicht willst, daß Andere dir thun, das thue auch du ihnen nicht. — Wie laut predigen auch hier wieder unsere Werke das Gegentheil! Unsere Grundsätze, nach denen wir handeln, heißen: Suche dein Glück durch ein jedes, wenn auch noch so schlechtes Mittel; gib deine Tugend, deine unsterbliche Seele hin, wenn du dadurch einen Vortheil erringen kannst; baue dein Glück auf fremde Ruinen; verleumde den Schuldlosen, stürze ihn durch Ränke, wenn du durch seinen Sturz dich in die Höhe schwingen kannst; greif nach Betrug und Falschheit; drücke Wittwen, erwürg die Waisen, wenn du mit ihrem Raube dich bereichern kannst; täusche deine Freunde, verkauf dein Amt, wenn du dabei einen Vortheil findest. — Im Evangelium Jesu stehen die Worte: Weichlinge und Wollüstige werden das Reich Gottes nicht sehen. Aber aus unserm Wandel sind diese Worte verschwunden; laut sagen wir durch unsere Werke: Folge den reitzenden Trieben deiner Natur, strebe nach sinnlichen Freuden; dürste, ringe nach Wollust; sei nicht grausam gegen deine angenehmsten Neigungen; scheue nicht mehr die veralteten Gesetze der ehelichen Treue; Schamhaftigkeit taugt nicht mehr; wirf dein Vermögen freudig von dir, um dir dafür Genüße zu kaufen; richte deine eigene Familie rasch zu Grunde, damit du keinen deiner Triebe zu beschränken brauchst. Ja in der That, wenn man das Evangelium nach unserm Wandel

einrichtete, müßten fast alle Vorschriften Jesu Christi abgeschafft, alle seine Gebote außer Kraft gesetzt werden. Abgeschafft müßte werden die Achtung gegen Gott und die Ehrfurcht gegen sein heiliges Wort; der Gehorsam gegen die Kirche und die Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit; die Treue der Eheleute und die Gesetze der Schamhaftigkeit, die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, und umgekehrt die Obliegenheiten dieser gegen jene; deßgleichen auch die Treue der Dienstboten, und die Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit im Handel und Wandel. Was bleibt uns überhaupts von der ganzen Lehre Jesu noch übrig, das wir nicht durch unsere Werke verleugnen?

43. Welch eine Thorheit es ist, anders zu leben, als der Glaube es vorschreibt.

Nichts ist thörichter, als anders zu leben, als man glaubt. Der heilige Chrysostomus nennt dieses einen freiwilligen Unsinn. Der heilige Paulus selbst nennt es eine Thorheit; denn er heißt die Galater Unsinnige, weil sie zwar den Glauben der Christen hätten, aber im Wandel den Heiden glichen. Gal. 3, 1. In der That, was ist es für eine sonderbare Verblendung, glauben, daß dieses Leben nur eine Wanderschaft, diese Welt nur ein Schauplatz sei; daß ihre Güter falsch, ihre Ehren vergänglich, ihre Ergötzlichkeiten hinfällig seien; — dieses glauben, und dennoch sein Herz so sehr an diese Dinge hängen, daß man sein Gewissen und seine Seele darüber verliert? Was ist es für eine Thorheit, einen allmächtigen Gott glauben, und ihn nicht ehren; einen unendlich gütigen Gott glauben, und ihn dennoch nicht lieben; einen unendlich gerechten Gott glauben, und ihn nicht fürchten; einen Gott glauben, der überall zugegen ist, und Alles sieht und weiß, und dennoch nicht aufhören, ihn zu beleidigen und seinen Zorn zu reizen? Was würde man von einem Missethäter sagen, dem man noch Zeit ließe, seinen Richter um Gnade zu bitten; der aber statt dessen ihn mit Schmähungen und Lästerungen überhäufte? Gerade so unsinnig handeln wir, die wir das Gegentheil von dem thun, was wir glauben. Wende man nicht ein, unser Fehler bestünde nur darin, weil wir an die Glaubenswahrheiten zu wenig dächten. Denn kann es eine größere Thorheit geben, als daß wir an eine so wichtige Sache, wie die Seligkeit ist, nicht denken? Mit Recht

nennt der berühmte Kanzelredner Vieira Menschen, die anders leben als sie glauben, Wahnsinnige, und sagt von ihnen, daß man sie in das Narrenhaus sperren soll. Denn es läßt sich kein größerer Widerspruch denken, als wenn man anders handelt, als man glaubt. Solche machen sich einer fortgesetzten Lüge schuldig; denn ihre Werke strafen das Bekenntniß ihres Mundes Lüge. Mit dem Munde sagen sie: Es gibt eine gerechte Vergeltung nach diesem Leben; ihre Werke aber heben diese Wahrheit auf und sagen: Die Ewigkeit ist nur ein Traum und die Hölle ein Spiel der Phantasie; denn mit diesem Leben hat Alles ein Ende. O schämen wir uns dieses unsinnigen Widerspruches! Stellen wir zwischen unserm Glauben und unserm Wandel Einheit her. Was hilft uns der Glaube der Christen, wenn wir ein Leben wie Heiden führen? Unsere Strafbarkeit wird nur um so größer, weil auch unsere Schuld um so unverzeihlicher.

44. Von den dem Glauben entgegengesetzten Sünden.

Von der gläubigen Gesinnung kann man auf doppelte Weise abweichen: Man kann zu viel und zu wenig glauben. Das Erstere geschieht:

1) Durch Leichtgläubigkeit. Diese besteht darin, daß man Alles ohne Prüfung annimmt, was unter dem Scheine der Religion angeboten wird. Ein Solcher betrügt eben so oft sich selbst, als er von Andern betrogen wird; er mischt die sonderbarsten Albernheiten unter die Religion, und läßt dabei die wichtigsten Dinge außer Acht; er beunruhiget sich manchmal da nicht, wo Ursache vorhanden wäre, unzufrieden zu sein, ein anderes Mal aber stört er seine Ruhe ohne Grund. Daraus erhellet, wie schädlich die Leichtgläubigkeit ist.

Der Christ darf nicht den Ungläubigen spielen; er darf dem, was Gott geoffenbart hat und die Kirche lehrt, seinen Beifall nicht versagen, auch wenn es über sein Begriffsvermögen geht. Aber er soll auch nicht leichtgläubig werden; er soll nicht Alles, was Unverstand oder Bosheit ihm als eine Offenbarung darstellt, sogleich als solche annehmen. In dieser Beziehung hat das Wort des Apostels volle Geltung: Prüfet Alles, und nur das Gute behaltet. 1. Thessal. 5, 21. Wir sollen nicht leichtsinnige Kinder sein, welche von einem jeden Winde der Lehre herumgetrieben werden,

und sich durch List in Irrthum führen lassen. Ephes. 4, 14. Wir sollen nicht einem jeden Geiste trauen, sondern prüfen, ob er aus Gott ist, weil auch falsche Propheten in der Welt herumziehen; und vor diesen warnt uns der Heiland, sprechend: Hütet euch vor den falschen Propheten. Matth. 7, 15.

2) Durch Aberglauben. Hievon haben wir ausführlich gehandelt B. I. S. 1—26.

Indem man zu wenig glaubt, sündiget man wider den Glauben:

1) Durch Zweifelsucht. Sie besteht darin, daß man mit den einer Wahrheit angemessenen Gründen nicht zufrieden sein mag, sondern diese auf alle Weise bekämpft und umzustossen sucht, damit die Sache selbst als ungewiß und zweifelhaft erscheine. Die Zweifelsucht hat oft im Stolze ihren Grund, vermöge dessen man nichts Unbegreifliches zugeben will; oft aber auch in der Sinnlichkeit, welche die gesetzlichen Einschränkungen nicht ertragen kann, und sich eben deßwegen bemüht, solche Lehren zweifelhaft zu machen. In beiden Fällen ist eine böse Gesinnung vorhanden. Dieß war auch der Fehler der Schriftgelehrten und Pharisäer, worüber sie von Jesus so oft getadelt wurden. Weil sie mit seiner Lehre nicht zufrieden waren, genügten ihnen alle Wunder nicht, die der Heiland wirkte, und wodurch sich bisher alle Propheten als göttliche Gesandte ausgewiesen hatten; sie bemühten sich, seine Wunder, seine Lehre, seinen ganzen Charakter zu verdächtigen, und der Erfolg war ein wirklicher Unglaube. Daraus ist ersichtlich, wohin die Zweifelsucht in ihrem Ausgange führt. Daher ist die Zweifelsucht als verderblich, und als eine Sünde wider den Glauben zu bezeichnen.

Es können allerdings auch bei einem Menschen, bei dem die eigentliche Zweifelsucht nicht vorhanden ist, manche Bedenklichkeiten und Zweifel bezüglich gewisser Religionspunkte entstehen, die etwa in mangelhaftem Unterichte, in einer schädlichen Lektüre oder in einem gefährlichen Umgange ihren Grund haben. Es ist Pflicht, diese Quellen nach Möglichkeit zu entfernen und dadurch die Zweifel selbst abzulegen; denn solche verschuldete Zweifel werden sehr leicht eine Vorbereitung zur eigentlichen Zweifelsucht. Solche Zweifel hingegen, welche dem Menschen unwillkürlich einfallen, und die er nach Maßgabe seiner Kräfte zu berichtigen sucht, verstossen nicht gegen die gläubige Gesinnung.

2) **Durch Indifferentismus und Unglaube.** Der Indifferentist hat für die Religion kein Interesse; er hält daher eine jede für gleich gut, und kümmert sich eigentlich um keine. Hier liegt immer eine böse Gesinnung zum Grunde; denn man hat gegen Gott, gegen Wahrheit und Tugend, gegen seine eigene Bestimmung keine Achtung. Trägheit und Vorliebe zur Sinnlichkeit sind die gewöhnlichen Quellen des Indifferentismus in der Religion.

Der Unglaube besteht in der Nichtannahme der Religionswahrheiten. Wir haben oben einen negativen, privativen und widersetzlichen Unglauben unterschieden, und die nöthige Erklärung davon gegeben. Je nachdem er einer Richtung folgt, wird der Unglaube ferners genannt: a) Atheismus, wenn man gar keinen Gott anerkennt; b) Deismus oder Naturalismus, wenn man zwar eine Gottheit anerkennt, aber keine Offenbarung, sondern nur eine Vernunftreligion zugibt. c) Nimmt man zwar eine Offenbarung an, aber nicht die christliche, so ist der Unglaube: Judaismus, Muhamedanismus oder Heidenthum. Bezüglich der Zurechnung dieser verschiedenen Arten des Unglaubens, so wird der Atheismus bei einem Menschen, dessen Vernunft sich entwickelt hat, nie unverschuldet sein; denn die natürliche Einrichtung der Vernunft und unsere Verbindung mit der Sinnenwelt führt einen jeden Menschen zu einiger Erkenntniß eines höhern Wesens. Hinsichtlich der Nichtannahme der Offenbarung kann es allerdings eine unüberwindliche Unwissenheit geben, wie z. B. bei den nichtchristlichen Völkern, zu denen keine Glaubensprediger kommen. Sehr oft aber, und insbesonders in unsern Ländern beruht die Nichtannahme der christlichen Offenbarung nur auf Leichtsinn, auf Nichtachtung der sich darbietenden Gelegenheiten, auf Stolz und Sinnlichkeit, und ist daher immer eine Sünde wider den Glauben.

3) **Durch Abfall vom Glauben** (apostasia). Hat Jemand die wahre Offenbarung wirklich schon ihrem Inhalte und ihren Gründen nach kennen gelernt und auch angenommen, verläßt er sie aber in der Folge wieder, so nennt man dieses einen Abfall vom Glauben. Eine solche Handlungsweise ist immer höchst sündhaft; denn man hat entweder die Gründe, auf welchen die christliche Offenbarung beruht, nicht unparteiisch genug geprüft und ihre Vorschriften auf das Leben nicht genug angewendet; oder man

ist in seinen Forderungen ungenügsam und verlangt andere Beweise, als bei diesem Gegenstande möglich sind, welches von Stolz und Anmaßung zeugt; oder endlich man opfert seine bessere Ueberzeugung der Sinnlichkeit und einem irdischen Interesse auf. In all diesen Fällen liegt eine böse Gesinnung zu Grunde. Daher sagt auch der Apostel, daß ein Solcher, der vom Glauben wieder abfällt, viel schlimmer daran ist, als wenn er die Wahrheit nie erkannt hätte.

4) Religionsspötterei, wenn man nämlich nicht nur den religiösen Lehren und Vorschriften für seine Person entsagt, sondern sie auch noch in's Lächerliche zieht und mit Spott belegt. Dieses ist wohl die höchste Abweichung von der gläubigen Gesinnung und verräth ein in hohem Grade bösartiges Herz. Diesen Weg gingen jene Meister des Unglaubens in Frankreich, und viele Andere sind in ihre Fußstapfen eingetreten. Sie haben sich aber selbst gerichtet. Wer immer mit solchen Waffen kämpft, hat von vornherein verlornes Spiel. Daher mag sich der wahrheitsliebende Mann nicht einmal zur Bekämpfung des Irrthums der Spötterei bedienen, weil er weiß, daß man damit gewöhnlich nur erbittert, aber nicht gewinnt. Um so unverantwortlicher aber ist der Spott, welcher die Wahrheit trifft.

5) Ketzerei. Wer einen von der Kirche vorgetragenen Glaubenssatz, er mag nun aus der Schrift oder aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft sein, entweder gar nicht, oder doch nicht in dem von der Kirche angegebenen Sinne anerkennt, heißt ein Ketzer, und wenn er diese Gesinnung auch weiter zu verbreiten sucht, ein Irrlehrer. Man muß hier die formelle und materielle Ketzerei von einander unterscheiden. Wer zwar einen Lehrsatz der Kirche verwirft; aber aus unüberwindlicher Unwissenheit, weil er es nämlich nicht besser zu erkennen im Stande ist, aber dabei den redlichen Willen hat, Alles zu glauben, was Gottes Offenbarung ist, irrt nur materiell. Ein solcher Irrthum wird nicht zur Sünde angerechnet, weil keine böse Gesinnung vorhanden ist. Wenn aber Jemand die von Jesus getroffene Einrichtung und die Reinerhaltung seiner Lehre kennt oder wenigstens in der Lage ist, daß er sie kennen könnte, und dennoch eine von der Kirche als geoffenbart vorgetragene und zu seiner Kenntniß gebrachte Lehre nicht an-

nimmt, es geschehe nun aus Eigensinn, Stolz, Liebe zur Freiheit im Denken oder aus andern Gründen, — so ist er ein formeller Ketzer. Und diese Abweichung von der gläubigen Gesinnung ist Sünde, weil sie aus böser Gesinnung geschieht.

45. Quellen des Unglaubens.

Vielfältig und mancherlei sind die Quellen des Unglaubens; als solche müssen wir vorzüglich bezeichnen:

I. Unwissenheit. So aufgeklärt und erfinderisch unsere Zeit in weltlichen Dingen ist, so unwissend sind viele Menschen hinsichtlich ihres Glaubens, so daß man selbst mit dem Propheten klagen muß: Es ist keine Erkenntniß Gottes auf Erden. Osea 4, 1. O welch traurige Erfahrungen machen hierin die Seelsorger oft bei einem vorzunehmenden Brautexamen! Wie sollte es aber auch anders kommen? Viele erlernen ja schon in ihrer Jugend den Religionsunterricht höchst nachlässig; ja es gibt Eltern, vorzüglich in den sogenannten bessern Ständen, die ihre Kinder fast ohne einen Religionsunterricht aufwachsen lassen. Ihre Kinder hatten Besseres zu lernen, und konnten die kostbare Zeit nicht mit solchen Albernheiten verlieren. Was die Erwachsenen betrifft, so legen es viele darauf an, freiwillig in Unwissenheit zu bleiben; denn sie können die Wahrheit nicht ertragen, wenn sie davon getroffen werden. Sie wollen in vielen Religionswahrheiten absichtlich nicht ins Klare kommen, um sich leichter von der Verbindlichkeit derselben freisprechen zu können. Gerade die Unwissenden neigen am meisten ihr Ohr zur Sprache der Ungläubigen; denn da sie keinen Grund für ihren Glauben haben, ja die Wahrheiten desselben oft gar nicht kennen, so bekennen sie sich um so leichter zu den Grundsätzen der Ungläubigen, als sie ihrem verdorbenen Herzen mehr zusagen. Dieses spricht schon der Prophet Isaias aus, wenn er sagt: Darum ist mein Volk gefangen hinweggeführt worden, weil es keine Kenntniß hatte. Is. 5, 13.

II. Halbwisserei. Es gibt für die Religion nichts Gefährlicheres, als die in unsern Tagen so häufig vorkommende Halbwisserei. Solche Leute, die nur bis zur Schwelle der Wissenschaften gekommen, nicht aber in das Heiligthum derselben hineingegangen sind, und die nur einzelne, abgerissene Grundsätze auffaßten,

dabei aber doch sich für große Gelehrte halten, kommen gerade so weit, daß sie Zweifel gegen die Wahrheit erheben, sich dieselben aber weder selbst auflösen, noch auch eine fremde Auflösung hinreichend fassen können. Vorzüglich werden jene Sprachen und Alterthümer, welche zur gediegenen Beurtheilung der Religion unentbehrlich sind, von den Wenigsten gründlich studirt; und dennoch wagen es solche Halbwisser, Alles zu bekritteln. Aber wie der unwissende Steuermann aus der rechten Richtung auf dem Meere kömmt, so verlieren auch Solche den Pfad der Wahrheit; sie werden unheilbare Zweifler und verfallen in völligen Unglauben. Daher ist es ein richtiger Grundsatz: **Philosophia obiter libata abducit a Deo, pleno ore hausta reducit ad eum. Baco de Verul.**

III. Stolz der menschlichen Vernunft. Der menschliche Verstand ist zu gleicher Zeit ein Wunder der Schwachheit und der Verwegenheit; nichts ist in seiner Einsicht eingeschränkter und zugleich in seinen Untersuchungen ungebundener, als er. Obschon er das, was er sieht und fühlt, nicht begreifen kann, so schmeichelt er sich dennoch, sich bis zum Throne Gottes hinaufzuschwingen im Stande zu sein. Gott hat nichts so Verborgenes, das er nicht entdecken; nichts so Geheimnißvolles, das er nicht ergründen; nichts so Unendliches, das er nicht ausmessen wollte. Bald setzt er der Macht Gottes Maß und Ziel; bald schränkt er seine Güte ein; ja er geht so weit, daß er sogar an seiner Natur und an seinem Dasein zweifelt. Ist ein Gott? fragt er. Regiert er die Menschen? Redet er durch seine Diener? Ist er auf diesem Altare? Ist er in dieser Hostie? Wirkt er durch die Gnade, und wie wirkt er durch sie? Was für Fragen, was für Verwirrungen! Es gibt Solche, die Alles einsehen, Alles lesen, Alles ergründen wollen. Es gibt Solche, welche Richter der heiligen Schrift, der Kirchenlehrer und der Kirchenversammlungen sind. Ein Jeder macht sich zum Schiedsrichter und Urheber seines Glaubens. Man untersucht die Geheimnisse, die Sakramente, ja das Evangelium selbst. Man will von Allem reden, über Alles streiten und Alles entscheiden. Anfangs glaubt man sich unschuldigen Forschungen hinzugeben; aber bald wird man von seiner Wissenschaft berauscht, man verliert sich in seine Vorstellungen und beharrt auf seinen Meinungen. Man sollte zurückgehen, aber man schämt sich, es zu

thun; man verachtet bald Alles, man verwirft Alles, man widersetzt sich Allem. Und lasset es uns gestehen, geschieht dieses nicht täglich? ist es nicht zu allen Zeiten denen begegnet, die nur ihren eigenen Einsichten gefolgt sind? Arius war gelehrt, Eutyches wohl unterrichtet, Nestorius erleuchtet, Pelagius tief einsehend und Manes spitzfindig. Aber was für abgeschmackte, fabelhafte und verkehrte Dinge haben diese eingebildeten Männer dessenungeachtet angenommen? Arius leugnete die Gottheit Jesu Christi; Eutyches vermengte die beiden Naturen, Nestorius hebt die Menschwerdung auf; Pelagius schreibt der Gnade nichts, und Manes dem Schicksale Alles zu; der Eine laugnet die Gnade, der Andere die Vorsehung. Die einzige Frucht also, die sie von ihren Untersuchungen gehabt, ist der Unglaube. Sie haben, wie einst die Bethsamiter, frech die Bundeslade angesehen, verwegen sich in das Heiligthum gewagt, und sind darüber umgekommen. Aber werdet ihr fragen, ist es denn ein Verbrechen, zu untersuchen; ist es ein Verbrechen zu zweifeln? ist es ein Verbrechen, sich zu unterrichten? ein Verbrechen, von Glaubensdingen zu reden? Welcher Ausflüchte bedient man sich doch, um sich nicht unterwerfen zu dürfen! Ihr fragt, ob es ein Verbrechen ist, zu zweifeln, und ich muß antworten: Ja, es ist eines, wenn ihr an dem zweifelt, was von Jesus Christus ist geoffenbart worden; es ist eines, wenn ihr an dem zweifelt, was von den Aposteln ist gelehrt worden; es ist eines, wenn ihr an dem zweifelt, was euch von der Braut Jesu Christi, der katholischen Kirche, vorgelegt worden ist zu glauben. — Ist es ein Verbrechen, zu untersuchen, fragt ihr, und ich antworte: Ja es ist eines, wenn ihr mit vorgefaßter Meinung und auf boshafte Weise untersuchet; es ist eines, wenn ihr dasjenige untersuchet, was ihr in Demuth und Ehrfurcht anbeten und glauben sollet, was ihr aber nimmermehr begreifen könnet. — Ist es ein Verbrechen, fraget ihr, sich zu unterrichten; und ich antworte wiederum: Ja, es ist eines, wenn es euch an Demuth und Ehrerbietigkeit dabei fehlt; es ist eines, wenn ihr, anstatt euch von der Kirche unterrichten zu lassen, die Kirche selbst unterrichten wollet, wie es die gottlosen Ketzer und Irrlehrer noch zu allen Zeiten gethan; wenn ihr euch nicht von der Kirche, sondern von denen, die draußen sind, belehren lasset; wenn ihr weniger dem von der Kanzel

gepredigten Wort, als den in lügenhaften Schriften enthaltenen Grundsätzen beipflichtet. Meine Theuern, es gibt eine lehrende Kirche, und diese sind die Hirten und Vorsteher, und zu ihnen sprach der göttliche Heiland das Wort: Lehret alle Völker! Matth. 28, 19. Es gibt aber auch eine hörende Kirche, und diese sind die Gläubigen, und von ihnen sagt der heilige Geist: Die, welche hören, werden leben. Joh. 5, 25. Die Vereinigung der Hirten und Lehrer kann sich nicht irren, wenn sie die Gläubigen lehrt, denn aus ihrem Munde spricht Gottes Geist; und die Gläubigen können sich nicht irren, wenn sie den Hirten und Priestern der Kirche glauben; denn sie hören von ihnen Gottes Wort. Wenn hingegen die, welche lehren, keinen Glauben finden, und die, welche hören sollten, selbst lehren wollen, wie es in den von der wahren Kirche getrennten Genossenschaften zu geschehen pflegt, — wenn es so kommt, dann wird wohl in einer solchen Gemeinde ein zweites Babel sein, Einer wird den Andern nicht mehr verstehen, die Auflösung wird nahe sein. Ist es ein Verbrechen, fragt ihr, vom Glauben zu reden? Und ich antworte abermals: Ja, es ist eines, wenn ihr mit Hitze und Hartnäckigkeit euch gegen ausgemachte Glaubenswahrheiten sträubet; es ist eines, wenn ihr gegen die Aufbewahrer des Glaubens streitet; es ist eines, wenn ihr euch mit den Feinden der heiligen Kirche in Gespräche einlasset und dadurch euch der Gefahr aussetzet, an euerm Glauben Schiffbruch zu leiden. — Glaubet ihr wohl, sagte der heilige Bernard zu einen abgefallenen Ordensmann, daß ihr nach euerm Gefallen von einer Sekte zu einer andern, von einer Meinung zu einer andern und von einer Lehre zu einer andern übergehen könnet? Nein, der Glaube verdammt solche Abwege, solche Streitigkeiten, solche Herumschweifungen; der Glaube ist nicht ein Gewand, das sich ändert wie die Mode; er ist nicht eine wandelbare Meinung, nicht ein leeres Wortgezänk, nicht etwas, welches erst durch eigenes Forschen in Büchern, und sei es selbst die heilige Schrift, gesucht werden muß; er ist etwas Gegebenes und seit achtzehn Jahrhunderten in der Kirche Vorhandenes. Die einzige Partei also, welche ein Christ ergreifen kann, besteht darin, daß er sich gefangen gibt, daß er gehorcht und glaubt. Und wer sind denn die, deren Glauben Jesus Christus bewundert und gelobt hat? Sind es etwa Solche, die da die heilige Schrift in allen

Sprachen gelesen, die alle Lesearten derselben gesammelt und alle Varianten verglichen haben? Sind es überhaupts die Richter, die Lehrer und Meister des Gesetzes? Nein, sondern es ist ein Hauptmann ohne Gelehrsamkeit; es ist ein kananäisches Weib ohne Wissenschaft; es ist ein blutflüssiges Weib ohne Spitzfindigkeit; — es sind mit einem Worte diejenigen, welche die Einfalt und Anspruchlosigkeit der Kinder bewahrt haben, — die sind es, deren Glauben der Herr rühmt und lobt. Und warum sollen wir uns auch noch nach Wegweisern, nach Regeln und nach Gewißheit umsehen, sagt Tertullian. Wozu bedürfen wir noch der Wegweiser, da wir Jesum Christum haben? Wozu bedürfen wir noch Regeln und Vorschriften, da wir das Evangelium haben? Wozu haben wir noch Gewißheit nöthig, da wir in der Kirche sind? Ja, handelt in allen übrigen Dingen nach eigenen Grundsätzen, erfindet Lehrgebäude, machet Entdeckungen, urtheilet, entscheidet, messet Alles nach der Vernunft ab; sobald aber der Glaube redet, da muß Witz, muß der Verstand und die Vernunft des Menschen, da muß Alles nachgeben und sich demüthigen und unterwerfen.

IV. Die Bosheit und die ungezügelte Leidenschaft. Daß die Sünde das Glaubenslicht auslischt und also Bosheit und Glaube nicht zusammenwohnen können, hat Jesus Christus selbst im Evangelium deutlich ausgesprochen; denn in der Bosheit seiner Zeitgenossen erblickte er den Grund, warum so viele aus ihnen nicht zum Glauben an ihn gelangten; sie liebten die Finsterniß, sagt der göttliche Heiland; denn ihre Werke waren böse. Wenn der heilige Petrus von Menschen redet, welche allerlei Irrthümer einführen, welche das Ende der Welt leugnen, welche die zukünftige Auferstehung verwerfen und die zweite Ankunft Jesu Christi auf Erden leugnen; wenn der Apostel von solchen Menschen redet, so bezeichnet er sie als Leute voll von Fleischeslust, voll von Begierlichkeit, voll von Sünde und Laster. Auch der heilige Paulus bezeichnet die Ungläubigen immer als Solche, welche zuvor die Wege der Tugend verlassen haben. Es ist natürlich, daß der Glaube und die Leidenschaft sich mit einander nicht vertragen; denn eines greift das andere an, und eines hebt das andere auf. Wenn die Leidenschaft siegt, muß der Glaube weichen, und wenn der Glaube die Oberhand bekömmt, muß die Sünde erliegen. Der Widerspruch

ist hier augenscheinlich. Der Glaube spricht: Gott ist unser letztes Ziel und Ende, die Tugend unsere Bestimmung und der Himmel unser Vorbild. Die Leidenschaft aber sagt: Die Erde ist unsere Heimat und das Vergnügen unsere Seligkeit. Der Glaube spricht: Das Leben ist nur ein Traum, das zeitliche Glück nur ein Schatten, die Ehre nur ein Rauch; die Leidenschaft hingegen prediget: Man muß die Zeit benützen, man muß sich seine Güter zu Nutzen machen, man muß es mit der Welt halten und sich durch das Andenken an die Ewigkeit nicht selbst die Gegenwart trüben. Der Glaube spricht: Es gibt ein ewiges Leben und eine Hölle, die Bösen zu bestrafen; die Leidenschaft sagt: Die Seele folgt dem Leibe, die Hölle beunruhiget nur die schwachen Geister, und die Religion gründet sich bloß auf Staatskunst. — Es ist natürlich, daß der Glaube mit der Bosheit nicht bestehen kann; denn die christliche Lehre ist heilig; sie fordert von ihren Bekennern aufrichtige Herzen, edle Gesinnungen, reine Absichten und einen tugendhaften Wandel. Sie will, daß sich ihre Bekenner von allen Befleckungen des Fleisches und des Geistes reinigen und ihre Heiligung in der Furcht des Herrn vollenden; daß sie der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben; daß sie mit dem Glauben die Tugend, mit der Tugend die Bescheidenheit, mit der Bescheidenheit die Mäßigkeit, mit der Mäßigkeit die Geduld, mit der Geduld die Gottseligkeit, und mit der Gottseligkeit die brüderliche Liebe verbinden; sie will, daß sie die vergängliche Lust der Welt fliehen; sie will, daß sie dem, was der Wahrheit gemäß, was wohlanständig, was gerecht, und ehrbar, was züchtig und billig ist, nachstreben und als helle Lichter mitten unter dem verkehrten Geschlechte dieser Welt leuchten. Aber gerade das ist es, was die verderbten Menschen an der christlichen Lehre auszusetzen haben, und wodurch sie sich von ihren betrügerischen Herzen verleiten lassen, an ihrer Wahrheit zu zweifeln und sie ungläubig zu verwerfen. Wenn das Evangelium sich mit bloß äußerlichen Gebräuchen und Ceremonien begnügte; wenn es die Menschen ruhig der Sünde dienen ließe; und dessenungeachtet mit der Hoffnung der ewigen Seligkeit schmeichelte; wenn es ihnen wenigstens erlaubte, ihre Lieblingsneigungen beizubehalten; — wie willig würden sie dann jene Lehrsätze, wenn sie auch noch so schwer, noch so geheimnißvoll und unbegreiflich wären, glauben? Allein die Sache

verhält sich ganz anders. Wer mein Jünger sein will, sagt Jesus Christus, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Diese Forderung gefällt dem Sünder nicht. Diese Selbstverleugnung ist nicht nach seinem Geschmacke. Er kann sich nicht entschließen, sich selbst Gewalt anzuthun, und ein gegenwärtiges, flüchtiges Vergnügen einem zukünftigen, weit größerem aufzuopfern. Er will lieber kein Christ sein, als die damit verbundenen Vorrechte so theuer erkaufen. Er verwirft die christliche Lehre, nicht weil er aus Gründen von ihrer Falschheit überzeugt ist, sondern weil sie seinen herrschenden Leidenschaften widerspricht. Er kann die Gebote des Evangeliums nicht erfüllen, ohne daß er seine Lieblingsneigungen aufgäbe, darum spricht er ohne weitere Prüfung: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Und in der That, ist ein Mensch dem Geiz ergeben, wie hart muß ihm nicht die Lehre vorkommen, welche die Armen selig preist; die dem Reichen, welcher sein Herz an das Irdische hängt, ein schauerliches Wehe zuruft; die dem Christen verbietet, mit ängstlicher Unruhe Schätze auf Erden zu sammeln; die Wohlthätigkeitssinn und Milde ihren Bekennern zur Pflicht macht und die in gewissen Fällen Alles zu verlassen befiehlt, um Gott desto ungehinderter nachzufolgen. — Läßt sich der Mensch von Stolz beherrschen, wie verächtlich muß in seinen Augen eine Lehre sein, die von uns haben will, daß wir nicht das eitle Lob der Sterblichen, nicht die betrügliche Gunst der Großen dieser Welt, sondern den Beifall und die Gnade Gottes suchen und seine Ehre zum letzten Endzwecke aller unserer Handlungen machen; daß wir einander mit Ehrerbietungen zuvorkommen, und die edelsten Thaten, die uns am meisten Ruhm erwerben könnten, im Verborgenen verrichten sollen; eine Lehre, die der Demuth den größten Lohn verheißt, dem aber, der sich selbst erhöhet, mit aller Strafe drohet; eine Lehre endlich, deren Bekenntniß und Ausübung uns nicht selten der Verachtung und dem Spott der Welt bloß setzt. — Führen Zorn und Rachsucht die Herrschaft über den Menschen, wie seltsam und beschwerlich müssen ihm nicht die Gebote des Christenthums vorkommen, wenn es befiehlt: Liebet euere Feinde, segnet die, welche euch fluchen, thut denen Gutes, die euch beleidigen, bittet für die, welche euch hassen und verfolgen; — rächet euch selbst nicht, vergeltet

nicht Böses mit Bösem, noch Scheltworte mit Scheltworten. Wie sehr sind nicht diese Vorschriften der Denkungsart und den Grundsätzen des Zornigen und Rachsüchtigen zuwider! Ist der Mensch ein Sklave der sinnlichen Wollust, wie sehr wird er sich nicht gegen eine Lehre empören, die alle Unkeuschheit verdammt, die den Hurer und Ehebrecher vom Himmelreiche ausschließt, die uns befiehlt, unser Fleisch sammt seinen Lüsten zu kreuzigen, unsern Leib zu bezwingen, ihn in Ehren und Heiligung zu halten und uns bei dem Verluste der ewigen Seligkeit der fleischlichen Lüste zu enthalten, die wider die Seele streiten? Ist es denn also, ist die Sittenlehre Christi und seiner Apostel so rein und heilig, wie kann es anders sein, als daß der Mensch, der die Sünde thut und dieselbe nicht fahren lassen will, feindselig gegen das Evangelium gesinnt ist, und daß er zum Unglauben seine Zuflucht nimmt? —

Es ist natürlich, daß der Sünder den Glauben ablegt; denn ein Mensch, welcher anfängt, Gott, das Gesetz und das Gewissen auf die Seite zu setzen, der seine Begierden zur Richtschnur seines Wandels macht, der dahin läuft, nicht wohin ihn das Gewissen führt, sondern wohin ihn seine Leidenschaften reißen; ein solcher Mensch will seine sündhaften Freuden, will sein verbotenes Vergnügen mit Ruhe, ohne Furcht und ungestört genießen. So lange er aber einen Gott glaubt, der Alles sieht; eine Hölle, die das Laster züchtiget; ein Gericht, welches dem Sünder bevorsteht; eine zukünftige Ewigkeit, die gewiß erfolgen wird; die Schuldigkeit zu beichten, die der Eigenliebe so beschwerlich fällt: — so lange er alles Dieses glaubt, kann er die Freude und das Vergnügen der Sünde nicht mit Ruhe und in Frieden genießen; denn diese Glaubenswahrheiten sind ein lästiger Wurm des Herzens, welcher in Mitte seiner Freuden an ihm naget und beißt, der ihm innerlich das Gemüth zerfrißt und überall ihn mit schmerzlichen Gewissensbissen verfolgt. Der Sünder genießt also die Früchte seiner zügellosen Freuden nur halb, so lange er Wahrheiten glaubt, die ihn wegen des Zukünftigen fürchten und zittern machen. Ein solcher Mensch sieht also, wenn er anders sein wollüstiges Leben fortsetzen und dennoch dabei ruhig sein will, sich gezwungen, jene schreckbaren Wahrheiten nicht mehr zu glauben, die ihn mitten in seinen Freuden beunruhigen und stören. Deßwegen sagt auch der göttliche

Heiland: Ein Jeder, der übel handelt, haßt das Licht, d. h. er sucht die Glaubenswahrheiten in seinem Herzen zu bestreiten, damit ihm der Glaube seine boshaften Werke und seine sträfliche Aufführung nicht immer vorhalte. O man nehme die Sünde hinweg und lasse die Leidenschaft schweigen, so wird die Wahrheit an das Licht kommen und das Evangelium gebieten; man nehme die Sünde hinweg und lasse die Leidenschaften schweigen, so wird man sich der Kirche nicht mehr widersetzen, man wird die Freiheit nicht mehr mißbrauchen, man wird den Geboten Gottes nicht mehr widersprechen; man nehme die Sünde hinweg und lasse seine Leidenschaften schweigen, so wird man sich nicht mehr in spitzfindigen Zänkereien erfreuen, in verwegenen Untersuchungen sich augenscheinlicher Gefahr aussetzen, seinen Glauben gänzlich zu verlieren.

Es wird auch von der Erfahrung in allen Jahrhunderten bestätiget, daß die Bosheit des Herzens den Weg zum Abfall vom Glauben bahnt. Denn was hat so viele Spaltungen, so viele Trennungen, so viele Ketzereien und Irrlehren in der Kirche Gottes hervorgebracht? Einige vom Stachel des Fleisches getriebene und vom Hochmuthe angespornte Menschen waren es, welche die Bahn dazu brachen. Was verleitet manche Unglückliche, daß sie den lebenskräftigen Baum der Kirche verlassen, und sich an zerbrechliche Aeste halten, die schon abzusterben anfangen und vom Stamme weggerissen sind? Die Leidenschaft, oder der Eigennutz ist es. Was sind es aber auch für Glaubenswahrheiten, die man gewöhnlich verwirft? Diejenigen werden meistens verworfen, welche die Leidenschaften bekämpfen, welche dem boshaften Herzen wehe thun, welche den Sünden und Lastern Schranken setzen. So heißt es schon von den Leuten des alten Bundes, daß sie geblendet von der Bosheit ihres Herzens vom Glauben abfielen. Aber was für Glaubenswahrheiten stellten sie in Abrede? Sie laugneten nicht die Wunderwerke, welche Gott in der Wüste zum Besten des Volkes Israel gewirkt, sie zweifelten auch nicht, daß Gott einen Messias verheißen habe. Alles dieses glaubten sie: aber die Auferstehung der Todten, die Unsterblichkeit der Seele, die Gewißheit der höllischen Peinen griffen sie an. Der Mensch, sagten sie, stirbt wie das Vieh, die Seele wird sich nach dem Tode wie ein sanfter Wind verlieren: wir wollen uns also wegen der Ewigkeit nicht

beunruhigen, sondern die Gegenwart genießen. Dieß waren ihre Zweifel. Auch die Irrlehrer der letzten Jahrhunderte griffen meistens nur solche Glaubenssätze an, welche sich mit einem freien Leben nicht zusammenreimen lassen, nämlich die geistlichen Ordensgelübde, die Gewalt der Kirche, das Fasten, das Fegfeuer, die Ohrenbeicht und Aehnliches, was das Gewissen belästiget. Und auf welche Glaubenswahrheiten laufen die Zweifel unserer heutigen Namenchristen hinaus? Ob die Ohrenbeicht eine Pflicht und nicht etwa eine menschliche Erfindung sei; ob die Peinen der Hölle eine Wirklichkeit und nicht etwa ein bloßes Schreckbild für den gemeinen Haufen seien; ob Gott in Wahrheit die Sünde so hoch anrechne, daß er auch einen sündhaften Gedanken bestrafe und von einem unnützen Worte strenge Rechenschaft fordere, — diese und ähnliche Wahrheiten sind es, die man für verdächtig und unglaublich hält, aber nur deßwegen, weil sie den Leidenschaften einen Zügel anlegen, weil sie uns den Gelüsten nachzulaufen nicht gestatten, weil sie der Bosheit Strafen und Peinen ankündigen.

V. Die Verführung von Seite der Welt und des Teufels. In der Welt findet man nichts als Laster und trifft weiter nichts als Fallstricke an. Wie könnte wohl das Saamenkorn des Glaubens in diesem undankbaren Lande gedeihen. O wie viel thun die Welt und der Teufel, um die Christen in ihrem Glauben irre zu machen! Sie benützen jedes Mittel, und suchen durch Rede und Schrift ihre verderblichen Grundsätze zu verbreiten und den Glauben zu untergraben. Da heißt es: es sei gleichviel, ob man dieses oder jenes glaube, ob man Katholik, Protestant oder gar Türke sei. Sie greifen die Einrichtungen der Kirche an, gießen Spott und Hohn über ihre Gebräuche aus; machen ihre Diener verächtlich. Sie suchen vorzüglich der Jugend einen Hang nach Unabhängigkeit und Vergnügungen beizubringen; sie nennen eine jede Art von Sittenlosigkeit erlaubte Freuden, die Frechheit heißen sie Humanität. Rührt sich noch ein Funken von Furcht vor der Ewigkeit oder vor der Hölle in euch, so sagen sie entweder: Gott hat die Menschen nicht erschaffen, um sie ewig unglücklich zu machen, oder sie nennen die Hölle geradezu eine Erdichtung, und lassen die Seele sammt dem Leibe sterben. Diese Verführer haben verschiedene Kunstgriffe, das Unkraut auszusäen; bald schützen

sie ihr eigenes Ansehen, ihre Einsichten und Kenntnisse vor; bald brüsten sie sich, daß nun die Zeit gekommen sei, wo man die Vorurtheile finsterer Jahrhunderte überwunden und das Joch des Pfaffenthums glücklich abgeworfen hätte. Was ihre Reden nicht ausrichten, das bewirken dann ihre schlechten Beispiele, und am allermeisten die verführerischen Bücher, welche sie zahllos in die Hände der Jugend und der Erwachsenen zu bringen suchen. Selbst die heilige Schrift muß ihnen Dienste leisten, indem sie dieselbe verfälscht und entstellt unter dem Volke vertheilen. —

46. Nähere Charakterisirung der Ungläubigen.

Man rechnet sich es oft zur Ehre an, keinen Glauben zu haben, und Manche meinen, selbst vornehm zu werden, wenn sie die letzten Reste ihres Glaubens hinwegwerfen. Aber es findet gerade das Gegentheil statt. Den Ungläubigen anzugehören gereicht vielmehr zur Schmach als zur Ehre; denn die Ungläubigen sind:

I. Geistesbeschränkte Leute, welche nicht fähig sind, selbst zu denken, sondern Alles blindlings nachglauben, was sie von Andern hören. — Wenn man all die Wunder erwägt, welche der christliche Glaube im Laufe der Jahrhunderte gewirkt hat, und wenn man insbesonders sich die vielen großen Männer, alle die scharfsinnigen Denker und jene weltberühmten Gelehrten aller Zeiten vorstellt, die, nachdem sie alle Kraft ihres Geistes und eine ganze Lebenszeit auf die Betrachtung und Untersuchung des Glaubens verwendet hatten, am Ende mit Demuth und zugleich voller Ueberzeugung sich den Lehren unterwarfen, welche der Glaube verkündet: so sollte man meinen, im Falle Jemand trotz all dem diesen Glauben noch bezweifeln und bestreiten wolle, so könne er kein gewöhnlicher Mensch sein, er müsse mit einem ganz außerordentlichen Scharfsinne begabt in das Dunkel der Glaubensgeheimnisse so tief, wie noch keiner vor ihm, eingedrungen sein, und an denselben ganz neue Schwächen und noch nie enthüllte Widersprüche entdeckt haben. Sind nun die Ungläubigen wirklich so hell leuchtende Lichter, so große Geister und scharfsinnige Denker? O wer sie genau kennt, der wird voll Mitleiden über sie mit dem Apostel ausrufen: Sie lästern, was sie nicht verstehen. 2. Petr. 2, 12. Sie wissen oft nicht einmal die

Anfangsgründe des Glaubens, gegen dessen erhabenste Lehren sie sprechen. Sie werfen der Kirche Irrthümer vor, und wenn ihr sie fragt, was die Kirche über diese Dinge eigentlich lehrt, so wissen sie es euch nicht zu sagen. Ihr werdet Mühe haben, ihrem beschränkten Denkvermögen die einfachsten Lehren faßlich zu machen; viel weniger sind sie fähig, ihren schwachen Geist in die Tiefen der göttlichen Geheimnisse forschend zu versenken. Ja, sie haben noch gar nicht daran gedacht, mit diesen Dingen sich ernstlich zu beschäftigen. Ihr findet bei ihnen keine festen Grundsätze, nach denen sie urtheilen; ihr entdeckt keinen vernünftigen Zusammenhang in dem, was sie vorbringen. Ihre ganze Wissenschaft besteht in einigen oberflächlichen Einwendungen, welche sie schon tausendmal vorgebracht haben, und worin sie bereits eben so oft widerlegt worden sind. Ihre Einwürfe sind nichts, als gewisse, alltägliche Redensarten. Ihre Sprache ist die kecker Unwissenheit. Diese haben sie von Andern gehört, und sie hat ihnen gefallen. Sie haben sie blindlings angenommen, und wiederholen sie jetzt unermüdet. Ihre Reden sind wie das Echo im Walde; es ist eine menschliche Stimme, aber bei der Stimme ist kein denkendes Wesen; es ist nur ein leerer Wiederhall. Solche beschränkte Leute lassen sich durch die Redefertigkeit und das kecke Auftreten irgend eines Großsprechers so gewaltig einnehmen, daß sie dessen irreligiöse Reden, die weder er selbst im Herzen glaubt, noch sie verstehen, für die höchste Weisheit achten und gedankenlos nachplaudern. Solches sinnlose Gerede gegen die Religion gilt ihnen mehr, als die Zeugnisse aller Jahrhunderte für den Glauben.

Es gibt aber noch Andere, die zwar nicht von Natur aus so geistesbeschränkt, aber durch ihre eigene Schuld geistesarm sind. O wie viele Christen sind zu finden, deren ganze Religionskenntniß sich auf das beschränkt, was ihnen der nothdürftige Unterricht in der Kindheit gebracht hat! Sie sind nie über die Anfangsgründe der Glaubenslehre hinausgekommen, weil sie es versäumt haben, in spätern Jahren und bei reiferm Verstande diese Kenntnisse zu erweitern, ihren Glauben zu begründen und so zu einer festen Ueberzeugung zu gelangen. Sie hören niemals das Wort Gottes an, sie nehmen an keinem christlichen Unterrichte Theil, sie suchen bei Niemanden ernstliche Aufklärung ihrer Zweifel oder Bedenken:

sie lesen kein religiöses Buch, sondern vielmehr mit großer Vorliebe glaubensfeindliche Schriften. So verwischt sich nach und nach auch das, was sie früher gelernt haben, aus ihrem Gedächtnisse; die Religionswahrheiten schweben ihrem Geiste nur noch wie ungewisse, matte Schatten vor. Was der Glaube wirklich lehrt, wissen sie nicht, und was sie vom Glauben wissen, sind nur Entstellungen und Lästerungen des Glaubens. Sie können also nicht Rechenschaft geben von ihrem Glauben. Eine jede nur etwas verfängliche Frage in Glaubenssachen bringt sie in Verlegenheit, der oberflächlichste Einwurf ist für sie ein unauflösbares Räthsel, die lächerlichsten Entstellungen der Wahrheit wissen sie nicht zu berichtigen. So stimmen sie denn, um aller Verlegenheit enthoben zu sein, lieber auch mit ein in die Sprache des Unglaubens. Es sind Kinder, die wie Meereswellen hin- und herfluthen und von einem jeden Winde der Lehre hin- und wieder getrieben werden. Eph. 4, 14. Die Ungläubigen sind ferners

II. eitle, hoffärtige Menschen, die gerne auch etwas besonders in der Welt sein möchten und darum die Ungläubigen spielen. — Es gibt eitle, hochmüthige Menschen, die gerne eine Rolle in der Welt spielen möchten, und weil sie entweder die Mittel nicht besitzen, um Aufsehen zu erregen, oder die Fähigkeit nicht haben, sich hervorzuthun, so verfallen sie auf den Unglauben, als das wohlfeilste Mittel, um groß zu thun in der Welt. Denn die Welt ist einmal eine Feindin des Glaubens, und man darf ihres Beifalls versichert sein, sobald man, und wenn auch nur äußerlich, dem Unglauben huldiget. Die Eitelkeit kann auf diese Weise, ohne besondern Verstand und wirkliche Verdienste nöthig zu haben, einen gewissen Ruhm erhaschen. Die Ehre, als ein aufgeklärter Katholik und großer Geist zu erscheinen, ist ungemein verführerisch. So tragen sie denn diesen äußerlich angenommenen Unglauben zur Schau, und meinen Wunder was zu sein, wenn sie über den sogenannten Aberglauben des gemeinen Volkes losziehen, die erhabenen Glaubenswahrheiten zur Zielscheibe ihres Witzes machen und über die religiösen Gebräuche ihren Spott ausgießen. Im Grunde gibt es für sie nichts Gleichgiltigeres, als die Religion. Wähnt ja nicht, daß es ihnen bei dem, was sie am Glauben auszusetzen haben, um die Erforschung

der Wahrheit zu thun ist. Ihr möget alle ihre Zweifel noch so gründlich lösen und alle ihre Einwürfe noch so schlagend widerlegen, ihr möget sie dahin bringen, daß sie auf euere Gegenbeweise nicht mehr zu antworten wissen; so habt ihr doch mit all diesem nichts gewonnen. Sie werden eine gewisse, geheimnißvolle Miene annehmen, und thun, als ob sie noch weit wichtigere Gründe hätten, welche sie aber nicht anführen wollen. — Es gibt aber noch Andere, die zwar nicht von solch närrischem Hochmuthe besessen, aber doch noch zu eitel oder ehrgeizig sind, als daß sie auf den Ruhm der Aufklärung verzichten, und hochherzig sich hinwegsetzen wollten über den Spott, welchen die leichtfertige Welt so gerne und so reichlich über den Gläubigen ausgießt. Leider ist es in unsern Tagen dahin gekommen, daß gebildet sein und ungläubig sein fast für gleichbedeutend genommen wird, und gar Viele meinen, um für gebildet zu gelten, brauche man nur über die Religion zu spotten. Insbesonders in unsern vornehmen Gesellschaften darf man von Allem reden, nur nicht von der Religion, wenn man nicht die Zielscheibe alles Spottes werden will. Dadurch werden Viele zu einer recht traurigen Heuchelei verleitet. Man ist zu zerstreuungssüchtig, um sich zurückzuziehen; man ist zu eitel, um auf den armseligen Ruhm der Aufklärung zu verzichten; man besitzt nicht den Muth, um den Spöttern zum Trotze als einen gläubigen Christen sich zu beweisen, und ist feige genug, äußerlich die Religion zu verachten, die man im Herzen bekennt; man ist thöricht genug, im Widerspruche mit seiner bessern Ueberzeugung die Maske des Unglaubens vor das Gesicht zu nehmen, und die Sprache der Irreligiösität zu reden, um nur nicht anzustoßen. Dazu gesellt sich oft noch das zeitliche Interesse, die Gewinnsucht. Man fürchtet bei manchen hochgestellten Personen, welche dem Glauben gram sind, in Mißkredit zu kommen; man will es mit manchen unentbehrlichen Gönnern nicht verderben, welche auf die Religion nichts halten; man will gewisse Kundschaften nicht verlieren, welche das Frommthun nicht leiden können. So nimmt man den Schein des Unglaubens an; im Herzen kann man ja doch glauben, was man will. Auf diese Weise glaubt man, Gott und der Welt zugleich zu dienen, betrügt aber in der That Gott und die Welt zugleich.

III. Es sind sittenlose Leute, welche die Schande ihres unordentlichen Lebens mit dem erborgten Mantel des Unglaubens zudecken wollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß bei vielen Menschen der Widerspruch, welchen sie gegen den Glauben erheben, nur von ihrem unordentlichen Lebenswandel herrührt. Keiner von diesen sogenannten Ungläubigen hat damit angefangen, daß er an den Glaubenswahrheiten gezweifelt hätte, und aus diesen Zweifeln in das Lasterleben gefallen wäre, sondern sie Alle fingen mit den von der Religion geächteten Leidenschaften an, und daraus entstunden die Zweifel, oder vielmehr der Widerwille gegen die Religion. Je mehr Anhänglichkeit man an das Laster hat, desto weniger Neigung hat man zum Glauben; der Glaube wird in der Regel nicht eher verdächtig, als bis seine Wahrheiten anfangen, uns beschwerlich zu fallen. Ist man nämlich auf dem Wege der Sünde eine Zeit lang dahin gelaufen und hat man das Laster bereits lieb gewonnen, dann möchte man ihm auch in Ruhe fröhnen. Dieß ist aber nicht möglich, so lange noch der Glaube im Herzen lebt, und die Religion mit ihren ernsten Wahrheiten das Gewissen weckt. Man sucht also dieses Plaggeistes los zu werden. Daher suchen sich diese Menschen zu überreden, die Wahrheiten, wodurch sie beunruhiget werden, seien leere Erfindungen und die Furcht davor sei bloße Einbildung. Ihr angeblicher Unglaube ist also nichts Anders, als der Wunsch, daß gewisse Glaubenswahrheiten, wodurch sie bei ihrem unordentlichen Lebenswandel beunruhigt werden, nicht existiren möchten. Der Unglaube soll ihnen gleichsam zum Mantel dienen, womit sie ihre Laster zudecken möchten. Die Welt soll glauben, daß sie nicht aus Schwäche und von niederer Begierde beherrscht dem Laster sich ergeben, sondern aus Grundsatz. Vergl. oben S. 398—403.

IV. Es sind verwegene Menschen, die, weil sie zu ihren Zwecken nur Leute ohne Religion brauchen können, die Religion bei Andern durch ihr Beispiel zu vertilgen trachten. — Es besteht unleugbar eine Partei, welche um jeden Preis die Religion aus dem Herzen des Volkes zu vertilgen trachtet, und man arbeitet an diesem höllischen Werke nach einem wohldurchdachten und geordneten Plan. Ihr wißt, mit welchem Eifer, mit welcher List und mit welchem Aufwande

man irreligiöse Schriften und schlechte Tagblätter in die Wirthshäuser, in die Bürgerswohnungen und Handwerksstätten, selbst in die Hütten der Landleute einzuführen sucht. Es ist euch nicht unbekannt, wie emsig man die natürliche Eitelkeit und Genußsucht der Jugend und ihren Hang zur Ungebundenheit benützt, um derselben eine Abneigung und einen Widerwillen gegen die Religion, welche ihren Leidenschaften einen heilsamen Zügel anlegt, einzuflößen. Es ist Niemanden ein Geheimniß, wie man Alles aufbietet, diejenigen zu gewinnen, denen der Jugendunterricht anvertraut ist, um durch diese den Keim der Irreligiösität und Gewissenslosigkeit in die zarten Herzen zu pflanzen, und so eine gottentfremdete Generation heranzubilden. Man kann es alle Tage erfahren, mit welcher Geschäftigkeit man Alles aufgreift, ausmalt, entstellt und veröffentlicht, was nur immer der Religion in den Augen des gemeinen Mannes schaden könnte. Man verdächtiget das katholische Priesterthum, die stärkste Waffe gegen den Unglauben; dichtet den Priestern falsche Verbrechen an; schreit über ihre Willkür und Tyrannei, mit welcher sie die Gewissen drücken. Man wirbt Anhänger für neue Sekten, deren Glaubensbekenntniß in nichts Anderm, als im völligen Unglauben, in der Verachtung des Christenthums und im Hasse gegen die Wahrheit besteht.

Woher dieser unversöhnliche Zorn, dieser unermüdete Kampf gegen die Religion? Sollte man in der That überzeugt sein, daß unser Glaube falsch sei, und die Menschheit ohne denselben glücklicher sein würde? Nein, sondern gar Viele arbeiten an diesem Werke der Hölle mit, ohne zu wissen, was sie thun, und ohne es zu wollen; sie meinen vielleicht in ihrer Bethörung wirklich etwas Gutes zu thun. Denn sie durchschauen die wahren Pläne ihrer Meister nicht, welchen sie dienen; man hat sie durch falsche Vorspiegelungen gefangen. Diejenigen aber, die wissen, was sie wollen, und wohl berechnen, was sie thun, sind der Religion darum feind, weil sie in derselben ein unübersteigliches Hinderniß in der Durchführung ihrer ruchlosen Pläne sehen. Der wahre Glaube macht nämlich den Menschen gewissenhaft; er lehrt ihn den Willen des Allerhöchsten zur Richtschnur seines Thuns und Lassens zu nehmen, und bei Allem, was er beginnt, an das Ende zu denken. Die Pläne aber, welche jene Menschen verfolgen, sind ganz gottlos,

widerstreiten geradezu dem göttlichen Gesetze; der Gewissenhafte schaudert vor denselben zurück; der Gläubige wird um keinen Preis zu deren Durchführung seine Hände darbieten. — Der Gläubige erkennt nur Einen Herrn über sich, den Herrn der ganzen Welt, Gott; ihm gehorcht er unbedingt. Er gehorcht zwar auch den Menschen, aber nicht aus Furcht, sondern um des Gewissens willen; er gehorcht ihnen als Stellvertretern Gottes, und gehorcht ihnen nur in so weit, als sie nichts gebieten, was dem göttlichen Gesetze zuwider läuft. Aber jene Leute brauchen zur Durchführung ihrer Entwürfe blinde, willens- und gewissenslose Werkzeuge, die das, was man von ihnen verlangt, nicht erst an dem Prüfsteine des Gewissens untersuchen, auf der Wage des Glaubens wägen und nach dem Gesetzbuche Gottes prüfen. Es muß also vor Allem der Glaube ausgerottet, das Volk muß gewissenlos gemacht werden. Man macht auch daraus gar kein Hehl mehr; man spricht es ohne Scheu in Wort und Schrift aus; laut ertönt das Feldgeschrei der Hölle: „So lange das Volk noch an einen Gott glaubt und eine Ewigkeit fürchtet, können wir unsere Absichten nicht durchsetzen, die Tyrannenstühle nicht zerschlagen und Europa nicht frei machen; vor Allem muß daher der Glaube ausgerottet werden."

Dieß sind also die Gründe, warum so Viele zur Fahne des Unglaubens schwören. Man ist ungläubig aus Unwissenheit, aus Stolz, aus Schlechtigkeit und um Schlechtes zu erreichen. Sagt jetzt selbst: Gereicht es zur Ehre, ungläubig zu sein? Liegt darin nicht vielmehr für einen Jeden eine große Schmach? cf. Himmelsteins Predigten B. 3.

47. Woher kömmt es, daß der Ungläubige bei jeder Gelegenheit seine Grundsätze auskramt und Andern mittheilt.

Man kann die Bemerkung machen, daß wahrhaft gläubige Christen in der Regel wenig Lärm machen mit ihrer Gläubigkeit, und daß sie sich nur ungerne in Glaubensstreitigkeiten mit Andern einlassen und selten Jemanden mit der Auseinandersetzung ihrer religiösen Ueberzeugung lästig fallen. Die Ungläubigen dagegen kommen bei einer jeden Gelegenheit mit ihren Zweifeln, und streiten unermüdet gegen den Glauben. Was ist wohl der Grund

hiefür? Man kann sagen, die Absicht des Ungläubigen, auch Anderen seine Grundsätze einzuimpfen. Allein es ist damit noch nicht Alles gesagt. Dieser auffallende Unterschied, zwischen dem Gläubigen und Ungläubigen hat noch eine andere Ursache. Der Gläubige ist in seinem Glauben sicher. Seine Ueberzeugung ruht auf einem unerschütterlichen Fundament, auf Gott, der ewigen, untrüglichen Wahrheit. Er bedarf also nicht erst der Zustimmung und des Beifalles irrthumsfähiger Menschen, um seine religiöse Ueberzeugung zu stützen. Er spricht mit dem Apostel: Ich weiß, wem ich glaube, und bin sicher. Er ist zufrieden und getröstet bei seinem Glauben, und sieht mit freudiger Hoffnung der Ewigkeit entgegen, die ihm das bringen soll, was der Glaube ihm verheißt. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Ungläubigen. Es herrscht ein unerträglicher Zwiespalt in seinem Wesen, seine innere Ueberzeugung widerspricht dem Unglauben, den er äußerlich zur Schau trägt, und während sein Mund gewisse Glaubenswahrheiten verspottet, zittert sein Herz aus Furcht und Angst vor denselben. Darum suchen sich Solche durch die Zustimmung Anderer zu beruhigen und durch menschlichen Beifall ihren gleichsam in die Luft gebauten Unglauben zu stützen. Es ergeht ihnen, wie gewissen furchtsamen Menschen, die, wenn sie einsam einen Gang durch die schauerliche Nacht machen müssen, durch lautes Singen und Lärmen ihre Furcht zu beschwichtigen suchen. Auf gleiche Weise suchen jene durch fortwährendes Streiten und Toben gegen den Glauben ihre heimliche Glaubensfurcht niederzuschreien und sich selbst Muth zu machen. Und gleichwie die Hand immer wieder und unwillkürlich nach dem kranken Körpertheile greift, wo der heimliche Schmerz brennt, so berührt die Zunge solcher Ungläubigen immer und immer wieder die Glaubenswahrheiten, durch welche sie im Innern beunruhiget werden, weil sie ein böses Gewissen haben.

48. Von der Thorheit des Unglaubens.

Der Unglaube wird häufig als Aufklärung bezeichnet, und gar Manche spielen die Rolle von Ungläubigen, weil sie meinen, dadurch sich das Ansehen von Gelehrsamkeit zu geben. In der That aber gibt es keine größere Thorheit, als der Unglaube ist.

Ungläubig ist derjenige, welcher das Christenthum verwirft,

entweder weil er zweifelt, daß es wahr ist, oder weil er sich überredet, daß es falsch ist; Beides aber ist Thorheit. Denn kann es einen größeren Wahnsinn geben, als deßwegen, weil man zweifelt, ob die Religion wahr ist, sie zu verwerfen? Ist damit nicht Alles auf das Spiel gesetzt? Denn ist sie dennoch wahr, so gibt es einen gerechten Gott, in dessen Hände der Ungläubige fallen wird; es gibt einen Erlöser Jesus Christus, der sein Blut von dem Ungläubigen zurückfordern wird; es gibt eine Hölle, in dessen Abgrund er ewig brennen wird. Und wie, du, der du diesen ernsten Wahrheiten nichts als deinen Zweifel, nichts als ein ungewisses Vielleicht entgegensetzen kannst, trotzest diesem Gotte, verwirfst deinen Erlöser und fürchtest dich nicht vor der Hölle? Gibt es eine unbegreiflichere Verirrung? Was würdest du denn von einem Menschen sagen, der in viel geringfügigeren Dingen ein ähnliches Verfahren beobachtete? Was würdest du sagen von einem Menschen, der in einem Prozesse, wo sein Vermögen, seine Ehre oder sein Leben auf dem Spiele stünde, einen Ruhm darein setzen würde, keine Vorsicht anzuwenden und Alles dem Zufalle zu überlassen; der des Unglückes, das ihm droht, nur lachen, und mit Verachtung alle Mittel zurückweisen würde, welche man ihm zu seiner Rettung anbietet? Würdest du von einem Solchen nicht sagen, er habe den Verstand verloren? Noch unsinniger handelt der Ungläubige, weil er einem ungewissen Vielleicht viel höhere Güter zum Opfer bringt. Du zweifelst daran, ob es eine Hölle gibt, und lebst im Voraus schon, als ob es keine gäbe, und verschmähest alle Mittel, welche dich davon retten könnten: sage, was kann es noch für eine größere Thorheit geben?

Aber es gibt Ungläubige, die über den Zweifel hinaus sind, bei denen es eine Ueberzeugung ist, daß die Religion nur ein Mährchen ist. Wird man auch einen solchen Unglauben Thorheit nennen können? Gewiß; denn woher hat der Ungläubige diese seine sogenannte Ueberzeugung geschöpft? Ist sie die Frucht eines reifen Nachdenkens, oder verwirft er den Glauben seiner Väter, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, ihn zu prüfen und kennen zu lernen? Im letztern Falle wäre sein Wahnsinn offenbar; denn was ist der Vernunft mehr entgegen, als sich über das, was man nicht weiß, so bestimmt auszusprechen, und in einer so wichtigen

Sache, sich zu rühmen, Gewißheit erlangt zu haben, ungeachtet man noch kaum einmal ernstlich darüber nachgedacht hat? Und in dieser Lage befinden sich die meisten Ungläubigen. Denn so gelehrt auch einige unter ihnen sein mögen, in Beziehung auf die Religion wissen sie nichts; sie haben oft die Anfangsgründe, welche man sie in ihrer Jugend lehrte, wieder vergessen; der Koran und die Träumereien des Heidenthums sind ihnen oft besser bekannt, als die Glaubenslehren des Evangeliums. Sie bauen auf ihre vermeintliche Ueberzeugung, und lästern, was sie nicht verstehen, weil es die Mode der Zeit so mit sich bringt. O wenn mancher Ungläubige aufrichtig sein wollte, so müßte er gestehen, daß er kaum einen Begriff von den Ehrfurcht gebietenden Geheimnissen des Christenthums hat, welche er doch jeden Augenblick zu verspotten wagt.

Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es noch eine andere Klasse von Ungläubigen gibt, die wirklich nicht ohne vorausgegangene Prüfung das Joch des Glaubens abgeworfen haben; allein auch dieser Unglaube ist nichts weniger als ein Zeichen von Weisheit. Denn wer die Gründe des Glaubens einerseits, und die Gründe des Unglaubens andern Theils zusammen stellt, und beide vorurtheilslos prüft und gegenseitig abwägt, der muß sich, wenn er nicht wahnsinnig ist, auf die Seite der Religion stellen; denn die Zeugnisse, welche den Glauben stützen, sind eben so unverbrüchlich und überzeugend, als die, welche man ihr entgegenstellt, leichtfertig und verächtlich sind; nicht minder sind die Beweise für die Religion eben so gründlich und unumstößlich, als die vermeintlichen Beweise, auf welche der Ungläubige sich fußt, nichts Anders sind, als leere Spitzfindigkeiten und bloße Trugschlüsse.

Das erste Zeugniß zu Gunsten der Religion ist das ihrer heiligen Bücher. Welch ein Zeugniß für den Glauben ist das alte Testament, jenes Buch, welches um viele Jahrhunderte älter ist, als ein jedes andere. Welche tiefe Weisheit findet man in diesem Buche; welche Schätze der Erkenntniß und Wissenschaft? Dort ist der Ursprung der Welt und des menschlichen Geschlechtes, der Anfang aller Völker, der Grund aller Geschichte; dort sind alle menschlichen und göttlichen Wissenschaften gleichsam in ihrer Quelle. Und dieses Buch, das fast von allen Dingen handelt, und seit Jahrtausenden dem Widerspruche der Menschen ausgesetzt ist,

konnte man nicht in Einem Punkte eines Irrthums oder eines Verstosses überführen; denn was auch die Ungläubigen dagegen vorbrachten, — ihre Behauptungen erschienen nach vorgenommener Prüfung als unstichhaltig. Was soll ich erst vom neuen Testamente sagen, da selbst die berüchtigsten Ungläubigen darin eine Majestät erkennen, welche sie in Staunen setzt, und eine Heiligkeit, welche wider ihren Willen zu ihrem Herzen spricht; und da sie genöthiget sind, zu gestehen, daß ein solches Buch nicht ein Werk der Menschen sein könne? — Das zweite Zeugniß zu Gunsten der Religion ist das ihrer heiligen, großen Männer. Suchet in der Profangeschichte einen Gerechten und einen Weisen, welcher mit einem Abraham, Isaak und Jakob verglichen werden könnte; einen Helden, welcher einem Josue, einem Gedeon, einem Judas Machabäus gleich wäre; einen Gesetzgeber, der einem Moses; einen Richter, der einem Samuel ähnlich wäre; kriegerische oder friedliebende Könige, welche man mit einem David und einem Salomon in Vergleich bringen; Priester, welche man neben einen Aaron stellen könnte; Botschafter Gottes, wie ein Elias, Jeremias und Daniel! Wo ist aber erst ein bewunderungswürdigerer Mann, als der Stifter unsers heiligen Glaubens, von dem selbst die Gottlosigkeit bekennen muß, daß er der heiligste, erleuchtetste und weiseste aller Menschen gewesen, und von dem eines der Häupter der Ungläubigen schreibt: Wenn das Leben und der Tod des Sokrates das Leben und der Tod eines Weisen ist, so ist das Leben und der Tod Jesu das Leben und der Tod eines Gottes. — Das dritte Zeugniß für den Glauben ist das seiner ersten Prediger, nämlich der Apostel, jener Männer, die eben so durch ihre Einfachheit und Aufrichtigkeit, als durch die Unerschrockenheit ihres Muthes, durch die Erhabenheit ihrer Lehre, durch die Heiligkeit ihres Wandels, durch ihre Wunder und ihren Sieg über die ganze Welt, die von dem schrecklichsten Aberglauben zum Dienste des allein wahren Gottes zurückgeführt worden ist, Staunen erregen. — Das vierte Zeugniß für die Religion ist das ihrer Lehrer in den folgenden Jahrhunderten: eines Ambrosius, eines Augustinus, eines Basilius eines Chrysostomus und jener fast unzählbaren Menge von großen Schriftstellern, bewunderten Rednern, Gelehrten und Heiligen, welche, durch Zeit und Ort von einander getrennt, überall mit einer stau-

nenswerthen Gleichförmigkeit denselben Glauben gelehrt, mit allen Waffen der Vernunft, der Wissenschaft und des Talents vertheidigt, und nicht weniger durch die Heiligkeit ihres Lebens, als durch ihre tiefe Gelehrsamkeit ihm zur Zierde gereicht haben. — Fernere Zeugnisse für die Religion sind die Millionen von Martyrern, welche in allen Theilen der Erde ihr Blut vergossen und den grausamsten Tod gestorben sind, um die Wahrheit unseres Glaubens zu bezeugen; die ganze civilisirte Welt, welche, nach einem dreihundertjährigen Widerstande endlich besiegt, selbst jenen Glauben annahm, der durch die Strenge seiner Sittenlehre erschreckt und durch die Unbegreiflichkeit seiner Geheimnisse in Staunen setzt; die Kirche, jene Meisterin der Wahrheit, welche im Ursprunge so unansehnlich, in ihrer Ausbreitung so arm an Mitteln, wodurch man sonst unter Menschen Einfluß zu bekommen pflegt, von so vielen Feinden im Laufe der Jahrhunderte so blutig verfolgt, dennoch in allen Stürmen sich erhalten und heut zu Tage in riesenhafter Größe und von ihren Feinden selbst gefürchtet dasteht.

Wie sind den Zeugnissen für die Religion gegenüber die Zeugnisse beschaffen, worauf der Unglaube sich stützt? Tretet hervor, ihr Helden des Unglaubens, und stellt euch den Aposteln und übrigen Lehrern der Kirche gegenüber; laßt sehen, ob ihr einen Vergleich mit ihnen aushalten könnet! O nie ist der Unglaube verächtlicher, als wenn er seines Ursprunges gedenkt, und jener, die ihn in das Dasein gerufen haben. Was waren jene Orakel anders, als muthwillige, leichtfertige und verwegene Geister? Was waren sie anders, als überspannte Schwätzer, unverschämte Sophisten, unerträgliche Possenreißer, deren gewöhnlichste Waffen Spott und boshafter Witz gewesen sind, und welche ihren Ruhm darein gesetzt haben, sich über Alles lustig zu machen, und Alles, was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist, in's Lächerliche zu ziehen? Ist es eine Ehre, solcher Meister Schüler zu sein? Was ist überdieß schändlicher, als Betrug und Heuchelei? Nun hierin haben sich jene sogenannten großen Geister ausgezeichnet. Leset die Menge jener ruchlosen Werke, womit sie Europa überschwemmt haben, so werdet ihr die Lüge fast auf einer jeden Seite finden. Wie kann man sich auch darüber wundern, da sich der Patriarch dieser vermeintlichen Philosophen nicht scheute, öffentlich zu sagen und zu schreiben: „Die

Lüge ist eine sehr gute Sache, wenn sie Gutes bewirkt; man muß lügen, nicht verzagt, nicht nur zu einer gewissen Zeit, sondern dreist und immer; lüget, meine Freunde, lüget!" Diese Lehre ist denn gewiß ein herrliches Evangelium, und würdig derjenigen, die sie vortragen! Und welch ein Auseinandergehen der Meinungen, und welche Zerrissenheit der Lehre herrscht im Lager der Ungläubigen! Ich zweifle, ob man auch nur zwei unter diesen Menschen findet, welche miteinander übereinstimmen, ja ich zweifle, ob es nur Einen gibt, der mit sich selbst immer übereinstimmt, und nicht später selbst das verwirft, was er früher mit dem glühendsten Feuereifer vertheidigte. Es ist nichts richtiger, als was ein großer Redner sagt: Diese Philosophen (die Ungläubigen) sind wankelmüthige Menschen, und ihre Werke ein Chaos von Widersprüchen.

Wir gehen zu den Beweisen über. Der Glaube hat vorzüglich vier einleuchtende Beweise, wodurch er seine Göttlichkeit darthut. Der erste dieser Beweise sind die Weissagungen. Die ganze Geschichte des Christenthums ist in seinen Hauptmomenten, und insbesonders die Lebensverhältnisse seines göttlichen Stifters sind lange vor seiner Ankunft auf Erden umständlich und auf das genaueste vorausgesagt; denn die Zeit und der Ort seiner Geburt von einer Jungfrau, das Geschlecht, von welchem er abstammen soll; die Einzelnheiten seines Lebens; die Schmerzen und das Schimpfliche seines Todes, der Triumph seiner glorreichen Auferstehung, die Zerstreuung des jüdischen Volkes und seine wunderbare Erhaltung mitten unter den übrigen Völkern; die Bekehrung der Welt, die Gründung der christlichen Kirche und ihre Ausbreitung in alle Länder der Erde; — dieß und noch viel Anderes ist klar vorausgesagt, und Alles, was vorausgesagt worden ist, hat sich auch erfüllet. Vergl. Bd. 1. S. 162 — 189. Wie es nun gewiß ist, daß Gott allein aus so weiter Ferne in der Zukunft lesen, und Jahrhunderte die tiefen Absichten, die sich eines Tages verwirklichen sollen, vorausverkünden kann, so schließen wir auch mit Recht, daß eine also vorausverkündete Religion göttlich sein müsse. — Der zweite Beweis sind die Wunder. Jesus Christus bezeichnete fast einen jeden seiner Schritte mit Wundern; denn er gibt Blinden das Gesicht, Tauben das Gehör, Gichtbrüchigen und Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder; Todten, selbst wenn sie schon

mehrere Tage im Grabe lagen, das Leben wieder zurück. Seine eingefleischten Feinde sind Zeugen dieser Wunder, und können sie nicht anfechten. Seine Apostel wirken ähnliche Wunder in allen Gegenden der Erde. Rom und Athen staunen, wie Judäa, die Akademie und der Portikus sind bestürzt, wie die Synagoge. Die Heiden bekehren sich in Masse, und lassen sich für eine Religion martern, welche ihren Dienern solche Kraft verleiht. Selbst die Gottlosen und Verfolger, die Priester und Philosophen des Heidenthums gestehen, gleich den hartnäckigen Juden, einmüthig die Wahrheit der Wunder zu, und denken auf keine andere Erwiderung, als daß sie dieselben thörichter Weise der Zauberei zuschreiben. Wie es aber nur Gott zusteht, der Natur zu gebieten, und nach Willkür ihre Gesetze zu ändern, so muß auch eine Religion, deren Urheber sich als Herr der Natur bewiesen hat, göttlich sein. — Der dritte Beweis ist die Erhabenheit der Lehre. Während alle Nationen der Welt in die dichteste Finsterniß versenkt sind, und ihre Religion nichts Anders ist, als ein Gemeng von abgeschmackten Fabeln und unreinen Geheimnissen, und die größten Weisen sich eben so wie der gemeine Haufen verirrt haben; was ist das für eine Religion, welche plötzlich Licht in der Welt verbreitet, welche alle Wahrheiten ohne irgend eine Beimischung von Irrthum lehrt; alle jene Götter von Thon, Holz und Metall, die das menschliche Geschlecht anbetete, von ihren Altären stürzt, und die Einheit eines unkörperlichen, unendlichen, ewigen, allmächtigen Gottes verkündet, der Alles, was ist, aus dem Nichts geschaffen, welcher den Menschen nach seinem Bilde gemacht, ihn in das Paradies gesetzt; die ihm, nachdem er durch die Sünde seine Glückseligkeit verloren, einen Erlöser gesandt, auf daß er ihn von seinem Falle aufrichtete und wieder zu Gnaden brächte! Wenn wir nun einerseits sehen, daß alle aus dem Geiste des Menschen hervorgegangenen Lehren so unzusammenhängend, so falsch und schlecht sind; anderseits aber, daß eine Lehre so wahr, in all ihren Theilen so genau verbunden, über die Vernunft so erhaben, und zu gleicher Zeit mit ihren reinsten Begriffen so übereinstimmend ist; so schließen wir vertrauensvoll, daß eine solche Lehre nur vom Himmel hat kommen können. — Der vierte Beweis ist endlich die Reinheit der Sittenlehre. Es gibt keinen Verleumder des Christenthums,

welcher nicht damit übereinstimmte, daß die einzige vollkommene und in jedem Punkte untadelhafte Sittenlehre die des Evangeliums ist, dieses bewunderungswürdigen Gesetzbuches, welches nicht bloß den Mord verbietet, sondern auch die Quelle dazu verstopft, indem sie auf Entfernung allen Hasses dringt und selbst Liebe zum Feinde einschärft; welches nicht bloß den Ehebruch verdammt, sondern jeder Ausschweifung in der Quelle zuvorkömmt, indem es jeden unzüchtigen Gedanken verbietet; welches nicht bloß befiehlt, das Eigenthum des Andern zu ehren, sondern sein eigenes Gut mit dem Armen zu theilen, zur Pflicht macht. Wie sollte man nun nicht schließen, daß die einzige Religion, deren Sittenlehre Gottes würdig ist, auch die einzige ist, welche Gott zum Urheber hat.

Nun mag der Unglaube kommen, und auch seinerseits, nicht seine Beweise, denn solche hat er nicht, sondern nur seine Einwendungen und Bedenklichkeiten vorbringen. Bezüglich der Weissagungen sind eigentlich nur zwei Einwendungen möglich: man muß darthun, daß sie entweder nicht in Erfüllung gegangen, oder daß sie erst nach dem Ereignisse gemacht worden sind. Diese zwei Einwürfe kann man aber vernünftiger Weise nicht einmal aufstellen, geschweige denn geltend machen. Sagen, die Prophezeiungen sind nicht in Erfüllung gegangen, wäre eine allzu handgreifliche Lüge, weil man sie nur nachschlagen darf, um zu sehen, daß Moses, David und die Propheten von Christus geredet haben, wie die Evangelisten. Sagen, sie sind erst nach den Ereignissen gemacht worden, wäre ein allzu abgeschmackter Vorwand, weil wir sie in den Händen der Juden, unserer Feinde, sehen, welche unverwerfliche Zeugen für das Alterthum dieser Bücher sind, die sie von ihren Vätern erhalten haben. Da also diese beiden Einwürfe unmöglich sind, so bleiben den Ungläubigen nur noch erbärmliche Ausflüchte übrig, wodurch sie mehr sich lächerlich machen, als das Fundament der Weissagungen selbst erschüttern. Und wie verfahren sie mit den Wundern? Um diesen Beweis in seiner Nichtigkeit darzustellen, müßte man bezüglich jener Wunder, welche die heiligen Bücher berichten, beweisen, daß sie falsch sind; aber dieses kann man nicht einmal von einem einzigen darthun; denn wie ließen sich solche mit allen Merkmalen der Gewißheit ausgerüstete Thatsachen in Abrede stellen? Man nimmt also auch hier zu leeren

Einreden seine Zuflucht; man sagt: Gott könne keine Wunder wirken, weil er nichts gegen die Gesetze der Natur thun dürfe. Ist es möglich, daß sich der gesunde Menschenverstand bis zu einer solch unsinnigen Behauptung verlieren kann? — Was entgegnen unsere Ungläubigen auf den dritten Beweis, welcher aus der Erhabenheit der Lehre hergenommen ist? Sie können die Vortrefflichkeit des Christenthums nicht in Abrede stellen: sie müssen zugeben, daß unter allen Religionen diese Lehre allein eben so Gottes würdig ist, als es dem Menschen über die wichtigsten Fragen die lichtvollsten Aufklärungen gibt. Aber diese Lehre, sagen sie, enthält Geheimnisse, und ein Philosoph kann nur das annehmen, was er begreift. O der grenzenlosen Thorheit! Man will in der Religion keine Geheimnisse zugeben, und stößt in der Natur mit jedem Schritt auf solche. — Was haben endlich die Ungläubigen gegen die Sittenlehre einzuwenden? Ist sie nicht heilig genug? O der Schande! ihre Heiligkeit selbst machen sie ihr zum Vorwurf. Sie ist zu streng, sagen sie; eine zu heftige Feindin der natürlichen Neigungen; indem sie die Leidenschaften unterdrückt, erstickt sie den Keim zu großen Gefühlen und zerbricht die Triebfeder großer Handlungen. Also wie, die Leidenschaft soll die Mutter großer Thaten und edler Handlungen sein? die Leidenschaft soll das Wohl des Vaterlandes und das Beste der Menschheit befördern? O wir kennen die Werke der Leidenschaften; wir haben sie noch frisch im Andenken. Wir wissen aber auch, daß man zur Religion wieder greifen und die Völker wieder gläubig machen mußte, um die Welt vor einer chaotischen Verwirrung zu bewahren.

Aus allen dem erhellet zur Genüge, daß im Unglauben keine Weisheit ist, sondern vielmehr Thorheit. Die heil. Schrift selbst legt dafür Zeugniß ab; sie nennt den Unglauben eine Thorheit: Der Thor sagt: Es gibt keinen Gott. Ps. 13, 1. Deßwegen haben sich auch die wahrhaft Aufgeklärten in allen Jahrhunderten dem Glauben zugewendet; die erleuchtetsten Weisen unter den Völkern sind immer auch die frömmsten Gläubigen gewesen. Vergl. Mac Carthy's Predigten.

49. Wie unglücklich der Ungläubige ist.

Niemand ist unglücklicher, als der Ungläubige. Es erfüllt sich an ihm der Ausspruch der heiligen Schrift: Die Gottlosen haben keinen Frieden. Is. 48, 22. Der Ungläubige wagt in seiner Verblendung, zu sagen, das Mittel, hienieden glücklich zu sein, sei das, ohne Gott zu leben. Gott erfüllt ihm seinen thörichten Wunsch; er zieht sich von ihm zurück, und überläßt ihn sich selbst. Weil aber Gott die einzige Quelle alles Glückes ist, so gibt es von nun an keines mehr für den Ungläubigen. Laßt uns diesen Gedanken weiter ausführen.

Gebt dem Ungläubigen Alles, was den Reiz des Lebens erhöht; versetzt ihn unter den schönsten Himmel, in eine Gegend, wo die Natur alle ihre Schätze verschwendet; umgebt ihn mit der glänzendsten Gesellschaft; gebt ihm Jugend, Gesundheit, Reichthum, Ehre, Vergnügen, so viel als nur möglich; füget Alles hinzu, was euch schön dünkt: ohne Religion ist es Alles nichtig und eitel. Denn ohne Religion ist die ganze Natur wie ohne Leben für ihn; die Gesellschaft ohne Reiz und Annehmlichkeit; die Welt mit all ihren Vergnügungen nur eine schauderhafte Leere. Was könnten die schönsten Schauspiele, welche die Natur ihm bietet, die kostbarsten Geschenke, die sie an ihm verschwendet, seinem Geiste und seinem Herzen sagen, wenn er nirgends Verstand, nirgends Plan oder Liebe merkt; wenn er nur empfindungslose Materie, zufällige Gestaltung und blindes Ungefähr sieht? Gedankenlos schaut er Wirkungen ohne Ursache, einen herrlichen Zusammenhang ohne Ordner. Bald wird er ermüden, den eitlen Schmuck einer unbeseelten Scene und alle jene unerklärlichen Spiele des Zufalls zu betrachten, die ihn in Verwunderung setzen, ohne sein Herz zu rühren. Dem Ungläubigen ist Alles räthselhaft, Alles unklar im großen Reiche der Natur; daher fühlt er nirgends eine wahre Freude. Das Schönste ekelt ihn bald an; er vertrocknet, wie eine Blume, auf welche der Thau des Himmels nicht mehr fällt. — Eben so wenig Reiz hat für den Ungläubigen die Gesellschaft und das Zusammenleben mit seines Gleichen. Wie sollte bei den niedrigen Begriffen, welche er vom Menschen hat, die Gesellschaft für ihn eine Annehmlichkeit haben. Er sieht ja im Menschen nur eine Hand voll Lehm,

welchen der Zufall gebildet hat, und der bald wieder durch eine andere Laune zerbrochen, in sein Nichts zurück fällt; ein Wesen das nur dem zufälligen Zusammentreffen einiger glücklichen Umstände es verdankt, ein wenig über die Thierwelt erhaben zu sein, das übrigens eben sowohl wie das Thier seinen Trieben und Neigungen folgt, im Grunde eben so unfrei wie dasselbe ist, dessen sogenannte Tugenden nichts als die Folge einer bessern Erziehung sind, und das kein höheres Ziel hat, als seinem Nutzen und Vergnügen nachzuhängen. Sagt, was kann bei solchen Begriffen von dem Menschen das Zusammenleben mit seines Gleichen Angenehmes haben? — Wo sollte also der Ungläubige sein Vergnügen finden? Vielleicht in den Freuden der Sinne, in den Talenten des Geistes, in den Reichthümern und Ehrenstellen? Laßt ihn Alles besitzen, und er wird doch unglücklich sein; denn alle Güter und alle Freuden dieser Welt können das Bedürfniß seines Herzens nicht befriedigen. Nichts ist in dieser Welt so groß, als das Herz des Menschen; Gott hat dem menschlichen Herzen als vorzüglichstes Merkmal seiner Aehnlichkeit mit ihm das Siegel der Unermeßlichkeit aufgedrückt. Nichts Irdisches, sondern nur Gott allein kann dieses Herz sättigen. Daher ist es immer leer, bis Gott kömmt und es erfüllt; immer hungert es, bis Gott es sättiget. Gerade diesen Trost raubt der Ungläubige seiner Seele. Er verurtheilt sie, die eine Tochter des Himmels und eine Erbin der Unsterblichkeit ist, dazu, im Staube der Erde zu kriechen, von ihm sich zu nähren und sich selbst nur für Staub und Asche zu halten. Sei glücklich, spricht der Ungläubige zu seiner Seele. Aber was gibt er ihr denn, um es sein zu können? Sinnliche Vergnügungen? Ach, sie gibt sich Mühe, sich daran zu sättigen, sie versenkt sich in die Lüste; aber bald ruft sie aus: Das ist Koth; ich kann die Spende dieser ehrlosen Freuden nicht länger ertragen; je mehr ich suche, mich daran zu sättigen, desto mehr Ekel verursachen sie mir. Was gibt der Ungläubige seiner Seele? Reichthümer? Ach, sie schichtet Haufen glänzenden Metalls auf, sie vergrößert ihre Ländereien, ihre Paläste und Vergnügungshäuser; was hat sie aber gewonnen? O der Täuschung! ruft sie aus. Ich habe meine Unruhen mehr vergrößert, als meine Besitzungen; ich habe meine Kisten gefüllt, ich selbst aber bleibe leer; ich habe Plagen, die der Arme nicht kennt,

und doch habe ich nicht den Frieden, der ihn häufig in seinem Elende tröstet. Wohlan, da sind Titel, Würden, Orden, Ehrenstellen! Vielleicht findet die Seele des Ungläubigen an diesen Dingen ihren Trost. Ach, ruft sie, dieß sind Kinderpuppen. Ich habe mich einige Zeit lang daran ergötzt, aber ich bin ihrer müde geworden. So lange ich nach ihnen strebte, sind sie mir als etwas Großes erschienen; seitdem ich sie aber besitze, finde ich an ihnen nur mehr einen eitlen Glanz. Nun so gib deiner Seele, Ungläubiger, Ruhm, der aus großen Talenten, aus der Wissenschaft und der Kunst erwächst, oder gib ihr die Lorbeeren des Krieges, gib ihr die Scepter und Kronen eroberter Reiche. Was erwidert sie hierauf? Ach, spricht sie, der große Name ist nur ein Rauch; er hat mein Herz aufgebläht, aber nicht gesättiget; er macht mich unruhiger, aber nicht zufriedener. Und die Eroberungen? Ach, indem ich die Erde verheerte, habe ich zwar viel für das Unglück Anderer gethan, aber nichts für mein eigenes Glück. Weit entfernt, die Untiefe, welche in meinem Herzen ist, durch eroberte Länder ausgefüllt zu haben, habe ich sie vielmehr tiefer gegraben und mich überzeugt, daß sie bodenlos ist. Und in der That kennen wir nicht mächtige Männer und berühmte Eroberer aus der Geschichte, welche, nachdem sie aus dem Staube hervorgegangen, sich auf Throne gesetzt, über Völker und Könige geherrscht, die Welt mit dem Ruf und dem Schrecken ihres Namens erfüllt haben? Wer hat sie aber in ihrem glänzendsten Glücke ruhig gesehen? Wer hat sie für glücklich halten können? Hatte nicht schwerer Verdruß gleichsam seinen Sitz auf ihrer Stirne aufgeschlagen? Hat ihr unruhiger Ehrgeiz ihnen nur einen Augenblick erlaubt, sich zu erheben und sich zu freuen? Hat ihre gefürchtete Macht und ihr eitler Ruhm sie nicht gleich einem bohrenden Stachel wie verwirrt und wüthend von Unternehmen zu Unternehmen ohne Aufhören bis in den Abgrund getrieben, von welchem sie plötzlich mit ihren großen Plänen verschlungen worden sind? Sehet hier das Unglück des Ungläubigen, wenn er auch Alles besitzt, was das Menschenherz sich wünschen mag!

Wie sollte der Ungläubige auch glücklich sein können, da er sein Herz fortwährend seinen grausamsten Feinden und unbarmherzigsten Henkern, nämlich seinen Leidenschaften und seinen Gewissensbissen hingibt. Der Mensch hat keine gefährlichern Feinde,

als seine Leidenschaften; wenn er sie nicht unterjocht, wird er der Spielball derselben. Der Stolz, der Neid, der Zorn, der Haß, die Rachsucht, der Geiz, die Ehrsucht, die thierische Sinnlichkeit führen unausgesetzt Krieg in seinem Herzen und lassen ihm niemals eine Ruhe. Da folgen einander ununterbrochen Wünsche, Abneigungen, Furcht, Hoffnung, thörichte Freude, bitterer Verdruß, Laune, Widerwille, welche, wie stürmische Wogen das Meer, es erregen, es peitschen, es niederdrücken, es an tausend Klippen brechen und ihm tausend Abgründe öffnen. Als Gott jene hochmüthigen Philosophen des Heidenthums züchtigen wollte, welche mit Verleugnung ihrer Vernunft und ihres Gewissens ihn nicht mehr als Gott erkennen und verehren wollten, übergab er sie, wie der heilige Paulus sagt, nicht der Grausamkeit der Tyrannen, nicht dem Grimme wilder Thiere, nicht der Wuth der Elemente, sondern weit schrecklichern Feinden, sich selbst, nämlich ihren Leidenschaften, den Gelüsten ihres eigenen Herzens. Röm. 1. Fortgerissen durch die Gewalt ihrer unordentlichen Neigungen, stürzten sie sich in so seltsame Verirrungen, befleckten sich mit so großen Ausschweifungen und bedeckten sich mit so viel Schmach und Schande, daß Gott hinreichend an ihnen durch sie selbst gerächt ward. So pflegt Gott immer zu handeln; er straft die Menschen durch sich selbst, indem er sie ihren Leidenschaften überliefert. Dieß haben insbesonders auch die Häupter der Schule des Unglaubens im vorigen Jahrhundert erfahren. Wie groß war der Aufruhr ihres Herzens, welche Raserei hatte sie befallen, als sie in ihrem Wahnwitze den Himmel zu stürmen drohten, weder Ordnung, noch Wohlstand ertragen konnten, die Kriege, die Empörungen und Morde hervorriefen und laut es gestunden, daß es für sie keine andere Freude gebe, als den Umsturz der Dinge! Und sind die Ungläubigen unserer Tage glücklicher? O wie können Menschen glücklich sein, die mit entehrenden Ausschweifungen die Tage ihres Lebens verkürzen; die durch alle Laster ihre Seele erniedrigen, ihren Körper entnerven, ihr Blut in allen Adern verderben; wie können Menschen glücklich sein, welche aus Leidenschaft erworbene Geldsummen in den Rachen des Spieles oder des Wuchers werfen; die alle Treue und Redlichkeit abgelegt und denen jedes Mittel gut genug ist, welches ihnen in der Erreichung irgend eines Wunsches förderlich

ist. Nein, für den Ungläubigen, der ein Spielball seiner Leidenschaften ist, gibt es kein Glück auf Erden. Hört nur ihre eigenen Bekenntnisse! Der Eine nennt sein ganzes Leben einen drückenden Alp, der nie sein Herz frei aufathmen läßt; der Andere sagt, daß Gram und Schwermuth seine Seele verzehrt; ein Dritter verflucht sich selbst und greift in der Verzweiflung zum Gifte, um sein elendes Dasein zu enden.

Wie sollte der Ungläubige durch Befriedigung seiner Leidenschaften ein Glück finden, da den Genüssen die Gewissensangst folgt, jener Schmerz, den die heidnischen Dichter selbst so trefflich mit einem Geier vergleichen, der sich in die Eingeweide des Schuldigen eingehackt hat, um sie zu verzehren, oder mit einer mit Fackeln und blutigen Geißeln bewaffneten Furie, welche überallhin ihr Schlachtopfer verfolgt. Für einen andern Sünder ist die Gewissensangst oft eine Gnade, weil ein Mittel zur Rettung; aber für den verhärteten Ungläubigen ist sie jener Wurm, der nicht mehr stirbt; denn um diesen Wurm zu tödten, gäbe es nur ein einziges Mittel, nämlich zum Glauben zurückzukehren. Dieses aber will er nicht, folglich ist seine Wunde unheilbar, und damit hat seine Hölle begonnen. Was hilft es ihm, sogenannte Vernunftgründe gegen das Uebel vorzubringen, das ihn verzehrt, und seinen wirklichen Martern Scheingründe entgegen zu stellen? Was nützt es ihm, so viel als nur immer möglich ist, die Begegnung der Gegenstände zu vermeiden, welche geeignet sind, seine Gewissensangst zu erwecken; den Anblick der Tempel und der Altäre zu fliehen: wird er wohl Gott entfliehen können, der seinen Richterstuhl in seinem Gewissen aufgeschlagen hat?

Sprich nicht, Gottloser, es sei vergeblich, dir von der Hölle und der ewigen Pein zu sagen, weil du nicht an solche Dinge glaubst und sie verachtest. Es ist dieses eine Lüge deines Stolzes; denn wahrhaftig, der Schrecken dieser Hölle verfolgt dich, und es ist Niemand in der Welt, der mehr davon gequält wird, als der Ungläubige. Sonderbares Vorhaben, uns glauben machen zu wollen, um in der schrecklichsten Gefahr ohne Furcht zu sein, reiche es hin, zu sagen: Ich will mich nicht fürchten! Seit wann kann denn das vernünftige Wesen, das vom furchtbarsten Unglück bedroht ist, Ruhe finden, ohne einen festen Grund, der sie ihm sichert? Wo

ist denn aber der deinige? Ist es denn für dich bewiesen, daß es keinen Gott gebe, oder daß diesem Gotte Tugend und Laster gleich sei, oder daß es ihm an Macht fehle, sich an denen zu rächen, die ihn bekriegen, oder daß er, wenn er geduldig ihre Verwegenheit die ganze Zeit ihres irdischen Lebens erträgt, nicht die Strafe in der Ewigkeit vorbehalte? Wenn der Gläubige vor Gott sich nicht fürchtet, so ist es erklärlich, er betet ja Gott an, er dient ihm, er erkennt in ihm seinen Vater. Aber wenn der Ungläubige, der dem Allmächtigen trotzt, und ihn zum Kampfe herausfordert, zu sagen wagt: „Ich fürchte nichts“ — so ist es ein wahnwitziger Uebermuth. Gerade dein Haß gegen die Religion ist auch der Beweis deiner Furcht vor ihr. Einen schwachen Feind verachtet man; aber einem gefürchteten sucht man auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun. Der Ungläubige fürchtet die Religion, darum haßt und verfolgt er sie; er möchte sie ausgerottet wissen, um sie nicht mehr fürchten zu müssen. Aber ein neues Unglück für den Ungläubigen: er ist ohne Trost in den gewöhnlichen und unvermeidlichen Trübsalen, ohne Hilfe gegen die Verzweiflung in den außerordentlichen Uebeln des Lebens. Der Gottlose ist wie der Gläubige mancherlei Prüfungen und Heimsuchungen hienieden unterworfen. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden! Dem Gläubigen sind durch die Salbung der Gnade und der lebendigen Hoffnung auf die zukünftigen Güter die empfindlichsten Leiden oft süßer, als alle Freuden und betrügerischen Reize des Lebens. Aber der Ungläubige, welcher jenseits dieser vergänglichen Welt nichts mehr erwartet, und kein anderes Glück kennt, als der Reichthum, die Ehre und das Vergnügen bieten: was wird aus ihm, wenn ihm dieses auf einmal mangelt; wenn ein plötzliches Mißgeschick ihn seines Vermögens beraubt; wenn er in seinem Streben nach Ruhm Erniedrigung und Schande gefunden; wenn er auf das Schmerzensbett hingeworfen, seinen Körper nur noch in den Qualen, die er ihm verursacht, empfindet, und statt der Freuden und Vergnügungen nur noch grausame Entbehrungen und bis zum letzten Stöhnen immer wachsende Leiden zu erwarten hat? Der Unglückliche hat Alles verloren, was er zu seinen Gütern zählte; alle seine Hoffnungen haben sich in Täuschungen verwandelt; all sein Glück ist wie ein Traum verschwunden. Welch einen Trost wird ihm dann der Gedanke geben können, der Spiel-

ball eines blinden Ohngefährs oder das Opfer eines unerbittlichen Zufalls zu sein! O man wird ihn in seiner Verzweiflung den Tag, wo er das Licht der Welt erblickt hat, verfluchen oder in Verwünschungen und Lästerungen gegen Gott ausbrechen hören, dessen Macht er endlich, aber zu spät, aus den Schlägen erkennt, unter denen er verzweifelt.

Es ereignen sich aber gar oft auch außerordentliche Unglücksfälle; es geschieht manchmal, daß die Großen und Mächtigen bis zur Tiefe des Kerkers herabfallen; es kömmt vor, daß Einer das Schaffot unschuldig mit seinem Blute röthet, oder andere, nicht minder schwer zu tragende Ungerechtigkeiten ihm widerfahren. Wir haben es erst in den jüngsten Jahren erlebt, was in Zeiten der Gewalt Alles möglich ist. Der gläubige Christ findet in der demüthigen Unterwerfung unter die stets anbetungswürdigen Fügungen Gottes und im Hinblick auf die Alles ausgleichende Ewigkeit Trost und Beruhigung. Aber der Schüler des Unglaubens, der Jünger des Skepticismus, womit kann er sich trösten? Wo wird er eine Zuflucht für seine Verzweiflung finden? Wird er den Zufall, das blinde Nichts, wovon er früher so viel fabelte, anrufen? Wird er von jener lügnerischen Philosophie, die ihn so schrecklich betrogen hat, Hilfe erhalten? Ach, diese Meisterin des Irrthums, der ihm früher ein so träumerisches Glück versprochen, hat ihm nun nichts mehr zu sagen; sie hat ihre Absicht erreicht, sie hat ihn zu Grunde gerichtet, und verläßt ihn jetzt. Doch nein, sie hat ihm noch eine ihrer würdige Hilfsquelle anzubieten. Sie nähert sich ihm, in einer Hand den Dolch, in der andern Gift haltend, und spricht zu ihm mit höhnischem Lächeln: Wähle, es ist keine Hoffnung mehr für dich; du stehst am Abgrunde; gib dir den Tod; ich erlaube es dir. Dieses ist also der letzte Trost, welchen der Unglaube gewährt: wenn seine Schüler durch diese ruchlose Lehre zur Verzweiflung gekommen sind, dann theilt sie ihnen ihr letztes Geheimniß mit, und zeigt ihnen, wie sie dadurch den Uebeln des Lebens entrinnen können, daß sie sich durch einen Selbstmord in die Hölle hinabstürzen. O wahrhaft teuflische Lehre des Unglaubens, die du deine Schüler unter so heuchlerischen Versprechungen zur Schlachtbank führest! Sagt, kann es ein größeres Unglück, ein schauervolleres Elend geben, als der Unglaube ist? cf. Mac Carthy's Predigten.

50. Der Unglaube ist eine ganz besonders große und schwere Sünde wider Gott.

Mehr als durch eine jede andere Sünde wird Gott durch den Unglauben beleidiget; denn die andern Verirrungen lassen sich, so schwer und strafbar sie auch sein mögen, mehr oder weniger der Schwachheit oder der Uebereilung von irgend einer Leidenschaft zuschreiben, wodurch die Vernunft getrübt worden ist. Sie lassen im Herzen noch eine Achtung für die Tugend, und eine Furcht vor Gott, auch eine Neigung zur frühern oder spätern Rückkehr zu ihm zurück. Der Unglaube aber ist ein förmlicher Bruch mit dem Himmel, eine offenbare Empörung und Kriegserklärung wider Gott. Denn der Ungläubige spricht: Ich will nicht mehr unter der Hand Gottes sein; ich will nicht mehr zitternd das Böse thun: diese Furcht ist für mich erniedrigend; ich behaupte, das Böse ist das Gute, die Begierden sind die Pflicht und ihre Befriedigung ist die Tugend. Hier habt ihr den großen Widerspruch, in welchen sich der Ungläubige mit Gott setzt; er behauptet von allem dem, was Gott sagt, das Gegentheil, und verwirft von Vornherein Alles, was ihn von seiner Krankheit heilen könnte. Denn drohest du ihm mit Gott, so erwidert er dir: „Es gibt keinen Gott;" — oder wenn er sein Dasein gelten läßt, so spricht er ihm doch das Recht ab, sich um seine Handlungsweise zu bekümmern. Denn er sagt: Ich bin frei und unabhängig; ich gehöre mir selbst an, und bediene mich meines Geistes und meines Willens wie es mir beliebt; auch bin ich mit allein Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig.

Was wird es noch geben, das den Ungläubigen rühren könnte, da er das Dasein Gottes selbst kaum zugibt? Willst du ihn auf die Offenbarung hinweisen? Aber er wird dir sagen: „Ich bin nicht schuldig, darauf zu achten;" — oder gar: „Es gibt keine Offenbarung; was ihr Offenbarung nennt, ist nur eine Erfindung der Pfaffen." Willst du ihn mit den Strafen einschüchtern, womit Gott den Ungläubigen in der Ewigkeit droht? Aber er verlacht dich; denn er nennt die Hölle nur ein Schreckbild aus der Kindsstube. Willst du ihn mit den Belohnungen rühren, welche Gott seinen treuen Dienern verheißt? Aber der Ungläubige erwidert dir: Ich will von

Gott nichts; er vergesse mich, damit ich ungestraft auch seiner vergessen kann, er möge seine Ewigkeit für sich behalten, und mir die Zeitlichkeit lassen. — Ist es möglich, daß die Hölle selbst eine ruchlosere Sprache führen kann?

Laßt es uns offen heraussagen: Der Ungläubige ist der eigentliche Feind Gottes; denn er empört sich gegen alle seine Gesetze, versagt ihm allein im ganzen Weltall den Dienst, welchen alle Kreaturen ihm erweisen; er glaubt weder, was Gott ihn lehrt, noch thut er, was er ihm befiehlt, noch kennt er irgend ein anderes seiner Rechte an, welches er auf den Menschen hat. Er haßt seine Gerechtigkeit, deren Strenge ihm droht; er will nichts wissen von seiner unveränderlichen Wahrheit, welche keinen Vergleich mit der Lüge zuläßt; er trotzt seiner grenzenlosen Macht, die früher oder später ihn zermalmt. Er möchte gerne, um sich im ruchlosen Kriege, den er wider Gott führt, noch mehr zu ermannen, die ganze Welt gegen ihn verschworen sehen. Daher entfaltet er die Fahne des Aufruhrs; er greift den Allmächtigen mit den Waffen des Spottes und der Lästerung an; er sucht überall ihm Feinde zu wecken, und versäumt nichts, ihre Zahl zu vermehren. Daher rührt in einem ungläubigen Zeitalter jene Sündfluth verwegener Schriften, welche man Pasquille auf Gott nennen kann; daher beliebt man, um den wahren Gott um so sicherer auszuschließen, alles Uebrige zu vergöttern: die Natur, der Zufall, das blinde Ungefähr, die empfindungslose Materie, die Gesammtheit der Wesen, das große All, das Nichts, — das sind die Götter jener Menschen, welche keinen Gott wollen, den der Erdkreis anbetet. Daher rührt es, daß in einer ungläubigen Welt die kindliche Liebe zu Gott bald verachtet, und unter dem Namen Aberglauben dem bittersten Spott preisgegeben, bald gelästert und verleumdet, und unter dem verhaßten Namen Fanatismus mit den schwärzesten Farben gemalt wird; daher rühren, wenn die ungläubige Partei sich vergrößert und verstärkt hat, jene unermeßlichen Verbrüderungen, welche sich durch furchtbare Eide mit der Hölle verbinden, und von einem Ende der Welt bis zum andern sich die Hand reichend, gleichsam einen ungeheuern Hebel bilden, um die Erde gegen den Himmel zu erheben; daher rührt es, daß, wenn die glaubenslose Partei das Ruder des Staates ergreift, der Name Gottes aus den Ge-

setzbüchern, aus den öffentlichen Akten und Denkmälern gelöscht, seine Verehrung abgeschafft, Alles, was an ihn erinnern könnte, der Vernichtung preisgegeben wird. Und soll ich noch mehr sagen? Daher ist es gekommen, daß man in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Tempel, in welchen man das Lob Gottes sang, zerstörte; die Altäre, auf welchen er unsern Weihrauch empfing, abbrach; seine Priester und treuen Diener ächtete; die Feier des Tags des Herrn, die einfachste Erfüllung der Religionspflichten als die größten Verbrechen bestrafte; selbst die Namen der Tage, Monate und Jahreszeiten, damit die Feste, welche man ihm zu Ehren feierte, bis auf die letzte Spur verschwänden, abänderte; alle Dinge überhaupts umkehrte, in der Hoffnung, die Welt werde mitten unter dieser allgemeinen Verwirrung und in diesem schrecklichen Chaos endlich das Andenken an ihren Urheber vergessen. Kann der Haß gegen Gott sich noch deutlicher beurkunden, kann er noch weiter gehen? —

Jeder Ungläubige, der entschieden ist, bis an sein Ende zu leben, als ob es keinen Gott gäbe, ist bemüht, sich glauben zu machen, es sei wirklich kein Gott. Von welcher Last würde er sich befreit fühlen, wenn er die gewisse Ueberzeugung bekommen könnte, daß jene unsichtbare und gefürchtete Macht weiter nichts, als ein Hirngespinnst wäre! Der Unglückliche wünscht also die Vernichtung des Alles beherrschenden Wesens; dessen der ihm das Dasein und alle Güter gegeben hat. Er vertilgt ihn, so viel ihm nur möglich ist, durch seinen Wunsch. Thut er es nicht auf eine wirksamere Weise, so geschieht es nur, weil ihm die Mittel dazu fehlen; es mangelt ihm nicht an Willen, sondern nur an Macht. Sein Haß gegen Gott ist also, ich zittere, es zu sagen, ein Haß bis auf den Tod; er ist ein Gottesmörder in seinem Herzen.

51. Nichts ist dem Wohle der Staaten gefährlicher, als der Unglaube.

In ihrer Verblendung schützen die Regierungen oft den Unglauben und leisten ihm auf alle mögliche Weise Vorschub; aber dadurch wühlen sie in ihren eigenen Eingeweiden. Denn nichts ist den Staaten schädlicher und gefährlicher, als gerade der Un-

glaube. Die Religion schützt die Throne; denn sie erklärt die Fürsten als Stellvertreter Gottes und sieht in ihrer Gewalt einen Ausfluß der göttlichen Macht; sie erleichtert den Regierungen ihr Amt, denn sie verpflichtet die Völker zum Gehorsam; sie sieht in der Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit einen Aufruhr wider Gott selbst. Wie ganz anders aber lauten die Grundsätze des Unglaubens. Dieser spricht zum gemeinen Volke: Du bist dein eigener, unumschränkter Herr; dein Wille ist das Gesetz; deine Befehle sind die Obrigkeit; diejenigen, welche dir befehlen, sind nur deine Abgeordneten und deine Untergebenen; wenn sie sich die Oberhoheit beilegen, welche dir allein gebührt, sind sie Usurpatoren; wenn sie dir etwas Anders gebieten, als was dir gefällt, sind sie Tyrannen; wenn sie ihre Gewalt nicht in dem Augenblick, wo du sie wieder zurücknehmen willst, niederlegen, sind sie Empörer; du bist ihr Richter und entscheidest über ihr Geschick; du verfügst nach deinem Gutdünken über das öffentliche Vermögen, über das Leben und die Güter jedes Einzelnen. Dieß sind deine unveräußerlichen Rechte, und um in diese wieder einzutreten, ist die Empörung eine heilige Pflicht, und müßten auch, um wieder zu ihrem Besitze zu gelangen, Millionen Menschen geopfert werden, so wäre ein solches Gut nicht zu theuer erkauft. — Welches Elend hat dieses neue Evangelium den Völkern gebracht! Die rasendsten Stürme, welche den Grund der Meere aufwühlen, schleudern die gebrechlichen Fahrzeuge nicht gewaltsamer umher, als diese Lehre die Staaten und Reiche in den Abgrund des Verderbens brachte. Diese Lehre hat die Säulen der sittlichen Welt erschüttert, die ganze menschliche Gesellschaft in ihren Grundfesten wankend gemacht, mit Strömen von Blut die Erde bedeckt; die Gebräuche, die Gesetze, die Sitten, die Künste, die ganze Civilisation mit einander in den Abgrund der Alles verschlingenden Anarchie versenkt. O wenn nicht derselbe Gott, welcher dem Ozean seine Grenzen bestimmt hat, sie auch der Ueberschwemmung jener fluchwürdigen Lehre gesetzt hätte, so würde es zur Vernichtung des menschlichen Geschlechtes gekommen sein.

52. Der Ungläubige bekennt eine Lehre, welche alle Verbrechen begünstiget, alle Ordnung umstößt, und das Verderben des menschlichen Geschlechts beabsichtigt.

In einen tiefen Abgrund der Lasterhaftigkeit ist die Menschheit versunken, seitdem ein großer Theil von ihr ungläubig geworden ist. Die Verbrechen unserer Tage sind nicht mehr bloße Verletzungen der ehelichen Treue, nicht mehr gewöhnliche Diebstähle und Betrügereien, nicht einmal mehr einfache Werke, sondern Frevelthaten, daß man nicht meinen sollte, es wäre möglich, unter Christen solche zu finden. In unsern Tagen wird das Hochzeitbett oft durch die eigene Hand des Gatten oder der Gattin mit Blut besudelt; die Kinder zerfleischen das Herz der Urheber ihres Lebens; sie finden aber oft auch in dem nämlichen Schooße, der sie geboren hat, ihr Grab. Wer hat denn solche unerhörte Missethaten, wovor die wilden Horden sich entsetzten, und wovor Tiger und Hyänen erschaudern könnten, Christen gelehrt? Wer hat die Dolche jener zahlreichen Meuchelmörder gewetzt, welche es für Nichts achten, ob sie sich ein wenig früher oder später in das Nichts versenken, kaltblütig auf Meuchelmord finnen, und entschlossen sind, auf der Leiche ihres Schlachtopfers selbst dem Tode sich zu weihen? Wer hat denn die untersten Volksklassen unterrichtet, daß sie mit den schwärzesten Verbrechen belastet und derselben überwiesen, stolz vor ihren Richtern erscheinen; sich rühmen, ihren Grundsätzen getreu gehandelt zu haben; mit ihrem Hasse gegen den Fürsten, gegen die öffentliche Ordnung, gegen die Religion, gegen Gott selbst sich brüsten; an Lüge und Meineid, wodurch sie die Richter in Verlegenheit setzen, sich zu belustigen scheinen; an ihren Mitschuldigen bis an das Ende eine verabscheuungswürdige Treue beweisen; das Geheimniß der Verschwörungen mit einem unbesiegbaren Schweigen bedecken, und durch die hochmüthige Gefühllosigkeit, mit welcher sie endlich unter Lästerungen sterben, die Hinrichtung selbst, welche den Genossen ihrer Verbrechen zur Besserung gereichen soll, in ein Aergerniß verwandeln? Wer anders hat diese Ungeheuer hervorgebracht, als jene fluchwürdige Lehre, welche alle Sittlichkeit verachtet, die reinsten und zartesten Gefühle der Natur selbst erstickt; jene höllische Lehre, welche im Menschen keine andere Würde anerkennt,

als die, welche dem gemeinsten Thiere zukömmt; keine andere Pflicht für ihn zugibt, als dem Triebe der Begierden und der Leidenschaft zu gehorchen, und ihm keine andere Zukunft erwarten läßt, als die ewige Vernichtung. Wer anders verkündet diese ruchlose Lehre, als der Unglaube? Sehet also, wie an den Brüsten des Unglaubens die Verbrechen groß wachsen!

Der Ungläubige ist daher recht wahrhaft der allgemeine Feind des menschlichen Geschlechtes, weil er nichts Anders, als das Verderben desselben beabsichtet. Es hat einen Tyrannen gegeben, welcher wünschte, es möchte ein ganzes, großes Volk nur Einen Kopf haben, damit er ihm denselben mit einem Streiche abschlagen könnte. Der Ungläubige ist ein noch größerer Barbar; denn er wünschte, daß das ganze menschliche Geschlecht nur Eine Seele haben möchte, und daß es in seiner Gewalt stünde, sie mit einem Male zu vernichten.

53. Mittel gegen den Unglauben.

Je nachdem die Quellen mannigfaltig sind, aus denen der Unglaube entspringt, sind auch die Mittel gegen denselben verschieden.

Weil Viele aus Unwissenheit oder Halbwisserei ungläubig sind, so sorge man für einen guten und zweckmäßigen Religionsunterricht für alle Menschengattungen nach der Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse. Man beginne ihn schon bei der zartesten Jugend und flöße dem Kinde Liebe zu seinem Glauben ein. Mit dem zunehmenden Alter und der steigenden Fassungskraft muß auch der Religionsunterricht vorwärts schreiten. Wer gegen den Unglauben gesichert sein will, der darf überhaupts das Studium der Religion nie ganz bei Seite setzen, sondern vielmehr in dem Maße, als man in andern Kenntnissen zunimmt, muß sich auch das Wissen in der Religion erweitern und vervollkommnen. Wenn man die Gründe für die Religion nicht von Zeit zu Zeit überdenkt, so entschwinden sie allmählig dem Gedächtnisse; und man wird um so leichter in seinem Glauben wankend werden, da ohnehin die Sinnlichkeit immer entgegenwirkt.

Viele sind ungläubig aus Stolz; diese lernen sich demüthigen, denn der Glaube ist eine Gabe Gottes, und nur durch demüthige

Unterwerfung unter seine Geheimnisse können wir ihn erlangen und ihn uns bewahren. Jenen, welche mit ihrem Verstande zu tief in die Geheimnisse des Glaubens eindringen wollen, entzieht Gott diese Gnade. Denn wer die Majestät erforscht, wird von der Herrlichkeit erdrückt. Sprüchw. 25, 27. Man muß der Mahnung des Apostels nachkommen, welcher schreibt: Ich sage euch Allen, daß ihr nicht höher denket, als es sich zu denken geziemt, sondern bescheiden von euch denket. Röm. 12, 3. In Glaubenssachen muß man nicht mehr wissen, nicht tiefer denken und nicht weiser sein wollen, als es sich für einen gut unterrichteten Christen geziemt. Er muß zwar wissen, warum er glaubt; denn unser Glaube, sagt der Apostel, muß vernünftig sein. Der Christ soll also seinen Gott und seinen Glauben wohl kennen; aber er ist nicht unbescheiden in seinen Forschungen. Er weiß, daß die wahre Religion Geheimnisse hat, und daß er diese mit seiner schwachen Vernunft nicht zu begreifen im Stande ist.

In so ferne das lasterhafte Herz Quelle des Unglaubens ist, muß man es bessern. Der Glaube verliert sich in dem Grade, als die Laster über Hand nehmen; umgekehrt pflegt er aber auch wieder in dem Maße zurückzukehren, als man seinen Leidenschaften Gewalt anthut. Darum zerbrecht die Sklavenketten euerer Leidenschaften, dann wird euerm Geiste ein Licht aufgehen; ihr werdet die Erhabenheit der göttlichen Lehren einsehen, und ehrfurchtsvoll sich zu dem bekennen, was ihr früher wegen der Verdorbenheit euers Herzens verworfen habt. Christus, der Herr, selbst sagt: Wer nach meiner Lehre thut, der wird einsehen, daß sie aus Gott ist.

Weil nicht Wenige durch Verführung ungläubig werden, so muß man sorgfältig von den Feinden des Glaubens sich in Acht nehmen. Wem seine Religion heilig ist, der muß den vertrauten Umgang mit Ungläubigen meiden. Empfindet man gleichwohl anfangs einen Abscheu gegen die Aeußerungen, welche sie vorbringen, so gewöhnt man sich doch allmählig daran, man wird in seinem Glauben immer kälter und zuletzt völlig gleichgiltig gegen denselben. Nicht minder muß man sich vor irreligiösen Schriften hüten, die das Gift oft auf eine so verborgene und angenehme Art beibringen.

54. Von der Vernunft und ihrem Geschäfte im Glaubensgebiete.

Die Vernunft ist eines der edelsten Vermögen des menschlichen Geistes. Durch dieselbe, so wie durch den freien Willen, unterscheidet er sich wesentlich von den Thieren. Und in diesen beiden Vermögen besteht vorzüglich die Ebenbildlichkeit der Seele mit Gott. Durch die Vernunft erkennt der Mensch, und wird sich seiner Würde und seiner hohen Bestimmung bewußt. Er hat daher auch die Pflicht, dieses kostbare Vermögen, welches nur keimartig gegeben wird, auszubilden; denn ohne Entwicklung verkümmert diese Himmelspflanze. Die Ausbildung dieses Vermögens geschieht durch die intellektuelle Erziehung. Es sollen daher Eltern, Lehrer und all diejenigen, welche mit dem wichtigen Geschäfte der Erziehung betraut sind, oder darauf einzuwirken haben, die Vernunft ihrer Zöglinge möglichst zu entwickeln suchen; später aber hat jeder Einzelne, welcher der Schule entwachsen ist, für sich selbst die Pflicht, seine geistigen Kräfte mehr und mehr auszubilden. Es kömmt dabei allerdings viel auf die Anlage des Einzelnen und seine Stellung an, die er einnimmt; denn die höher Stehenden und Gelehrten haben hierin ein weiteres Gebiet zu durchlaufen und ein höheres Ziel zu erreichen: aber in einem gewissen Grade ist diese Pflicht allgemein; denn wer seine geistigen Kräfte nicht gehörig entwickelt, thut sich nicht bloß im bürgerlichen Leben hart, sondern erschwert sich auch die Erreichung seiner höhern Bestimmung.

So hoch aber auch die Vernunft zu schätzen ist, so muß man sich doch wohl in Acht nehmen, daß man sie nicht überschätzt. Die Vernunft ist das Organ, die Wahrheit zu vernehmen; aber nicht die Kraft, sie aus sich selbst hervorzubringen. Die Wahrheit muß ihr also gegeben werden. Dieß geschieht hinsichtlich der Religion durch die Offenbarung. Das Gegebene nimmt die Vernunft durch den Glauben in sich auf und verarbeitet es; dadurch bringt sie sich dasselbe zum Verständniß. Sie zergliedert die geoffenbarte Lehre; weiset die Uebereinstimmung derselben mit dem menschlichen Geiste nach; betrachtet die Wirkungen, welche die Annahme dieser Schlüsse nach sich gezogen, und sucht auf andere Weise Licht in die Dunkel-

heiten zu bringen, und dadurch die Einwendungen, welche Zweifelsucht oder Unglaube vorbringen, zu entkräften. Der geistreiche Maret erklärt sich über das Geschäft der Vernunft auf theologischem Gebiete also: „Die geoffenbarten Wahrheiten werden von der menschlichen Vernunft in ein System gebracht. Sie bringt alle Theile der heiligen Lehre in einen Zusammenhang und in eine Ordnung, welche sehr einfach und der Wahrheit und der Natur der Sache angemessen ist. Man sieht, wie die allgemeinen Wahrheiten die besondern enthalten, wie die Grundsätze die Folgerungen einschließen. So entsteht ein harmonisches Ganze, welches Gott, den Menschen und die Welt nach den höchsten und geheimsten Wechselbeziehungen in sich faßt. Aber der Verstand begnügt sich damit noch nicht, auf diese Weise die ihm übergebenen Wahrheiten anzuordnen. Er entwickelt sie, zieht alle Folgerungen daraus und zeigt ihre Anwendung. Werden die Lehren angegriffen, so vertheidiget sie der Theologe wider die Gegner; auf gleiche Weise zeigt er dem Irrgläubigen, daß die von der Irrlehre angegriffenen Dogmen in der heil. Schrift und Tradition enthalten sind, und immer von der Kirche gelehrt wurden. Wenn der Unglaube sich gegen ein Mysterium erhebt, und es beschuldiget, daß es der Vernunft widerspreche, so beweist ihm der Theolog, daß zwischen der Vernunft und dem Glauben kein wirklicher Widerspruch besteht; daß die Wahrheiten dieser zwei Gebiete, die von derselben Quelle, nämlich von Gott, kommen, sich einander nicht widersprechen können. Das theologische Denken geht noch weiter: es sucht, entdeckt und beweist die Uebereinstimmung der Mysterien mit der Natur Gottes und des Menschen; es entlehnt Aehnlichkeiten aus der physischen Welt und der Natur, Beweise aus dem Bewußtsein und dem Herzen des Menschen; es beschreibt die wunderbaren Wirkungen der göttlichen Lehren auf den Menschen und die Gesellschaft; es zeigt die allmählige und unaufhörliche Vervollkommnung, deren wohlthätige Quelle sie sind."

Die Vernunft will also nicht die Principien der Heilswissenschaft oder die Glaubensartikel selbst nachweisen, sondern sie geht von ihnen aus, und stützt sich darauf. Die Vernunft hat nicht tabula rasa, wenn sie ihre Arbeit des Forschens im theologischen Gebiete beginnt. Sie sucht die Wahrheit nicht erst, sie hat sie

schon; sondern sie bemüht sich, im Besitze derselben sich zu befestigen, und auch Andere zur Annahme derselben zu bewegen. Die Vernunft wird dadurch nicht in lästigen Fesseln gehalten, wie auch der, welchem ein Wegweiser beigegeben ist, daß er sich nicht verirrt, in Wahrheit nicht über Beschränkung seiner Freiheit klagen kann. Im Grund genommen stehet hier die Theologie mit einer jeden andern Wissenschaft auf gleichem Gebiete; denn in einer jeden Wissenschaft werden die Principien als gewiß vorausgesetzt, und wird von ihnen ausgegangen, um Anderes nachzuweisen. Wir können aber noch zugeben, daß die Vernunft auf die Principien selbst, wie es in der Apologetik geschieht, auch eingeht, ohne jedoch einen eigentlichen Beweis für sie zu führen. Deutlich bezeichnet den Standpunkt der Vernunft Kuhn in seiner Schrift vom Glauben und Wissen. Er schreibt: „Wie die Metaphysik gegen denjenigen argumentiren kann, der ihre Principien leugnet, dabei aber etwas zugibt und in einem Punkte wenigstens mit ihr übereinstimmt, mit demjenigen aber, der nichts zugibt, nicht streiten, sondern nur seine Argumente widerlegen und seine Zweifel auflösen kann: also kann auch die Theologie von einem Artikel des Glaubens, wenn er zugegeben wird, auf den andern und so auf alle übrigen argumentiren; wenn aber nichts zugegeben wird von dem, was die Offenbarung für den Glauben erweist, d. h. wenn überall kein Glaube vorhanden ist, so kann sie nur die Einwendungen, welche dagegen etwa vorgebracht werden, auflösen."

Aus allem erhellet: Die Vernunft, oder was uns hier dasselbe ist, die wissenschaftliche Behandlung des Glaubens kann nie den Glauben selbst geben, sondern nur den schon vorhandenen Glauben beleuchten, und wo er noch nicht ist, der Gnade, die ihn vermittelt, durch Auflösung der Zweifel und Beseitigung sonstiger Bedenklichkeiten den Weg bahnen. Indeß muß man doch unterscheiden: der rechtfertigende Glaube, welcher gerecht macht und für das ewige Leben verdienstlich ist, kann auf bloß natürlichem Wege, also durch Forschen, Erklären, Untersuchen u. s. w. nicht gewonnen werden. Dieß ist Dogma. Der Kirchenrath von Orange vom Jahre 529 hat sich hierüber klar ausgesprochen. Diese Kirchenversammlung sagt im fünften Kapitel: „Wenn Jemand wie das Wachsthum, so auch den Anfang des Glaubens und das innere Verlangen nach dem Glauben

aus der Natur ableitet, und nicht vielmehr als ein Geschenk der Gnade betrachtet, das heißt als eine Eingebung des heiligen Geistes, durch welche unser Wille vom ungläubigen zum gläubigen, vom unfrommen zum frommen Sinne verbessert wird, so ist er den apostolischen Lehren entgegen." Wiederum sagt die Synode: „Wenn Jemand behauptet, durch die Kraft der Natur etwas Gutes, das zum Heile des ewigen Lebens gehört, denken oder wählen zu können, wie es zuträglich ist, oder der zum Heile führenden, das heißt der evangelischen Predigt seine Zustimmung geben zu können, ohne Eingebung und Erleuchtung des heiligen Geistes, welcher Allen die freudige Zustimmung zur Wahrheit und den Glauben an sie gibt, der wird von einem häretischen Geiste betrogen, indem er das Wort Gottes nicht versteht, der im Evangelium sagt: Ohne mich könnet ihr nichts thun." Eben so erklärt sich auch die Synode von Trient in der sechsten Sitzung, wo sie über jenen das Anathem ausspricht, der behauptet, man könne ohne zuvorkommende Eingebung des heiligen Geistes, glauben, hoffen, lieben u. s. w., wie man soll.

Es ist somit klar, daß man den rechtfertigenden Glauben, wie er zur Seligkeit nothwendig ist, nicht in den Abgründen der Spekulation findet, und überhaupts durch bloß natürliche Mittel nicht dahin gelangt. Daß aber der Mensch durch seine bloße Vernunft es in einigen Wahrheiten nicht zu einem Naturglauben bringen könne, ist damit nicht in Abrede gestellt; im Gegentheile bestätiget es der Apostel, indem er die Erkennbarkeit Gottes aus der Offenbarung in der Natur ausspricht. Röm. 1, 18—21. Aber selbst diese der menschlichen Vernunft zugänglichen Wahrheiten werden nicht von der Erkenntniß des Einzelnen abhängig gemacht, sondern sind zugleich auch wieder als positive Glaubenssätze aufgestellt. Als Gründe hiefür gibt der heilige Thomas von Aquin an: weil diese Wahrheiten auf dem Wege des Vernunftbeweises aufzufinden selbst denjenigen schwer falle, welche diesen Weg zu verfolgen hinlänglich Zeit und Fähigkeiten besitzen. Ueberdieß ist dieser Weg, der in einem augenscheinlichen Mißverhältnisse auf der Bildungsstufe der meisten Menschen steht, an sich selbst wenig gewiß, und bewahrt nicht leicht den Geist von den schwersten Irrthümern in den wichtigsten Punkten, wie die Erfahrung lehrt. Darum wollte Gott, daß selbst die beweisbaren, der menschlichen Vernunft zugänglichen

Wahrheiten durch den Glauben aufgestellt würden. So wird z. B. das Dasein Gottes unter die beweisbaren, von der natürlichen Vernunft erkennbarer Wahrheiten gerechnet; allein in welche Verirrungen verlor man sich, und welche, der Gottheit unwürdige Vorstellungen machte man sich vom höchsten Wesen? Schön bemerkt der geistreiche Möhler, nachdem er die Möglichkeit und Wirklichkeit, zur Erkenntniß von Gottes Dasein ohne besondere Offenbarung zu gelangen ausgesprochen: „Die Art, in welcher sich der gefallene und dem Zweifel preisgegebene Mensch die Erkenntniß des Daseins Gottes zur Gewißheit bringt, ist die Beweisführung. Gott aber beweisen müssen, ist der auffallendste Beweis, vom Falle des Menschengeschlechtes in Adam, und an sich eine furchtbare Erscheinung. Der Nichtgefallene würde Gott unmittelbar und auf die leichteste Weise in sich finden, oder vielmehr der lebendige Gedanke an Gott würde ihm stets gegenwärtig sein, und alle Geschöpfe würden ihm Gottes Bild in lauten Jubeltönen entgegen bringen. Durch den Fall aber ist die unmittelbare und von selbst sich darbietende Gewißheit verschwunden; mühselig und jammervoll muß der Mensch sein Inneres beobachten, und genau aufmerken, ob der ihm von außen entgegentönende Name „Gott“ einen Anklang in ihm finde, und nicht ein leerer Schall sei. Dieser Name, den der ursprüngliche Mensch auch mit den deutlichsten Buchstaben in der ganzen äußern Schöpfung eingeschrieben fand, ist für den aus dem Paradies verstoßenen kaum noch leserlich, und nur mit der kläglichsten Anstrengung aller seiner Geisteskräfte vermag er sich diese Buchstaben so zusammenzustellen, daß sie ihm noch einen Sinn geben; und der Sinn, den er errungen, ist eine abgezogene, leere Vorstellung, ohne eingreifende, durchwärmende, durchleuchtende Kraft. In solcher Weise das Wort von Gott bestätigen, das in der Sprache aller Völker aus uralter Ueberlieferung das erste ist, und jedem menschlichen Ohre zugebracht wird, heißt Gottes Dasein und unendliche Eigenschaften beweisen. Dieses Dasein beweisen müssen, ist das Zeichen, daß das göttliche Ebenbild in uns unaussprechlich verdunkelt; ihn aber doch noch beweisen können, das Zeichen, daß es nicht völlig unterdrückt oder gar ausgelöscht sei.“ Daraus ist klar, wie die Vernunft selbst in jenen Wahrheiten, die ihr noch erkennbar sind, dem Zweifel und selbst dem Irrthume preisgegeben

ist, und wie nothwendig ihr das Licht des Glaubens oder der positiven Offenbarung ist, um hell zu sehen und feste Ueberzeugung zu gewinnen.

55. Verhältniß zwischen Glauben und Wissen.

Alle Verirrungen der Neuzeit beruhen darauf, daß man sich das Verhältniß der Vernunft zum Glauben nicht klar machte. Man überschätzt gewöhnlich die Vernunft. Statt in ihr das Erkenntnißvermögen zu erblicken, hält man sie für die Erkenntniß selbst, oder doch für die einzige Lehrmeisterin nicht bloß der sinnlichen, sondern auch der übersinnlichen Wahrheiten. Darnach fällt die Offenbarung als etwas Ueberflüssiges hinweg; es gibt auch keinen Glauben, sondern nur ein Wissen, weil die Vernunft nur das annimmt, was sie begreift. Allein das sind arge Täuschungen. Die Vernunft ist nur das Vermögen, zu erkennen; daß der Mensch durch dieses Vermögen wirklich zur Erkenntniß gelangt, bedarf er selbst in sinnlichen Dingen des Glaubens als seines Lehrmeisters. Dieß erkannten schon die heidnischen Weltweisen. Daher haben einige von ihnen von ihren Schülern das strengste Stillschweigen und die unterwürfigste Gelehrigkeit verlangt, und das Glauben als erste Bedingniß zum Lernen an die Spitze gestellt. Wir erinnern nur an Pythagoras, dessen Schülern die Berufung auf die Autorität ihres Lehrers die Mutter aller Gewißheit war; das: „Er selbst hat es gesagt“ — endete unter ihnen allen Streit und beseitigte einen jeden Zweifel. Kann es einen unbedingtern Glauben geben, als er hier gefordert wurde? Und hierauf beruht eigentlich alle Erziehung, ja eine solche ist gar nicht möglich, wenn der Glaube aufgehoben wird. Die Vernunft ist ihrer Anlage nach nur ein Keim zum Erkennen. Dieser Keim muß entwickelt werden. Dieß geschieht durch das Wort, welches gläubig angenommen wird. Wer das Wort nicht hört, sei es das wirkliche oder das bildliche und unvollkommene durch Zeichen, wird nie, besitzt er auch alle Fähigkeiten zur Erkenntniß, auf eine vernünftige Weise sich entwickeln; er verwildert. Dasselbe ist der Fall, wenn Einer das Wort zwar hört, es aber nicht gläubig in sich aufnimmt. Setzen wir den Fall: Jemand hat einen Knaben in den ersten Anfangsgründen der Sprache zu unterrichten; dieser aber widerspricht in

Allem seinem Lehrmeister, und ein Zeichen, welches er A nennt, heißt jener B. Wird wohl der eigensinnige Knabe je einmal es zum Lesen bringen. Er nimmt das Wort, welches er hört, nicht an; er glaubt nicht, darum lernt er auch nichts. Wer aber nichts lernt, wird auch nichts wissen. Das Wissen ist also durch den Glauben bedingt, und der Glaube ist der Vater des Wissens. Darum sagt auch der heilige Augustin: Ich glaube, damit ich erkenne.

Der Glaube ist also überall die Grundbedingung, um vernünftig zu werden und es zum Erkennen und Wissen zu bringen, insbesonders in der Religion gilt dieses. Wer nicht glaubt, wird es nie zur Erkenntniß der übersinnlichen Wahrheiten bringen. Durch den Glauben hält die Vernunft zuerst den Inhalt der göttlichen Offenbarung fest; der Glaube bindet gleichsam die Vernunft an die Wahrheit als an ihren Gegenstand. Dabei bleibt man nicht stehen, sondern die Vernunft sucht sich des aufgenommenen Glaubensinhaltes bewußt zu werden; sie strebt, sich denselben deutlich zu machen, indem sie die einzelnen Wahrheiten auseinanderlegt und in ihren innern Zusammenhang einzudringen sich bemüht; sie forscht auch nach dem Grunde, warum sie glaubt; sie vertheidigt den Glauben gegen feindliche Angriffe; entkräftet die Einwendungen der Ungläubigen, und stützt den Glauben selbst durch Auffindung der für ihn sprechenden Zeugnisse und Beweisgründe. So wird der Glaube zu einer Art Wissenschaft; denn ich weiß jetzt nicht bloß, was ich glaube, sondern auch, warum ich glaube; vermag auch lichtvolle Darstellungen von meinem Glauben zu geben. Allein dieses Wissen hebt den Glauben nicht auf, weil mein Erkennen nicht auf geistigen Anschauungen beruht, so daß ich die Sache selbst in ihrer innern Klarheit durchdringe, sondern weil mir nur die Glaubwürdigkeit derselben in's Licht gestellt ist. Ist daher Einer auch noch so gelehrt und unterrichtet, so ist er doch von der Pflicht des Glaubens nicht enthoben; ja all sein Wissen, wenn es ein wahres ist, muß den Glauben als Unterlage haben. Daher sehen wir auch, daß die erleuchtesten Männer in der Gotteswissenschaft immer auch die frömmsten Gläubigen sind. Der Glaube ist und bleibt immer der Fackelträger der Vernunft. Diese erkennt um so deutlicher und sieht um so klarer, je größer das

Glaubenslicht ist, und je heller es brennt. Wer hingegen, nachdem er mit Hilfe des Glaubens zur Erkenntniß der göttlichen Dinge gelangt ist, diesen jetzt als überflüssig über Bord werfen wollte, und meinte, er brauche jetzt nicht mehr zu glauben, weil er ja schon erkenne, wird sein Wissen in göttlichen Dingen wieder verlieren und in gräuliche Irrthümer sich verwickeln. Denn der Glaube verschafft uns nicht bloß die Erkenntniß der göttlichen Dinge, sondern erhält uns auch dieselbe. Daher darf man niemals vom Glauben lassen, will man nicht die Wahrheit verlieren. Unsere Vernunft steht in göttlichen Dingen nur so lange richtig, als das Licht des Glaubens in ihr leuchtet. Es gibt daher hienieden keine Lage und kein Verhältniß, in welchem Einer aufhören dürfte, zu glauben; erst jenseits, wo das Schauen eingetreten ist, fällt der Glaube hinweg.

56. Wie die katholische Kirche immer lehrte, daß der Glaube zum Erkennen führe.

Der heilige Augustin sagt: Es ist etwas Anders zu wissen, was man glauben muß, dieses lehrt nämlich der Glaube; und etwas Anders zu wissen, wie dieses selbst den Frommen nützt, und wie es gegen die Gottlosen vertheidiget wird, was der Apostel mit eigenthümlichem Worte Wissenschaft zu nennen scheint. De trinit. libr. XIV. c. 1. Hier ist ein doppeltes Wissen oder Erkennen angegeben: das Erstere besteht bloß im Wissen der Glaubensartikel, und ist das Wissen der gemeinen Leute. Dieses Wissen bringt offenbar der Glaube; daher sagt auch der heilige Augustin: „Daß es der Glaube lehrt." Es liegt auf der Hand, daß in diesem Sinne der Glaube zum Erkennen führt. Das zweite Wissen ist das eigentlich wissenschaftliche Bewußtsein vom Glauben, und hat einen gewissen Vorzug vom einfachen Glauben; ein Solcher weiß sich Rechenschaft von seinem Glauben zu geben, und versteht es, ihn auch gegen feindselige Angriffe zu vertheidigen. Auch hier geht der Glaube voraus, und die Erkenntniß folgt diesem. Dieß wurde in der katholischen Kirche immer festgehalten; der Satz aber, man müsse zuvor erkennen, um glauben zu können, ward jederzeit als ketzerisch verworfen. So schreibt schon der heilige Augustin: dieß sei der Unterschied gewesen zwischen den Manichäern und

Katholiken, daß diese glauben, um zu wissen; jene aber zuvor erkennen wollten, um nachher, wenn es beliebte, zu glauben.

Die katholischen Theologen gingen immer von dem Grundsatze aus, daß der Glaube die tiefste Wurzel des Wissens sei, daher strebten sie auch vom Glauben zur Erkenntniß. Deßwegen bekämpften sie mit Nachdruck die Behauptung, daß man, um zum Glauben zu kommen, durch das Wissen hindurchgehen müsse. Unter die, welche den Glauben vom Wissen abhängig machen wollten, gehören nicht bloß ungläubige Philosophen, sondern auch manche Theologen. So war es ein Grundsatz des Roscelin: „Per intellectum ad fidem." Noch weiter ging Abälard, indem er behauptete: Nihil credi posse, nisi prius intellectum. Unter den Neuern gehört Hermes hieher, der ebenfalls vom Wissen zum Glauben kommen wollte.

Hugo von St. Viktor stellt den Satz auf: „Das Glauben ist mehr, als das Dafürhalten; weniger aber ist das Glauben, als das Wissen: wir glauben aber, um es einmal auch zum Erkennen zu bringen." Mit den letzten Worten ist offenbar das wissenschaftliche Bewußtsein, die Spekulation, gemeint, wozu der Glaube den Weg bahnt. Dieses Wissen steht also nicht dem Glauben gegenüber, sondern hat vielmehr den Glauben in sich aufgenommen. Daher sagt der heilige Anselm: So fordert es die rechte Ordnung, daß wir zuvor die Geheimnisse des Christenthums glauben, ehe wir uns anmaßen, sie mit der Vernunft zu untersuchen; darum scheint es mir Nachlässigkeit zu sein, wenn wir uns, nachdem wir im Glauben befestiget sind, uns nicht Mühe geben, zu verstehen, was wir glauben." In der Schrift: Cur Deus homo? cap. 2. — Indem nun die katholischen Theologen hiebei ausgingen von der Wirklichkeit des Glaubens, und in ununterbrochenem Zusammenhange und stetigem Fortschritte des Wissens auf die unerforschliche und schlechthin unmittelbare Grundwurzel des Glaubens sich hingeleitet sahen, mußte er ihnen nicht nur als mögliche, sondern auch als nothwendige Wahrheit erscheinen, womit die wissenschaftliche Untersuchung selbst ihr Ende erreicht hatte. In diesem Sinne sagt der heilige Anselm: Ich will, daß du mich dahin führst, daß ich mit vernünftiger Nothwendigkeit einsehe, es müsse all dasjenige sein, was uns der katholische Glaube von Christus zu glauben vorschreibt. Cur Deus homo. c. 25. Hier ist zugleich die Aufgabe der Ver-

nunft im Glaubensgebiete, und ihre Grenzlinie bezeichnet: sie hat offenbar mehr zu thun, als den Glauben bloß durch Aneinanderreihung von Zeugnissen aus der heiligen Schrift und den heiligen Vätern zu stützen; sie darf aber auch nicht über den Glauben hinausgehen, und neue Sätze aufstellen, auch nicht die Annahme einer Glaubenswahrheit vom Begreifen abhängig machen; Letzteres um so weniger, da ja, wenn die Vernunft ihr Geschäft beginnt, der Glaube schon da ist, und sie von diesem ausgeht, und auf ihn sich stützt, widrigen Falles müßte sie vom Zweifel ausgehen, was Hermesianischer Irrthum ist.

57. Wie sich Glaube und Zweifel verhalten.

Zu verschiedenen Zeiten hat es Solche gegeben, die den Zweifel gleichsam zu ihrem Lebensgefährten machten, und ihn als Princip aufstellten, von dem man ausgehen müsse, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Allein Alles bezweifeln, heißt Alles verwerfen. Der Zweifler geht eigentlich von Nichts aus, und weil der Mensch aus Nichts nicht etwas machen kann, so kömmt der konsequente Zweifler auch zu Nichts, zu keiner Erkenntniß der Wahrheit. Wer den positiven Zweifel als den Anfang der Glaubenswissenschaft hinstellt, kommt nicht nur nie zu einem Glauben und der ihm eigenthümlichen Wahrheit und Gewißheit, sondern er hat schon von vorneherein verletzend in das Wesen des Glaubens eingegriffen, weil er ihn nicht mehr für ein Geschenk der Gnade, sondern für eine Frucht der menschlichen Vernunft hält. Der Zweifler zerstört zuerst das Werk Gottes, und will es sich dann durch die Bemühungen seiner Vernunft wieder aufbauen, was unmöglich ist. Der Zweifel kann daher nicht zum Glauben führen, sondern denselben nur zerstören. Beide bekämpfen sich gegenseitig; wo wahrer Glaube ist, da muß der Zweifel weichen, und umgekehrt, so lange der Zweifel nicht weicht, kann der Glaube sich nicht festsetzen. Du kannst so lange nicht glauben, als du zweifelst.

58. Nichts ist des Menschen unwürdiger, als der freiwillige Zweifel.

Es hat Philosophen gegeben, die aus blindem Mißtrauen gegen die Vernunft alle Gewißheit in Abrede stellten und im freiwilligen Zweifel ihr Heil suchen zu müssen meinten. Diese Philosophie ist bekannt unter dem Namen des Skepticismus, auch Pyrrhonismus. Die letztere Benennung erhielt diese Schule von Pyrrhon, der drei hundert vierzig Jahre vor Christus lebte, und diesem Systeme seinen bestimmtern Ausdruck gab. Er erklärte das Wissen für unmöglich und auch für unnütz; sein Schüler Timon führte den Skepticismus noch weiter fort, indem er den Weisen Unentschiedenheit des Urtheils und unerschütterliche Gemüthsruhe vorschrieb. Auch in der christlichen Zeit fand dieses System seine Anhänger, und namentlich hat am Ende des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung Sextus Empirikus den Skepticismus bis zur Spitze getrieben. Ebenso fand es in der neuern Zeit mehr oder weniger seine Anhänger, wie Argens, Bayle, Montaigne u. s. w. Aus seinen Windungen und Irrgängen trat die Kant'sche Philosophie hervor.

Um auf die Sache selbst einzugehen, so muß man sagen, daß unter allen Verirrungen, in welche die menschliche Vernunft gerathen, kaum eine sei, deren sie sich mehr zu schämen hat, als die Meinung der Pyrrhonisten (vollendeter Zweifler); denn behaupten, daß nichts Gewisses in unserer Erkenntniß sei, heißt diese selbst vom Grunde aus untergraben, und den Menschen zum Zustande des Thieres erniedrigen. Denn wenn die Frucht all unserer Nachtwachen und all unsers Studirens nur darauf hinausläuft, daß wir von dieser traurigen Wahrheit überzeugt werden, daß es nichts Gewisses gibt, und man an Allem zweifeln müsse, — so ist es nicht der Mühe werth, sich dieselbe mit so großem Aufwande zu erwerben. Man geht einen weit kürzern Weg, wenn man ruhig in der Unwissenheit bleibt und einem Gute entsagt, dessen Besitz unmöglich ist.

Die strengen Skeptiker wurden mit Recht als eine Sekte von Lügnern betrachtet, welche den Grundsätzen, die sie in ihren Schulen lehrten, beständig im Leben widersprachen. Schon Carneades legt einen deutlichen Beweis hiefür ab; denn als er einmal seinen

Schüler Mentor auf einem schlechten Streich ertappte, zweifelte er nicht lange, ob es Wirklichkeit oder Täuschung sei; sondern er hielt für gewiß, was er sah, und jagte den treulosen Schüler fort. Wahrlich, nirgends ist der Widerspruch größer als bei den Pyrrhonisten, weil sie für sich selbst in Anspruch nehmen, was sie bezüglich aller Uebrigen leugnen, die nicht ihre Ansicht theilen. Sie behaupten, es gebe nichts Gewisses, und stellen doch ihre eigene Behauptung, daß es nichts Gewisses gebe, für eine gewisse Wahrheit hin. Ist dieß nicht handgreiflicher Widerspruch? Welch ein Heil läßt sich von einer solchen Lehre erwarten? Die Häupter derselben gestehen selbst, daß ihre Allgemeinheit den Untergang des menschlichen Geschlechtes nach sich zöge. So schreibt David Hume: „Wenn die Grundsätze des Skepticismus so sehr über Hand nähmen, daß sie allgemein in der Welt würden, so würden sie den Untergang des menschlichen Lebens nach sich ziehen; denn ein jeder Umgang, eine jede Handlung müßte aufhören."

Fassen wir den Skepticismus als völlige Unentschiedenheit, in welcher Beziehung er mit der Gleichgiltigkeit zusammenfällt, so ist er nicht weniger des menschlichen Geistes unwürdig, vorzüglich in Sachen der Religion. Es gibt offenbar nichts Wichtigeres, als die Religion ist. Hierin sich in einen stolzen Skepticismus verschanzen, und es so lange mit keiner Partei halten, bis alle Streitigkeiten beendet sind, heißt einen entschiedenen Geschmack am Unglauben haben. Was würde man von einem Bürger denken, der in einem Staatsverbande lebte, und sich um die Gesetze desselben nicht bekümmerte?

Ein Skeptiker, der auf die Beweisgründe von dem Dasein Gottes, von seiner Vorsehung, von der Unsterblichkeit der Seele und dem zukünftigen Leben keine Aufmerksamkeit richtet, und diese Fragen etwa mit der Quadratur des Zirkels in gleichen Rang setzt, hat eben so wenig Religion, als ein entschiedener Atheist. Wenn es einen Gott gibt, so legt er gewiß dem Menschen die Verbindlichkeit auf, ihn zu erkennen, ihm zu huldigen und die Gesetze, die er ihm vorschreibt, zu halten. Hier kann es also keine sogenannte Neutralität oder Parteilosigkeit geben. In Fragen, welche das zeitliche Glück, das Leben oder auch nur das Vermögen betreffen, bleibt Niemand gleichgiltig; in Ermangelung augen-

scheinlicher Beweise erklärt man sich für die Wahrscheinlichkeit. Soll man in der wichtigsten Sache, in der Heilsangelegenheit anders handeln dürfen?

Der Skeptiker hat für sein Betragen gegen die Religion keinen andern Grund, als der Ungläubige, nämlich Stolz und Abneigung vor ihren unbequemen Gesetzen. Zwar nimmt er gerne den Schein der Wissenschaftlichkeit an, und gibt sich das Ansehen, als habe ihn unermüdetes Forschen und reife Ueberlegung zum Zweifler gemacht. So sagt Einer aus dieser Schule, daß die wahre Skepsis eine tiefe und parteilose Untersuchung voraussetzt; allein dieß ist Täuschung; denn wer sucht, verliert nichts, sondern findet eher etwas. Das wahre Suchen führt also nicht zum Verlust des Glaubens, nicht zur Zweifelsucht. Der Grund aber, warum solche Prüfer und Forscher doch zu Nichts kommen, ist, weil sie gewöhnlich zuvor schon Nichts haben, und in der Absicht suchen, Nichts zu finden. Daß übrigens die Forschungslust bei solchen Leuten nicht sehr groß sei, folgt aus ihrem eigenen Geständnisse. So nennt Einer von ihnen die Unwissenheit und den Mangel an Neugierde zur Anstellung einer ernsten Untersuchung zwei sanfte Kopfkissen. Menschen, die sich in der Unwissenheit bezüglich religiöser Dinge glücklich fühlen, können unmöglich ein großes Verlangen haben, dieselben kennen zu lernen.

Wenn man den Skeptiker fragt: „Wie kann man glücklich leben, wenn man nicht weiß, wer man sei, woher man komme, wohin man gehe, und warum man in die Welt gesetzt wurde?“ — so antwortet er ganz kaltblütig: Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich dieß Alles nicht weiß, und bin darum nicht unglücklich; denn warum sollte ich mich über den Mangel an Kenntnissen betrüben, die ich mir nicht verschaffen konnte. Leuchtet aus dieser Antwort nicht der größte Stolz hervor? Der Zweifler schämt sich nicht, zu gestehen, daß er in den wichtigsten Angelegenheiten nichts weiß, und zu dieser Unwissenheit wünscht er sich noch obendrein Glück. Trotz all dem nimmt er die Wissenschaftlichkeit für sich allein in Anspruch; er ist allein der Verständige, der Aufgeklärte. Er verachtet daher auch alle Uebrigen, die seine Meinung nicht theilen, insbesonders jene, die noch etwas für wahr halten; er nennt sie Leute, die noch nichts untersucht haben. Denn er hält die Unter-

suchung nur dann für hinlänglich, wenn sie zum Zweifel, zum Nichtwissen geführt hat. Welche Verblendung! Welch unbegreifliche Gleichgiltigkeit, in einem solchen, des Menschen so unwürdigen Zustande sich glücklich zu fühlen! Man wird dabei unwillkürlich an das erinnert, was von Pyrrho, dem Vater dieser Schule, erzählt wird. Als dieser einstens in einem vom Sturme zerschlagenen und dem Untergange nahen Schiffe nicht die mindeste Unruhe zeigte, und die Uebrigen sich darüber wunderten, zeigte er auf ein Schwein hin, welches auch in dieser Gefahr ruhig fortfraß, und sagte dabei: So muß die Unempfindlichkeit des Weisen beschaffen sein. Also das ist das Ideal, welches der Skeptiker zu erreichen hat, einem Schweine muß er gleich werden. Dieß ist eine würdige Lehre derjenigen, welche sie predigen, und wer ihnen ähnlich werden will, mag ihnen nachfolgen.

59. Der Zweifel raubt alle Ruhe des Herzens und Festigkeit des Geistes.

Der Zweifler gleicht einem Schiff, das auf stürmischem Meere ohne Steuermann umher getrieben wird, und nirgends einen Halt findet. Sein Geist ist verwirrt, sein Herz voll Unruhe. Frage auf Frage drängt sich ihm auf; aber nirgends findet er eine Antwort. Er schwebt immer zwischen Abgründen, und ist voll Furcht in einen derselben hinabzufallen und jämmerlich zu Grunde zu gehen. Nicht selten geschieht es auch; denn wie oft führt der Zweifel bis zur Verzweiflung, ein Zustand, in welchem der Mensch sich selbst den Tod gibt. Kommt es aber auch nicht dahin, so ist doch das Leben eines solchen Menschen trostlos. Wo soll denn der Zweifler einen Trost finden, da er nirgends einen Stützpunkt hat? Um die Qual der Zweifelsucht zu fühlen, ist es nicht nöthig, daß der Mensch in jenen schreckvollen Augenblicken sich befinde, wo sein Blick verwirrt und erschreckt wird durch die Finsternisse einer ungewissen Zukunft; auch im gewöhnlichen Verlauf des Lebens, in Mitte der alltäglichen Ereignisse fühlt man tausend Mal, welche Folter die Zweifelsucht ist. Es gibt Stunden, wo die Vergnügungen ermüden, wo die Welt mit Ekel erfüllt, wo das Leben lästig wird; ein tiefer Ueberdruß bemächtiget sich der Seele, ein unbeschreibliches Unbehagen ängstiget und quält sie. Es sind nicht Widerwärtig-

keiten, welche am Herzen nagen; nicht äußere Schmerzen, welche der Seele Seufzer entlocken: nein, es ist eine innere Unzufriedenheit mit Allem, was uns umgibt; eine peinliche Erstarrung aller Kräfte, wodurch das Leben in seiner innersten Tiefe verbittert wird. Da drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wozu bin ich in der Welt? Welchen Nutzen hat es mir gebracht, aus dem Nichts hervorgegangen zu sein? Was verliere ich, wenn ich von dem Anblick dieser Erde mich entferne, die für mich gleichgiltig geworden ist? Der heutige Tag ist für mich unbefriedigend, wie der gestrige, und der morgige wird es sein, wie der heutige; meine Seele dürstet nach Genuß, und genießt dennoch nicht; sie verlangt nach Glückseligkeit, und erhält sie nicht; sie verzehrt sich wie eine Kerze, die aus Mangel an Nahrungsstoff ausgeht. Diese Fragen und Erwägungen fallen wie Gifttropfen auf die Seele, und martern und quälen sie. Worin haben sie aber ihren Grund? In nichts Anderem, als in der Zweifelsucht, in jener schrecklichen Abwesenheit alles Glaubens und aller Hoffnung, in jener Ungewißheit über Gott, über die Natur, über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen. Und diese Geistesleere wird um so fühlbarer, wenn sie Seelen befällt, die im Denken geübt sind durch Studium und Wissenschaft.

Ein berühmter Theologe unserer Zeit, der gelehrte Döllinger, läßt sich in seiner Rede an die Studirenden der Ludwigs-Maximilians-Universität im Jahre 1845 über den Zweifel also vernehmen: „Nichts ist mehr geeignet, den Geist zu entnerven und alle frische lebendige Thätigkeit an ihm zu lähmen, als das leere, zu Nichts führende, aushöhlende Zweifeln, jener Zustand des Schwankens, in welchem der Mensch auf die wichtigsten, ihn und seine ganze Thätigkeit unmittelbar ergreifenden und bestimmenden Fragen keine Antwort hat, oder nur mit einem Vielleicht zu antworten weiß, und daran knüpft sich dann unvermeidlich ein strafendes Mißbehagen, eine nicht zu verdrängende Unruhe, ein immer wiederkehrender Vorwurf, der aus seinem Innersten hervortönt, und sich durch kein beschwichtigendes Gerede zum Schweigen bringen läßt."

Daß der Zweifel eine Qual ist, gibt nicht undeutlich jene Schule selbst zu, welche doch denselben zu ihrem obersten Princip gemacht. Jener alte Philosoph, Sextus Empirikus, welcher den

Skepticismus bis zur äußersten Spitze trieb, wollte, wohlwissend, daß der Zweifel den Menschen beunruhiget, diesen ausgeschlossen wissen, und Alles völlig unentschieden sein lassen.

Hat der Zweifler schon im Leben keinen Frieden: was soll man erst von seinem Zustande sagen, wenn er an die Schwelle des Todes kömmt? Der bekannte französische Arzt Lauvergne erzählt in seiner Schrift: „Der Todeskampf und der Tod in allen Klassen der Gesellschaften“ von einem französischen Mathematiker, Namens Gastendi, daß er, im Begriffe zu sterben, zu einem nebenstehenden Freunde gesprochen: „Ich kam auf die Welt, ohne zu wissen, warum; ich lebte, ohne zu wissen, wie, und ich sterbe, ohne zu wissen, wie und warum.“ Ich frage, welchen Gemüthszustand verräth eine solche Sprache? Kann in einer solchen Seele eine Ruhe wohnen? In was unterscheidet sich der vollendete Zweifler noch von dem Ungläubigen? Denn wenn er Alles bezweifelt, und insbesonders die übersinnlichen Wahrheiten; wenn er nirgends zu einer Gewißheit gelangt, so kann er auch nichts als wahr annehmen, weder einen Gott, noch eine Unsterblichkeit der Seele, weder einen Himmel, noch eine Hölle. Kann es aber etwas Unglücklicheres und Trostloseres geben, als einen solchen Menschen?

60. Von der Quelle der Religionszweifel.

Nichts ist in unsern Tagen häufiger, als gegen gewisse Religionswahrheiten Zweifel und Bedenken zu äußern. Dieß ist gleichsam der Deckmantel, womit man seinen Unglauben und sein ärgerliches Leben zu verhüllen sucht. Viele treffen in unsern Geheimnissen Schwierigkeiten an, die ihnen Niemand gehörig beantwortet; sie bringen ferners vor: „Vielleicht ist mit diesem Leben ohnehin Alles aus; warum soll man sich daher bekehren?“ Nach ihrer Meinung scheint überhaupts Alles sehr ungewiß zu sein, und ehe man sich zur Beobachtung der strengen Lehren des Evangeliums entschließen könne, sagen sie, müsse man zuvor versichert sein, daß die Mühe und Arbeit nicht vergeblich sei. Diese Bedenklichkeiten haben aber alle in sehr unlautern Quellen ihren Grund, und zwar wie der Unglaube selbst, zu welchem der fortgesetzte Zweifel führt, vorzüglich

a) in einem unordentlichen Lebenswandel,

b) in der Unwissenheit, und

c) in der Eitelkeit.

Bei Vielen rühren die Zweifel von ihrem unordentlichen Lebenswandel her. Gewiß, es hat noch keine Solche gegeben, die damit den Anfang gemacht, daß sie an den Glaubenswahrheiten gezweifelt hätten, und die in Folge dieser Zweifel in ein lasterhaftes Leben verfallen wären, sondern man fängt von den Leidenschaften an und hieraus entstehen Zweifel. Man läßt sich anfangs von den Ausschweifungen hinreißen, und wenn man auf diesem Wege einige Zeit fortgewandelt ist, und es scheint, als ob man nicht mehr umkehren könnte, so sagt man, um sich zu beruhigen, es wäre mit diesem Leben Alles gar. Es wird also der Glaube nicht eher verdächtig, als wenn er anfängt, uns beschwerlich zu werden. Es ist nicht die Stärke der Vernunft, welche Zweifel erregt, sondern die Schwachheit eines verdorbenen Herzens, welches seine schändlichen Vergnügungen nicht mehr überwinden zu können meint. Ein solcher Mensch gleicht, wie wir schon bemerkten, Einem, der sich in der Nacht fürchtet, und der, indem er ganz allein im Finstern geht, singt oder ein anderes Geräusch erregt, um sich selbst Muth einzuflößen. Die Ausschweifungen machen gewöhnlich feige und jagen Furcht ein. Der Wollüstling kann den Anblick seiner Laster und das Andenken an die Strafen, welche auf sie warten, nicht zu gleicher Zeit ertragen; darum sucht er gegen die letztern Zweifel zu erregen. Es ist auch gar kein Wunder, daß ein unordentlicher Lebenswandel zu Religionszweifeln verleitet. Man muß ja den Unglauben bei den Leidenschaften zu Hilfe rufen; denn diese sind viel zu schwach, als daß sie sich ganz allein erhalten könnten, da Alles, unsere Einsicht, unser Gewissen sie bestreitet. Man muß nach einer Stütze seiner Leidenschaften umsehen, und diese findet man in seiner Zweifelsucht. Es ist für den Wüstling viel zu demüthigend, wenn er sich sagen sollte: Ich bin noch zu schwach und den Ergötzlichkeiten noch zu sehr ergeben, als daß ich denselben entsagen und ein ordentliches Leben führen könnte. Bei dieser Sprache behält er noch alle seine Gewissensbisse; viel leichter kömmt er aber davon, wenn er zu sich selbst spricht: Es ist nicht nöthig, besser zu werden, weil ja mit dem Tode ohnehin Alles gar ist. Dadurch erlangt der Bösewicht eine gewisse Ruhe.

Die Religionszweifel haben nicht selten ihren Grund in der Unwissenheit. Man könnte Vielen derjenigen, welche sich einbilden, es sei in Glaubenssachen alles voll Widersprüche, eben dasjenige antworten, was ehemals Tertullian den Heiden auf die Vorwürfe, die sie wider die Geheimnisse und die Lehre Jesu vorbrachten, zur Antwort gab. Sie verwerfen, sagt dieser Kirchenlehrer, was sie nicht verstehen; sie tadeln, was sie niemals untersucht haben, und sie wollen es nicht wissen, weil sie es zuvor schon hassen. Nun ist aber nichts thörichter, als wenn man von dem, was man nicht versteht, auf stolze Weise urtheilt. Sehet, in welchem Zustande sich diejenigen befinden, welche fast gegen alle Wahrheiten der Religion ihre Bedenken und Zweifel vorbringen. Sie haben niemals weder die Schwierigkeiten, noch die Beweise der Religion untersucht, ja sie wissen nicht einmal so viel davon, als sie wissen sollten, um daran zweifeln zu können. Sie hassen die Religionswahrheiten, und dieser Haß ist oft die Quelle, aus welcher ihre Zweifel entstehen. In der That, wenn man betrachtet, daß die größten Männer, die erhabensten Geister und scharfsinnigsten Gelehrten sich den Geheimnissen des Glaubens, nachdem sie ihr ganzes Leben mit Untersuchen derselben hingebracht, in aller Demuth unterworfen haben, so sollte man meinen, daß, wenn man gegen die so vielfach geprüften und seit so langer Zeit angenommenen Glaubenswahrheiten abermals Bedenken vorbringen wolle, so müsse man dazu wichtige Gründe haben; man müsse neue Entdeckungen gemacht oder sonst auf etwas gerathen sein, was bedenklicher Natur ist. Schauet man indeß Jenen, welche vorgeblich ihrer Zweifel wegen nicht glauben können, näher in's Auge, so findet man, daß sie weiter nichts vorbringen, als worauf Leute ihres Gleichen sich noch immer beriefen, und was schon hundert Mal widerlegt worden ist. Sie haben also ihre Zweifel eigentlich nur gelernt; sie haben sie nicht selbst ersonnen. Sie wiederholen nur, was sie gehört haben, und überliefern ihren Nachfolgern die von ihren Vorgängern ererbte Sprache der Zweifel. Daß dem so sei, erhellet daraus, weil solche Leute nicht das mindeste Verlangen darnach haben, von ihrem Zustande befreit zu werden. Der Zweifel ist sonst lästig; man sucht daher Belehrung, um davon los zu werden. Dieß ist aber bei solchen Menschen, von welchen wir reden,

nicht der Fall. Sie wollen von ihren Zweifeln nicht erlöst werden; sie lieben sie vielmehr, und sträuben sich dagegen, wenn man ihnen dieselben nehmen will.

Endlich die letzte Quelle der Zweifelsucht wider die Wahrheiten der Religion ist

die Eitelkeit. In unsern Tagen gehört es zum vornehmen Ton, Einwürfe und Zweifel wider die Religionswahrheiten vorzubringen. Menschen, welche Solches thun, stehen in der Achtung, und haben den Ruf der Gelehrsamkeit. Man bildet sich ein, ihnen an Ehre gleich zu werden, wenn man in ihre Sprache einstimmt. Aber welch eine Erbärmlichkeit! Bloß um mit dem großen Haufen zu schwimmen, und in der Welt nicht verachtet zu werden, zweifelt man! Verräth dieses einen starken Geist, als welche man solche so häufig bezeichnet? Kann hierin eine Ehre bestehen, wenn man in der wichtigsten Angelegenheit, wie sie die Religion ist, bloß aus Eitelkeit einer fremden Meinung sich anbequemt? Ist dieß nicht Charakterlosigkeit, und gereicht es daher nicht vielmehr zur Schmach, als zur Ehre?

61. Neueste Bestrebungen, den positiven Zweifel in das Gebiet des Glaubens einzuführen, und Verirrungen in der entgegengesetzten Richtung.

In neuester Zeit haben Hermes und seine Schüler den positiven Zweifel gleichsam zur Grundlage der Theologie machen wollen. Hermes spricht sein oberstes Princip, von welchem er ausging, und auf welches er Alles baute, klar in seinen Schriften aus. „Bei all meinen Arbeiten, schreibt er, habe ich den Vorsatz auf das gewissenhafteste erfüllt, überall so lange als möglich zu zweifeln, und da erst definitiv zu entscheiden, wo ich eine absolute Nöthigung der Vernunft zu solcher Entscheidung vorweisen konnte. ... Ich fürchtete auch niemals durch diesen Weg etwas zu verlieren; denn ich hatte eingesehen, daß in jedem weniger strengen Alles, wornach ich suchte, mit gleichem Grunde mehr verworfen, als angenommen werden könnte. Ueberdieß hatte ich auch eingesehen, daß es für Menschen kein sicheres Kriterium der Wahrheit gebe, außer die Nothwendigkeit allein“ u. s. w. (Philos. Einleitg.)

Dieses System des Hermes ist eben so sehr der katholischen,

als der protestantischen Kirche, in so ferne letztere auf alten, positiven Glauben fußt, entgegen. So sagt z. B. der protestantische Theologe Twesten: „Wenn Einige die Sache so ansehen, als könne man aus bloßen Gründen der Erkenntniß beweisen, daß Gott sich geoffenbart habe, und daß diese Offenbarung in der Schrift niedergelegt sei, so daß dieser Beweis und die darauf gebaute Lehre nicht nur unabhängig vom christlichen Glauben wäre, sondern diesen selbst begründete, so verkennen sie sowohl die Natur des Glaubens, der auf diese Weise nicht entstehen kann, als auch die Bestimmung der Dogmatik, welche nicht ist, auf dem Wege der Demonstration ein Gebäude von rein theoretischen Lehrsätzen aufzurichten, welches den Glauben allenfalls vertreten könnte, sondern diesen nach seinem Zusammenhange wissenschaftlich darzustellen.“ (Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche.)

Ein System, wie Hermes es aufstellte, und seine Schüler verfolgten, konnte in der katholischen Kirche nicht geduldet werden. Nachdem es in Zeitschriften und Broschüren bereits vielfältig bekämpft worden war, wurde die Sache vor den Römischen Stuhl gebracht. Der Papst unterwarf die Angelegenheit der sorgfältigsten Prüfung, und es erfolgte unter dem 26. September 1835 von Seite des apostolischen Stuhles ein verdammendes Urtheil wider mehrere Schriften des Hermes. Diesem Breve folgte am 7. Jänner 1836 ein Nachtrag, in welchem Hermes beschuldiget wird, in der Erklärung der Glaubenswahrheiten den königlichen Weg der Tradition und der heiligen Väter verlassen, ja hoffärtig verachtet und verworfen, und dagegen einen Weg betreten zu haben, der zu mannigfaltigen Irrthümern führe, indem er den positiven Zweifel als die Grundlage aller theologischen Untersuchung annehme, und ein Princip festsetze, wornach die menschliche Vernunft die entscheidende Richtschnur und das einzige Mittel wäre, wodurch der Mensch zur Erkenntniß der übernatürlichen Wahrheiten gelangen könne; er wird beschuldiget, Lehren vorgetragen zu haben, welche zum Skepticismus und Indifferentismus führen, gegen die katholischen Schulen ungerecht seien und den himmlischen Glauben zerstören.

Es ist hier nicht der Ort, den Hermesianismus in seinem weitern Verlaufe zu verfolgen und von den Bemühungen zu reden, welche die Schüler des Hermes, besonders Braun und Elvenich,

anwandten, um das System ihres Lehrers zu halten; aber einer Verirrung in der entgegengesetzten Richtung müssen wir gedenken. Dadurch werden wir auf Bautain geführt, der, um die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft gegenüber der göttlichen Offenbarung zu zeigen, und dadurch den Materialismus und Atheismus, besonders der französischen Philosophie des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts, zu bekämpfen, behauptete, die Vernunft vermöge aus sich selbst weder an Gott zu glauben, noch das Dasein Gottes zu beweisen. Bautain gerieth durch seine Behauptungen zuerst mit seinem Bischofe, dem Herrn von Trevern, in Collision und wurde von ihm suspendirt. Auch Rom sprach sich gegen ihn aus, einem Urtheile, welchem er sich ohne Vorbehalt unterwarf.

Bautain steht in einem gewissen Gegensatz zu Hermes, indem er den Glauben und die Kraft der Gnade auf Kosten der Vernunft erhebt. Daher pflegten auch manche Gegner der Kirche zu sagen, der Papst habe in Straßburg gebilliget, was er in Bonn verdammt. Allein dem ist nicht so. Allerdings mußte auch die Lehre Bautain's verworfen werden; denn seine Behauptung über die Vernunft in dem sich selbst überlassenen Menschen neigt weit mehr zu dem altprotestantischen, der Vernunft und Freiheit feindseligen Standpunkte, als daß sie im Einklange stände mit der katholischen Ansicht. Die Kirche hat sich keineswegs auf den Standpunkt des Hermes gestellt, wenn sie Bautain's Lehre verwirft, oder auf den des Bautain, wenn sie die des Hermesianismus verdammt, sondern gegen Hermes nimmt sie den Glauben und gegen Bautain die Vernunft in Schutz, tritt also überall, ohne Rücksicht auf Persönlichkeit, für die Wahrheit ein.

Glückseligkeit, ewige, sieh den Artikel Himmel.

Artikel LXXXIX.

Gnade (Ungnade).

1. Von den verschiedenen Bedeutungen, welche das Wort Gnade hat.

Das Wort Gnade (gratia) hat in der heiligen Schrift verschiedene Bedeutungen. Man versteht nämlich darunter im weitesten Sinne eine jede Wohlthat Gottes. In dieser Auffassung kann auch Alles, was uns Gott dem Leibe nach gibt, eine Gnade genannt werden, namentlich heißt von diesem Standpunkte aus der heilige Augustin unsere Erschaffung eine Gnade. Er sagt: Sie ist mit Recht eine Gnade, weil wir sie nicht durch vorausgehende Verdienste uns erworben haben. Indeß ist hier die Gnade sehr allgemein genommen, und in diesem Sinne geben sie auch die Pelagianer zu.

In einer andern Beziehung versteht man unter Gnade jene Wohlthaten Gottes, welche über die natürlichen Gaben verliehen werden, und weder zum Begriffe der Natur, noch zu ihrer Erhaltung nothwendig sind, daher auch weder von ihr herrühren, noch ihr zukommen. Man begreift also hier unter Gnade übernatürliche Gaben im Allgemeinen, worunter jene begriffen sind, die nicht im Verdienste Christi, sondern nur in der Freigebigkeit Gottes ihren Grund haben. Eine solche Gnade war z. B. die ursprüngliche Gerechtigkeit des ersten Menschen.

Im eigentlichen Sinne aber versteht man unter Gnade nur jene Wohlthaten Gottes, welche nicht bloß übernatürlich sind, sondern uns auch unverdienter Weise und nur in Folge der Verdienste Jesu Christi gegeben werden. Daher sagt der Apostel: Alle werden gerechtfertiget ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist. Röm. 3, 24. Hier ist es dem Apostel nicht genug, zu sagen: „Sie werden ohne Verdienst gerechtfertiget,“ sondern er setzt noch hinzu: „Durch seine Gnade und durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist,“ um anzuzeigen, daß die Rechtfertigung nach dem Falle Adams nicht nur unver-

dienter Weise, sondern auch Unwürdigen und Sündern gegeben werde, die, würden sie nicht durch den zweiten Adam erlöset, ewig Knechte des Satans bleiben würden.

2. Eintheilung der Gnade.

Man theilt die Gnade verschieden ein. Bellarmin unterscheidet

a) eine ewige und

b) eine zeitliche Gnade.

Unter jener versteht er die Liebe, mit welcher uns Gott vor Gründung der Welt von Ewigkeit her liebte, in Folge dessen er uns zur Verherrlichung seines Namens zu seinen Kindern prädestinirte. Zeitliche Gnade werden dann die Wohlthaten der Berufung und der Rechtfertigung genannt. Daraus ist klar, daß die zeitliche Gnade aus der ewigen hervorgehet, wie die Wirkung aus seiner Ursache.

Die Theologen kennen ferners:

a) eine natürliche, und

b) eine übernatürliche Gnade.

Unter natürlicher Gnade versteht man Alles, was sich auf die Ordnung der Natur und auf die natürliche Vollkommenheit des Menschen bezieht. Hieher gehört die Gnade der Erschaffung, der Erhaltung u. s. w. In diesem Sinne ist auch das Brod, welches wir essen, die Gesundheit, deren wir uns erfreuen u. s. w. eine Gnade. Unter der übernatürlichen Gnade aber versteht man solche Wohlthaten, welche die übernatürliche Vollkommenheit und Glückseligkeit zum Zwecke haben, und auf die Seele sich beziehen. Hier ist nur im letztern Sinne von der Gnade die Rede.

Eine andere Eintheilung der übernatürlichen Gnade ist:

a) die Gnade des Schöpfers;

b) die des Erlösers.

Gott gab nämlich dem Menschen schon ursprünglich eine übernatürliche Bestimmung, und zur Erreichung derselben auch übernatürliche Hilfsmittel. Er offenbarte sich ihm durch unmittelbare Belehrung, er wirkte durch einen vertrauten Umgang auf sein Erkenntniß- und Willensvermögen u. s. w. Durch diese Hilfsmittel war der erste Mensch in den Stand gesetzt, seine übernatürliche Bestimmung zu erreichen. Eben diese dem ersten Menschen zur

Erreichung seiner Bestimmung verliehenen Hilfsmittel nennt man die übernatürlichen Gnaden des Schöpfers. Durch die Sünde aber trat der Mensch aus seinem glückseligen Zustande heraus; er verlor nebst vielem Andern auch die übernatürliche Habilität zur Erreichung seiner ewigen Bestimmung. Dieser Verlust ging auf alle Menschen über, und setzte das ganze Menschengeschlecht in das größte Elend. Aus diesem Elende rettete uns der Sohn Gottes, indem er uns durch das große Werk der Erlösung wieder rehabilitirte und uns jene Gnaden erwarb, die zur Erreichung unserer ewigen Bestimmung nothwendig sind. Diese übernatürlichen Gnaden nun heißen die Gnaden des Erlösers. Daraus erklärt sich, warum man die Gnade des Schöpfers auch gratia sanitatis, und die des Erlösers gratia medicinalis nennt. So oft im eigentlichen und engern Sinne von der Gnade in der Theologie die Rede ist, hat man nur an die letztere, nämlich an die durch Jesus uns erworbene zu denken.

Es gibt

a) eine gratia gratis data, und

b) eine gratia gratum faciens.

Unter der ersten versteht man eine solche übernatürliche Gnade Gottes, die dem Menschen gegeben ist, um das Heil Anderer zu befördern. Hirher gehören jene Gaben, die der Apostel 1. Corinth. 12, 7—10. erwähnt, wie die Gabe der Weisheit, der Wissenschaft, der Weissagung u. s. w. Die letztere hingegen ist jene übernatürliche Gabe, die dem Menschen zur Beförderung seiner eigenen Vollkommenheit und seines Heiles gegeben ist.

Eine andere Eintheilung ist in

a) gratia actualis, und

b) gratia habitualis.

Jene ist eine vorübergehende Gnade, daher heißt sie auch die Gnade einer besondern Hilfe (gratia auxilii specialis). Sie ist eine Anregung Gottes, wodurch der Mensch zu Handlungen, die seine Natur gewissermassen übertreffen, unterstützt wird. Die habituelle Gnade ist eine bleibende Wohlthat Gottes im Menschen, und wird daher auch bleibende Gnade (gratia permanens) genannt. So ist der Glaube, der eine eingegossene Gabe Gottes ist, eine gratia habitualis.

Die aktuelle Gnade wird wieder eingetheilt in

a) gratia operans, und

b) gratia cooperans.

Jene, — die wirkende Gnade — ist es, die in uns das Wollen, den ersten guten Willen hervorbringt. Darum nennt man sie auch die gratia excitans, die erweckende Gnade. Dahin gehören die innern Einsprechungen und Anregungen, wodurch Gott unser Herz bestimmt, daß es vom Schlaf der Sünde aufwacht und zu guten Werken angefacht wird. Man kann dieß auch die gratia praeveniens, die zuvorkommende Gnade heißen. — Die gratia cooperans oder mitwirkende Gnade ist jene, die das gute Werk vollbringen hilft; sie macht also, daß wir das, was wir schon gewollt haben, auch vollbringen. Sie heißt auch die gratia subsequens, die nachfolgende Gnade oder auch die gratia adjuvans, die helfende Gnade. Darauf bezüglich sagt der heilige Augustin: Ipse ut velimus operatur incipiens, qui volentibus cooperatur perficiens. Und der heilige Paulus: Gott gibt uns das Wollen und das Vollbringen. Phil. 2, 13.

Eine andere wichtige Eintheilung ist in

a) gratia sufficiens, und

b) gratia efficax.

Jene, die hinlängliche Gnade, besteht darin, daß sie den Menschen in den Stand setzt, das Gute zu wollen und zu thun, obgleich er es nicht will und nicht thut; diese, die wirksame Gnade, ist jene, welche das Gute unfehlbar hervorbringt.

Noch unterscheidet man

a) gratia externa, und

b) gratia interna.

Unter gratia externa versteht man jene Gnade, die den Menschen von Außen anspricht, wie die Verkündigung des göttlichen Wortes; die gratia interna ist jene, welche innerlich gegeben wird.

3. Schriftstellen.

Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben; wer in mir bleibt und ich in ihm, der wird viele Frucht bringen; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Joh. 15, 5.

Wie denn das Zeugniß von Christo in euch bestätiget worden ist, so daß es euch an keiner Gnade mangelt. 1. Corinth. 1, 7.

Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als Vollbringen wirket nach Wohlgefallen. Phil. 2, 12.

Der Gott aller Gnaden, der durch Jesus Christus uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit nach kurzem Leben, der wolle euch vervollkommnen, stärken, kräftigen und gründen. 1. Petr. 5, 10.

Durch die Gnade Gottes bin ich das, was ich bin, und seine Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen. 1. Corinth. 15, 10.

Laß dir meine Gnade genügen. 2. Corinth. 6, 1.

Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch; denn es ist Gottes Gabe. Eph. 2, 8.

4. Väterstellen.

Die Gnade Jesu Christi, ohne welche weder Kinder noch Greise zum Heile gelangen können, wird uns ohne unser Verdienst ertheilt. Der heil. Augustin de natur. et grat.

Der Mensch vermag ohne Gnade Gottes nichts Gutes auszuüben. Der heil. Hieronymus.

Durch die Gnade werden wir gerettet, aber nicht ohne gute Werke. Clemens Alex. Stromat. l. 5. c. 1.

Von Gott wird es verliehen, nicht damit es keinen Kampf zu geben schiene, sondern damit wir die Versuchungen auszuhalten im Stande seien. Wir gebrauchen aber dieselbe Kraft, welche uns verliehen worden ist, um siegen zu können, dem freien Willensvermögen nach entweder emsig oder lässig. Origen. de princip. lib. 3. c. 8.

Von Gott ist Alles, was wir vermögen. Der heil. Cyprian de grat. Dei ad Donat.

Wir müssen durch Gottes Gnade unterstützt und gelenkt werden, um die Ordnung der vorgeschriebenen Rechtfertigung zu verfolgen. St. Hilar. tract. in Ps. 118.

Weder in der Macht noch in der Weisheit eines Menschen, sondern in der Gnade Gottes ist das Heil. Der heil. Basilius Hom. in Ps. 33.

Weil es Einige gibt, welche sich wegen dessen, was sie auf die rechte Weise gethan haben, so im Geiste erheben, daß sie dieses ganz sich selbst zuschreiben, und von dem, was sie empfangen haben,

gar nichts dem Schöpfer und dem Urheber ihrer Weisheit und dem Spender aller Güter bringen, so belehrt Paulus dieselben, daß man auch, um das Rechte zu wollen, der göttlichen Hilfe bedürfe; ja um richtiger zu sprechen, auch der Wille und die Wahl dessen, was recht und mit der Pflicht verbunden ist, ist eine Gabe Gottes und fließt aus seiner Güte. Deßhalb sagt der Apostel: Es liegt nicht an Jemandes Wollen und Laufen, sondern am Erbarmen Gottes. Gregor. v. Naz. Orat. 31.

Du siehst, daß überall die Kraft des Herrn mit den menschlichen Bestrebungen mitwirkt, so daß Niemand ohne den Herrn bauen, Niemand ohne den Herrn wachen, Niemand ohne den Herrn etwas anfangen kann. Der heil. Ambrosius libr. 2. Comment. in Luc.

Hilfe von Oben und himmlische Belehrung ist nothwendig, auf daß wir wandeln können auf dem Wege, welcher zur Tugend führt. Der heil. Chrysost. Hom. 12. ad Hebr.

Wir bedürfen nothwendig der Gnade Gottes, welche das Schwere leicht macht und den steilen Weg der Gerechtigkeit zu einem ebenen bahnt; denn unsere Kraft, wenn sie nicht von Gott aufrecht gehalten wird, besteht in Nichts. Cyrill. Alex. Comment. in Job.

Der heilige Paulus zeigt mit wenigen Worten an, daß Alle schuldig seien und der Gnade bedürfen. Theodoret in epist. ad Rom., c. 3.

5. Geschichtliches.

Die heilige Katharina von Siena pflegte zu sagen, die Schönheit einer Seele im Gnadenstande sei so groß, daß ein Jeder, der sie sehen würde, für die Erhaltung dieses Zustandes gerne sein Leben hinopfern würde. Daher küßte sie auch die Fußstapfen derjenigen, die auf Bekehrung der Seelen ihre Mühe verwandten.

Wunderbar sucht oft die Gnade den Menschen, um ihn zu retten. So finden wir es beim heiligen Augustin. Seine Mutter Monika hatte lange für seine Bekehrung gebeten; endlich wurde sie erhört. Ihr Sohn kam von Rom, wo er lange ein lasterhaftes Leben geführt hatte, nach Mailand. Hier hörte er die Predigten des heiligen Ambrosius, damaligen Bischofs der Stadt,

außerordentlich rühmen. Neugierig wohnte er einigen derselben bei; ward aber durch ihren Inhalt merkwürdig im Innern ergriffen. Lange hatte er mit sich selbst zu kämpfen; doch die Gnade siegte zuletzt. Eines Tages wirft er sich im Garten unter einen Feigenbaum nieder und weint bitterlich über seine innern Kämpfe und seine Unentschlossenheit. Da hört er eine Stimme rufen: Nimm und lies. Betroffen erhebt er sich, und greift nach dem Buche, das er neben sich liegen hatte. Es waren die Briefe des heiligen Paulus. Er öffnet das Buch, und es kommen ihm gerade die Worte unter die Augen: Wie am Tage laßt uns wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unkeuschheit, nicht in Zank und Neid, sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an. Wie Schuppen fällt es ihm nun von den Augen, er sieht klar den Weg, den er zu wandeln habe, um jenen Frieden zu erlangen, den die Welt nicht geben kann, und sein Herz war, durch die Gnade gestärkt, auch bereit, diesen Weg muthig zu wandeln.

Mehler erzählt in seiner Beispielsammlung nachstehende Geschichte, in welcher anschaulich gezeigt wird, warum so oft eine verliehene Gnade nichts nützt. „Zwei Einsiedler gruben in der Wüste gute, schwarze Erde aus, und trugen, da es ihnen an Fuhrwerk und Lastthieren fehlte, die Erde sackweise in ihren Garten, um den Boden desselben zu verbessern. Der Jüngere dieser beiden Brüder ward über die Sonnenhitze und die beschwerlichen Fliegen so unwillig, daß er fast bei einem jeden Schaufelstich murrte. Lieber Bruder, sprach der Aeltere, bitt doch Gott um Geduld. Ich habe schon oft genug gebeten, erwiderte der Jüngere; aber seine Gnade hilft mir dennoch nicht. Der Aeltere grub stille fort, bis er wieder einen Sack gefüllt hatte, und sprach dann: Hilf mir den Sack auf die Schulter nehmen; der Jüngere schob ihm den Sack mit angestrengter Kraft rückwärts auf die Schulter. Der Aeltere zog ihn aber vorwärts wieder herab, so daß der Sack zur Erde fiel. Was soll das heißen? rief der Jüngere. Meine Hilfe kann dir nichts nützen, wenn du sie vorsätzlich wieder vereitelst. Sieh, sagte der Alte, so ist es auch mit der Gnade des Himmels. Gott ist immer bereit, uns beizustehen. Wenn wir aber mit der gött-

lichen Gnade nicht mitwirken, sondern ihr vielmehr widerstreben: was kann sie uns dann helfen?

Mehrere Beispiele, welch außerordentliche Gnaden Gott vielen seiner Heiligen verliehen, kommen unten vor bei dem Absatze: Von den außerordentlichen Gnadengaben.

6. Bilder und Gleichnisse.

Wie das gesündeste und beste Auge nicht sieht, wenn es nicht von den Strahlen des Lichtes erleuchtet wird; so vermag auch der Gerechteste ohne zuvorkommende Gnade Gottes nichts Verdienstliches für das ewige Leben.

Wie die Sonne die Finsterniß verscheucht, so vertreibt die rechtfertigende Gnade die Sünde aus der Seele.

Wie ein Schiff, in dessen Segel ein günstiger Wind bläst, unaufhaltsam auf der Meeresfläche fortgetrieben wird; so wandelt auch eine Seele, der die Gnade des heiligen Geistes beisteht, unermüdet auf dem Pfade des Heiles vorwärts.

Wie ein Schiff, wenn es das Steuerruder verloren hat, dorthin getrieben wird, wohin es zu treiben dem Sturme gefällt; so ist auch der Mensch, wenn er die Gnade verloren hat, ein Spiel des bösen Feindes und geht jämmerlich zu Grunde.

Wie die Sonne ihre Strahlen überallhin sendet, und Alles erleuchtet; so verleiht auch Gott die nothwendige Gnade einem jeden Menschen, um ihm zum Heile zu verhelfen.

7. Von dem Natürlichen und Uebernatürlichen überhaupts.

Natürlich nennt man Alles, was durch die bloßen Kräfte der Natur zu Stande gebracht wird. So sind dem Menschen nicht nur jene Kräfte und Eigenschaften, ohne die er nicht Mensch sein würde, sondern auch alle jene Anlagen und Fähigkeiten, die in ihnen wurzeln, natürlich. Wie nun die Geschöpfe ohne Gott nicht sein können, so können sie auch ohne ihn nicht wirken. Aber das Mitwirken, wodurch Gott in den Geschöpfen selbst liegende Kräfte in Bewegung setzt, und dieselben, mit ihnen thätig seiend, entwickelt und vervollkommnet, gehört, wie diese Vervollkommnung selbst, der natürlichen Ordnung an. Gewiße Wirkungen bringt

indeß Gott in den Geschöpfen nicht durch die in ihnen liegenden Kräfte, sondern durch seine unmittelbare Thätigkeit hervor, und dieß sind übernatürliche Wirkungen Gottes. Dabei muß man aber unterscheiden: Wenn das, was Gott in einem gegebenen Falle zwar ohne die Kräfte der Geschöpfe hervorbringt, so beschaffen ist, daß es in andern Umständen auch durch die Kräfte der Geschöpfe unter jener seiner gewöhnlichen Wirkung hervorgebracht werden könnte, so nennt man es übernatürlich der Art nach. So wäre die Kenntniß einer Sprache, die Gott dem Menschen, ohne daß dieser sie erlernte, verliehe, der Art nach, in der sie entstand, übernatürlich. Hingegen die Kenntniß der fernsten Zukunft, die Gott den Propheten gab, war in sich selbst, ihrem Wesen nach übernatürlich, und heißt daher auch übernatürlich der Substanz oder dem Wesen nach.

Natürlich ist daher in Bezug auf den Menschen Alles, was im Wesen des Menschen enthalten, und folglich entweder unzertrennlich von demselben ist, oder doch durch die Entwicklung der ihm eigenen Kräfte erlangt werden kann und erlangt werden muß, wenn der Mensch nicht unvollkommen sein soll; übernatürlich hingegen ist, was mit seinem Wesen nicht nothwendig verbunden ist, über alle seine Kräfte hinausliegt, und ihm eine nicht schuldige (indebita) Vollkommenheit mittheilt.

Hiemit ist zugleich ausgesprochen, daß ein jedes übernatürliches Gut ein donum gratuitum et indebitum ist, während die natürlichen Güter dona debita genannt werden können. Dieß bedarf aber noch einer Erklärung. Der heilige Thomas sagt: Es kann auf doppelte Weise einem Geschöpfe etwas gebühren, nämlich entweder wegen seines persönlichen Verdienstes, oder wegen der Beschaffenheit seiner Natur. Auch die natürlichen Güter gebühren also dem Menschen nicht auf die erste Weise; denn er konnte sie nicht verdienen, ehe er war; aber sie gebühren ihm seiner Natur wegen. Denn da Gott dem Menschen eine gewisse Bestimmung gegeben hat, so läßt sich von seiner Güte und Weisheit erwarten, daß er ihm auch jene Güter nicht versagen werde, die zur Erreichung derselben ihm nöthig sind. In so ferne gebühren also dem Menschen die natürlichen Güter; sie sind für ihn ein debitum. Die über-

natürlichen Güter aber gebühren ihm weder vermöge seines Verdienstes, noch wegen der Beschaffenheit seiner Natur.

Schliessen wir hier mit einem Zeugniß des heiligen Thomas, der mit gewohnter Schärfe und Klarheit die Grenzlinie zieht zwischen dem, was der Mensch mit seinen natürlichen Kräften vermag, und wozu er eines übernatürlichen Einflusses bedarf. „Alle Geschöpfe hängen in ihrer Thätigkeit auf doppelte Weise von Gott ab: erstlich weil sie von ihm die Eigenschaften und Kräfte haben, durch welche sie thätig sind; zweitens weil sie von ihm den Impuls zur Thätigkeit empfangen. Wie also in der Körperwelt keine Bewegung und Wirksamkeit wäre, wenn Gott nicht auf dieselbe einwirkte, so wäre auch in den Geistern kein Denken und Wollen, wenn Gott sie nicht anregte. Es hat aber jede Anlage oder Kraft der Geschöpfe eine bestimmte, d. h. begränzte Wirksamkeit. In der Sphäre dieser bedarf das Geschöpf keiner andern Hilfe Gottes, als jener Erhaltung und Anregung der ihm eigenen Kräfte; über dieselbe hinaus aber vermag er nichts, es sei denn, daß ihm eine eigene, höhere Kraft beigelegt werde. Soll also der Geist Wahres erkennen, das über seiner Sphäre liegt, so bedarf er außer dem ihm eigenen Lichte der Vernunft ein höheres, das wir das Licht der Gnade nennen; und soll er Gutes üben, das höherer Art, als die ihm natürliche Sittlichkeit ist, so muß er auch dazu eine andere, nicht in ihm liegende Fähigkeit erhalten. Nun aber sind im Menschen nach dem Sündenfalle auch die natürlichen Kräfte geschwächt, so daß er durch sie allein nicht mehr alles Gute, das seiner Natur entspricht, üben, d. h. Gott nicht über Alles lieben, und nicht das ganze Sittengesetz beobachten kann. Vor dem Sündenfalle also bedurfte der Mensch außer jener Hilfe, der alle Geschöpfe in ihrer Thätigkeit bedürfen, jener höhern Kraft der Gnade, welche den Kräften der Natur beigelegt wird, nur um die Wahrheiten einer höhern Ordnung zu erkennen, und das übernatürliche für das ewige Leben verdienstliche Gute zu üben; jetzt aber bedarf er der Gnade, erstlich damit seine natürlichen Kräfte geheilt, und überdieß, damit er in den Stand gesetzt werde, zu dem Guten, das über seiner Natur liegt, zu gelangen.

8. Von dem Unterschiede zwischen natürlicher und übernatürlicher Sittlichkeit.

Wenn der Mensch vermöge der ihm natürlichen Anlage zur Sittlichkeit, und nur von der gewöhnlichen und allgemeinen Mitwirkung Gottes unterstützt das natürliche Sittengesetz beobachtet, so ist seine Sittlichkeit eine natürliche; wenn aber Gott durch außerordentliche Einwirkung der Seele eine höhere Kraft des Erkennens und Wollens ertheilt, und sie dadurch auch zum Handeln gemäß der geschöpften Erkenntniß befähiget, so ist die Sittlichkeit eine übernatürliche. Hierauf gründet sich jene in der Theologie sehr gewöhnliche Unterscheidung zwischen der Beobachtung des göttlichen Gesetzes der Substanz und der Art nach. Der Substanz nach wird das Gesetz schon dadurch beobachtet, daß unser Wollen und Handeln ihm gleichförmig ist; damit es aber in der Art, die allein zum ewigen Heile ersprießlich ist, beobachtet werde, muß jenes Wollen und Handeln aus dem Glauben, der Hoffnung und Liebe hervorgehen, und setzt somit die Gnade voraus. Man braucht sich nun freilich diesen Unterschied zwischen der natürlichen und übernatürlichen Sittlichkeit in der Wirklichkeit nicht so zu denken, daß unsere sittlichen Handlungen bald der natürlichen, bald der übernatürlichen Ordnung angehörten; es ist vielmehr anzunehmen, daß die Gnade des Erlösers all unser (der Gläubigen) Wirken, welches der sittlichen Ordnung angehört, begleitet. Aber in der Theorie wirft diese Unterscheidung nicht nur ein großes Licht auf die Lehre von dem Verdienste und den guten Werken, sondern es ist ohne sie gar nicht möglich, das katholische Dogma über das Verhältniß der Gnade zur Natur fest zu halten. Denn wir müssen dem katholischen Dogma zu Folge gegen den Pelagianismus die absolute Nothwendigkeit der Gnade zu jeder, auch der geringsten Handlung, die auf unser Heil Einfluß hat, behaupten, und dürfen nichts desto weniger im gefallenen Menschen die in seiner Natur wurzelnde Anlage zur sittlichen Ordnung nur als geschwächt, und nicht als zerstört betrachten. Dieß ist aber ohne jene Unterscheidung gar nicht möglich. Wenn jenes sittliche Wirken, das mit unserm ewigen Heile in Verbindung steht, nicht höherer Art wäre, als dasjenige, wozu wir als vernünftige Wesen Anlage haben, so

müßten wir vermöge dieser nicht zerstörten, sondern nur geschwächten Anlage wenigstens etwas, sei es auch noch so gering für unser Heil wirken können. Jene absolute Nothwendigkeit der Gnade ließe sich also nur dadurch festhalten, daß man im gefallenen Menschen jeglichen Ueberrest des Guten, in dessen Besitz er vor dem Falle war, leugnete. Daher haben denn auch die neuern Theologen, welche den Unterschied zwischen der natürlichen und übernatürlichen Sittlichkeit verwarfen oder übersahen, entweder wie Hermes, mit den Semipelagianern die Nothwendigkeit der Gnade zu einem jeden, auch dem geringsten Heilswerke, geleugnet, oder mit Luther und Bajus die völlige Verderbtheit der menschlichen Natur behauptet.

Diesen Unterschied zwischen der eigentlich christlichen Tugend und der natürlichen Sittlichkeit hielten schon die frühesten Kirchenväter fest. So sagt der heilige Augustin, daß die uns noch nach dem Falle gebliebene Anlage zur Sittlichkeit in der vernünftigen Natur unserer Seele wurzle, vermöge welcher jeder Mensch das Sittengesetz zum Theil noch erkennen und beobachten könne; aber diese Kraft der Natur genüge nicht zu jener Frömmigkeit, die zum seligen und ewigen Leben führe. Die einzelnen guten Werke, die ein Ungerechter verrichte, könnten ihm nur dazu frommen, daß er minder gestraft werde. De spirit. et lit. c. 28. — Der heilige Prosper sagt: Auch nach dem Sündenfalle bleibt von der menschlichen Natur, deren Schöpfer Gott ist, die Substanz, es bleibt die Form, es bleibt das Leben und der Sinn und die Vernunft nebst den übrigen Gütern des Leibes und der Seele, welche auch dem Bösen und Lasterhaften nicht abgehen; jedoch vermöge dieser Gaben, welche sein sterbliches Leben ehrbar machen, gelangt er noch nicht zur Erfassung des wahren Guten; dieß Alles kann nicht das ewige Leben geben... Wir erlangen daher Alles, was zum (ewigen) Leben und der (christlichen) Frömmigkeit gehört, nicht durch die Natur, welche verschlechtert ist, sondern durch die Gnade, wodurch die Natur erneuert wird. Wir dürfen aber nicht meinen, die Keime zu den Tugenden liegen in der Natur, weil auch bei den Gottlosen sich manches Löbliche findet, was zwar aus der Natur entsteht, aber weil es vom Schöpfer der Natur entfernt ist, kann es keine (wahre) Tugend sein. — Fulgentius schreibt, daß es, wie es

eine Kenntniß Gottes gebe, die nicht zum Heile führe, so auch eine Sittlichkeit gebe, die nicht rechtfertige, weil sie nämlich nicht aus dem Glauben und der Liebe hervorgehe. „Aliqua quidem bona, quae ad societatis humanae pertinent aequitatem (iis) inesse possunt; sed quia non fide et charitate fiunt, prodesse non possunt." — Schließen wir mit einer Stelle des Peter Diakonus. Dieser sagt: „Damit die falsche Freiheit wahre Freiheit werde, d. h. damit die menschliche Freiheit christliche Freiheit werde, bedurfte eben diese Freiheit des Befreiers, auf daß sie vermöge seiner Gnade von menschlichen Beschäftigungen abgewendet, denken und begehren könnte, was zum ewigen Leben führt. Ohne die Gnade kann sie zwar das Menschliche denken und begehren, aber das Göttliche kann sie (ohne dieselbe) nicht denken, noch wollen oder begehren.

9. Von der Gnade des ersten Menschen.

Der ursprüngliche Mensch war nicht beschaffen, wie der ist, welcher heut zu Tage geboren wird. Denn er befand sich vor der Sünde im Zustande der Heiligkeit und Gerechtigkeit; er erfreute sich der Kindschaft Gottes, daher des vertrautesten Umganges mit ihm; seine Seele genoß eines innigen Friedens, keine ungeordnete Begierde regte sich in derselben; auch sein Leib war frei von jedem Ungemach und insbesonders vom Tode.

Die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit des ersten Menschen war aber Gnade im eigentlichen Sinne, und nicht des Menschen natürlicher Zustand. Schon Luther und Calvin behaupteten, die ursprüngliche Gerechtigkeit sei dem ersten Menschen natürlich gewesen. Bajus aber und Jansenius bildeten diesen Irrthum noch mehr aus. Nach ihrer Lehre sei es Aberwitz, zu behaupten, der Mensch sei ursprünglich durch eine übernatürliche Gnade über den Zustand seiner Natur erhoben worden, damit er auf übernatürliche Weise Gott durch Glaube, Hoffnung und Liebe verehre. Auch habe der noch unversehrten Natur die Erhebung zur Gemeinschaft mit Gott natürlich gebührt, und hätte ihr daher nicht versagt werden können; selbst die Unsterblichkeit sei kein Geschenk der Gnade, sondern als die natürliche Beschaffenheit des noch unverdorbenen Menschen zu betrachten. Allein anders lautet die auf die heilige

Schrift und die Aussprüche der Väter sich stützende Lehre der Kirche. Die heiligen Väter unterscheiden genau zwischen dem, was dem ersten Menschen der Natur nach gebührte, und was er aus Gnaden erhielt. Sie beziehen die Worte: „Gott der Herr bildete den Menschen aus Lehm der Erde" — auf die natürliche Schöpfung, und jene Worte: „Er hauchte in sein Angesicht den Keim des Lebens" — auf die Heiligung. Der heilige Basilius pflegt daher diesen ursprünglichen Hauch des Schöpfers jenem zu vergleichen, wodurch der Erlöser nach seiner Auferstehung den heiligen Geist verlieh. Der heilige Basilius sagt: „Mit dem lebendigen Wort zum Schaffen bestellt, eine lebendige Kraft und eine göttliche Wesenheit ging der Geist unaussprechlich aus dem unaussprechlichen Munde hervor und wurde auf unaussprechliche Weise dem Menschen durch die Anhauchung mitgetheilt; von Christus aber durch ein körperliches Zeichen versinnbildlicht, als er ihn vermittelst der Anhauchung zurückstellte. Denn mit jener Neuheit, die vom Anfange war, muß die Erneuerung, die jetzt geschah, übereinstimmen. Der also, indem er anhauchte, versinnbildlichte, war kein Anderer, als jener, der vom Anfang anhauchte, sondern derselbe, durch den Gott die Hauchung verlieh, einst mit der Seele, jetzt in der Seele. Basil. contr. Eunom. libr. 5. Auf dieselbe Weise erklärt sich der heilige Cyrillus von Alexandrien: „Sobald durch die unaussprechlichen Winke des Schöpfers die menschliche Natur in's Dasein gesetzt war, wurde ihr auch die Verbindung mit dem Geiste geschenkt. Denn er hauchte ihm in's Angesicht den Geist des Lebens, weil er, denke ich, jenen leuchtenden Vorzug der Heiligkeit und Verwandtschaft mit Gott nur dadurch erhalten konnte, daß er mit der Gemeinschaft des heiligen Geistes geschmückt wurde. Als daher der Eingeborne Mensch geworden war, und die menschliche Natur jenes ursprünglichen Gutes beraubt fand, drängte es ihn, sie in den Besitz desselben wieder einzusetzen, und aus seiner Fülle, wie aus der Quelle schöpfend, sprach er: Empfanget den heiligen Geist, — die Natur des Geistes durch die leibliche und sinnliche Hauchung treffend ausdrückend. Cyrill. Alex. dial. IV. de trinit.

Der erste Mensch war demnach allerdings, nachdem er eine vernünftige Seele empfangen, vor allen übrigen Geschöpfen der Erde ausgezeichnet, und dieses war ihm natürlich; seine eigentliche

Vollendung aber erhielt er erst, nachdem er geistig gemacht wurde, und dieses war Gnade. Daher sagt der heilige Augustin: „Man muß den zu einem lebenden Wesen gemachten Menschen noch nicht für den geistigen, sondern erst für den thierischen halten. Geistig wurde er erst, als er in das Paradies, d. h. in das glückselige Leben ist versetzt worden. De genes. contr. Manich. l. 2. c. 8. Dasselbe sagt der heilige Cyrillus von Alexandrien in den Worten: Nachdem dieses Geschöpf (der Mensch) seiner eigenen Natur nach in jeder Hinsicht vom göttlichen Schöpfer vollendet war, empfing er alsobald auch die Aehnlichkeit mit ihm. Denn es ward ihm der heilige Geist eingehaucht, und dadurch das Bild der göttlichen Natur eingeprägt. De adorat. in spirit. l. 1. Auch die übrigen Väter bezeichnen den glücklichen Zustand des ersten Menschen als eine Gnade. So sagt der heilige Augustin: „Was bedeutet es, daß nach dem Genuße der verbotenen Speise die Nacktheit ihnen kund ward, wenn nicht, daß die Sünde entblößt hatte, was die Gnade bedeckte? Eine große Gnade Gottes war nämlich dort, wo der irdische und thierische Leib kein thierisches Gelüst hatte.“ Aug. in Julian. l. 4. c. ult. Der heilige Ambrosius schreibt: Adam war, ehe er sündigte, mit dem Schleier der Tugenden bedeckt; aber durch die Sünde gleichsam entkleidet, sah er, daß er nackt war. Ambros. de Elia et jej. c. 4. Daß aber der erste Mensch diese Tugenden aus Gnade besaß, spricht er bei einer andern Gelegenheit aus, wo er sagt, daß die Engel der Finsterniß wie Räuber schon den ersten Menschen des Anzuges der geistigen Gnade beraubten. Ambros. in Luc. l. 7. c. 10. Daß auch die Unsterblichkeit dem ersten Menschen in seinem unsterblichen Zustande nicht als natürliches Gut gebührte, sondern nur in Folge der Gnade gegeben ward, sprechen nicht minder die heiligen Väter klar aus. So schreibt der heilige Cyrillus von Alexandrien: Weil der von Gott geschaffene Mensch in Folge seiner eigenen Natur nicht unsterblich und unvergänglich war; so wurde er mit dem Geiste des Lebens besiegelt, und empfing durch seine Verbindung mit Gott ein über seine Natur erhabenes Gut. Und der heilige Augustin sagt: Wenn Gott den Kleidern und Schuhen der Israeliten es verlieh, daß sie so viele Jahre hindurch nicht zerrissen; was ist es für ein Wunder, wenn er dem Menschen, so lange er im Ge-

horsam verharrte, die Macht verlieh, daß er, obschon er einen thierischen und sterblichen Leib hatte, ohne zu altern, zur Zeit, wann es Gott gefallen hätte, von der Sterblichkeit zur Unsterblichkeit ohne Tod gelangt wäre. Denn so wie der Leib, den wir jetzt haben, nicht aufhört, verwundbar zu sein, obschon es nicht nöthig ist, daß er verwundet werde; so hörte auch jener Leib Adams deßhalb nicht auf, sterblich zu sein, weil es nicht nothwendig war, daß er stürbe. De peccat. mer. et remiss. l. 1. c. 4. — Damit stimmen auch die spätern Kirchenlehrer überein. Der heilige Bonaventura sagt: Der Mensch war im Stande der Unschuld zuerst mit den Gaben der Natur begabt, nachher aber mit jenen der Gnade geschmückt. In l. 2. sent. dist. 29. art. 2. Noch umständlicher spricht sich unser Heiliger in folgenden Worten aus: „Es geschieht weder die Heiligung noch die Annahme an Kindesstatt, noch die Vereinigung der Seele mit Gott durch irgend eine Eigenschaft der Natur, sondern vielmehr durch eine den natürlichen Gaben beigefügte Gabe der Gnade, welche die Seele heiliget, damit sie ein Tempel; welche sie Gott ähnlich macht, damit sie ein Kind, und welche ihr Schönheit verleiht, damit sie eine Braut Gottes werde.... Daraus erhellet, daß der Mensch auch im Zustande der Unschuld der heiligmachenden Gnade bedurfte, um Gott wohlgefällig zu sein.“ Auf ähnliche Weise erklärt sich der heilige Thomas von Aquin.

Gott hätte aber allerdings den ersten Menschen im Zustande der reinen Natur (in statu naturae purae) erschaffen können, in welchem er sich keiner jener Vorzüge würde erfreut haben, welche er bloß in Folge der Gnade hatte, sondern nur das besäßen haben würde, was seiner Natur gemäß war. Denn es kann mit Gott in keinem Widerspruche stehen, den Geschöpfen keine höhern Gaben zu verleihen, als welche ihrer Natur entsprechen. Weil man in den alten Zeiten diese Wahrheit nicht bestritt, hatten die heiligen Väter auch keine Gelegenheit, sich hierüber zu äußern. Doch sagt schon der heilige Augustin: Wenn auch der Mensch im Zustande der Unwissenheit und Begierlichkeit erschaffen wäre, würde Gott nicht beschuldiget werden können. Retract. l. 1. c. 9. Dieses sagt aber der heilige Lehrer bezüglich eines andern Ausspruches, der sich in einer seiner Schriften findet, und wo er schreibt:

Wenn eine andere Seele nicht nur vor aller Sünde, sondern auch vor allem Leben so zu sein anfängt, wie die andere (Adams nämlich) nach sündhaftem Leben geworden ist, so hat sie doch dem Schöpfer nicht für ein geringes Gut zu danken, weil ihr Ursprung und Anfang selber besser ist, als jedes vollendete Werk. Denn es sind keine geringen Güter nicht nur, daß sie Seele, und als solche ihrem Wesen nach vor jedem Körper ausgezeichnet ist, sondern auch, daß sie die Fähigkeit besitzt, mit Hilfe des Schöpfers sich auszubilden und mit frommem Bestreben alle Tugenden zu erwerben. ... Es ist nichts Geringes, vor allem Verdienste guter Werke ein natürliches Urtheil empfangen zu haben, durch welches sie die Weisheit dem Irrthum, und die Ruhe der Mühseligkeit vorziehen kann, damit sie hiezu nicht von ihrer Entstehung an, sondern durch ihr Bestreben gelange. De libr. arb. l. III. c. 20. — Der heilige Thomas von Aquin schreibt: Gott konnte zu Anfang, als er den Menschen schuf, auch einen andern Menschen aus dem Lehm der Erde bilden, und ihn in seiner natürlichen Beschaffenheit lassen, daß er nämlich dem Tode und den Leiden unterworfen wäre, und den Kampf des Fleisches wider den Geist erführe; worin der Natur des Menschen nichts genommen würde, da dieses vielmehr aus den Principien der Natur folgt. Dist. 31. q. 1. a. 2. Damit stimmen die spätern Theologen überein, namentlich auch Bellarmin. Dieß ist auch Lehre der Kirche; denn sie verwarf unter Andern jenen Satz des Bajus: „Deus non potuisset ab initio talem creare hominem, qualis nunc nascitur.“ cf. Kleutgen, die Theologie der Vorzeit. B. 2. —

10. Ueber die Natur der Gnade.

(Nach Fenelon's Erklärung.)

Auf die Frage, worin die Gnade besteht, ist zu antworten: Die Gnade ist Gott, der in der Seele wirkt. Die Gnade gibt aber dem Verstande eine Erleuchtung; dem Willen eine zuvorkommende Anziehung, ein süsses und annehmliches Gefühl, das in ihm ist ohne ihn; sie vermehrt die Kraft des Willens, daß er wirklich in diesem Augenblicke das Gute wollen könne; sie ermuthiget ihn, dieser neu verliehenen Stärke sich zu bedienen. Die Gnade macht also, daß der Mensch das Gute wollen könne; aber sie nöthiget

ihn nicht dazu. Darum sagt der heilige Augustin: „Gott macht (mittelst der Gnade), daß wir wollen;“ er setzt aber noch hinzu: „Indem er unterstützt (adjuvando). Und in der That, da die Sünde eine Ohnmacht des Willens nach sich zog, dagegen das gute Wollen eine Stärke des Willens ist, der sich zum Guten wendet, heißt es den Willen so wirksam zum Guten wenden und so kräftig gegen das Böse unterstützen, als es möglich ist, ohne ihn zu nöthigen; es heißt das gute Wollen in ihm und mit ihm wirken. Bis hieher ist die Gnade eine zuvorkommende, die in uns ist ohne uns, eine Gnade der Hilfe und Anziehung, der Stärke und Einladung; sie gibt die Stärke zum Wollen, und regt zum Wollen selbst an.

Wir kommen nun auf die Gnade der Mitwirkung. Hat uns nämlich Gott gestärkt und angeregt, so wirkt er mit uns; er bringt mit uns unsern guten Akt hervor. Alles aber, was nur Hilfe, nur neue Stärke, nur Mitwirkung ist, kann nimmermehr nöthigen. Ich nöthige einen von der Gicht Gelähmten nicht zu gehen, wenn ich ihn nur stütze, ihm nur helfe, daß ihm das Gehen möglich wird: nur wenn ich ihn fort zöge, wäre Nöthigung da. Man hat also unter den Worten des Apostels: „Gott wirkt in uns das Wollen und das Vollbringen,“ bloß den übernatürlichen Beitritt der mitwirkenden und begleitenden Gnade zu verstehen. Gott wirkt das Wollen, aber nur helfend. Doch richtet er für seine Auserwählten die zuvorkommende und stärkende Gnade nach dem Bedürfnisse des Willens so ein, daß er der Mitwirkung desselben versichert ist. „Ita suadetur, ut persuadeatur.“ Er thut dieses, weil er eine Vorliebe für seine Auserwählten und einen besondern Willen für ihr Heil hat, den er nicht für das Heil der Uebrigen hat, die nur berufen sind, wiewohl er auch ihre Rettung aufrichtig will, indem er ihnen die genügenden Mittel zum Heile gibt, und sie wirklich selig macht, wenn sie mitwirken, wie sie können. Von diesem besondern Willen Gottes für das Heil der Auserwählten sagt der heilige Augustin, daß er unüberwindlich und allmächtig sei. Die Gnade selbst aber ist durch ihre Natur oder Wesenheit nicht unausweichlich; denn sonst könnte man ihr nicht widerstehen, was falsch ist. Der Gnade kann man allerdings widerstehen, aber den Rathschluß oder Willen Gottes kann man nicht vereiteln. Es

ist nämlich nicht möglich, daß das, was ist, zugleich auch nicht sei. Nun ist aber das gute Wollen des Menschen bereits gegenwärtig vor Gott. Denn Gott sieht, was wir bedingt künftig nennen, als etwas, das gegenwärtig schon geschehen ist. Er hat das gute Wollen bereits gemacht, das in Beziehung auf den Menschen noch künftig ist, und ist folglich desselben wohl versichert. Darf man sich demnach wundern, daß der Mensch einem Willen nicht widerstehen könne, wenn es bereits wahr ist, daß er ihm nicht widersteht? In dieser Auffassung erscheint die Gnade nicht als unwiderstehlich oder nöthigend, sondern es thut der Mensch nur mit Hilfe der Gnade, was Gott will, und wozu er den menschlichen Willen bestimmt, und sich der Uebereinstimmung desselben mit dem seinigen versichert. Hier kann man fragen, wie versichert sich Gott dieses guten Wollens des Menschen? Dieß erklärt der heilige Augustin nicht, und es wäre Vermessenheit weiter zu gehen, als er selbst es thut. Er sagt aber: Es wird auf eine wunderbare und unaussprechliche Weise in uns bewirkt. Wer wollte auch leugnen, daß Gott die Macht hat, die Herzen der Menschen dahin zu neigen, wohin es ihm wohlgefällig ist? Er hat in den Schätzen seiner Allmacht und Weisheit unerschöpfliche Mittel, die Herzen der Menschen zu gewinnen, zu neigen und zu machen, daß sie wollen, was er will. Nicht durch Ursachen, die ihrer eigenen Natur nach nöthigend sind, versichert sich Gott unsers Wollens, sondern wie erwähnt, auf eine geheimnißvolle, wunderbare Weise, wobei eben so wenig der Freiheit des menschlichen Willens Eintrag, als seiner höchsten Allmacht Abbruch geschieht. Was ist überhaupts die Sünde anders, als ein Irrthum und eine Unvernunft? Was ist sie anders, als ein Fall, eine Schwäche, eine Ohnmacht des Willens? Je mehr nun Gott den Menschen erleuchtet und stärkt, desto mehr entfernt er ihn von der Ohnmacht, vom Irrthume und Laster, und eben dadurch auch vom Widerstande gegen seinen höchsten Willen. Gott versichert sich also des Verstandes und des Willens des Menschen dadurch, daß er ihn überzeugt, und dann dadurch, daß er ihn wider seine Schwäche kräftiget.

11. Von der heiligmachenden oder rechtfertigenden Gnade (gratia habitualis) und ihrem Verhältnisse zur wirklichen Gnade (gratia actualis).

Die heiligmachende Gnade begründet in dem Menschen einen bleibenden Zustand, und unterscheidet sich von der wirklichen Gnade (gratia actualis) dadurch, daß letztere, welche uns in den Stand setzt, auf Gottes wohlgefällige Weise zu handeln, mit der Handlung wieder vorübergehet. Jener Zustand nun, welchen die in uns bleibende Gnade hervorbringt, ist die christliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, und darum heißt diese Gnade auch die heiligmachende oder rechtfertigende.

Das Concilium von Trient sagt über die Rechtfertigung, daß sie sei „die Versetzung des Menschen aus dem Zustande, in welchem er als Sohn des ersten Adam geboren wird, in den Zustand der Gnade und Kindschaft Gottes durch den zweiten Adam, Jesum Christum, unsern Heiland, und daß diese Versetzung seit der Verkündigung des Evangeliums ohne das Bad der Wiedergeburt oder das Verlangen nach demselben nicht geschehen könne." Hier ist deutlich ausgesprochen, daß die heiligmachende Gnade in uns einen Zustand hervorbringt, und der Seele eine bleibende Eigenschaft verleiht. Dasselbe bestätiget das Tridentinum im Nachfolgenden, wo es sagt, daß die Rechtfertigung eine Umwandlung des ganzen innern Menschen sei, so daß man dadurch aus einem Ungerechten ein Gerechter, aus einem Feinde ein Freund Gottes werde, und daß man in der Rechtfertigung zugleich mit der Vergebung der Sünden die Gaben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe empfange.

Nun kann sich zwar, ja soll sich der Mensch auf die Rechtfertigung vorbereiten, nämlich indem er mit Hilfe der zuvorkommenden und unterstützenden Gnade glaubt, fürchtet, hofft, bereut u. s. w. Allein man darf sich die heiligmachende Gnade oder die Versetzung in den Zustand der Kindschaft Gottes nicht so erklären, daß sowohl jene zuvorkommende und unterstützende Gnade immer häufiger und stärker auf ihn einwirkte, als auch seine Mitwirkung immer getreuer werde, und so allmählig die fromme Gesinnung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in ihm vorherrschend

und sein Verkehr mit Gott ein fast ununterbrochener werde. Denn in diesem Falle wäre die heiligmachende Gnade nichts Anders, als eine sehr häufig ertheilte wirkliche Gnade, da sie doch eine von dieser ganz verschiedene Gabe Gottes ist. Auch würden bei solcher Sachlage die der Rechtfertigung vorhergehenden Tugenden jene nicht bloß vorbereiten, sondern wahrhaft hervorbringen, was falsch ist; denn durch Nichts, sagt der Kirchenrath von Trient, was der Rechtfertigung vorhergeht, sei es der Glaube oder seien es die Werke, wird die Gnade der Rechtfertigung selbst verdient. Ferners hängt die Rechtfertigung nicht von einer vollkommenen Uebung der christlichen Tugenden und einem durch sie vermittelten Umgang mit Gott ab; denn sie ist die erste Begründung und der eigentliche Anfang der christlichen Heiligkeit. Mit der Annahme, daß durch fortgesetzte Gnadenverleihungen von Seite Gottes und durch wiederholte Tugendübungen von Seite des Menschen die Rechtfertigung herbeigeführt wird, ließe sich nimmermehr die Lehre vereinigen, daß auch unmündige Kinder, die einer eigentlichen Tugendübung noch nicht fähig sind, dennoch durch den Empfang des heiligen Sakramentes der Taufe die heiligmachende Gnade erhalten.

Man darf also die heiligmachende Gnade nicht von unserm Streben nach Heiligkeit abhängig machen, sondern man muß sich dieselbe als Wirkung Gottes vermittelst des Sakraments denken. Selbst in jenem Falle, wo Jemand ohne Empfang des Sakraments in Folge einer vollkommenen Liebe gerechtfertiget wird, ist die Rechtfertigung nicht als durch seine Tugendübung erzeugte, sondern als durch den allmächtigen Einfluß Gottes hervorgebrachte Umwandlung aufzufassen. Daher verlangt auch die Kirche, wie es das Tridentinum klar ausgesprochen hat (sess. 6. c. 4.), die Begierde nach dem Sakrament.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß man sich die heiligmachende Gnade als etwas denken muß, das Gott in unserer Seele hervorbringt, und das in ihr bleibend die Ursache ihrer Heiligkeit ist. Dieses spricht ganz klar der heilige Thomas von Aquin aus, indem er schreibt: Wenn man sagt, daß Jemand die Gnade Gottes habe, so wird damit irgend eine Wirkung des gnädigen Willens Gottes in ihm bezeichnet. Nun wird aber der Mensch durch den gnädigen Willen Gottes auf doppelte Weise unterstützt:

erstlich, indem die Seele des Menschen von Gott angeregt wird, etwas zu erkennen, zu wollen oder zu thun, und in dieser Weise ist die Wirkung der Gnade keine Eigenschaft, sondern eine Bewegung der Seele. Zweitens aber wird der Mensch durch den gnädigen Willen Gottes unterstützt, in so ferne seiner Seele eine habituelle Gabe von Gott eingegossen wird. Und dieses darum, weil es nicht annehmbar ist, daß Gott denen, welche seine Liebe zum übernatürlichen Gute bestimmt, weniger vorsehe, als jenen Geschöpfen, denen seine Liebe nur das natürliche Gute verleiht. Diesen Geschöpfen aber sieht er dergestalt vor, daß er sie nicht nur zu der ihnen natürlichen Thätigkeit anregt, sondern ihnen auch gewisse gute Eigenschaften, welche die Principien ihrer Thätigkeit sind, verleiht, damit sie nämlich von sich selbst zu jenen Bewegungen geneigt seien. So werden ihnen die Bewegungen, zu welchen sie von Gott angetrieben werden, natürlich und leicht. Darum heißt es von der göttlichen Weisheit: Sie ordnet Alles lieblich an (Weish. 8, 1.). Um so viel mehr also theilt er jenen, die er zur Erlangung des ewigen, übernatürlichen Gutes anregt, gewisse übernatürliche Formen oder Eigenschaften mit, vermöge derer sie von ihm zur Erreichung jenes Gutes sanft und leicht bewegt werden. Und so ist die Gabe der Gnade eine gewisse Eigenschaft der Seele. Summa p. 1. q. 2. —

Daß dem so sei, und der Mensch durch die Rechtfertigung in einen neuen, bleibenden Zustand versetzt werde, deutet schon das Wort selbst an. Die Rechtfertigung wird in der heiligen Schrift eine Wiedergeburt, eine neue Schöpfung genannt. Wie nun durch die Geburt oder Schöpfung nicht eine etwa bloß vorübergehende Stärkung zu einzelnen Handlungen, sondern ein bleibendes Sein verliehen wird, so muß man auch die Wiedergeburt oder die Umschaffung des Menschen als eine Umwandlung auffassen, durch welche ihm zwar kein anderes Sein, d. h. keine neue Substanz, aber doch eine andere Weise zu sein gegeben wird.

Vernehmen wir hierüber noch Aussprüche älterer Väter. Der heilige Cyprian sagt über die Wirkungen der Taufe: „Irdisch war der Mensch, da er, aus dem Fleische geboren, der Sünde unterthan lebte; Gottes zu sein fing er an, als ihn bereits der heilige Geist belebte.“ Epist. ad Donat. 2. Gewiß hat sich hier der heilige Cy-

prian das Leben, welches die Gnade uns schenkt, als eine in uns fortdauernde Quelle himmlischer Kräfte gedacht. Als solche wird sie vom Herrn selbst in den Worten bezeichnet: Das Wasser das ich ihm geben werde, wird in ihm zur Wasserquelle werden, die in's ewige Leben strömt. Joh. 4, 14. — In der heiligen Schrift wird die heilig machende Gnade mit einem Spiegel, mit einem Unterpfande verglichen; lauter Ausdrücke, die uns dieselbe als etwas von Gott in uns Hervorgebrachtes und Bleibendes darstellen. Hierauf bezüglich schreibt der heilige Augustin: „Die unsichtbare Salbung ist jene Liebe, welche in einem jeden, in dem sie ist, wie eine Wurzel ist, die nicht verdörrt, wie sehr auch die Sonne brennen mag.“ Tract. 3. in 1. Joan. 2. — Der heilige Ambrosius sagt: Wir sind also von Gott mit dem Geiste besiegelt. Denn wie wir in Christus sterben, damit wir neu geboren werden, so werden wir auch mit dem Geiste besiegelt, damit wir sein glänzendes Bild und seine Gnade bewahren können, was eben das geistige Siegel ist. Denn obgleich wir dem äußern Zeichen nach am Leibe besiegelt werden, so werden wir doch der That nach im Herzen besiegelt, damit der heilige Geist uns das Abbild des himmlischen Bildes eindrücke. De spirit. sanct. l. 1. c. 6. — Besonders kräftig drückt sich der heilige Basilius aus. Ihm zu Folge ist die Gnade des Geistes in uns, wie die Form im Stoffe, wie die Kraft in dem Kräftigen, wie die Anlage und Fertigkeit in dem, der sie besitzt. Sie ist wie die Form, weil sie dem vernünftigen Geschöpfe die letzte Vollendung gibt und eben dadurch es geistig macht; sie ist in der reinen Seele, wie die Sehkraft im gesunden Auge; sie ist endlich in uns, wie die Kunst im Künstler, immer zwar gegenwärtig, aber nicht ohne Unterlaß thätig. De Spirit. s. c. 25.

Hiemit stimmen auch die Aussprüche des Conciliums von Trient überein; denn die Synode sagt: Die Liebe Gottes wird bei der Rechtfertigung in unsere Herzen ausgegossen und hängt ihnen an (cap. 7. et can. 11.). Und wiederum: „Welche Gerechtigkeit die unsere genannt wird, weil wir durch sie, indem sie uns anhängt, gerechtfertiget werden; eben dieselbe ist aber auch Gottes, weil sie uns von Gott durch das Verdienst Christi eingegossen wird (cap. 16.). Vorzüglich durch das Wort „anhängen“ (inhaerere) ist etwas in uns Bleibendes ausgedrückt. Dafür zeugt

auch Palaviccini in seiner Geschichte des Conciliums von Trient; denn er berichtet: Als auf dem Concilium der Wunsch ausgesprochen worden, daß das habituelle Sein der Gnade in uns bestimmt erklärt würde, hätten die Väter erwidert, daß dieses bereits hinlänglich, besonders durch das Wort „inhaerere" geschehen sei.

Die heiligmachende Gnade ist also ein Habitus der Seele, darum wird sie auch gratia habitualis genannt. Dabei kömmt aber wieder in Betracht, daß die Beschaffenheit der Seele, wodurch wir zu einer gewissen Thätigkeit tauglich und geschickt sind, eine durch Uebung erworbene (habitus acquisitus), und eine uns von oben verliehene sein kann (habitus infusus). Es verleiht aber Gott manchmal auch das auf übernatürlichem Wege, wozu man auch auf natürlichem Wege gelangen könnte, so z. B. verlieh er den Aposteln und andern frommen Dienern die Gabe der Sprachen. Eine solche Beschaffenheit des Geistes heißt ein habitus per accidens infusus. Wird hingegen der Seele eine Beschaffenheit verliehen, wozu keine Uebung führen, und wozu es in unsern natürlichen Kräften gar keine Anlage gibt, so heißt dieß ein habitus infusus per se. Es ist von selbst verständlich, daß die Gerechtigkeit, welche uns durch die heiligmachende Gnade geschenkt wird, ein habitus per se infusus sei. Es ist daher die Gerechtigkeit eine fortdauernde, von der Gnade verliehene Beschaffenheit, wodurch die Seele in den Stand gesetzt wird, für das ewige Leben zu wirken. Wie nun der Habitus nicht bloß die Fähigkeit ertheilt, etwas zu thun, sondern auch die Kraft mit sich bringt, es mit Leichtigkeit zu thun, so dürfen wir auch dieses auf die heiligmachende Gnade anwenden, ungeachtet gewöhnlich das Gegentheil statt findet, und man nur mit vieler Mühe sein Heil wirken kann. Dieß Letztere kommt nämlich von den vielen Hindernissen her, welche sie in uns vorfindet, indem sie von unserer Sinnlichkeit, von unsern bösen Neigungen und Gewohnheiten in ihrer Wirksamkeit gehemmt wird. Wir sollen aber diese Hindernisse unter dem Beistande der aktuellen Gnade mehr und mehr zu beseitigen suchen, wodurch uns die Tugend auch immer leichter würde, womit aber nicht gesagt ist, daß je Einer es dahin bringe, daß er zu irgend einem verdienstlichen Akt die aktuelle Gnade nicht mehr bedürfe.

Man darf sich aber die heiligmachende Gnade oder die Rechtfertigung nicht als etwas Aeußeres denken, sondern wie schon das

Wort: „Wiedergeburt und neue Schöpfung" andeutet, muß man sich dabei eine innere Erneuerung vorstellen, also etwas, welches das innere Wesen der Seele durchdringt, und ihr einen neuen Adel verleiht. — Um das ganze Verhältniß im Zusammenhange klar vor Augen zu stellen, sagen wir mit Kleutgen: Der Mensch soll zu einer Seligkeit gelangen, die nur Gott natürlich ist. Damit er dieses Ziel erreichen könne, muß ihm, was nicht in seiner Natur liegt, von Gott geschenkt und zugelegt werden. Und zwar erstlich muß er in sein innerstes Wesen selbst die göttliche Gabe empfangen, die dasselbe adelt und ihm eine Würde verleiht, durch die es einem solchen Ziele entspricht. Er muß aber auch Eigenschaften und Anlagen erhalten, durch die er zu einer Thätigkeit, wie sie dieses Ziel verlangt, ausgerüstet sei, und in dieser Thätigkeit von Gott unterstützt werden. Jene Gabe, durch welche seine Natur geadelt und in eine höhere Ordnung versetzt wird, ist die heiligmachende Gnade; denn durch diese wird er zu einer übernatürlichen Würde, zu einem Sein nach Art Gottes erhoben, und erhält Beruf und Anspruch auf das ewige Leben. Es werden ihm aber mit der heiligmachenden Gnade zugleich jene Anlagen und Kräfte gegeben, durch welche er seinem nunmehrigen Stande gemäß wirken und nach jenem übernatürlichen Ziele streben kann; denn er erhält die Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Nun ist es Pflicht des also Gerechtfertigten, sich die Leichtigkeit, den Glauben, die Hoffnung und die Liebe zu üben, zu erwerben, diese Tugenden in sich zu vermehren und durch sie seine ganze innere und äußere Thätigkeit zu heiligen. Dieß geschieht aber durch die Uebung jener sittlichen Tugenden, wozu wir allerdings in unserer Natur schon einige Anlagen haben; aber diese Anlagen sind durch die Gnade in die übernatürliche Ordnung erhoben, und der Geist wird in der Würdigung und Uebung jener Tugenden nicht mehr bloß durch das Licht der Vernunft, sondern durch jenes des Glaubens geleitet, durch die Hoffnung der übernatürlichen Seligkeit, die der Glaube verheißt, gestärkt, und die eigentliche Triebfeder all seines tugendhaften Wirkens ist die Liebe zu Gott, mit dem er in höherer Gemeinschaft steht. Die aus den göttlichen Tugenden hervorgehende Uebung der sogenannten sittlichen Tugenden ist also jene Thätigkeit, durch die er zu seinem

übernatürlichen Ziele strebt, und gleichsam sich hinbewegt. Aber in all diesem Streben in dieser Uebung der Tugenden bedarf er außer jener übernatürlichen Anlage, die Gott in ihm schuf, einer beständigen, übernatürlichen Mitwirkung Gottes, jener, die seinen Werken zuvorkömmt, sie begleitet und vollendet, d. h. der wirklichen oder aktuellen Gnade. Demnach erhält die menschliche Natur durch die heiligmachende Gnade jenen Adel, durch welchen sie zu dem übernatürlichen Ziele im Verhältniß steht; durch die Tugendgaben, welche zugleich mit der heiligmachenden Gnade eingegossen werden, die Fähigkeit und Leichtigkeit diesem Ziele gemäß zu wirken, durch die Uebung der Tugenden, zu welcher sie die wirkliche Gnade in den Stand setzt, strebt und gelangt sie zum Ziele. (cf. Die Theologie der Vorzeit von Kleutgen, B. II.)

12. Durch die Gnade wird der Mensch in die innigste Vereinigung mit Gott gesetzt.

Der heilige Johannes sagt: Sehet, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und sind. Darum erkennt uns die Welt nicht, weil sie ihn nicht kennt. Geliebteste, jetzt sind wir Kinder Gottes, und es ist noch nicht offenbar, was wir sein werden. Wir wissen, daß wir, wenn es offenbar sein wird, ihm ähnlich sein werden, weil wir ihn sehen werden, wie er ist. 1. Joh. 3, 1. 2. — Hier ist klar ausgesprochen, daß das Verhältniß, in welches wir durch Jesus Christus zu Gott gesetzt worden sind, das der Kindschaft, d. h. einer innigen Gemeinschaft und Aehnlichkeit mit Gott ist. Nur dem Eingebornen des Vaters ist dieses Verhältniß natürlich; uns aber ist es durch das geheimnißvolle Wirken des Geistes Gottes der Gnade nach mitgetheilt. Und diese Kindschaft ist auch der Grund, weßhalb wir einstens zur Anschauung der göttlichen Wesenheit gelangen, die wiederum nur den göttlichen Personen ihrer Natur nach gebührt; uns aber durch eine unbegreifliche Wirkung der Güte und Allmacht Gottes aus Gnaden zu Theil werden soll, und die dann unser ganzes Wesen verklären, und uns an Herrlichkeit und Seligkeit ihm ähnlich machen wird.

Dieses Verhältniß der Kindschaft zu Gott ist eine gänzliche Umwandlung, und geschieht dadurch, daß Gott in geheimnißvoller Weise sich mit unserer Seele verbindet, und ihr, wenn ich so sagen

darf, seine Gesinnung einflößend der Urheber eines ganz neuen, mehr göttlichen als menschlichen Lebens in ihr wird. Dafür zeugen die Stellen: Der Geist Gottes ist ihnen geschenkt Röm. 5, 5.; er wohnt in ihnen Röm. 8, 26.; er betet in ihnen Ebendas.; er wirkt in ihnen das Wollen und das Vollbringen. Phil. 2, 13. In Folge dessen werden die also Umgewandelten in Gesinnung und That Christo ähnlich, und tragen sein Bild 1. Corinth. 15, 49.; sie ziehen den neuen Menschen an, der nach Gottes Bild geschaffen ist. Röm. 13, 14. Es wirkt aber derselbe Geist in uns auch die innigste Vereinigung mit dem Herrn, in dessen Bild er uns verklärt, so daß Christus in uns wohnt und in uns wirkt, besonders durch das Geheimniß seines Fleisches und Blutes. Daher sagt Christus selbst: Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Gleichwie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich durch den Vater lebe, so wird auch der, welcher mich ißt, durch mich leben. Joh. 6, 58. Der Herr wird so in uns das Princip des Lebens, indem er unser ganzes Denken, Empfinden, Wollen und Thun durchdringt, und so groß ist die Wirkung, die er auf eine Seele, welche sich ihm mit freier Liebe ganz ergeben hat, ausübt, daß es nicht sowohl sie, als er ist, der in ihr denkt, empfindet, begehrt und wirkt. Daher sagt der Apostel: Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Gal. 2, 20. Dieses Wirken Gottes in uns darf aber nicht so verstanden werden, daß die Seele aufhöre, selbstthätig zu sein, und Gott in ihr ohne sie lebe und wirke, noch auch so, daß sie aufhöre, frei zu sein, und Gott sie ohne ihre Wahl bestimme; sondern so, daß Gott mit ihr in einen besonders innigen Verkehr tritt, sich ihr auf eine Weise offenbart, wie sie ihn durch ihre natürlichen Kräfte nicht erkennen könnte, und zugleich also eine höhere Kraft mittheilt, durch welche sie angetrieben und gestärkt wird, sich den Eindrücken, die sie von ihm empfängt, zu überlassen, und somit ihn und durch ihn und in ihm zu leben und zu wirken. Und diese Kraft ist die Liebe, die nicht aus der Natur stammt, sondern vom heiligen Geiste in unsere Herzen ausgegossen wird, und durch die wir Gottes Kinder sind.

Die heiligen Väter erklären dieses Verhältniß auf höchst geistreiche Weise. So sagt der heilige Cyrillus von Alexandrien: Der

Sohn verleiht denen, die ihn aufnehmen, daß sie der Macht nach das seien, was ihm allein der Natur nach eigen ist, es gemeinsam machend zum Beweise seiner Liebe... Durch Christus also steigen wir zur übernatürlichen Würde empor; doch sind wir nicht ganz auf dieselbe Weise wie er Gottes Kinder, sondern durch die Aehnlichkeit mit ihm, welche die Gnade in uns hervorbringt. Denn er ist der wahre Sohn, der vom Vater das Dasein hat; wir aber sind aus Güte an Kindesstatt angenommen, und hören aus Gnade: Ich habe gesagt: Ihr seid Götter. Das Geschöpf nämlich, das da gemacht und Knecht ist, wird zu dem, was über der Natur ist, nur durch den Wink und den Willen des Vaters gerufen. Der Sohn aber, der Gott und Herr ist, hat es nicht durch den bloßen Wink und Willen Gottes des Vaters, daß er Gott ist, sondern da er aus dem Wesen des Vaters erglänzt, empfängt er kraft seiner Natur das dem Vater eigene Gut. Comment. in Joan. libr. 1. c. 1. — Der heilige Irenäus spricht dieselbe Wahrheit ganz kurz in den Worten aus, indem er vom Sohne sagt: Der nach seiner unermeßlichen Liebe geworden ist, was wir sind, um uns zu dem zu machen, was er ist. Advers. haeret. in praef. ad lib. V. Und der heilige Chrysostomus sagt: Der anfangslose und natürliche Sohn Gottes wollte Sohn Davids genannt werden, damit er dich zum Sohne Gottes mache; er wollte den Knecht zum Vater haben, damit er dir, dem Knecht, den Herrn zum Vater mache. Hom. in Matth. 2. — Und der heilige Athanasius: Obgleich er selbst (der Sohn Gottes) allein der Natur nach wahrer und eingeborner Sohn ist, so werden doch auch wir zu Kindern gemacht, nicht zwar wie er der Natur und Wahrheit nach, sondern durch die Gnade des uns Berufenden, so daß wir, obgleich irdische Menschen, nichts desto weniger Götter heißen, nicht zwar, wie der wahre Gott und sein Wort, sondern nach dem Willen dessen, der uns begnadiget. Orat. 3. adv. Arian. — Die griechischen Väter pflegen daraus die Gottheit des heiligen Geistes zu beweisen, daß wir durch ihn mit Gott in Gemeinschaft gesetzt werden. So sagt der heilige Cyrillus: Ich frage, zu Göttern machen zu können, die nicht Götter sind, kommt das einer erschaffenen und gemachten Wesenheit zu? Ich dächte nicht. Gott allein muß dieses zugeschrieben werden, indem er die Seelen der Heiligen an seiner

Eigenheit durch den Geist theilnehmen läßt, durch welchen wir auch dem natürlichen Sohne gleichförmig, und deßhalb, wie er, Götter und Kinder Gottes genannt werden. Denn wie geschrieben steht, weil wir Kinder sind, so sandte Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen, der da ruft: Abba. Wenn es also über alle geschaffene Natur erhaben ist, aus eigener Kraft Andere zu Göttern machen zu können: wer kann dann den heiligen Geist den Geschöpfen beizählen?

Hören wir noch ein Zeugniß über die Art und Weise dieser Vergötterung. Johannes Damascenus sagt: Der Mensch wurde von Gott geschaffen, damit er, was des Geheimnisses Ende ist, durch Annäherung zu ihm vergöttlichet würde, jedoch vergöttlichet würde durch Theilnahme an dem göttlichen Lichte, und nicht durch Verwandlung in Gottes Wesenheit. De fide orth. l. 2. c. 12.

13. Von der unerschaffenen Gnade oder von der wirklichen Vereinigung des heiligen Geistes mit den Seelen der Gerechten.

Die alten Theologen pflegten zwischen der erschaffenen und unerschaffenen Gnade zu unterscheiden; unter der letztern verstunden sie die Mittheilung des heiligen Geistes selbst. Sie lehrten nämlich, daß uns Gott nicht bloß seine Gaben, sondern sich selbst schenke, und der heilige Geist nicht bloß durch seine Wirkungen, sondern auch in und mit der Gnade seinem Wesen nach in uns gegenwärtig sei. Die Neologen wissen zwar von dieser trostreichen Wahrheit nichts oder bekämpfen sie geradezu; aber alle bewährten Theologen des Alterthums stellen die Lehre von der wirklichen und wesenhaften Gegenwart des heiligen Geistes in den Gerechten als eine durch die Offenbarung ganz gewisse Wahrheit dar, ja der heilige Thomas nennt die entgegengesetzte Behauptung geradezu einen Irrthum.

In der That läßt sich beweisen, daß der heilige Geist nicht bloß als Urheber der Gnaden, sondern selbst als Gnade in den Seelen der Gerechten zugegen sei; daß er also nicht bloß Heiligkeit hervorbringe, sondern selbst als Princip aller Heiligkeit in den Gerechten zugegen, und mit ihnen seinem Wesen, und nicht bloß seiner Wirksamkeit nach vereiniget ist. Zuerst erinnern wir zu die-

sem Behuf an die vielen Stellen der heiligen Schrift, worin gesagt wird, daß der heilige Geist den Gläubigen gegeben sei, daß sie ihn empfangen haben und besitzen. Nun bedeutet allerdings das Wort Geist in der heiligen Schrift sowohl die Wirkungen des heiligen Geistes, als auch ihn selbst; aber dieses läßt sich nicht, wie es auch der heilige Athanasius und andere Väter bemerken, vom Ausdrucke: „Der heilige Geist" — sagen. Dieses ist vielmehr in den göttlichen Büchern der eigentliche Name der dritten Person in der Gottheit, und bedeutet nie etwas Anders. Wir lesen aber nicht bloß, daß der Geist, sondern auch, und vielleicht noch öfter, daß der heilige Geist uns gegeben sei und wir ihn empfangen haben. Nicht also von seinen Wirkungen, sondern von ihm selbst, von seiner allerheiligsten Person, wird dieses ausgesagt. Aus der Tradition läßt sich zeigen, daß auch die heiligen Väter diese Stellen in unserm Sinne verstunden. So sagt der heilige Augustin: Allerdings ist der heilige Geist eine Gabe Gottes, und zwar eine solche, die nicht geringer, als der Geber ist. **Enchir. c. 37.** Und wiederum: Gnade Gottes ist so viel als Gabe Gottes; die größte Gabe aber ist der heilige Geist selbst, und daher wird er Gnade genannt. **De verb. Domini serm. 61. c. 1. nunc serm. 144.** Vorzüglich klar ist folgender Ausspruch desselben Heiligen: Ueber den heiligen Geist ist zwar noch nicht so ausführlich und sorgfältig von gelehrten und großen Schriftauslegern gehandelt worden, so daß seine Eigenthümlichkeit so leicht nicht erkannt werden kann, wodurch es geschieht, daß wir ihn weder Sohn noch Vater nennen können, sondern nur heiligen Geist; aber dieses verkündigen sie laut, daß er eine Gabe Gottes sei, damit wir nämlich glauben, Gott gebe uns keine geringere Gabe, als sich selbst. **De fide et symbol. c. 9.** Christus sagt Joh. 14, 16 u. 17.: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht empfangen kann; denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen; denn er wird bei euch bleiben und in euch sein." Daß hier nicht von den Wirkungen des heiligen Geistes, sondern von ihm selber die Rede sei, ist zu offenbar, als daß es eines Beweises bedürfte. Hiemit stimmen auch die heiligen Väter überein. So sagt der heilige Gregor von

Nazianz: Auf verschiedene Weise sei der heilige Geist mitgetheilt worden, seit der feierlichen Sendung aber am Pfingstfeste auf vollkommene Art: weil er jetzt nicht mehr bloß wie früher seiner Wirksamkeit, sondern so zu sagen seiner Wesenheit nach mit uns ist und mit uns verkehrt. Orat. 34. in Pentec. Und der heilige Augustin schreibt: An diesem Tage war er also mit seinen Gläubigen nicht mehr bloß durch die Gnade der Heimsuchung und Wirksamkeit, sondern durch die selbsteigene Gegenwart seiner Majestät, und es ergoß sich in die Gefäße nicht mehr bloß der Duft des Balsams, sondern die Substanz der heiligen Salbung selbst. Serm. de temp. 185.

In der heiligen Schrift wird oft gesagt, daß der heilige Geist in uns wohne. Diese Wahrheit ist vorzüglich ausgesprochen in der Stelle: Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der Geist Gottes in euch wohnet? 1. Corinth. 3, 16. Und wiederum: Wisset ihr nicht, daß euere Glieder ein Tempel des heiligen Geistes sind, der in euch ist, den ihr von Gott habet, und daß ihr nicht euch selbst gehört? Denn ihr seid um theuern Preis erkauft. Verherrlichet und traget Gott in euerm Leibe! 1. Corinth. 6, 19 u. 20. Daß hier vom heiligen Geiste selbst, und nicht von der uns eingeflößten heiligen Gesinnung die Rede sei, ist klar. Vernehmen wir hiezu die Erklärungen der heiligen Väter. Der heilige Cyrillus von Alexandrien sagt: Wir sind Tempel des wirklichen und persönlichen Geistes, und werden deßhalb Götter genannt, weil wir durch die Verbindung mit ihm der göttlichen und unaussprechlichen Wesenheit theilhaftig geworden sind. Wenn aber der uns durch sich vergöttlichende Geist anderer Natur und von der göttlichen Wesenheit verschieden ist, so sind wir unserer Hoffnung verlustig worden, und mit Vorzügen, die zu nichts frommen, ich weiß nicht, wie geschmückt. Denn wie sind wir dann noch der Schrift gemäß wegen des Geistes, der in uns ist, göttlich und Tempel Gottes? Dialog. de trinit. Und Paschasius sagt: Die heiligen Bücher erklären, daß der Bewohner des menschlichen Herzens eigentlich der Geist sei. Der Vater, sagt Christus, wird euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe in Ewigkeit. Und im Briefe an die Römer liesest du: Er wird auch euere sterblichen Leiber beleben wegen des Geistes, der in euch wohnt. Und deßwegen verstehen wir jenes Wort der Schrift: „Das Reich Gottes ist inner

euch" — vom heiligen Geiste. Gottes Reich sind ohne Zweifel jene, die gewürdiget werden, Gottes und nicht eines Geschöpfes Tempel zu sein. Höre beim Apostel die Stimme dessen, der in uns wohnt. Ihr seid, spricht er, Tempel Gottes, und Gottes Geist wohnt in euch; und anderswo: Wie Gott spricht: Ich will in ihnen wohnen, und in ihnen umherwandeln und ihr Gott sein. Sieh doch, er selbst, der den Tempel des menschlichen Herzens bewohnt, betheuert, daß er Gott sei. De Spirit. sanct. l. 2. c. 8. Aehnlich reden Ambrosius, Epiphanius, Athanasius und andere Väter. (cf. Kleutgen's Theologie der Vorzeit.)

14. Der Mensch kann durch seine natürlichen Kräfte gewisse, göttliche Wahrheiten erkennen, ohne einer besondern Gnade zu bedürfen.

Nach Luthers Lehre gäbe es im gefallenen Menschen keine Fähigkeit mehr, die göttlichen Dinge zu erkennen. Es ist auffallend, mit welcher Geringschätzung dieser Reformator, der doch von andern Seiten als der muthigste Streiter für die Rechte der Vernunft dargestellt wird, von dem menschlichen Erkenntnißvermögen spricht. Er nennt die Vernunft die gewaltigste Feindin des Glaubens, eine Braut des Teufels, welche nichts kann, denn schänden und lästern, was Gott redet und thut. Deßhalb sagt er, man müsse sie, um zum Glauben zu gelangen, gleich einem Ungethüm erwürgen. Ihm zu Folge ist ein Mensch ohne das Licht der Gnade nichts als Finsterniß, und alle Lehren der Philosophen seien eitler Tand und Lügengeschwätz. Denn die Vernunft kann nichts als Böses erdichten, um der göttlichen Wahrheit zu widerstreben.

Diesem gegenüber behaupten wir mit Bellarmin und den übrigen katholischen Theologen, im Zustande der gefallenen Natur sei das Licht der praktischen Vernunft nicht so erloschen, daß der Mensch nicht mittelst bloß allgemeiner Hilfe Gottes gewisse moralische Wahrheiten erkennen kann, obwohl er sich in vielen andern Dingen oft irrt, wenn ihn Gott nicht besonderer Erleuchtung würdiget.

Der Nachsatz ist von selbst klar und durch die Erfahrung bestätiget; aber auch der Vordersatz ist richtig und läßt sich erweisen:

a) Aus der heiligen Schrift. So heißt es in den Psalmen: Viele sagen: Wer zeigt uns das Gute? Es ist, o Herr,

das Licht deines Angesichtes über uns gezeichnet. Ps. 4, 6. 7. Hier ist gesagt, daß die Menschen nicht durch Unwissenheit entschuldiget werden können, wenn sie die Moral-Vorschriften nicht halten, da ihren Herzen von Natur aus ein gewisses Licht der Erkenntniß eingegossen ist. — Der Apostel sagt: Da sie Gott hatten erkannt, haben sie ihn nicht wie Gott verehrt. Röm. 1. Der heilige Paulus zeigt nämlich, daß die Heiden aus der Natur Gott hätten erkennen und von der Abgötterei sich enthalten können. Noch deutlicher ist folgender Ausspruch: Wenn die Heiden, welche das Gesetz nicht haben, von Natur aus das thun, was zum Gesetze gehört, so sind sie, die so ein Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz, und zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, indem ihr Gewissen ihnen davon Zeugniß gibt. Röm. 2, 14—16. Hier sagt der Apostel, daß die Heiden, die das Gesetz nicht haben, durch das Licht ihrer Vernunft einige Wahrheiten erkennen, die zu einem anständigen Leben gehören; denn dieses bedeuten die Worte: Sie zeigen, daß das Werk des Gesetzes in ihre Herzen geschrieben sei, d. h. es ist ihren Herzen eingeprägt, was man thun müsse, um ehrbar zu leben.

b) Aus der Lehre der heiligen Väter. Der heilige Chrysostomus sagt: Niemand wende ein, daß er aus Unwissenheit die Tugend vernachlässige, oder daß es ihm an einem Führer fehle. Unser Gewissen ist ein hinlänglicher Lehrmeister, und es ist unmöglich, daß Jemand dieser Stütze beraubt wird; denn schon mit der Erschaffung ist dem Menschen das Wissen dessen, was zu thun und zu meiden ist, eingepflanzt. — Der heilige Hieronymus: Das Gesetz, welches in die Herzen eingeschrieben wird, bezieht sich auf alle Völker, und Niemand ist, der dieses Gesetz nicht wüßte. — Der heilige Augustin: Durch die Hand des Schöpfers ist den Herzen selbst die Wahrheit eingeschrieben worden: „Was du nicht willst, daß man dir thue, thue auch dem Andern nicht." Ehe noch das Gesetz gegeben worden, war Niemanden diese Wahrheit unbekannt, damit es an dem Maaßstabe nicht fehlte, wornach gerichtet werde.

Besonders klar spricht sich der heilige Johannes Damascenus aus. Aus dem Texte: „Keiner kennt den Vater, als dem es der Sohn offenbaren will," — zeigt er zuerst, daß es eine Erkenntniß Gottes gebe, welche keinem Geschöpfe, selbst den Engeln nicht, ohne

Offenbarung möglich sei. Sodann fährt er fort: „Doch hat uns Gott nicht in gänzlicher Unwissenheit gelassen; denn Allen ist die Erkenntniß, daß Gott da ist, von Natur eingepflanzt. Und die Schöpfung selbst, ihre Erhaltung und Regierung verkündigen die Größe des göttlichen Wesens. Endlich aber hat Gott durch das Gesetz und die Propheten, und ganz besonders durch seinen eingebornen Sohn zu uns geredet." De fid. orth. l. 1. c. 1. Damascenus unterscheidet also drei Arten der Erkenntniß Gottes. Die erste ist jene unwillkürliche, durch welche ohne besonders Nachforschen wie von selbst sich der Gedanke uns aufdrängt, daß es einen Gott gibt. Die andere hängt vom guten Gebrauch der Vernunft ab; denn sie entspringt aus der Betrachtung der Schöpfung, Erhaltung und Regierung des Weltalls; wir erkennen jetzt nicht bloß das Dasein, sondern auch etwas von der Größe des göttlichen Wesens. Zu dieser doppelten Quelle der Gotteserkenntniß kommen dann drittens die Offenbarungen sowohl des alten als neuen Bundes. Wie nun diese übernatürlich sind, so kann man auch nicht leugnen, daß jene vorhergehende Erkenntniß Gottes vom heiligen Lehrer als natürlich dargestellt wird.

Hören wir auch noch andere, und zwar ältere Väter. Tertullian schreibt: Niemand leugnet, weil es jeder weiß, und die Natur es von selbst ihm sagt, daß Gott der Schöpfer aller Dinge, daß die Dinge gut und dem Menschen zum Gebrauch übergeben sind. Weil jedoch die Heiden dieses nur durch das natürliche Licht, und wie aus der Ferne, nicht aber durch vertrauten Umgang und aus der Nähe kennen, darum sehen sie auch nicht vollständig ein, welchen Gebrauch dem Geschöpfe Gott vorgeschrieben hat. De spectac. c. 2. — Der heilige Irenäus sagt: Obgleich den Vater Niemand kennt, als der Sohn, und den Sohn Niemand als der Vater, und jene, denen es der Sohn offenbart, so erkennen doch Alle, weil es ihnen die der Seele inwohnende Vernunft offenbart, daß es Einen Gott und Herrn aller Dinge gibt. Advers. haer. l. 2. c. 5. — Der heilige Cyprian ruft aus: Was ist das für ein großes Verbrechen, denjenigen nicht erkennen wollen, welchen zu mißkennen dir nicht möglich ist! Denn auch der große Haufe bekennt in vielen Dingen aus natürlichem Antrieb Gott, indem Geist und Seele an ihren Urheber und Schöpfer ermahnt wird. De idol. vanitate. — Gregor von Nyssa

sagt: In der Noth nehmen wir sogleich zu Gott unsere Zuflucht und zum Gebete, nicht anders, als wenn die Natur ohne Lehrmeister uns sagte, daß wir bei Gott Hilfe finden. — Der heilige Hilarius ruft aus: Wer sollte, wenn er die Welt anschaut, nicht einsehen, daß es einen Gott gibt? In Ps. 52. — Gregor, der Große, schreibt: Jeder Mensch muß eben deßwegen, weil er als ein vernünftiges Wesen erschaffen ist, auch aus der Vernunft schließen, daß der, welcher ihn erschaffen hat, Gott ist. Moral. lib. 27. c. 2.

c) Aus der Vernunft. Jede natürliche Kraft kann mittelst der allgemeinen Hilfe Gottes verhältnißmäßig irgend eine Handlung ausüben, widrigen Falles wäre sie unthätig und überflüssig. Nun ist die menschliche Erkenntniß eine natürliche Kraft, und ihr verhältnißmäßiges Objekt ist das moralisch Gute sowohl im Allgemeinen als im Besondern. Daraus folgt, daß das menschliche Erkenntnißvermögen mittelst bloß allgemeiner Hilfe Gottes etwas moralisch Gutes auch im Besondern zu erkennen im Stande ist. Wir haben hievon auch Beispiele aus der heiligen Schrift. So war der ägyptische König Pharao gewiß einer der verworfensten Menschen; aber dennoch war er nicht ohne alle Erkenntniß des Guten; denn er rief aus: Ich habe gesündiget, der Herr ist gerecht, ich und mein Volk aber sind böse. Exod. 9. Es kann nicht gesagt werden, daß Pharao diese Erkenntniß durch irgend eine specielle Gnade bekam; die Schrift bezeugt vielmehr, es habe ihm diese gefehlt, da es heißt: Gott hat das Herz des Pharao verhärtet.

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, lassen sich leicht widerlegen. Man beruft sich nämlich:

a) Auf die Stelle des Apostels: Wir sind nicht im Stande, etwas aus uns, als aus uns selbst, zu denken, sondern unser Vermögen kommt von Gott. 2. Corinth. 3. — Allein der Apostel spricht nicht von einem jeden Gedanken, sondern nur von jenem, der auf die Frömmigkeit und das ewige Leben Bezug hat, also verdienstlich ist. So versteht auch der heilige Augustin diese Stelle. Es ist aber gewiß, daß man gewiße moralische Wahrheiten, wie z. B. daß Gott anzubeten, daß die Eltern zu ehren seien u. s. w. erkennen kann, ohne deßwegen ein Verdienst zu haben.

b) Man wendet ein, es sei diese Ansicht gegen die Lehre der

Kirche; denn das Concilium von Milevi sage: es sei ein Geschenk Gottes, zu wissen, was wir thun müßten; ferners in den Schriften des heiligen Augustin heiße es: Niemand habe die rechte Erkenntniß, wenn er nicht den Geist der Weisheit erhalte. — Hierauf ist zu antworten: Das Concilium von Milevi versteht unter Wissenschaft die Erkenntniß des göttlichen Gesetzes, wozu allerdings eine besondere Gnade nothwendig ist, da ja Niemand zu Christus kömmt, außer der Vater zieht ihn an. In demselben Sinne ist auch der Ausspruch des heiligen Augustin zu nehmen.

c) Durch die Sünde des ersten Menschen wurden wir mit Unwissenheit geschlagen, und nur Christus kann uns davon wieder heilen; daher gibt es ohne Gnade keine Erkenntniß. — Wir sagen entgegen: Durch die Sünde des ersten Menschen wurde unser Erkenntnißvermögen wohl geschwächt, aber nicht gänzlich zerstört. Daher hindert nichts, daß es sowohl in natürlichen als moralischen Dingen etwas erkennt. Es verhält sich hier wie mit dem Auge des Leibes; wenn es auch verletzt und geschwächt ist, so ist es doch noch nicht völlig erblindet, es sieht noch Einiges, wenigstens in der Nähe. cf. Auch oben den Artikel „Glauben" an den entsprechenden Stellen, nämlich S. 434 u. folg.

15. Es gibt eine Ordnung der Dinge, wovon der Mensch ohne Offenbarung im engern Sinne des Wortes ganz und gar nichts wissen und ohne besondere Gnade auch nichts verstehen würde.

Auch diese Wahrheit ist klar in der heiligen Schrift ausgesprochen. So schreibt der heilige Paulus: Meine Rede und meine Predigt bestand nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft, damit euer Glaube nicht auf Weisheit der Menschen, sondern auf Gottes Kraft beruhe. Indeß lehren wir doch Weisheit unter den Vollkommenen, aber nicht Weisheit dieser Welt, noch der Fürsten dieser Welt, die zu nichte werden, sondern wir lehren Gottes Weisheit, die geheimnißvolle, verborgene, welche Gott vor Beginn der Welt zu unserer Herrlichkeit bestimmt hat, die keiner von den Fürsten dieser Welt erkannt hat; denn wenn sie dieselbe erkannt hätten, so würden sie den Herrn der Herrlichkeit nie gekreuziget haben; sondern wie ge-

schrieben steht: Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben; uns aber hat es Gott geoffenbart durch seinen Geist. 1. Corinth. 2, 4—10. — In dieser Stelle ist ein Doppeltes gesagt: Erstens daß es göttliche Wahrheiten gibt, die der Mensch nur durch die Offenbarung wissen, und ferners daß sie nur in Folge innerer Erleuchtung oder besonderer Gnade erkannt werden können. — Fast noch deutlicher bestätiget der Apostel diese Wahrheit im Folgenden, wo er sagt: „Wir haben nicht den Geist dieser Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist, damit wir wissen, was uns von Gott geschenkt ist. Und dieses lehren wir auch nicht mit gelehrten Worten menschlicher Weisheit, sondern wie der Geist lehrt, indem wir das Geistige geistig behandeln. Der natürliche Mensch aber faßt nicht, was des Geistes Gottes ist; denn es ist ihm Thorheit, und er kann es nicht verstehen, weil es geistig beurtheilt werden muß. Der Geistige aber beurtheilt Alles. Ebendas. V. 12—16. Hier ist klar ausgesprochen, daß das Verstehen oder gläubige Annehmen der geoffenbarten Wahrheiten ein Geschenk des heiligen Geistes ist; denn es wird die Seele und der Geist im Menschen deutlich unterschieden; der Geist ist aber ein vom Menschen verschiedenes Princip, als der Geist Gottes, dargestellt. Dieser heilige Geist ist dadurch im Menschen, daß er ein Kind Gottes wird.

Dasselbe ist in mehreren Stellen der Evangelien ausgesprochen, wie sie im nächsten Absatze angeführt sind.

Hiemit stimmen die Zeugnisse der heiligen Väter überein. Der heilige Chrysostomus sagt: Die göttliche Weisheit hat uns gelehrt, was auch die Engel nicht wußten, und so Großes enthält, daß wir, um es zu lernen, den Geist, der die Geheimnisse Gottes weiß, zum Lehrmeister haben mußten. Jene Weisheit aber, die draußen ist, wurde gleich einer verächtlichen Magd nicht hineingelassen, die Geheimnisse des Herrn zu schauen. . . . So wenig die Augen des Leibes sehen können, was im Himmel ist, so wenig kann die Seele allein, was des Geistes ist, erkennen. In I. ad Corinth. hom. 7. — Der heilige Ambrosius sagt: Das Geheimniß des Himmels lehre mich Gott, der es schuf, nicht der Mensch, der nicht einmal sich

selbst erkannt hat. Wem sollte ich in dem, was Gottes ist, mehr glauben, als Gott? Epist. l. 2. ep. 12. ad Valent.

Cyrillus von Alexandrien sagt: Wahrhaftig Weisheit, jedoch keineswegs menschliche, sondern göttliche Weisheit ist das Geheimniß Christi, in verborgenen und unergründlichen Tiefen gehüllt... Deßhalb sagen wir, daß das Geheimniß Christi keineswegs große Untersuchungen und eine die menschliche Vernunft übersteigende Forschung, sondern vielmehr einfachen und an unverfälschter Ueberlieferung festhaltenden Glauben fordert. — Ein Geheimniß nun, das auch, nachdem es geoffenbart ist, für den menschlichen Geist in solches Dunkel gehüllt bleibt, muß doch wohl über die Grenzen seiner natürlichen Erkenntnißkraft hinausliegen.

Der heilige Hieronymus bemerkt zu den Worten des heiligen Paulus: „Mir, dem Geringsten unter allen Heiligen, wurde die Gnade verliehen, unter den Heiden die unerforschlichen Reichthümer Christi zu verkünden u. s. w." (Eph. 3, 8.), — wenn die Reichthümer Christi unerforschlich sind, wie werden sie denn im Volke verkündiget? Und wenn das Geheimniß von Ewigkeit in Gott verborgen ist, wie wird es denn von Paulus den Heiden kund gethan? Auf doppelte Weise kann dieß unerforschlich und verborgen verstanden werden: Einmal, daß die Reichthümer vorher unerforschlich gewesen, und nun nach des Herrn Leiden eröffnet sind; oder doch, daß sie ihrer Natur nach dem Menschen unerforschlich waren, aber durch die Offenbarung Gottes bekannt geworden sind. Denn etwas Anders ist es, durch eigene Neugierde zum Geheimniß zu gelangen, dieß hört, wenn es gefunden ist, auf, unerforschlich zu sein; und etwas Anders ist es, durch eigene Anstrengung es nicht erfassen zu können, sondern durch die Gnade Gottes es zu erkennen; dieß fährt fort, obgleich du es nun weißt, und auch Andern kund thust, dennoch unerforschlich zu sein, weil es dir, so viel an dir war, ehe es dir gezeigt wurde, verborgen war. Comment. in Eph. lib. 2. c. 3. Hiemit bezeugt der heilige Hieronymus, daß es uns unmöglich war, das Geheimniß der göttlichen Offenbarung zu erkennen.

Es gibt also nach Schrift und Lehre der Kirche eine Ordnung der Dinge, wovon ohne Offenbarung kein geschaffener Geist etwas wissen könnte. Diese Ordnung der Dinge hat nicht in der Natur der Geschöpfe und ihrem natürlichen Verhältnisse zum Schöpfer,

sondern nur in Gottes freiem Willen ihren Grund. Die Offenbarung dieser Dinge von Seite Gottes ist eine Gnade, und auch dieses, daß der Mensch die geoffenbarten Wahrheiten erkennt und als solche annimmt, ist Sache der Gnade. Freilich muß im letztern Falle auch der Wille des Menschen mit thätig sein.

16. Der Mensch kann ohne specielle Erleuchtung Gottes, also ohne besondere Gnade, die Wahrheiten der Religion nicht gläubig annehmen.

Es ist unter Allen ausgemacht, mit Ausnahme der Rationalisten, daß drei Dinge nothwendig sind, um zur gläubigen Annahme der Religionswahrheiten zu gelangen, nämlich:

a) Die Offenbarung von Seite Gottes; denn da es überirdische Dinge sind, würde kein Mensch mit seinem natürlichen Verstande daraufkommen, wenn sie Gott nicht selbst ihm entdecken würde.

b) Eine gewisse Ueberzeugung, sei es durch Wunder oder eine andere Weise; denn es genügt noch nicht, die Menschen zum Glauben zu verpflichten, daß ihnen die von Gott geoffenbarte Wahrheit vorgelegt werde, sondern es muß noch etwas hinzukommen, das diese Wahrheit glaubwürdig macht.

c) Die Macht des Willens; denn da es keine Ueberzeugung gibt, welche den Menschen zur Annahme der überirdischen Wahrheiten zwingen könnte, und nicht einmal die Wunder dieses zu bewirken im Stande sind; so wird eine Hinneigung des Willens erfordert, welche den Verstand zur Annahme dessen bewegt, was über seine Fassungskraft hinübergehet. Daher sagt der Apostel, man müsse seinen Verstand unter die Autorität des Glaubens gefangen geben.

Nach diesen Voraussetzungen, die außer aller Controverse sind, fragt es sich noch, ob Jemand, der einen Prediger hört oder die göttlich geoffenbarte Wahrheit für sich liest, und eine hinreichende Ueberzeugung durch Wunder oder andere Ueberführungsgründe hat, wodurch die zu glaubende Wahrheit in der That glaubwürdig wird, jene Wahrheit ohne specielle Erleuchtung von Seite Gottes gläubig annehmen kann. Die Pelagianer waren der Ansicht, der Mensch könne auch ohne besondere Gnade bei solchen Voraussetzungen

glauben. In demselben Irrthum befanden sich Cassian, und einige andere Christen in Gallien, die man gleichsam die letzten Ueberreste des Pelagianismus nennen kann. Es läßt sich aber leicht beweisen, daß der Mensch ohne besondere Gnade Gottes die Religionsgeheimnisse nicht gläubig annehmen kann. Dieses folgt:

1) Aus den Aussprüchen der heiligen Schrift. Christus sagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater, der mich geschickt hat, an mich zieht. Joh. 6. Zu Christus kommen, heißt nichts Anders, als an ihn glauben. So erklärt es der Heiland selbst, wenn er sagt: „Es gibt Einige unter euch, die nicht glauben; aber deßwegen sagte ich euch, daß Niemand zu mir kommen kann, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben wird.“ Heißt nun glauben so viel, als zu Christus kommen, und kann Niemand zu Christus kommen, außer der Vater zieht ihn, so kann offenbar auch Niemand ohne besondere Gnade Gottes glauben.

Bei Matthäus sagt Christus: Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Und Niemand kennt den Sohn, außer der Vater, und Niemand kennt den Vater, außer der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Matth. 11. Hier redet der Herr nicht von einer äußern Offenbarung, sondern von einer innern Erleuchtung; denn kurz vorher hat er den Städten, in welchen er lange Zeit gepredigt und sehr viele Wunder gewirkt hatte, Vorwürfe gemacht. Und da er sah, daß nach jener Predigt die Weisen und Klugen, d. h. die Schriftgelehrten und Pharisäer, nicht bekehrt worden seien, sondern nur die einfältige Menge, wollte er näher darstellen, daß zwar die, welche nicht glaubten, mit Recht getadelt werden, aber auch daß die, welche zum Glauben gelangten, es nicht ihren Kräften allein zuschreiben dürften, da es seinem himmlischen Vater gefallen habe, dieses den Weisen und Klugen zu verbergen, den Kleinen aber zu offenbaren, indem er diese an sich zog, jene aber nicht. In demselben Sinne heißt es bei Johannes auch: Deßwegen konnten sie nicht glauben, weil wiederum Isaias sagte: Er verblendete ihre Augen, und verhärtete ihr Herz. Joh. 12. Von Jenen heißt es nämlich, Gott verblende sie, die er nicht erleuchtet,

da sie ihn, ohne von ihm Licht empfangen zu haben, nicht sehen, also auch nicht an ihn glauben können.

Dieselbe Wahrheit spricht an vielen Stellen der heilige Paulus aus; so, wenn er sagt: Einem Jeden theilt Gott das Maaß des Glaubens zu, Röm. 12.; wir sind nicht im Stande, etwas aus uns zu denken, 2. Corinth. 3.; aus Gnaden seid ihr durch den Glauben gerettet, und dieses ist nicht von euch, sondern ein Geschenk Gottes ist es, Eph. 2.; euch ist es gegeben, daß ihr nicht bloß an ihn glaubet, sondern auch für ihn leidet. Phil. 1.

Endlich sagt der heilige Lukas in der Apostelgeschichte: Es glaubten so viele, als ihrer vorherbestimmt waren zum ewigen Leben. Kap. 13. Und wiederum: Es öffnete der Herr die Pforte des Glaubens. Kap. 14. cf. Kap. 16. u. s. w.

2) Aus der Kirchenlehre. Der heilige Augustin schreibt: Wenn wir nicht im Stande sind, etwas aus uns selbst zu denken, sondern unser Vermögen aus Gott ist, so sind wir in der That auch nicht im Stande, etwas aus uns selbst zu glauben, sondern unser Vermögen, wodurch wir zu glauben anfangen, ist aus Gott. Libr. de praedest. Sanct. c. 2. — Der heilige Fulgentius: Unser Leben nimmt im Glauben seinen Anfang, weil der Gerechte aus dem Glauben lebt. Der heilige Paulus aber lehrt, daß der Glaube nicht aus unserm Willen entstehe, sondern durch den heiligen Geist einem Jeden verliehen werde. In libr. de incarnat. et gratia Christi c. 20. — Hiemit stimmen die Concilien überein. So sagt das concil. arausican.: Wenn Jemand behauptet, durch die Kraft der Natur könne man der Predigt des Evangeliums beistimmen, und man brauche dazu keine Erleuchtung des heiligen Geistes, so lebt er in der Täuschung ketzerischen Irrthums. Can. 7. Und das Tridentinum: Wenn Jemand sagt, ohne die zuvorkommende Erleuchtung des heiligen Geistes und ohne seine Hilfe könne der Mensch glauben, wie er soll, so sei er im Bann.

3) Aus Vernunftgründen.

Es ist bekannt, daß die Kirche für die Bekehrung der Ungläubigen betet. Dieses Gebet wäre umsonst, wenn die Ungläubigen ohne zuvorkommende Gnade Gottes glauben könnten; denn in diesem Falle brauchte es nichts, als ihnen das Evangelium zu predigen.

Die Annahme, daß der Mensch ohne zuvorkommende Gnade Gottes glauben kann, ist in sich selbst widersprechend und unsinnig. Denn daraus würde folgen:

a) Daß die Gnade in Folge unserer Verdienste gegeben würde, was den Begriff der Gnade zerstört; denn wenn der Mensch einmal wahrhaft gläubig ist, so hat er bereits einiges Verdienst, und namentlich verdient ein Solcher, wie der heilige Augustin bemerkt, in seinem Gebete erhört zu werden.

b) Daß der Anfang des Heiles von uns ausgeht; denn da der Gerechte aus dem Glauben lebt, so folgt, daß, wenn der Glaube von uns ist, auch der Anfang des Heiles von uns kömmt.

c) Endlich würde dadurch das Fundament der göttlichen Prädestination umgekehrt; denn die Menschen würden nicht selig in Folge der göttlichen Gnadenwahl, wie der heilige Paulus lehrt, sondern gemäß ihres Verdienstes des Glaubens.

Auch kann man noch sagen: Der Mensch kann überhaupts ein gutes Werk, das auf die Seligkeit Bezug hat, ohne besondere Gnade Gottes weder anfangen noch vollenden: der Glaube ist ein solches Werk, oder doch mindestens der Anfang dazu; woraus von selbst klar ist, daß man ohne zuvorkommende Gnade Gottes nicht glauben kann.

Die Einwendungen, welche man gegen diese Lehre vorbringt, sind sammt und sonders unstichhaltig. Man sagt nämlich:

a) Die Ungläubigen glauben Manches durch bloße Kräfte der Natur, was nicht minder schwierig und dunkel ist, als unsere Glaubenswahrheiten; denn wie schwer zu fassen sind nicht manche philosophische Grundsätze. Und doch sind die meisten Philosophen von der Wahrheit derselben überzeugt. Warum sollten sie nicht auf dieselbe Weise manche Religionsgeheimnisse gläubig annehmen können? — Wir sagen entgegen: Entweder haben die Ungläubigen von der Richtigkeit ihrer philosophischen Grundsätze einen deutlichen Beweis, und dann ist es gar nicht zu wundern, daß sie dieselben als wahr annehmen; oder es fehlt ihnen dieser Beweis, und in diesem Falle nehmen sie dieselben ohnehin nur bedingt und mit Zweifel an. Ueberdieß mögen sie diesen Beweis haben oder nicht, so nehmen sie ihre Wahrheiten nicht mit frommem Sinne und aus Unterwürfigkeit gegen Gott an, sondern weil sie von den Beweis-

gründen dazu gezwungen werden, oder weil sie dem Ansehen derer weichen, welche sie für gelehrter, als sich selbst halten. Welch ein großer Unterschied besteht aber nicht zwischen einer solchen Annahme philosophischer Wahrheiten und dem theologischen Glauben?

b) Die Heiden und die Ketzer nehmen gar manche Wahrheit unsers Glaubens an. So glauben die Muhamedaner auf das Ansehen ihres Koran, daß Christus von einer Jungfrau geboren sei; die Lutheraner aber glauben unter Anderm die Trinität u. s. w. Es ist aber nicht anzunehmen, daß ihr Glaube eine Gabe Gottes sei. — Diese Einwendung löset sich leicht, wenn man erwägt, daß bei denen, die außer der Kirche sind, eigentlich nie recht von einem Glauben im theologischen Sinne die Rede sein kann. Es ist ein wesentliches Merkmal des Glaubens, daß er fest und unwandelbar sei. Außer der Kirche aber bringt man es nie zur unwandelbaren Festigkeit im Glauben, weil dieser vom individuellen Urtheile abhängt, welches immer wandelbar ist. Außer der Kirche befindet man sich mit seinem Glauben in Ermanglung des Autoritätsprincips fast in derselben Lage, in welcher die Philosophen mit ihren Grundsätzen sind; es hängt Alles vom menschlichen Forschungsgeiste und seiner Autorität ab. Dieß ist aber kein Glaube, sondern nur eine Meinung oder höchstens eine Ueberzeugung.

c) Man glaubt ohne göttliche Gnade dasjenige, was Livius, Salust und andere Geschichtsschreiber erzählen: warum sollte man nicht auch auf dieselbe Weise glauben können, was die Evangelisten und übrigen heiligen Schriftsteller berichten; wenigstens wenn ihre Erzählungen nicht über die natürlichen Fassungskräfte gehen? — Hiebei übersieht man, daß den Erzählungen der Profangeschichtschreiber nur ein menschlicher Glaube beigemessen wird, wobei die Möglichkeit, daß ihre Berichte auch falsch sein könnten, nicht ausgeschlossen ist. Göttliche Wahrheiten müssen aber ganz anders geglaubt werden, nämlich mit einer Gewißheit, daß man eher an Himmel und Erde zweifeln würde, als daß man gegen die göttlichen Aussprüche ein Bedenken bei sich aufkommen ließe.

d) Die Wahrheiten unsers Glaubens sind durch so viele Wunder und Zeugnisse bekräftiget, daß man sie nach allgemeinem Ur-

theile für glaubwürdig halten muß, wie auch der Psalmist sagt: Deine Zeugnisse, o Herr! sind überaus glaubwürdig. Ps. 92. Was aber an und für sich glaubwürdig ist: warum sollte es ohne specielle Gnade nicht geglaubt werden können? — Wir sagen hierauf: Glaubwürdige Dinge können allerdings ohne Gnade geglaubt werden, aber nur mit menschlichem Glauben, nicht mit göttlichem, wie er in der Religion erforderlich ist; denn die Beweisgründe, welche die Religionswahrheiten glaubwürdig machen, sind nicht von der Art, daß sie, wenn nicht die Hilfe der göttlichen Gnade hinzukömmt, allen Zweifel beseitigen.

e) Wenn Jemand von frühester Kindheit an unter Christen erzogen würde, so würde er, wenn er auch die Taufe zufällig nicht empfangen hätte, und sie auch nicht verlangte, aus Gewohnheit glauben, was Andere glauben. Was nun aus Gewohnheit geschehen kann, ist um so mehr aus freier Wahl möglich, vorzüglich wenn Jemand die christlichen Glaubenswahrheiten mit den Aussprüchen der Propheten und den Wundern und Zeichen vergleicht, die zu ihrer Bekräftigung geschehen sind. — Unsere Antwort lautet: Entweder hält sich ein solcher unter Christen aufgewachsene Knabe, wenn er zu den Unterscheidungsjahren gekommen ist, für getauft, oder er weiß, daß er nicht getauft ist. Im ersten Falle hat er ohne Zweifel den Glauben als eine von Gott eingegossene Gnade, weil auch die Begierdtaufe die Wassertaufe ersetzen kann. Wenn er aber weiß, er sei nicht getauft, und doch sich auch nicht taufen läßt, so hat er ja offenbar keinen Glauben im theologischen Sinne. Wie läßt sich denn vernünftiger Weise annehmen, Jemand, der es verschmäht, die Taufe sich spenden zu lassen, ungeachtet man sie so leicht haben kann, glaube im Ernste, ohne Taufe werde man ewig verdammt?

17. Zu natürlichen und bürgerlichen Handlungen genügt die göttliche Hilfe im Allgemeinen.

Es entstund die Frage, ob natürliche, politische und mechanische Werke ohne Rücksicht auf ihre moralische Güte von den Menschen durch die bloßen Kräfte der Natur zu Stande gebracht werden können. Hierüber bildeten sich zwei irrthümliche Meinungen. Die Einen lehrten, der Mensch könne solche Werke ohne allen Beistand

Gottes vollbringen. Dieser Meinung waren unter Andern Origenes, Durandus u. s. w. Die Andern aber meinten, Gott sei es allein, der Alles in dem Menschen thue und wirke, und zwar so, daß sie selbst nichts thäten. Beide Meinungen sind falsch.

Daß die Menschen wahrhaft und eigenthümlich etwas wirken, bezeugt allenthalben die heilige Schrift. So wird schon im ersten Hauptstück der Schöpfungsgeschichte von den Menschen gesagt, daß sie über alle Geschöpfe herrschen sollen, womit ihnen offenbar eine Wirksamkeit beigelegt ist. Dasselbe lehren die heiligen Väter, wie Basilius, Ambrosius, Chrysostomus und Andere. Wozu hätte auch Gott den Menschen, wie den übrigen Geschöpfen, Kräfte zum Wirken verliehen, wenn Alles zum Müssigsein verurtheilt wäre? Bei allem dem aber ist es verkehrt, zu sagen, der Mensch könne aus sich selbst vermöge der erhaltenen Fähigkeit zum Wirken ohne alle Beihilfe Gottes etwas thun. Diesem widerspricht die Stelle: In ihm leben wir, werden wir bewegt und sind wir. Apostelg. 17. Würde uns Gott bloß die Natur und die Kräfte zum Wirken geben und sie erhalten, nicht aber auch zugleich mit uns wirken, so wäre es genug, zu sagen: In ihm leben und sind wir. Warum ist also noch beigefügt: „In ihm werden wir bewegt"? Deßwegen, daß wir einsehen, daß wir uns ohne göttliche Hilfe nicht bewegen können, so wie wir auch nicht sein und leben könnten, wenn uns nicht Gott das Leben gegeben hätte und es uns erhielte. Wir sind also in Gott, weil er uns gemacht hat; wir leben in Gott, weil er uns durch das Wort seiner Kraft trägt; wir werden in Gott bewegt, weil wir ohne ihn nichts thun können. Freilich bringen die Pelagianer und nach ihnen Durandus vor, es heiße von Gott, daß er Alles wirke, weil er die Kraft hiezu ertheilt habe. Aber der heilige Augustin entgegnet hierauf, es werde von Gott nicht bloß gesagt, er habe gewirkt und habe Alles gethan, sondern es wird ihm dieses in der Gegenwart zugelegt, da es heißt: Er bringt hervor auf den Bergen das Gras; er kleidet die Blumen des Feldes; — mein Vater wirkt noch u. s. w. Auch andere heilige Väter erklären sich dahin. So tadelt der heilige Hieronymus die Pelagianer, weil sie sagten, der Mensch könne ohne Hilfe Gottes schreiben, lesen oder Anderes. Der heilige

Augustin sagt: Wie werden wir leugnen können, daß Gott auch jetzt noch Alles thut, was geschieht, da der Heiland sagt: Mein Vater wirkt noch. — Dieß sieht auch die Vernunft ein; denn kein Geschöpf kann einen Augenblick ohne Gott durch sich selbst bestehen, sondern hängt ganz und gar von der göttlichen Erhaltung ab. Geschähe nun etwas ohne die Hilfe Gottes, so würde es wenigstens in jenem Moment, wo es geschieht, durch sich und ohne Gott sein. Wie demnach das Licht der Sonne im ersten Augenblick von der Sonne ausgeht, und in der ganzen übrigen Zeit von ihr erhalten wird, und es nie ohne Sonne, die es gleich anfangs gegeben hat, bestehen kann, so nimmt eine jede Wirkung, mag sie von was immer für einer Sekundärursache herrühren, von Gott ihren Anfang und wird von ihm erhalten, und kann auf keine Weise ohne Gott anfangen oder fortbestehen.

Nach dieser Darstellung muß man also sagen: Es können zwar von den Menschen viele Dinge ohne specielle Gnade von Gott geschehen, wie pflügen, säen, schneiden, schreiben u. s. w.; aber nichts kann ohne generelle Hilfe Gottes vollbracht werden. Denn wir haben schon oben den Satz ausgesprochen: wie die Geschöpfe ohne Gott nicht sein können, so können sie auch ohne ihn nicht wirken. Nur geschieht diese Mitwirkung von Seite Gottes in vielen Fällen in der Weise, daß er bloß die im Menschen bereits liegenden und von der Natur ihm zukommenden Kräfte in Bewegung setzt, ohne daß für solche Akte die Mittheilung einer besondern Gnade nothwendig wäre.

18. Was vermag der Wille des Menschen im Guten ohne besondere Gnade?

In dieser Frage gibt es zwei entgegengesetzte Meinungen der Häretiker; denn während die Pelagianer lehrten, der Mensch könne alles Gute durch seine bloßen natürlichen Kräfte vollbringen, und er brauche weder zur Erfüllung eines göttlichen Gesetzes, noch zur Ueberwindung einer Versuchung einer besondern Gnade; behaupteten die Reformatoren, ohne göttliche Hilfe vermöge der Mensch gar nichts zu thun, sondern es sei Alles, was er thut, Sünde, ja auch die Werke der Gerechten wären Sünden, nur würden sie des

Glaubens wegen nicht als solche angerechnet; was aber die Ungläubigen thun, sei immer Sünde.

Um diese wichtige Frage lichtvoll darzustellen, muß man sie in gewisse Theile zerlegen. Wir sagen daher mit Bellarmin:

I. Mittelst der bloß natürlichen Kräfte kann man die Vorschriften der Moral, oder was dasselbe ist, das Sittengesetz nicht erfüllen, nicht einmal der Substanz, geschweige denn der Art nach, d. h. wenn man auch von aller Verdienstlichkeit absieht.

Diese Wahrheit ist klar in der heiligen Schrift ausgesprochen. So sagt Gott schon im alten Bunde: Ich will meinen Geist in euere Mitte senden, und machen, daß ihr in meinen Geboten wandelt. Ezech. 36. Und der Apostel schreibt: Was dem Gesetze unmöglich war, weil es durch das Fleisch geschwächt ward, das hat Gott bewirkt, indem er seinen Sohn in der Gestalt eines sündigen Fleisches sandte, und wegen der Sünde die Sünde im Fleische verdammte, damit die Satzung des Gesetzes in uns erfüllt werde. Röm. 8, 3. 4. Hier sagt der Apostel deutlich, daß die Erfüllung des Gesetzes ohne Gnade Gottes unmöglich gewesen sei, und zwar wegen der Schwäche des Fleisches, weil die gefallene Natur geschwächt worden, und deßwegen sei der Sohn Gottes geschickt worden, damit durch ihn möglich wurde, was zuvor unmöglich gewesen. In der heiligen Schrift wird überdieß die Erfüllung des ganzen Gesetzes als ein sicheres Zeichen der Liebe Gottes angegeben. Christus selbst sagt: Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Joh. 14. Nun wird aber die Liebe Gottes nicht durch die bloßen Kräfte der Natur erlangt, sondern von Gott eingegossen. Eben deßwegen ist auch die Erfüllung aller Gebote durch bloß natürliche Kräfte nicht möglich. Dafür haben wir auch Entscheidungen der Kirche. Das Concilium von Milevi sagt: Wer immer behauptet, deßwegen werde die Gnade der Rechtfertigung gegeben, um das, was wir durch den freien Willen thun sollen, leichter durch die Gnade zu vollbringen, nicht anders, als könnten wir auch ohne Gnade, zwar nicht so leicht, aber doch immerhin noch die göttlichen Gebote erfüllen, der sei im Bann. Papst Innocenz I. sagt in seinem Briefe an das Concilium von Milevi: Wenn dem Menschen die Gnade fehlt, so wird

er in den Fallstricken des Teufels gefangen. Der heilige Augustin schreibt: Die Gebote der Gerechtigkeit können wir nicht allseitig erfüllen, wenn wir nicht von Gott unterstützt werden. — Es ist aber auch natürlich, daß der Mensch im gefallenen Zustande die Gebote Gottes aus sich selbst nicht halten kann; denn durch die Sünde ist die menschliche Natur verdorben; von Geburt aus hat sie Neigung zum Bösen, Abneigung aber vom Guten. Daher ist eine außerordentliche Kraft nothwendig, um diesem Widerspruche, der in uns selbst ist, ernstlich begegnen zu können.

II. Durch die bloßen Kräfte der Natur kann der Mensch keine ernstliche Versuchung überwinden.

Wenn wir von einer „ernstlichen Versuchung" reden, so wollen wir eine wahrhafte Versuchung darunter verstehen, nicht aber irgend einen ganz schwachen Reiz. Eine wahre Versuchung kann aber der Mensch ohne Gnade nicht überwinden. Dafür zeugt die heilige Schrift. Niemand, heißt es hier, kann enthaltsam sein, wenn nicht Gott es ihm verleiht, Weish. 8., d. h. wenn Gott ihm nicht in den Versuchungen, denen seine Enthaltsamkeit ausgesetzt ist, beisteht. Der Apostel sagt: Gott ist getreu, und wird nicht zugeben, daß ihr mehr versucht werdet, als ihr widerstehen könnet. 1. Corinth. 10. Hier ist deutlich ausgesprochen, daß mit Zulassung Gottes die Versuchung über unsere Kräfte zunehmen kann. In den Psalmen lesen wir: Durch dich, o Gott, werde ich von der Versuchung entrissen. Ps. 17. Sei meine Hilfe, verlaß mich nicht. Ps. 26. Ich sprach in meinem Ueberflusse, ich werde nicht wanken in Ewigkeit; aber du hast abgewandt dein Angesicht, und ich bin verwirrt worden. Ps. 29. Ferners beweisen die Aussprüche: „Führe uns nicht in Versuchung" Matth. 6. und: „Betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet" Matth. 26., — hinlänglich, daß man ohne Hilfe Gottes den Versuchungen nicht widerstehen kann. Dieß lehrt auch die Kirche. Papst Innocenz I. sagt in seinem Briefe an das Concilium zu Karthago: Wenn nicht durch vieles Bitten die Gnade auf uns herabsteigt, können wir auf keinen Fall die irdischen Befleckungen und Verirrungen überwinden; denn nicht der freie Wille, sondern nur allein die göttliche Hilfe macht uns fähig zum Widerstande. Der heilige Cyprian: Wenn wir beten, daß wir nicht in Versuchung fallen, werden wir an unsere Schwachheit und

Gebrechlichkeit erinnert; denn wir beten also, damit sich Keiner muthwillig erhebe, und sich selbst nichts in stolzer und anmassender Weise beilege. Serm. 7. de orat. dom. Der heilige Ambrosius: Wer ist so tapfer, daß er nie einer Versuchung unterliegt, wenn ihm der Herr nicht als Helfer beisteht. In Ps. 43. — Der heilige Hieronymus: Unser Sieg und die Krone unsers Sieges wird durch Gottes Schirm und Schutz errungen. Advers. Pelag. — So reden auch der heilige Augustin, der heilige Gregor, Prosper und andere Kirchenlehrer. Eben deßwegen, weil wir uns bewußt sind, daß wir mit eigenen Kräften die Versuchungen nicht überwinden können, erflehen wir uns auch so oft den göttlichen Beistand dazu.

III. **Der Mensch kann aber auch ohne Glauben mit der besondern Hilfe Gottes, und oft auch ohne diese manches moralisch Gute vollbringen, wenn ihm keine Versuchung zusetzt.**

Dieser Satz ist vorzüglich gegen die Reformatoren gerichtet, welche behaupteten, Alles, was die Ungläubigen thun, sei nothwendig immer Sünde. Daß dem nicht also sei, bezeugt zunächst die heilige Schrift; denn wir lesen in derselben, daß Gott manche gute Werke der Heiden belohne. Wären nun diese Werke statt gut böse und sündhaft, was dem allwissenden Gotte nicht entginge, so ließe sich nicht einsehen, wie der gerechte Gott dem Bösen einen Lohn geben könne. Daß aber Gott den Ungläubigen für manche Werke belohnte, läßt sich mehrfältig aus der heiligen Schrift darthun. So lesen wir: Weil die Hebammen Gott fürchteten, so erbaute ihnen der Herr ihre Häuser. Exod. 1. Der Sinn dieser Stelle ist, weil die ägyptischen Hebammen dem Befehle des Pharao, der ihnen auftrug, alle männlichen Kinder der Hebräer zu tödten, nicht gehorchten, indem sie glaubten, es sei dieses gegen den göttlichen Willen, so gab ihnen der Herr für diese Barmherzigkeit, die sie an den Israeliten übten, Segen in ihren Häusern. Eine andere hieher gehörige Stelle findet sich beim Propheten Ezechiel. Dort heißt es: Nabuchodonosor, der König von Babylon, hat sein Heer einen harten Dienst thun lassen wider Tyrus, so daß ein jedes Haupt kahl, jede Schulter haarlos geworden, und doch ist er von Tyrus dafür nicht belohnt worden, noch auch sein Heer für den Dienst, den er mir gethan wider sie. Darum spricht so Gott, der

Herr: Sieh, ich will Nabuchodonosor, dem König von Babylon, das Land Aegypten geben; er soll all dessen Volk nehmen, dessen Beute erbeuten, dessen Raub erranben, und das soll seines Heeres Lohn sein für den Dienst, welchen es wider Tyrus geleistet hat; ich will ihm das Land Aegypten geben, darum weil er für mich gearbeitet hat, spricht Gott, der Herr. Ezech. 29, 18—21. Jenes Kriegsheer war ohne Zweifel ungläubig, und dennoch, weil es seinem Könige im gerechten Kriege gegen Tyrus treu diente, — eine Stadt, die Gott seiner Sünden wegen zerstören wollte; so belohnte es Gott, indem er ihm durch wunderbare Fügung die Beute Aegyptens gab, das ebenfalls durch sein Unrecht diese Strafe verdient hatte. Dazu bemerkt auch der heilige Hieronymus: Daraus, daß Nabuchodonosor den Lohn eines guten Werkes erhält, sehen wir, daß auch die Heiden, wenn sie etwas Gutes thaten, im Gerichte nicht unbelohnt ausgehen werden. — Es fehlt auch nicht an solchen Stellen in der heiligen Schrift, die bestätigen, daß die Heiden gewisse gute Werke thun können. Denn Christus sagt: Wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr dann? Thun dieses nicht auch die Heiden? Matth. 5. Hier wird offenbar den Heiden ein gutes Werk zugeschrieben, das in der Freundlichkeit gegen ihre Freunde besteht. Dieß wird noch um so mehr dadurch bestätiget, daß Jesus nicht sagt, seine Jünger sollen das Gegentheil davon thun, sondern daß er sie verpflichtet, sie sollten noch Vollkommneres vollbringen, nämlich nicht bloß gegen ihre Freunde dienstgefällig sein, sondern auch ihre Feinde lieben.

Dasselbe lehren die heiligen Väter. Unter diesen sagt der heilige Basilius: Es gibt einige naturgemäße Tugenden, wozu die Seele nicht in Folge des Unterrichtes, sondern von Natur aus eine Neigung hat. Denn wie wir von uns selbst, ohne erst eines Unterrichtes hierin zu bedürfen, gegen das eine Abneigung haben, was uns lästig ist, so hat auch die Seele, ohne hierin belehrt worden zu sein, vor gewissen Lastern einen Abscheu. Hom. 9. de oper. sex dier. — Der heilige Chrysostomus: Es kann der Böse nicht durch und durch böse sein, sondern es kömmt vor, daß er einiges Gute an sich habe. Hom. 67. ad popul. Antioch. Unter den Bösen begreift aber Chrysostomus hier auch die Ungläubigen.— Der heilige Hieronymus: Viele thun ohne Glauben und ohne

Evangelium Christi Einiges mit Weisheit und frommem Sinne, so z. B. gehorchen sie den Eltern, unterstützen die Armen, unterdrücken nicht die Nachbarn, rauben nicht u. s. w. In cap. 1 epist. ad Galat. — Der heilige Augustin lehrt, daß einige gute Werke ohne Glauben, aber mit besonderer Hilfe Gottes, andere aber ohne besondere Hilfe durch die bloßen Kräfte der Natur vollbracht werden. Für die letztere Behauptung zeugt vorzüglich nachstehender Ausspruch: Wenn aber diejenigen, welche naturgemäß das thun, was Sache des Gesetzes ist, noch nicht in die Zahl derer zu setzen sind, welche die Gnade Christi rechtfertiget, sondern wenn man sie auch unter die rechnen muß, welche böse sind, und die den wahren Gott nicht auf gehörige Weise verehren, so lesen wir doch, daß sie Einiges thaten, was wir nach der Regel der Gerechtigkeit nicht nur nicht tadeln können, sondern mit Recht und Fug loben müssen, obschon, wenn man untersucht, zu welchem Ende es geschieht, man kaum etwas findet, was ein Lob oder eine Vertheidigung verdient. In libr. de spiritu et vit. c. 27. Hier ist besonders der Schluß: Obschon, wenn man untersucht, zu welchem Ende es geschieht, man kaum etwas findet, was ein Lob verdient, — zu erwägen. Der heilige Augustin will damit sagen, daß ein großer Theil der an sich guten Werke der Ungläubigen durch die Absicht, mit welcher sie dieselben thun, einfach Sünden werden. Derjenige Theil der von den Ungläubigen vollbrachten löblichen Werke aber, welcher nicht in böser Absicht geschieht, muß, mag es auch noch so selten vorkommen, als gut bezeichnet werden. Hier unterscheidet der heilige Augustin genau, und sagt, daß nicht Alles, was von den Ungläubigen unter dem Schein eines löblichen Werkes geschieht, etwas Gutes ist, aber auch nicht Alles als etwas Böses bezeichnet werden dürfe; es komme auf die Absicht der Handelnden an. Auf dieselbe Weise erklären sich der heilige Prosper, der heilige Fulgentius, der heilige Gregor und Andere. Es ist demnach deutlich genug erwiesen, daß nicht Alles, was die Ungläubigen thun, Sünde sei, oder was dasselbe ist, daß der Mensch mit bloßen Kräften der Natur manches moralisch Gute vollbringen kann. Hiemit stimmen die Concilien überein. So hat das Tridentinum entschieden, daß auch diejenigen, welche noch nicht wiedergeboren sind, keineswegs in allen Handlungen sündigen. Sess. 6. can. 7.

Dieß sieht auch die Vernunft ein; denn wären alle Werke der Ungläubigen Sünden, so würde es offenbar besser sein, wenn sie gar nichts thun würden. Man müßte daher den Heiden verbieten, Almosen zu geben, Feindschaften zu schlichten, die Unwissenden zu unterrichten u. s. w., und die, welche Solches unterließen, wären offenbar besser daran, als die, welche es thäten. Ist aber eine solche Behauptung nicht der größte Unsinn?

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, zerfallen bei näherer Betrachtung sämmtlich in Nichts. Hören wir einige!

a) Kalvin beruft sich unter Andern auf die Schriftstelle: Ein schlechter Baum kann keine gute Früchte bringen. Matth. 7. — Aber unter dem Baume wird hier, wie der Zusammenhang zeigt, nicht das menschliche Herz, sondern die Lehre verstanden, welche die Menschen ausstreuen. Will man aber auch eine andere Erklärung dieser Stelle geben, so muß man unter den guten Früchten, welche der schlechte Baum nicht bringen kann, die zum ewigen Leben verdienstlichen Werke verstehen; unter den schlechten Früchten aber, welche ein guter Baum nicht bringen kann, die Werke begreifen, welche die ewige Verdammniß nach sich ziehen. Unter dem guten Baume wird also der Gerechte, unter dem schlechten der Sünder begriffen. Wie nun der Gerechte, so lange er nicht aufhört, gerecht zu sein, keine Todsünden begehen kann, aber wohl läßliche Sünden; so kann der Ungläubige, so lange er im Zustande des Unglaubens verharrt, keine des ewigen Lebens würdige Werke ausüben; aber er kann gewisse moralisch gute Werke vollbringen, z. B. ein Almosen geben u. s. w. Eben so wenig beweisen die Stellen: Ohne mich könnet ihr nichts thun Joh. 5.; wir sind nicht vermögend, etwas aus uns selbst zu denken 2. Corinth. 3.; Gott ist es, der in uns das Wollen und Vollenden wirkt Phil. 2. Denn in allen diesen Stellen ist die Rede von guten Werken, die auf die ewige Seligkeit Bezug haben; solche können die Ungläubigen allerdings nicht ausüben, weil dazu nothwendig die durch Christus uns erworbene Gnade gehört. Allerdings sagt der Apostel: Alles, was nicht aus dem Glauben ist, ist Sünde. Röm. 14. Allein unter Glaube ist hier nicht jener Glaube zu verstehen, in Folge dessen wir an Christus glauben und daher Gläubige heißen, sondern es ist hier unter Glaube vielmehr jenes innere Gefühl zu

verstehen, vermöge dessen wir etwas für erlaubt oder verboten halten, was man auch Gewissen nennen kann. Es ist demnach der Sinn dieses Textes: Was immer gegen das Gewissen verstoße, das sei Sünde. So legen auch fast alle Kirchenväter die genannte Stelle aus, und der Zusammenhang selbst verlangt diesen Sinn; denn der Apostel redet von den reinen und unreinen Speisen und sagt: Wer einen Unterschied macht, der ist verdammt, wenn er ißt, weil er nicht aus dem Glauben handelt, d. h. weil er gegen das, was er für erlaubt hält, thut. Darum übersetzt auch Allioli hier richtig: „Weil er nicht aus Ueberzeugung handelt.“

b) Auch von den Vätern erborgen sonderbarer Weise in dieser Sache diejenigen Zeugnisse, die doch sonst auf diese Autorität nichts halten. Man beruft sich hiebei namentlich auf den heiligen Augustin, und führt unter andern folgenden Ausspruch an: „Der Wille ist ohne Liebe ganz und gar eine böse Begierde.“ Libr. 1. Retract. cap. 15. Der heilige Augustin will hier sagen, unser Wille sei ohne die Liebe in der Art eine böse Begierlichkeit, weil er voll Eigenliebe ist; dadurch wird aber eine gewisse natürliche Hinneigung zum Guten, die der Wille haben kann, nicht aufgehoben, und in Folge dieser Hinneigung kann hie und da, wenn keine Versuchung zusetzt, ein Werk geschehen, das keine Sünde ist; so z. B. kann Einer, der über und über mit Sünden erfüllt ist, mit einem Elenden, der ihm begegnet, aus natürlichem Gefühl Mitleiden haben und ihm eine Gabe reichen. Der heilige Augustin selbst lehrt im Buche von der Geduld, daß nicht Alles, was man ohne die Liebe, und daher mit der oben genannten Begierlichkeit thut, Sünde ist; denn er sagt, daß die Schismatiker nicht sündigen, wenn sie für Christus leiden, wiewohl es ihnen aus Mangel der Liebe auch zum ewigen Leben nicht ersprießlich ist. Eben so wenig beweiset die Stelle: „Was kann der Sohn des Verderbens Gutes thun, wenn er nicht zuvor von seinem Verderben befreit wird?“ Enchir. c. 10. Der heilige Augustin redet hier von Werken, die zum ewigen Leben ersprießlich sind. Dasselbe ist zu erwidern, wenn es im Buche von der Gnade und dem freien Willen Kap. 18. heißt: „Was nicht aus Liebe geschieht, geschieht nicht gut.“ Wenn aber unser Kirchenlehrer einmal sogar alle Werke der Ungläubigen Sünden nennt, lib. 1. de nupt. et concup. c. 3., so ist dieses nicht

buchstäblich zu nehmen. Der heilige Augustin nennt die Werke der Ungläubigen Sünden deßwegen, weil ihnen die reine Absicht fehlt, indem sie nur aus menschlichen Rücksichten, des Stolzes oder des Lobes wegen handeln; oder er nennt sie in dem Sinne Sünden, weil ihnen die höhere Vollkommenheit mangelt, und sie nicht für das ewige Leben verdienstlich sind.

c) Endlich bringt man auch aus der Vernunft Einwendungen, indem man sagt: Der Ungläubige ist todt; so lange er also in diesem Zustande verharrt, kann er nichts Lebendiges, d. h. nichts Gutes thun. Allein man muß unterscheiden. Der Ungläubige ist nur todt der Gnade nach, aber nicht der Natur nach; er vermag demnach nichts wahrhaft Verdienstliches für das ewige Leben zu thun, aber immerhin Werke auszuüben, welche einen gewissen natürlichen, moralischen Werth haben.

Man wendet ferners ein: Durch die Sünde ist der Mensch verkehrt worden, und einem krummen Beine ähnlich; wie nun ein Mensch mit einem krummen Beine nicht gehen kann, ohne zu hinken, so kann der Sünder nichts thun, ohne daß er sündiget. — Hierauf sagen wir einfach: Der Mensch ist allerdings durch die Sünde verkehrt worden; aber er handelt nicht immer mit Nothwendigkeit in Folge jener, wenn wir es so nennen wollen, Gekrümmtheit, welche nichts Anders ist, als die Begierlichkeit; denn es kann die Begierlichkeit auch ruhen, und er aus einer gewissen natürlichen Neigung zum Guten etwas thun. Daher beweist das Gleichniß vom krummen Bein nichts Anders, als daß der Mensch sündiget, wenn er aus Begierlichkeit handelt.

Man bringt auch vor: Die verdammten Geister haben Erkenntniß und freien Willen und werden überdieß von der fleischlichen Begierlichkeit nicht geplagt, und doch können sie kein sittlich gutes Werk thun, weil ihnen die Gnade fehlt; auf gleiche Weise muß man dasselbe von den Menschen sagen, auch sie können nichts moralisch Gutes ohne die Gnade vollbringen. — Darauf ist zu erwidern: Die Verdammten verharren unabweichlich im Hasse gegen Gott und die Menschen: denn dieses gehört zur Verdammniß, wie die Liebe zu Gott und den Menschen zur Seligkeit. Daher ist es kein Wunder, wenn Alles, was sie thun, böse ist, weil Alles auf jenes schlimme Ziel gerichtet ist. Von den Menschen aber,

und sind sie auch ungläubig und noch so verdorben, kann man, so lange sie auf Erden leben, nicht sagen, daß sie immer im Hasse gegen Gott und die Menschen handeln: daher sind auch ihre Werke nicht immer nothwendig böse.

So ist Alles nichtig, was zur Stützung der Behauptung vorgebracht wird, als wäre Alles, was der Ungläubige, und überhaupts der Mensch ohne Gnade thut, immer eine Sünde; im Gegentheil, wir wiederholen unsere Sätze und sagen: Es kann zwar Niemand ohne Gnade eine ernstliche Versuchung überwinden und auch das Sittengesetz, wenn man dabei auch von aller Verdienstlichkeit absieht, nicht erfüllen; er kann aber ohne Glauben mit besonderer Hilfe Gottes, und oft auch ohne diese, also mit bloß natürlichen Kräften, manches moralisch Gute vollbringen, wenn ihm anders keine Versuchung zusetzt, woraus von selbst folgt, daß nicht Alles, was der Ungläubige oder Sünder thut, eine Sünde ist. —

19. Der Mensch kann ohne zuvorkommende Gnade Gottes nichts Verdienstliches zum ewigen Leben wollen.

Die Semipelagianer meinten, wie man zum Anfang im Glauben keine besondere Gnade Gottes bedürfe, so brauche man eine solche auch zum Wollen nicht; denn wie der Kranke aus sich selbst ohne Medicin nach Gesundheit verlangen könne, so bedürfe man auch zum Verlangen nach dem ewigen Heile keiner besondern Gnade. Aber dieses ist unrichtig; denn der Mensch kann ohne zuvorkommende Gnade Gottes auch nichts Verdienstliches wollen. Dieses beweisen wir wiederum:

1) Aus der heiligen Schrift. Bei Isaias sagt Gott: Ich bin gefunden worden von denen, die mich nicht suchten; öffentlich erschien ich denen, die nicht nach mir fragten. Is. 65. — Auch Christus, der Herr, sagt: Der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Luk. 19. Diese beiden Stellen beweisen zur Genüge, daß nicht wir Gott zu suchen anfangen, sondern daß Gott uns zu suchen und zu rufen anfängt. Ganz besonders klar spricht sich der heilige Paulus in folgender Stelle aus: „Gott ist es, der in uns das Wollen und Vollbringen wirkt." Phil. 2.

2) Aus der Lehre der Kirche. Der Papst Zosimus sagt in seinem Schreiben an alle Bischöfe: Bei allen Handlungen, Gedanken und Regungen muß man zu Gott um Hilfe und Schutz flehen. Es ist Stolz, wenn die menschliche Natur sich selbst etwas herausnimmt. — Der heilige Ambrosius: Niemand kann ohne den Herrn etwas bauen, Niemand ohne ihn etwas bewahren, Niemand ohne ihn etwas anfangen. — Der heilige Augustin sagt im Buche von der Prädestination der Heiligen: Was die Frömmigkeit und die Religion anbelangt, sind wir nicht im Stande, etwas aus uns selbst zu denken, und Niemand ist sich selbst genug, ein gutes Werk anzufangen oder zu vollenden. Der heilige Gregor sagt: Gott kömmt uns zuvor, daß wir wollen, und folgt uns mit seiner Gnade nach, wenn wir wollen, auf daß wir nicht umsonst wollen. Hom. 9. in Ezech. —

3) Aus der Vernunft. Daß auch zum Wollen des Guten die Gnade nöthig ist, folgt daraus, weil das Wollen gleichsam der erste Anfang des guten Werkes selbst ist. Wäre nun hiezu die Gnade nicht nothwendig, so ginge gerade das Wichtigste, was gewöhnlich auch das Schwerste ist, nämlich der Anfang des Guten nicht von Gott, sondern von uns aus. Wäre zum Wollen, also zum Anfangen im Guten, die Gnade nicht nothwendig, so läßt sich nicht einsehen, warum sie zur Fortsetzung und Vollendung desselben unumgänglich nöthig sein soll. Denn wenn der Mensch aus sich selbst das Schwierigere kann, was offenbar der Anfang ist, so kann er auch aus sich selbst das begonnene Werk fortsetzen und vollenden, was im Verhältnisse zum Anfange gewöhnlich leichter ist.

20. Ohne zuvorkommende Gnade des heiligen Geistes kann man weder einen guten Gedanken fassen, noch heilsame Worte hervorbringen.

Die zuvorkommende Gnade des heiligen Geistes ist uns zu Allem nothwendig, nicht bloß zu guten Werken, sondern auch zu verdienstlichen Reden. Denn wir sind durchaus nicht im Stande, aus uns selbst irgend etwas Gutes hervorzubringen. Soll daher unsere Rede wahrhaft gut sein, so bedürfen wir auch dazu der Gnade. Dieses ist auch in der heiligen Schrift klar ausgesprochen,

denn der Apostel sagt: Niemand kann sagen, Jesus Christus, als nur im heiligen Geiste. 1. Corinth. 2.

Selbst zur Hervorbringung eines guten Gedankens ist die Gnade nothwendig. Auch dieses spricht derselbe Apostel deutlich aus: Wir sind nicht vermögend aus uns selbst etwas (Gutes) zu denken. 2. Corinth. 3. So kann also der Mensch ohne zuvorkommende Gnade nicht das mindeste Verdienstliche; er vermag nicht einmal etwas Gutes zu denken. Darauf laßt uns Bedacht nehmen, so werden wir nie uns selbst überschätzen; wir werden überall Gott die Ehre geben, und mit dem heiligen Augustin bekennen, daß Gott seine eigenen guten Werke an uns belohnt.

21. Ohne besondere Gnade kann Niemand Gott lieben, also auch nichts Verdienstliches thun.

Man kann die Liebe Gottes in verschiedener Weise nehmen; denn man kann darunter ein Werk des Willens oder nur eine gewisse Neigung zu Gott, als dem höchsten Gute, verstehen. Es ist hier der erstere Sinn festzuhalten; denn es ist ausgemacht, daß die Natur des Willens zu Gott, für den wir erschaffen sind, und der unser Ziel und Endpunkt ist, eine gewisse Neigung hat. Man kann ferners Gott lieben, in so ferne er der Schöpfer ist, und auch in so ferne er uns die ewige Seligkeit geben will. Und hier ist es eine unter allen Theologen ausgemachte Wahrheit, daß man in letzterer Beziehung ohne Glaube, also ohne besondere Gnade, Gott nicht lieben könne. Die Liebe zu Gott ist sodann entweder vollkommen oder unvollkommen: sie ist vollkommen, wenn eine Seele nicht nur Gott allen Dingen vorzieht, sondern ihn auch mehr als alle Dinge liebt, und zwar in dieser Liebe verharrt; unvollkommen aber ist sie, wenn sie zwar an Gott sich hingezogen fühlt, aber ihn noch nicht allen Dingen vorzieht, ihn daher auch noch nicht über alle Dinge liebt, und was gewöhnlich damit verbunden ist, in dieser Liebe zur Zeit einer Versuchung nicht immer verharrt.

Wir sagen nun mit Bellarmin, man kann Gott weder vollkommen noch unvollkommen, und weder als Schöpfer noch als Seligmacher lieben, wenn er uns nicht die Gnade hiezu gibt. Dieß beweisen wir:

1) Aus der heiligen Schrift. Denn hier heißt es: Die Liebe zu Gott ist unsern Herzen eingegossen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist. Röm. 5. Dann: Die Liebe ist aus Gott. 1. Joh. 4. Friede mit den Brüdern und Liebe sammt dem Glauben (ist) von Gott dem Vater. Ephes. 6. Die Früchte des heiligen Geistes sind: Liebe, Freude u. s. w. Gal. 5.

Wollte man einwenden, in diesen Stellen sei nur von der Liebe zu Gott die Rede, in so ferne er der Urheber der übernatürlichen Güter ist, so sagen wir: Die heilige Schrift kennt nirgends diesen Unterschied, sondern sagt einfach, die Liebe Gottes sei von Gott und durch den heiligen Geist uns eingegossen.

Bringt man aber vor, es wäre in den oben angeführten Stellen nur von einer vollkommenen Liebe die Rede, und nicht von der unvollkommenen, so geben wir dieses zwar zu, behaupten aber nichts desto weniger, daß man auch unvollkommen Gott ohne besondere Gnade nicht lieben könne; denn ist die Vollendung irgend einer Sache von Gott, so ist auch der Anfang derselben von Gott. Wie nämlich der Anfang des Glaubens von Gott ist, weil der Glaube überhaupts von ihm ist, so gilt dasselbe auch von der Liebe. Daher sagt auch der heil. Augustin: Man darf nicht sagen, der Anfang der Liebe ist von uns, und die Vollkommenheit derselben ist aus Gott, sondern wenn die Liebe aus Gott ist, so ist sie ganz aus Gott. Wolle Gott von uns die Anmaßung abwenden, daß wir uns in seinen Geschenken die erste Stelle einräumen, ihm selbst aber den zweiten Platz geben, da doch seine Barmherzigkeit uns überall zuvorkömmt. Libr. 2. c. 9. ad Bonifac.

2) Aus der Lehre der Kirche. Der heilige Augustin sagt: Durch die Schwere der ersten Sünde haben wir es verloren, mit freiem Willen Gott zu lieben. In epist. 107. ad Vital. Und wiederum: Die Liebe Gottes, wodurch man zu Gott kömmt, ist nur von Gott. Durch diese Liebe zum Schöpfer gebraucht ein Jeder die Geschöpfe gut; ohne diese Liebe zum Schöpfer aber macht Niemand von den Geschöpfen den rechten Gebrauch. Libr. 4. in Julian. c. 3. Und abermals: Wenn die Liebe zu Gott und dem Nächsten nicht von Gott, sondern von den Menschen kömmt, so haben die Pelagianer recht; wenn sie aber von Gott kömmt, so haben wir die Pelagianer überwunden. In libr. de gratia et libr. arbitr. —

Prosper vergleicht das menschliche Herz mit dem Eis, aus welchem keine Wärme hervorgelockt werden kann, wenn es nicht von dem aufgethauet wird, der sagte: Ich kam, ein Feuer auf die Erde zu bringen, u. s. w. — Das Concilium von Orange sagt: Die Liebe zu Gott ist ganz und gar ein Geschenk Gottes. Das Concilium von Trient erklärt in seiner sechsten Sitzung, der Mensch fange, nach vorausgegangener Anregung von Seite Gottes, Gott zu lieben an; in der Rechtfertigung selbst aber empfange er die eingegossene Liebe. Daraus erhellet, daß das Concilium nicht nur die vollkommene Liebe, sondern auch den Anfang in derselben für ein Geschenk Gottes hält.

3) Aus der Vernunft.

Die vollkommene Liebe zu Gott schließt alle unordentliche Neigung aus, und haßt Alles, was gegen das Gesetz Gottes ist. Kann diese Liebe durch die bloßen Kräfte der Natur erlangt werden, so kann der Mensch von Natur aus alle Gebote erfüllen und ohne Sünde leben, was offenbar Pelagianischer Irrthum ist.

Die vollkommene Liebe zu Gott schließt immer auch Sündenvergebung in sich; denn Gott liebt die, welche ihn lieben, und von der öffentlichen Sünderin heißt es: Ihr wurden viele Sünden nachgelassen, weil sie viel geliebt hat. Stünde es nun in der Macht des Menschen, mit bloßen Kräften der Natur Gott über Alles zu lieben, so könnte er immer ohne zuvorkommende Gnade Gottes Verzeihung erlangen, was leibhafter Pelagianismus ist.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß kein Werk der Frömmigkeit mit bloßen Kräften der Natur ausgeübt werden kann. Die Liebe zu Gott, auch die unvollkommene, und der bloße Anfang in derselben, ist ein Werk der Frömmigkeit, woraus von selbst folgt, daß dazu die Gnade Gottes nothwendig ist.

Die Einwendungen, welche man dagegen vorbringt, erscheinen sämmtlich als unstichhaltig. Man sagt nämlich:

a) Daß der Mensch Gott über Alles liebe, ist etwas Natürliches; denn der Wille hat eine natürliche Neigung zum Guten, und die Neigung wächst mit der Größe des Gutes; zum größten Gute hat er also auch die größte Neigung. Daraus folgt, daß er Gott auch mit seinen natürlichen Kräften über Alles lieben könne, weil er ja die größte Hinneigung zu ihm hat. — Dagegen

ist zu bemerken: Eine gewisse Neigung zum höchsten Gute ist dem Menschen allerdings natürlich; aber abgesehen davon, daß schon dazu, daß der Mensch in seinem gefallenen Zustande Gott als das höchste Gut erkennt, eine besondere Gnade erforderlich ist, so ist die Neigung noch nicht die wirkliche Liebe. Um diese in sich hervorzubringen, bedarf es immer einer besondern Gnade. Es ist ja überhaupts eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß nicht überall, wo eine natürliche Neigung vorhanden ist, auch die Kraft da ist, das, was die natürliche Neigung verlangt, zu thun.

b) Die Vernunft verlangt, daß man Gott über Alles lieben müsse; was aber die Vernunft mit Nothwendigkeit gebietet, muß der Wille vollbringen können, widrigen Falles müßte er nothgedrungen das Böse wählen oder aller Handlung sich enthalten, er wäre also entweder nothwendig böse oder doch nicht frei. — Daß Gott über Alles zu lieben sei, verlangt zwar die Vernunft im Allgemeinen, wovon aber der Wille nach dem Ausspruche des Apostels: „Ich erkenne das Bessere und billige es; aber ich thue das Schlimmere" — gar oft zurückspringt. Um nur in einem jeden besondern Fall diesen Grundsatz in sich auszusprechen, bedarf es schon der Gnade Gottes. Daraus aber, daß der Mensch ohne zuvorkommende Gnade Gott nicht über Alles lieben kann, ungeachtet die Vernunft im Allgemeinen die Pflicht dazu anerkennt, folgt noch nicht, daß der Wille nothwendig böse oder unfrei sei, sondern nur, daß er geschwächt und mehr wandelbar sei als die Vernunft.

c) Es kann der Mensch seinen Nächsten über Alles lieben, so daß er für ihn in den Tod geht; es kann auch der Ungläubige und Ketzer in seiner Weise Gott über Alles lieben, indem er gar oft für seine Irrthümer stirbt; es kann Jemand auch das Vaterland über Alles lieben, indem er demselben sein Leben weihet: warum sollte also der Mensch nicht auch Gott über Alles lieben können, wenn ihm auch keine besondere Gnade zur Seite steht? — Wir antworten: Es ist leichter, sich selbst oder ein anderes Geschöpf über Alles zu lieben, als Gott, schon deßwegen, weil das Sinnliche besser erkennt wird. Daher sagt auch der heilige Johannes: Wer seinen Bruder nicht liebt, den er doch sieht, wie kann dieser Gott lieben, den er nicht sieht? — Dann aber auch deßwegen, weil unsere verdorbene Natur immer mehr zu sich selbst und den

Ihrigen Neigung hat. Wer ferners für das Vaterland oder für seine Irrthümer stirbt, sucht eigentlich immer sich selbst mit seiner Handlung, nämlich die Ehre vor den Menschen. Dieses wird durch das Beispiel sowohl vieler heidnischer Römer bestätiget, die ihr Leben dem Vaterland weihten, als auch vieler Ketzer, die für ihre Irrthümer starben. Würde aber Jemand nicht um seines Ruhmes willen, sondern wahrhaft für das Wohl des Vaterlandes sein Leben hinopfern, so müßte man, und wäre es auch ein Ungläubiger, annehmen, daß er nicht ohne besondere Gnade dieß gethan habe; denn obschon der Tod für das Vaterland nur ein moralisch gutes Werk ist, und mit dem ewigen Heile nicht nothwendig zusammenhängt, so ist es doch ein schwieriges und hartes Unternehmen, und kann mit bloß natürlichen Kräften nicht vollbracht werden. (cf. Bellarmin's Controvers-Schriften.)

22. Die Gnade Gottes ist nicht bloß zum Anfange im Guten, sondern auch zur Beharrlichkeit in demselben nothwendig.

Wie die Semipelagianer lehrten, zum Anfange im Glauben bedürfe es keiner besondern Gnade, so lehrten sie auch, daß der Gerechte mit seinen natürlichen Kräften im Guten verharren könne, und hiezu keine besondere Gnade Gottes nothwendig habe. Aber dieses ist falsch. Der Mensch kann ohne specielle Gnade Gottes im Guten nicht verharren. Dafür zeugt die heilige Schrift; denn sie erzählt uns, daß Christus selbst zu Gott, seinem himmlischen Vater, für die Seinigen um die Gnade der Beharrlichkeit gebetet habe. „Heiliger Vater! erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, damit sie Eines seien, wie wir es sind.“ Joh. 17, 11. Dieses heißt nichts Anders, als: Laß nicht zu, daß sie von mir abfallen, sondern mach sie beständig in der Lehre und in den guten Gesinnungen, die ich ihnen beigebracht habe. Dasselbe bestätiget der heilige Petrus; denn er sagt: Der Gott aller Gnaden, der uns durch Jesus Christus berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit, wolle euch, die ihr eine kurze Zeit leidet, vollenden, stärken und auf festen Grund stellen. 1. Petr. 5, 10. Dieses heißt nichts Anders, als: Gott mache euch stark und bewahre euch vor jedem Ab-

falle. So hat auch Christus für Petrus gebeten, daß sein Glaube nicht abnehme. Luk. 22, 32.

Hiemit stimmt die Lehre der Kirche überein. Die heiligen Väter reden in ihren Schriften vielfältig vom Geschenke der Beharrlichkeit (de dono perseverantiae); der heilige Augustin hat hierüber ein eigenes Buch geschrieben. Die Concilien haben sich ebenfalls hierüber klar ausgesprochen. So erklärt die Synode von Trient: Wenn Jemand behauptet, der Gerechtfertigte könne ohne besondere Hilfe Gottes in der empfangenen Gerechtigkeit verharren, oder er könne mit dieser Hilfe es nicht, so sei er verdammt. Sess. 6. can. 22. Vergl. auch B. VIII. S. 217.

23. Auch den Gerechten ist die Gnade fortwährend nothwendig.

Daß nicht bloß den Sündern, auf daß sie sich bekehren können, die Gnade nothwendig ist, sondern auch den bereits Bekehrten, ist klar in der heiligen Schrift selbst ausgesprochen. Denn bezüglich Aller, und daher auch bezüglich der Gerechten, sagt Jesus: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet; denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Matth. 26, 41. Deßgleichen bezieht sich auf Alle, und daher auch auf die Gerechten, die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Matth. 6, 13. David rief auch dann, als er schon von der Sünde zur Buße zurückgekehrt war: Sei mein Helfer, und verlaß mich nicht. Ps. 26, 9. Selbst der heilige Paulus sagt, er wisse nicht, indem er Andern predige, ob er nicht selbst verloren sei, und daß ihn nur die Gnade Christi bei den vielen Versuchungen erhalten müsse. Röm. 7, 23—25.

Damit stimmt auch die kirchliche Ueberlieferung überein. So sagt die zweite Synode von Orange: Auch die Wiedergebornen und Geheiligten müssen allezeit Gottes Gnadenhilfe anrufen, damit sie zu einem guten Lebensende gelangen und in guten Werken verharren können. Damit stimmt auch das Concilium von Trient sess. 6. can. 2. überein. Auch der heilige Augustin sagt: Laßt uns einsehen, daß Gottes Gnade nicht bloß zur Rechtfertigung der Sünder nothwendig ist, sondern daß sie auch mit dem Gerechtfertigten gleichsam wandeln und ihn zu unterstützen fortfahren müsse, damit er nicht falle. De grat. et libr. arbitr. c. 5.

24. Die nothwendige Gnade zur Bekehrung haben die Sünder nicht in jedem Augenblick, sondern zu gewissen Zeiten, je nachdem es Gott gut dünkt, seine Gaben zu ertheilen.

Diese Wahrheit ist deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn es heißt dort: Darum konnten sie nicht glauben; denn Isaias hat abermals gesagt: Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstockt, daß sie mit den Augen nicht sehen, und mit dem Herzen nicht verstehen, noch sich bekehren, noch ich sie heile. Joh. 12, 39. 40. — Es ist gewiß, daß die Blinden nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht sehen können, so lange ihre Blindheit dauert. Daher sind hier Solche gemeint, die sich zu gewissen Zeiten aus Mangel an Gnade nicht bekehren können. Freilich könnte man einwenden: Obschon sie nicht sehen können, so lange sie blind sind, so können sie doch, wenn sie mit der zuvorkommenden Gnade mitwirken, die Blindheit entfernen, wodurch sie selbst sehend werden. Allerdings können die Verblendeten ihre Blindheit entfernen, wenn sie mit der zuvorkommenden Gnade mitwirken; aber ich behaupte, daß ihnen diese Gnade nicht jeder Zeit gegenwärtig sei, und dieß folgt aus der angeführten Stelle; denn wenn die zuvorkommende Gnade gegenwärtig ist, so fängt der Mensch an, zu sehen, oder kann wenigstens sehen; denn die zuvorkommende Gnade erleuchtet das Herz, daher ist ein Solcher nicht mehr blind zu nennen; wäre also die zuvorkommende Gnade, wodurch der Sünder immer sehen könnte, wenn er anders wollte, zu jeder Zeit einem jeden Menschen gegenwärtig, so gäbe es eigentlich gar keinen Blinden. Dieß widerspricht aber offenbar der angeführten Stelle.

Im zweiten Briefe an Timotheus sagt der heilige Paulus, man soll die Sünder mit Sanftmuth ermahnen, und gibt als Grund an, damit Gott ihnen einmal Buße verleiht zur Erkenntniß der Wahrheit, und sie den Fallstricken des Teufels entkommen. 2. Timoth. 2, 25. Hier ist deutlich ausgesprochen, daß die Gnade der Bekehrung nicht immer gegenwärtig sei, sondern sie Gott zu einer ihm beliebigen Zeit gibt, sonst würde der Apostel nicht sagen: Damit ihnen Gott einmal die Gnade der Buße verleiht.

Auf dieselbe Weise erklären sich die heiligen Väter. Der heilige Augustin sagt: Wer im Gebrauche seines freien Willens ist, kann sich, wenn nicht derjenige will, von welchem das Herz zubereitet wird, nicht bekehren. Fragst du mich aber, warum er nicht Alle zur Buße gelangen lasse, so frage ich dich: Warum gibt er nicht allen sterbenden Kindern zuvor die Taufgnade? Libr. 4. in Julian. c. 8. Der heilige Augustin behauptet hier nicht bloß, daß die Bekehrung von der Gnade abhängt, sondern auch, daß Gott diese nicht jeder Zeit gebe. — Der heilige Gregor: Kain konnte durch die göttliche Stimme ermahnt, aber nicht mehr geändert werden, weil wegen seiner Bosheit Gott bereits innerlich das Herz dessen verlassen hatte, zu dem er äußerlich noch redete. Lib. 2. moral. c. 5. Also hatte Kain damals nicht mehr die Gnade der Bekehrung. Auf dieselbe Weise erklären sich der heilige Isidor, Anselm u. s. w.

Es dürfte auch die Erfahrung beweisen, daß die zuvorkommende Gnade, von der doch die Bekehrung abhängt, nicht jeden Menschen jeden Augenblick gegenwärtig sei; denn gewiß fühlt der Sünder nicht immer und jeder Zeit jene innere Erleuchtung und Einsprache, wodurch er zur Buße angetrieben würde; daher hat er auch nicht jeder Zeit die hinreichende Hilfe dazu.

Diesem steht nicht entgegen, wenn es heißt:

a) Gott klopfe beständig an der Thüre unsers Herzens. Es ist damit nur gesagt, wie oft und bereitwillig Gott uns die Gnade zur Buße gibt, keineswegs aber, daß sie uns jeden Augenblick zu Gebote stehet; denn wie könnte es sonst an einer andern Stelle heißen: Heute, wenn ihr seine Stimme höret, verhärtet nicht eure Herzen. Ps. 94. Es ist hier namentlich gesagt: „Heute,“ und die Bedingniß gesetzt: „Wenn ihr höret,“ weil nicht täglich und ohne Unterbrechung seine Stimme erschallet, sondern zu einer gewissen Zeit sie uns heimsucht und erweckt.

b) Das vierte lateranensische Concilium sagt, der Sünder könne sich jeder Zeit durch die Buße bekehren. Dieß ist allerdings zuzugeben, aber auch beizufügen, wenn die Gnade ihm zuvorkömmt. Hierüber hat sich deutlich das Concilium von Trient erklärt; denn es verdammt einen Jeden, der behauptet, man könne ohne zuvorkommende Gnade des heiligen Geistes wahrhaft Buße üben.

c) Der heilige Thomas bezeichnet die Behauptung, als gebe es Jemand, der sich in diesem Leben nicht mehr bessern könne, als Irrthum. Auch wir stimmen damit überein; nur daß ihm die Gnade hiezu jeden Augenblick gegenwärtig sei, leugnen wir.

Dazu noch die Bemerkung: Wäre dem Sünder jeden Augenblick die nöthige Gnade gegenwärtig, so hätte es gar nichts auf sich, wenn man ein oder das andere Mal ihr widerstehet und seine Buße verschiebt; denn ist mir die Gnade immer gegenwärtig, so kann ich ja auch ein anderes Mal mich bekehren. Würde eine solche Lehre nicht den Leichtsinn befördern? Ist sie nicht geradezu der Kirche entgegen, die immer auf schnelle und ungesäumte Bekehrung dringt?

25. Die hinreichende Gnade zur Meidung einer neuen Sünde ist jeder Zeit Allen gegenwärtig.

Die Gnade, um eine neue Sünde zu meiden, wird im hinreichenden und nothwendigen Maße allen Menschen und zu jeder Zeit unmittelbar oder mittelbar von der Güte Gottes gegeben. Wir sagen: „Um die Sünden zu meiden," und nicht: „Um von der Sünde aufzustehen; denn unter diesen Beiden ist ein großer Unterschied. Daher kommen wir nicht in Widerspruch mit unserer oben aufgestellten Behauptung, daß dem Sünder die Gnade zur Bekehrung nicht jeden Augenblick zu Gebote stehe. Denn zur Bekehrung wird eine innere Anregung erfordert, die nicht jeden Augenblick gegenwärtig ist; um aber neue Sünden meiden zu können, bedarf man nicht jener innern Erleuchtung, sondern es genügt, daß entweder dem Feinde die Kräfte gemindert werden, oder daß die Gelegenheit zur Versuchung entfernt, oder irgend ein Schrecken eingejagt oder sonst etwas dargeboten wird, welches mehr anzieht. Würde aber auch zur Vermeidung einer jeden Sünde jene innere Anregung erfordert, so wäre immerhin noch ein großer Unterschied zwischen Vermeidung einer Sünde und Bekehrung von der Sünde; denn daß sich Jemand jeder Zeit bekehren kann, würde erfordert, daß er immer jene anregende Gnade hätte, was gegen alle Erfahrung ist; um aber die Sünden meiden zu können, ist nicht nöthig, daß ihm jene anregende Gnade immer gegenwärtig sei, sondern nur dann, wenn eine Gefahr zur Sünde vorhanden ist. — Wir

sagen ferners: „Mittelbar oder unmittelbar." Denn es ist gewiß, daß Einige nicht die hinreichende Hilfe haben, unmittelbar dem Versucher widerstehen und die Sünde vermeiden zu können; allein sie haben wenigstens die Gnade des Gebetes und können dadurch ein höheres Maß der helfenden Gnade sich erflehen. Dieß erhellet aus der heiligen Schrift, die uns zu beten befiehlt, daß wir nicht in Versuchung fallen. Daher sagt auch der heilige Augustin: Gott ermahnt uns, zu thun, was wir können, und um das zu bitten, was wir nicht vermögen. Und Papst Innocenz schreibt in seinem Briefe an das Concilium zu Karthago: Wir können die Versuchungen nicht überwinden, wenn wir uns nicht den Beistand des Himmels erflehen.

Daß übrigens dem Menschen zur Vermeidung einer neuen Sünde jeder Zeit die nothwendige Hilfe zu Gebot steht, läßt sich beweisen zunächst aus der heiligen Schrift. So heißt es: Sprich nicht, es kommt von Gott, daß sie (die Weisheit oder Gnade) nicht bei mir ist. Ekkles. 15, 11. Hier ist gesagt, daß der Mensch nie auf Gott die Schuld seiner Sünde schieben kann, als hätte er es an etwas fehlen lassen. Da nun der Mensch ohne Gnade Gottes keine Gelegenheit zur Sünde meiden kann, so ist von selbst klar, daß sie ihm Gott auch nie versagt. Dasselbe ist in den Worten ausgesprochen: Dein Verderben ist von dir, o Israel, und bei mir ist deine Hilfe. Oseas 13. — Hiemit stimmen die heiligen Väter überein. Der heilige Chrysostomus sagt: Wenn sie wollten, so könnten Alle; denn wir haben an Gott einen Gehilfen und eine Stütze. Hom. 16. ad Hebr. Der heilige Hieronymus: Der Mensch kann ohne Gott kein gutes Werk vollbringen, der ihm Freiheit des Willens in der Weise verlieh, daß er ihm bei keinem guten Werke die Gnade versagt. Der heilige Augustin: Derjenige, welcher dir ein Beispiel gegeben hat, verleiht dir auch die Hilfe. In Ps. 56. In all diesen Stellen ist gesagt, daß dem Menschen nie die Hilfe fehlt, wenn es sich um ein gutes Werk handelt; folglich muß ihm die hinreichende Gnade auch zur Seite stehen, wenn es sich um die Vermeidung einer Sünde handelt. — Daß dem so sei, sieht auch die gesunde Vernunft ein. Wäre der Mensch in einer Versuchung einmal von der Gnade verlassen, so könnte ihm, wenn er auch wirklich sündigte, die That nicht zur Sünde angerechnet wer-

den; denn es ist gewiß, daß Niemand ohne Gnade eine Versuchung überwinden kann; fehlte also Jemanden die Gnade, so war es ihm unmöglich, der Sünde zu widerstehen: was mir aber unmöglich ist, zu vermeiden, darf mir, wenn es auch geschieht, billiger Weise nicht zur Sünde angerechnet werden. Diese Wahrheit ist vielfältig von dem heiligen Augustin ausgesprochen. So sagt er in seiner Schrift von der Seele: Niemanden kann eine Schuld aus dem erwachsen, was er nicht empfangen hat. Und wiederum: Niemand ist tadelnswerth, der nicht thut, was ihm unmöglich ist. — Damit stimmt auch der Ausspruch des Apostels überein, wenn er sagt: Gott ist getreu; er wird euch nicht versuchen lassen über euere Kräfte, sondern bei der Versuchung euch auch den Ausgang geben, daß ihr sie ertragen könnet. 1. Corinth. 10, 13. Das Wort „Ausgang" ist zu verstehen von dem göttlichen Beistande, welchen der Herr immerdar den Versuchten verleiht, um der Versuchung selbst widerstehen zu können. Daher sagt der heilige Augustin: Der böse Feind flüstert uns freilich zu; aber durch Gottes Beistand steht es in unserer Gewalt, seine Eingebungen anzunehmen oder zu verwerfen. Der heilige Augustin und der heilige Thomas gehen selbst so weit, daß sie behaupten, Gott würde ungerecht und grausam sein, wollte er zu einem Gebote verpflichten, dessen Beobachtung unmöglich ist. Der heilige Augustin sagt nämlich: Einem zur Sünde anrechnen, daß er nicht gethan, was ihm unmöglich war, ist die größte Ungerechtigkeit. Lib. 2. de anima c. 12. Der heilige Thomas schreibt: Gott ist nicht grausamer als die Menschen. Es wird aber dem Menschen als Grausamkeit ausgelegt, wenn er Jemanden durch ein Gebot zu etwas verpflichtet, was er nicht erfüllen kann; das läßt sich also von Gott in keiner Weise annehmen. Freilich bemerkt derselbe Heilige an einem andern Orte: Dieses findet nicht statt, wenn Jemand durch eigene Nachlässigkeit die Gnade verloren hat, mittelst der er die Gebote erfüllen kann. Dieß gilt ganz besonders, wenn man es unterläßt, mittelst der entfernten Gnade des Gebetes die nähere zur Beobachtung der Gebote zu erlangen, wie auch das Concilium von Trient lehrt: Gott befiehlt nichts Unmögliches, sondern indem er befiehlt, ermuntert er uns, zu thun, was in unsern Kräften steht, und um

das im Gebete anzuhalten, was wir nicht vermögen, und er steht uns bei, daß wir es vermögen. Sess. 6. c. 13.

26. Von der hinlänglichen und wirksamen Gnade (gratia sufficiens et efficax) insbesondere.

Man wirft die Frage auf, ob der Unterschied zwischen gratia sufficiens und efficax wirklich begründet sei?

Hierauf ist zu erwidern: Die Reformatoren können allerdings nicht zugeben, daß es auch eine gratia sufficiens gebe; denn da nach ihrer Lehre derjenige, welcher von Gott angezogen wird, nothwendig gut handelt, und umgekehrt, wer von Gott nicht angezogen wird, nothwendiger Weise auch nicht gut handeln kann, so gibt es für sie nur eine gratia efficax. Auch die Pelagianer können unsere Eintheilung nicht zugeben, da sie der Ansicht sind, der Mensch habe in sich selbst die Kraft, sein Heil zu wirken, und bedürfe dazu keiner andern weitern Hilfe.

Allein dessen ungeachtet ist die Eintheilung in gratia sufficiens und efficax begründet; denn es ist aus der heiligen Schrift bekannt, daß Manche eine hinreichende Hilfe Gottes hatten, sich zu bekehren, daß sie aber dennoch sich nicht bekehrten, und daher auch die Gnade bei ihnen nicht wirksam war. Dafür zeugen die Worte des Propheten: Ihr Bewohner von Jerusalem und ihr Männer von Juda, urtheilet zwischen mir und meinem Weinberge, — was hätte ich meinem Weinberge noch thun können, das ich ihm noch nicht gethan habe? Ich erwartete, daß er Trauben brächte, und warum hat er Heerlinge getragen? Is. 5, 4. Die, welche Gott hier tadelt, hatten offenbar nicht die wirksame Gnade; denn sonst würden sie sich bekehrt haben. Hätten sie aber auch die hinlängliche Gnade nicht gehabt, wodurch sie sich in der That hätten bekehren können, so würde Gott nicht haben sagen können: Was hätte ich meinem Weinberge noch thun können, das ich ihm nicht schon gethan habe? Man könnte Gott mit Recht entgegnen: Du hast lange noch nicht das Nothwendige an deinem Weinberge gethan, da du es an seiner hinreichenden Cultivirung, wodurch das Bringen der Früchte bedungen ist, fehlen lassest. Wie hätte Gott auch sagen können: „Ich erwartete Trauben" — wenn er nicht Alles, was zum Hervorbringen der Trauben nothwendig ist, ge-

thun haben würde? Es ist also außer allem Zweifel, daß jene Menschen eine hinreichende Gnade hatten, ihr Heil zu wirken.

Dasselbe bezeugt die Stelle bei Matth. 23, 37.: „Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten mordest und steinigest die, welche zu dir gesandt worden: wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; du aber hast nicht gewollt.“ Auch diese hatten keine wirksame Gnade, weil sie sich nicht unter den Flügeln des Herrn versammelten. Es fehlte ihnen aber nicht an der hinreichenden Gnade, weil der Heiland sagt: „Du hast nicht gewollt.“ Es war also ganz in ihren freien Willen gegeben; es fehlte ihnen nicht das Vermögen hiezu, sondern nur der Wille.

Wenn es heißt: Ihr widerstehet immer dem heiligen Geiste, Apostelg. 7., — so beweist diese Stelle deutlich, daß den hier in Rede Stehenden eine hinreichende Gnade zur Bekehrung verliehen worden; daß aber sie selbst derselben widerstunden, und sie nicht wirksam werden ließen. Dafür zeugt auch Röm. 2, 4., wo der Apostel sagt: Verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmuth? Weißt du nicht, daß die Güte Gottes zur Buße dich leitet? — Endlich, wie klar ist der Ausspruch des Herrn: Ich stehe vor der Thüre und klopfe, und wer mir öffnet, zu dem gehe ich hinein. Apokal. 3. Entweder haben die, an deren Thüre der Herr pocht, die hinreichende Gnade zum Oeffnen, oder sie haben sie nicht. Wenn sie sie haben, so ist unsere Behauptung erwiesen; haben sie dieselbe aber nicht: warum klopft der Herr an ihrem Herzen, da er doch weiß, daß sie nicht öffnen können? Wäre es nicht thöricht, an einer Thüre zu klopfen, wenn man weiß, daß Niemand darinnen ist, der öffnen könnte?

Auf gleiche Weise läßt sich aus der heiligen Schrift zeigen, daß Einigen die wirksame Gnade verliehen wird, in Folge dessen sie sich bekehren. So sagt der Herr: Ein Jeder, der vom Vater gehört und gelernt hat, kommt zu mir. Joh. 6, 45. Wenn ein Jeder, der vom Vater hört und lernet, zu Christus kömmt, so gibt es Keinen, der, wenn er hört und lernt, nicht kömmt: es gibt also eine Stimme des Vaters, die unfehlbar überzeugt, und dieß ist eben die wirksame Gnade. Dasselbe beweisen die Worte: Niemand wird sie (meine Schaafe) aus meinen Händen reißen. Joh. 10.

Deßwegen reißt sie nämlich Niemand aus den Händen des Herrn, weil er ihnen die wirksame Gnade verleiht, in Folge dessen sie bis an's Ende in der Gerechtigkeit verharren. Klar spricht diese Wahrheit der Prophet Ezechiel aus. Durch ihn sagt der Herr: Ich will meinen Geist in euere Mitte schicken, und machen, daß ihr in meinen Geboten wandelt. Ezech. 36. Weil hier von der wirksamen Gnade die Rede ist, sagt Gott nicht: „Ich will machen, daß ihr in meinen Geboten wandeln könnet," — sondern: „Daß ihr wandelt." Wenn nun Gott selbst sagt: „Ich will machen, daß ihr wandelt," — wer wird es wagen, zu behaupten, daß es doch nicht geschehen werde? Ist also hier nicht von einer wirksamen Gnade die Rede?

Den Unterschied zwischen hinreichender und wirksamer Gnade halten auch die heiligen Väter fest, und namentlich erklärt sich hierüber deutlich der heilige Augustin. Dieser Kirchenlehrer sagt: Zu jener Mahlzeit, von welcher der Herr im Evangelium redet, wollten weder Alle, die berufen waren, kommen, noch hätten die, welche kamen, erscheinen können, wenn sie dazu keinen Ruf erhalten hätten. Daher dürfen weder die, welche kamen, sich es zuschreiben, weil sie nur in Folge des erhaltenen Rufes erschienen, noch dürfen die, welche nicht erscheinen wollten, die Schuld hievon einem Andern beimessen, sondern müssen sich selbst es zuschreiben, weil nach erhaltenem Rufe es ganz von ihrem freien Willen abhing, ob sie erscheinen sollten. Wie nun Niemand verdient, berufen zu werden, so ist der, welcher nach erhaltenem Rufe nicht erscheint, strafbar, weil er den Ruf vernachlässiget. — Aus dieser Stelle erhellet, daß nicht eine jede Gnade wirksam sei, weil Viele, die berufen waren, nicht kamen; dann aber auch, daß Alle, die den Ruf erhielten, eine hinreichende Gnade zum Erscheinen hatten; denn gerade deßwegen waren sie ja strafbar, weil sie, ungeachtet sie hätten erscheinen können, dennoch hinwegblieben. So erklärt sich also der heilige Augustin für das Vorhandensein einer hinreichenden Gnade; er kennt aber auch eine wirksame. Im Buche von der Vorherbestimmung der Heiligen sagt er: Diese Gnade wird von keinem harten Herzen zurückgewiesen; denn deßwegen wird sie gegeben, daß die Herzenshärte vorerst hinweggenommen wird. Und bei einer andern Gelegenheit sagt er: Den Auserwählten werde nicht

bloß die Gnade gegeben, daß sie in der Gerechtigkeit verharren können, wenn sie wollen, sondern sie wird ihnen auch gegeben, daß sie wollen und ganz zuverlässig darin verharren.

Für den Unterschied der **gratia sufficiens et efficax** spricht auch die Vernunft. Gibt es nämlich keine hinreichende Gnade, so muß man sagen:

a) Daß der erste Mensch ohne seine Schuld gefallen ist; denn es ist gewiß, daß er nicht die wirksame Gnade hatte, weil er nicht im Zustand der Unschuld verharrte. Er hatte demnach entweder die hinlängliche Gnade, oder er hatte sie nicht. Hatte er sie, so ist dieser Satz erwiesen; hatte er sie aber nicht, so ist er ohne seine Schuld gefallen: denn wie richtig der heilige Augustin bemerkt, dieses darf einem nicht als Schuld zugerechnet werden, was man nicht vermeiden kann.

b) Daß Gott seine Freunde eher zu verlassen scheint, als daß er von ihnen verlassen wird. Denn sündiget ein Gerechter, so hatte er offenbar nicht die wirksame Gnade, weil er in diesem Falle gar nicht gesündiget hätte. Hätte er aber auch die hinlängliche nicht, wodurch er der Sünde hätte widerstehen können, so muß man offenbar sagen, er war von Gott zuvor schon verlassen, ehe er ihn verließ; diese Ansicht aber ist gegen alle Lehre der Kirche.

c) Daß Niemand in Wahrheit sagen könnte, er habe nicht so viel Gutes gethan, als er gekonnt. Gibt es nämlich nur eine wirksame Gnade, so wird man nie in den Fall kommen, der Gnade zu widerstehen. Die Folge davon ist, daß man sich auch nichts vorzuwerfen hat. Dieß widerspricht aber der Ueberzeugung aller Heiligen, die immer sich anklagen, daß sie hinter dem zurückbleiben, was sie mit der göttlichen Gnade gekonnt hätten.

Daß es aber außer der hinreichenden Gnade auch eine wirksame gebe, wird schon dadurch bestätiget, weil nach Aufhebung der wirksamen Gnade das Fundament der göttlichen Prädestination aufgehoben ist. Denn die Prädestination ist ein Vorherwissen und Vorherbestimmen gewisser göttlicher Wohlthaten, deren derjenige, welchem sie vorherbestimmt sind, unfehlbar theilhaftig wird; dieß ist aber eine wirksame Gnade.

Es frägt sich nun weiter: Worin besteht die Wirksamkeit der Gnade?

Hierüber gibt es vorzüglich drei Meinungen.

a) Die Einen sagen, die wirksame Gnade bestehe im Beipflichten und in der Mitwirkung von Seite des Menschen, so daß sie nur in Beziehung auf den Erfolg wirksam genannt wird. Diese Ansicht ist aber falsch; denn sie ist gegen die Schrift und gegen die Väter, namentlich den heiligen Augustin. Dieser Kirchenlehrer sagt ja, daß die wirksame Gnade von keinem, auch noch so hartem Herzen zurückgewiesen wird; sie wird also nicht vom Menschen, sondern dieser vielmehr von der wirksamen Gnade bestimmt. Auch die Schrift ist gegen diese Ansicht; denn wenn es heißt: Ein Jeder, der vom Vater gehört und gelernt hat, kommt zu mir, — ist es deutlich ausgesprochen, daß die gratia efficax unfehlbar wirkt, und nicht von der Geneigtheit des Schülers abhängt. Endlich gäbe es bei dieser Ansicht keine Prädestination. Die Vorherbestimmung der Auserwählten beruht auf einer unfehlbar wirksamen Gnade, und hat nur im göttlichen Willen ihren Grund. Hinge sie von der Beistimmung des menschlichen Willens ab, so gäbe es bei Gott kein Vorherbestimmen, sondern nur ein Vorherwissen, was gegen die Aussprüche der heiligen Schrift ist.

b) Andere verlieren sich in das entgegengesetzte Extrem, indem sie sagen, die wirksame Gnade sei eine physische Handlung Gottes, welche den Willen zum Wollen und zur Wahl des Guten, das ihm durch die zuvorkommende Gnade eingeflößt wird, determinirt; und weil es unmöglich ist, daß Gott den Willen physisch determinirt, ohne daß dieser wirklich bestimmt wird, das zu wollen, wozu er bestimmt wird, so ist es unmöglich, daß diese Gnade nicht eine unfehlbare Wirkung habe. — Diese Meinung scheint nicht viel von der Irrlehre der Reformatoren verschieden zu sein, und hebt zugleich die hinreichende Gnade und die Freiheit des Willens auf: denn da nach der Behauptung derer, welche sich zu dieser Meinung bekennen, diese Gnade oder Determination des Willens nothwendig ist, so kann ohne dieselbe nichts Gutes geschehen, und daher gibt es keine hinreichende Gnade mehr. Auch um den freien Willen ist es geschehen; denn da es nach dieser Einwirkung von Seite Gottes nicht mehr in der Willkür des Menschen ist, zu handeln

oder nicht zu handeln, so handelt der Wille nicht mehr mit Freiheit, sondern mit Nothwendigkeit.

c) Es ist demnach die wirksame Gnade anders zu fassen, und dahin zu erklären, daß weder das Ansehen Gottes darunter leidet, noch die menschliche Freiheit beeinträchtiget wird. Durch die gratia efficax wirkt nämlich Gott so auf uns ein, daß wir das, was er will, unfehlbar thun, und zwar mit Zustimmung unsers eigenen Willens thun. Wir eignen uns nämlich den Willen Gottes so sehr an, daß er zugleich unser eigener Wille wird. Daher läßt sich nicht sagen, daß die wirksame Gnade den freien Willen nöthige, oder die Handlung unfreiwillig mache. Wer wollte aber leugnen, daß Gott in seiner Allmacht die Herzen bewegen könne, freiwillig das zu wollen, was er will, da doch schon menschliche Beredsamkeit Manchen ohne Verletzung seiner Freiheit dazu bringen kann, daß er das will und thut, was der Andere verlangt?

Man könnte hier noch die Frage stellen, warum Gott nicht Allen die wirksame Gnade verleihet. Aber mit demselben Rechte könnte man auch fragen: Warum schuf Gott einen Wurm und nicht lauter Seraphime? Hierin geziemt dem schwachen Menschen kein Urtheil, sondern mit dem Apostel muß er ausrufen: O Tiefe der Reichthümer, der Weisheit und Wissenschaft Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Urtheile! Röm. 11, 33. Eben weil es eine Gnade ist, und Niemand darauf gerechte Ansprüche hat, kann Gott sie nach Belieben geben. Uebrigens ist der Mensch selbst oft die Ursache, warum die wirksame Gnade nicht verliehen wird. Er läßt die zureichende Gnade unbenützt, und versperrt sich dadurch den Weg zur wirksamen. Wer hingegen im Kleinen schon ein treuer Diener ist, verdient eben dadurch noch mehr zu erhalten. Daher benütze ein Jeder die bereits erhaltenen Güter, und Gott wird ihm in seiner Liebe noch Höheres geben.

27. Gott gibt Allen nach Ort und Zeit mittelbar oder unmittelbar die nothwendige Gnade (gratia sufficiens) zum Heile.

Ehe wir diese Wahrheit näher begründen, müssen wir die beigefügten Beschränkungen erklären. Wir sagen nämlich: Gott gibt einem Jeden die hinreichende Gnade zum Heile, und wollen

darunter die Gnade zum Aufstehen vom Schlafe der Sünde und zur Wirkung des Heiles verstehen. Es heißt ferners: „Nach Ort und Zeit," weil wir hier nicht bestimmen wollen, ob einem Jeden zu jeder Zeit die hinreichende Gnade zu Gebote steht, sondern wir behaupten nur, es gebe Keinen, der nicht irgend einmal diese Gnade hat. Wir sagen endlich: „Mittelbar oder unmittelbar", weil wir glauben, daß Gott denen, die im Gebrauche ihrer Vernunft sind, heilige Erleuchtungen einflöße, wodurch sie die anregende Gnade unmittelbar erhalten, in Folge dessen sie, wollten sie dieser Gnade beipflichten, zur Rechtfertigung disponirt werden könnten, — von denjenigen hingegen, welche nicht im Gebrauche ihrer Vernunft sind, wie die Kinder, sagen wir, daß sie die ihnen nothwendige Gnade zum Heile mittelbar erhalten, weil ihre Eltern für sie sorgen, und namentlich ihnen die heilige Taufe ertheilen lassen können.

Daß nun in dem angedeuteten Sinne Gott Allen die nothwendige Gnade gebe, ist eine ausgemachte Wahrheit, und erhellet:

a) Aus der heiligen Schrift. In den Sprüchwörtern heißt es: Die Weisheit prediget draußen, läßt ihre Stimme hören auf den Gassen. An der Spitze des Volkshaufen rufet sie, an den Eingängen der Stadtthore redet sie ihre Worte und spricht: Wie lange, ihr Einfältige, liebet ihr die Einfalt; wie lange wollen die Thoren das verlangen, was ihnen schadet, und die Unweisen hassen die Einsicht? Bekehrt euch auf meine Warnung! Sieh, ich will euch meinen Geist offenbaren und meine Worte euch kund thun. Darum, weil ich rief, und ihr nicht wolltet, ich meine Hand ausstreckte, und Keiner darauf achtete; weil ihr verachtet all meinen Rath und meine Strafreden in den Wind schluget: so will ich bei euerm Untergange lachen. Sprüchw. 1, 20—27. Hier ist offenbar von einer allgemein öffentlichen Predigt und Verkündigung des göttlichen Willens die Rede, woraus erhellet, daß es Keinen gebe, den Gott nicht irgend einmal rufe und ihm die zum Heile nothwendige Gnade gebe.

Du erbarmst dich Aller; denn du vermagst Alles, und bist nachsichtig gegen die Sünden der Menschen um der Buße willen. Du liebst Alles, was da ist, und hassest nichts, was du gemacht hast; denn du hast nichts im Hasse geschaffen oder gemacht. Weish.

11, 24—26. Diese Worte lassen sich nicht verstehen, wenn man nicht zugibt, daß Gott Allen die hinreichende Gnade gibt; denn wie erbarmt er sich Aller und schont Alle, wenn er ihnen nicht jene Hilfe gibt, daß sie sich bessern können, wenn sie wollen. Auch läßt sich diese Stelle nicht ausschließlich auf die Auserwählten beziehen; denn der Grund, warum sich Gott Aller erbarmt, ist von der Schöpfung genommen; daher sind hier nicht die Auserwählten allein, sondern überhaupts alle Menschen zu verstehen.

Wenn ihr sprechet und saget: Unsere Missethaten und unsere Sünden sind über uns und in ihnen welken wir dahin, wie werden wir also leben können? so sage zu ihnen: Ich, spricht der Herr, lebe, und will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Bekehret, bekehret euch, und warum sollt ihr sterben? Ezech. 33. Die Ermahnung: „Bekehret euch" wäre umsonst, wenn ihnen Gott nicht die nothwendige Gnade dazu geben würde.

Die Stelle: Der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und Regen gibt eben so den Sündern wie den Gerechten, Matth. 5., — ist nach dem heiligen Ambrosius auch geistiger Weise zu nehmen, und deutet dann an die Gnade, welche Gott auch den Sündern verleihet.

Hiefür ließe sich noch eine Menge anderer Schriftstellen anführen, z. B.: Er erleuchtet einen jeden Menschen, Joh. 1.; — Er will, daß Alle gerettet werden, und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. 1. Timoth. 2. Er ist der Heiland aller Menschen, namentlich der Gläubigen. 1. Timoth. 4. Christus ist für Alle gestorben. 1. Corinth. 5. Er ist die Versöhnung für unsere Sünden, und nicht bloß für die unserigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. 1. Joh. 2. u. s. w.

b) Aus den heiligen Vätern. Ihr Zeugniß ist hierin einstimmig. So sagt Cyrillus von Alexandrien: Wenn Jemand, mit eben so viel Gnade von Gott begabt als Andere, durch seinen eigenen Willen in die Sünde verfällt, wie kann man alsdann sagen, Christus habe ihn nicht errettet, der ihn doch durch Zuwendung der zur Vermeidung der Sünden nöthigen Gnaden freigemacht hat. Lib. 1. de Jud. — Clemens von Alexandrien: Keinem ist das

Wort verborgen; es ist ein allgemeines Licht, das allen Menschen leuchtet. In orat. ad gent. — Origenes führt im dritten Buche seiner Principien umständlich den Beweis, daß alle Menschen selig werden können. — Der heilige Chrysostomus: Wenn Gott einem jeden Menschen, der in diese Welt kömmt, erleuchtet: wie kommt es denn, daß so viele Menschen ohne Licht bleiben? Denn nicht Alle erkennen Christum; wie erleuchtet er daher einen jeden Menschen? Er erleuchtet in der That, so viel an ihm ist, einen jeden Menschen; wenn aber Einige freiwillig ihre Augen den Strahlen dieses Lichtes nicht zuwenden wollen, so bleiben sie nicht wegen der Natur des Lichtes im Finstern, sondern wegen ihrer Bosheit. Hom. 7. in Joan. — Cyrillus von Jerusalem: Der Herr hat das Thor des ewigen Lebens aufgeschlossen, damit Alle, so viel an ihm liegt, ohne alles Hinderniß dasselbe an sich reißen möchten. Catech. 18. — Wie die griechischen Väter, deren Autorität hierin Jansenius nicht gelten lassen wollte, da sie nach seinem Urtheile nur unvollkommen von der Gnade gehandelt hätten, erklären sich auch die lateinischen. Hören wir ihre Zeugnisse! Der heilige Ambrosius sagt: Weil Christus kömmt und an der Thüre unsers Herzens klopft, so will er immerdar eintreten; aber an uns selbst liegt der Grund, warum er nicht immer wirklich selbst eintritt. In Ps. 118. — Der heilige Paulinus: Gott verhilft, so viel an ihm ist, einem jeden Menschen zum Heile. Epist. 1. ad Apium. — Es ist erwiesen, daß nicht nur in den neuesten Zeiten, sondern auch in allen abgelaufenen Jahrhunderten die Gnade Gottes allen Menschen gegeben war. Lib. 2. de vocat. gent. c. 31. — Der heilige Augustin: Weiß eine Seele nicht, was sie thun soll, so kommt es daher, daß es ihr noch nicht gegeben ist; aber auch das wird ihr gegeben werden, wenn sie das bereits Empfangene recht gebraucht. Darum aber hat sie empfangen, damit sie in frommem Eifer suche, wenn sie nur will. De lib. arbitr. Libr. 3. c. 22. Aus dieser Stelle ist klar, daß ein Jeder wenigstens die entferntere Gnade empfängt; gebraucht er diese recht, so erhält er auch die nähere. — Dasselbe lehrt der heilige Thomas an mehreren Stellen. Wo er den Ausspruch des Apostels: „Welcher will, daß Alle selig werden“. erklärt, sagt er: Darum fehlt Keinem die Gnade, vielmehr theilt sich Gott, so viel er kann, allen Menschen mit, so wie ja auch die

Sonne für den Blinden da ist. In epist. ad Hebr. 12, 1. 3. Gleichwie also die Sonne ihr Licht über Alle ergießt, und nur die desselben beraubt sind, die sich freiwillig verblenden, so theilt Gott Allen seine Gnade mit zur Beobachtung der Gebote, und man verliert dieselbe nur in dem Maße, als man sie nicht gebrauchen will. — An einem andern Orte sagt er: Es ist der göttlichen Vorsehung eigen, Allen die zur Heilswirkung nöthige Gnade zu ertheilen, wofern dieselbe von Seiten des Menschen nicht gehindert wird. Quaest. 14. de verit. art. 11. — Damit stimmen auch die Concilien überein. So sagt das Concilium von Köln im Jahre 1636: Obgleich Niemand sich bekehrt, der nicht vom Vater gezogen wird, so kann doch Keiner sich damit entschuldigen, daß er nicht gezogen werde; denn immerdar steht er an der Thüre und klopft an, sowohl durch das innerliche als durch das äußerliche Wort.

c) Aus der Vernunft. Es ist ein Glaubenssatz, daß Gott Alle selig haben will; deßgleichen, daß seine Gebote für Alle gegeben sind. Daraus folgt, daß Gott auch Allen die nothwendige Gnade gibt, ihr Heil zu wirken und die göttlichen Gebote zu halten. Denn eben so ausgemacht ist es, daß die Beobachtung der Gebote und die Wirkung des Heiles ohne den Beistand der Gnade unmöglich ist, wie unter andern Innocenz I. gegen die Pelagianer entschieden hat, indem er sagt: Gleichwie wir mittelst der Hilfe Gottes siegen, so unterliegen wir ohne dieselbe. Würde nun Gott die nothwendige Gnade zur Erfüllung seiner Gebote versagen, so würden diese selbst umsonst gegeben sein, was ein Unsinn ist, da Gott nichts vergeblich thut.

Hier müssen wir noch dem Irrthume begegnen, als ob Gott die zur Heilswirkung zureichende Gnade zwar bei sich bereite, aber in der Wirklichkeit sie nicht an Alle ertheile. Hiezu bemerkt treffend der Cardinal Gotti: Was würde es dem Kranken nützen, wenn der Arzt bei sich die Mittel bereitet hätte, sie aber ihm nicht mittheilen wollte? Man muß daher nicht bloß sagen, Gott bereite einem jeden Menschen die hinreichende Gnade, sondern auch, daß er sie ihm zuwende.

Es ist sehr trostreich, daß Gott allen Menschen die nothwendige Gnade zur Bekehrung gebe; denn jetzt darf Niemand an sei-

nem Heile verzweifeln, mag er auch ein noch so großer Sünder sein. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern sein Heil und seine Bekehrung. Er wird ihm daher auch die hiezu nothwendige Gnade geben. Möchte sie nur der Sünder auch jederzeit benützen!

28. Gott würde nicht ungerecht handeln, wenn er uns auch alle Gnade versagen würde.

Gott könnte ohne Verstoß gegen seine Gerechtigkeit allen Menschen die Gnade versagen. Denn da wir in Folge der Erbsünde schon in der Stunde unserer Geburt mit dem Zorne Gottes behaftet sind, so gebührt uns nichts, als Strafe. Daher heißt es im Buche der Weisheit: Wer wird stehen gegen dein Gericht, und wer wird es dir anrechnen, wenn die Völker zu Grunde gehen, die du gemacht hast? Weish. 12. Der Apostel aber zeigt, es sei nur Folge der Erbarmung Gottes, wenn der Herr aus der Masse des Verderbens einige Gefäße zu seiner Ehre macht; daher nennt er sie auch Gefäße der Barmherzigkeit. Röm. 9. Dasselbe spricht der heilige Augustin aus, wenn er schreibt: Seien wir nicht undankbar, daß der barmherzige Gott so viele von dem ihnen gebührenden Verderben befreit; wenn er aber auch Niemand davon befreien würde, wäre er dennoch nicht ungerecht. De bono persev. c. 8.

29. Gott verleiht einem Jeden die Gnade des Gebetes, wenn er dieselbe will; denn zum Gebete ist nur die zureichende Gnade erforderlich, durch das Gebet selbst aber erlangt man ein höheres Maß der Gnade.

Die hier ausgesprochene Wahrheit ist zunächst Bibel gemäß; denn in der heiligen Schrift heißt es z. B.: Bekehret euch auf meine Warnung. Sieh, ich will euch meinen Geist offenbaren; darum, weil ich rief, und ihr nicht wolltet, will ich lachen zu euerm Untergange, und spotten, wenn euch begegnet, was ihr fürchtet. Sprüchw. 1, 20. u. folg. Das „bekehret euch“ würde eine lächerliche Mahnung sein, wenn Gott den Sündern nicht wenigstens eine durch das Gebet vermittelte Hilfe zur Bekehrung

angedeihen ließe. Deutlicher sind noch die Aussprüche: Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken. Matth. 11, 28. Bittet, und es wird euch gegeben werden. Matth. 7, 7. u. s. w. Verliehe Gott nicht einem Jeden die Gnade, sich im Gebete an ihn wenden zu können, so wären dieses eitle Einladungen; denn es ist umsonst, einem Lahmen zu sagen: „Komm zu mir“; ich muß ihm zuvor das Vermögen zu gehen verleihen. Nun gibt aber Gott einem Jeden die zureichende Gnade, wodurch an sich klar ist, daß diese zum Gebete hinreicht.

Das Concilium von Trient sagt in den Worten des heiligen Augustin: Gott befiehlt nichts Unmögliches, sondern indem er befiehlt, forbert er uns auf, zu thun, was wir vermögen, und um das zu bitten, was wir nicht vermögen, und er steht uns bei, daß wir es vermögen. Hiemit ist nichts Anders gesagt, als daß ein Jeder mittelst der gewöhnlichen Gnade, welche wir die zureichende nennen, das Leichtere, wozu auch das Gebet gehört, üben könne, ohne daß er einer andern, ungewöhnlichen Gnade bedarf, und daß er durch das Gebet die Kraft erlange, auch das Schwere zu erfüllen. So ist nach dem Ausspruche des Conciliums die Erfüllung der Gebote Gottes Allen möglich, wenigstens mit Hilfe des Gebetes, wodurch man ein höheres Maß der Gnade erlangt. Wenn also Gott seine Gebote Allen zur Pflicht, und die Beobachtung derselben Allen möglich gemacht hat, wenigstens mittelbar durch das Gebet, so folgt daraus nothwendig, daß die Gnade des Gebetes Allen verliehen sei; denn wäre es anders, so würde die Erfüllung der göttlichen Gebote dem unmöglich sein, welchem die Gnade des Gebetes fehlt, was aber gegen die Lehre des Tridentinums ist. Richtig bemerkt der heil. Liguori mit Berufung auf P. Fortunatus von Brescia: wäre nicht Allen die wirkliche Gnade des Gebetes verliehen, sondern bedürfte es dazu der wirksamen Gnade, die nicht Allen gegeben wird, so wäre das Beten Vielen, denen die wirksame Gnade abgehet, unmöglich; dann wäre aber auch die Behauptung unrichtig, daß Gott uns ermahne, um das zu beten, was wir nicht vermögen: denn er ermahnte uns, etwas zu thun, zu dessen Erfüllung uns der wirkliche Beistand fehlt, ohne welchen die Erfüllung desselben unmöglich ist. Darum muß die Sache dahin verstanden werden, daß der Mensch mittelst

der zureichenden Gnade, die einem jeden verliehen wird, auch wirklich beten könne, ohne hiezu noch einer eigenen, außerordentlichen Gnade nöthig zu haben.

Hiemit stimmen die heiligen Väter überein. So sagt der heil. Basilius: „Wo es zugelassen wird, daß Jemand in Versuchung geräth, da kann er um den glücklichen Ausgang und die Gewogenheit Gottes im Gebete anhalten.“ Der Heilige ist also der Meinung, daß der Mensch, wenn er auch nicht im Besitze eines hinlänglichen Beistandes zur Besiegung der Versuchung sei, doch die wirkliche, Allen verliehene Gnade des Gebetes habe, wodurch er eben eine größere Gnade zur Besiegung seiner Versuchung erlangen könne. — Der hl. Chrysostomus sagt: Niemand kann Entschuldigung finden, der den Feind nicht besiegen wollte, da er abließ vom Gebete. Hom. de Moys. Hätte aber ein Solcher die erforderliche Gnade nicht, um wirklich beten zu können und mittels des Gebetes Gnade zum Widerstand zu erlangen, so könnte man ihn allerdings entschuldigen, wenn er unterliegt. — Am deutlichsten spricht sich hierin der hl. Augustin aus. Dieser Kirchenlehrer sagt: Niemanden ist die Gnade versagt, mit Erfolg zu beten, Lib. 3. de lib. arb. c. 19. Und an einer andern Stelle: Was lehrt uns dieß Anders, als daß derjenige uns das Beten und Suchen und Anklopfen verleiht, der uns dieses zu thun befiehlt. Libr. 1 ad Simplic. qu. 2. Abermals: Wirst du noch nicht gezogen? Nun so bete, daß du gezogen werdest. Tract. 26 in Joan. Wiederum: Wer gerne will, und nicht kann, der bete, daß sein Wille die Kraft gewinne, welche zur Erfüllung der Gebote erforderlich ist; denn so erlangt man den Beistand, das Befohlene zu erfüllen. De orat. et libr. arbitr. In all diesen Stellen, die noch durch viel andere vermehrt werden könnten, lehrt der hl. Augustin, daß Gott einem Jeden die Gnade zu beten verleihet, und daß man durch das Gebet noch eines höheren Maßes der Gnade theilhaftig wird, um Alles erfüllen zu können, was Gott von uns verlangt.

Dieses leuchtet auch der Vernunft ein. Denn wenn Gott Allen befiehlt, seine Gebote zu erfüllen, so muß man nothwendig annehmen, daß er auch Allen ohne Ausnahme die zur wirklichen Erfüllung derselben nothwendige Gnade verleihe, wenigstens mittelbar durch das Gebet. Soll also das Gebot nicht im Wider-

spruch stehen mit der Vernunft, und soll denjenigen, der es nicht beobachtet, mit Recht ein Tadel treffen, so muß nothwendig ein Jeder die hinreichende Kraft besitzen, wenigstens mittelbar durch das Gebet die Gebote wirklich zu erfüllen, und er muß beten können, ohne dazu einer andern, besondern Gnade, zu bedürfen. Denn im Falle ihm die Gnade des Gebetes mangelt, kann man nicht mehr sagen, daß ein Jeder die zur wirklichen Beobachtung der Gebote zureichende Gnade von Gott erhalte. — Wir sind ferners verpflichtet, von Gott mit fester Zuversicht das ewige Leben zu erwarten, oder was dasselbe ist, die Hoffnung unserer Seligkeit und der zur Erlangung derselben nothwendigen Mittel muß in Beziehung auf Gott fest und unerschütterlich sein; aber als ein vorzügliches, ja unerläßliches Mittel, die Seligkeit zu erlangen, wird von allen heiligen Vätern und Theologen das Gebet bezeichnet. Eben deßwegen muß es auch Allen möglich sein; denn stände es für uns nicht fest, daß Gott Allen die Gnade verleiht, um wirklich beten zu können, ohne daß man dazu noch einer besondern Gnade bedarf, die nicht einem Jeden gegeben wird, so könnten wir nicht fest und unerschütterlich hoffen, daß Gott uns die ewige Seligkeit verleihen werde, sondern nur bedingnißweise, mit andern Worten, wir brächten es nie zu einer wahren, zuversichtlichen Hoffnung, die doch eine der Haupttugenden, und eben deßwegen auch unerläßlich ist. cf. Schriften des heiligen Liguori.

30. Von den Wirkungen der Gnade.

Die Gnade hat verschiedene Wirkungen. Die heilige Schrift gibt als ordentliche Wirkungen derselben vorzüglich an:

Sie klopft an das Herz des Menschen und erregt. „Sieh, ich stehe vor der Thüre und klopfe an; so Jemand meine Stimme hört, und die Thüre mir aufthut, zu dem will ich eingehen.“ Apok. 3, 20. — Wache auf, der du schläfst, und steh auf von den Todten. Eph. 5, 14.

Sie sucht und ruft. Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Luk. 19, 10. — Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder. Matth. 9, 13.

Sie ladet ein, zieht an und stachelt auf. Er sandte

seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen. Matth. 22, 3. — Jerusalem!... wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Matth. 23, 37. — Niemand kann zu mir kommen, wenn der Vater, der mich gesandt hat, ihn nicht zieht. Joh. 6, 44.

Sie erleuchtet und lehrt. Dieses war das Licht, welches alle Menschen, die in diese Welt kommen, erleuchtet. Joh. 1, 9. — Wenn der Geist der Wahrheit kömmt, so wird er euch alle Wahrheit lehren. Joh. 16, 13.

Sie klagt an, züchtiget, droht und erschreckt. Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. O daß du kalt wärest oder warm! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Apok. 3, 15. 16. — Es kam große Furcht über die ganze Kirche, und über Alle, die dieß hörten. Apostelg. 5, 11.

Sie erneuert, rechtfertiget und heiliget. Alle haben gesündiget und ermangeln der Herrlichkeit Gottes, und werden gerechtfertiget ohne Verdienst durch seine Gnade, durch die Erlösung, welche in Jesu Christo ist. Röm. 3, 24. — Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerechtfertiget im Namen unsers Herrn Jesu Christi und im Geiste unsers Gottes. 1. Corinth. 6, 11.

Sie macht gesund, stärkt, hilft und tröstet. Herr, erbarme dich meiner, und mach gesund meine Seele. Ps. 40, 5. — Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt. Phil. 4, 13. — Der Geist hilft unserer Schwachheit. Röm. 8, 26. — Die Kirche .... ward erfüllt mit dem Troste des heiligen Geistes. Apostelgeschichte 9, 31.

Sie erfüllt mit Frieden und Freude. Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Röm. 14, 17.

Sie nimmt das steinerne Herz und gibt ein Herz von Fleisch. Ich will euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euch legen; ich will hinwegnehmen das steinerne Herz aus euerm Leibe, und euch ein Herz von Fleisch geben. Ezech. 36, 26.

Sie erweckt von den Todten und belebt. Gott, der reich ist an Erbarmung, hat um seiner überaus großen Liebe wil-

len uns, die wir todt waren in Sünden, mitbelebt in Christo. Ephes. 2, 4. 5.

Sie schreibt das Gesetz in unsere Herzen. Ich will mein Gesetz in ihr Inneres legen und es in ihr Herz schreiben. Jerem. 31, 33.

Sie öffnet das Herz. Ein Weib, mit Namen Lydia, eine Purpurhändlerin aus der Stadt Thyatyra, welche Gott fürchtete, hörte zu, und der Herr öffnete ihr das Herz, auf das zu achten, was von Paulus gesagt wurde. Apostelg. 16, 14.

Sie gibt das Wollen und Vollbringen. Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen. Phil. 2, 13.

Sie wirkt die sogenannten Früchte des heiligen Geistes. Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit. Gal. 5, 22. 23.

Bei all dem zwingt die Gnade nicht, sondern wirkt nur mit. Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen; denn ich habe mehr als sie alle gearbeitet, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir. 1. Corinth. 15, 10.

31. Gibt es eine absolut nöthigende Gnade?

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Gott einen Menschen zum Guten zwingen könnte; denn wer wollte dem Allerhöchsten widerstehen? Allein nicht Alles, was Gott kann, thut er wirklich. Auch zum Guten zwingt er Niemanden. Dieses um so weniger, weil dadurch andere Güter, namentlich die Verdienstlichkeit des Guten und die menschliche Willensfreiheit Schaden litte. Gott beabsichtet durch Spendung der Gnade nicht mehr, als die in die Nacht des Bösen verschlungene und dadurch gebrochene sittliche Kraft des Menschen zu befreien und sie so weit zu unterstützen und zu kräftigen, daß sie das Werk des Heiles zu beginnen, und in demselben fortzuschreiten und bis zum Ende auszuharren vermöge. Dieses aber schließt den Zwang aus. Die Gnade wird daher auch Hilfe genannt. Die Hilfe aber ist kein Zwang; denn letzterer thut Gewalt an, erstere aber läßt die Freiheit des Andern bestehen.

Daß also die Gnade absolut wirksam oder zwingend sei, wird mit Recht in Abrede gestellt; denn

1) würde dadurch, wie bereits bemerkt, die menschliche Freiheit aufgehoben.

2) Wären die vielfältigen Einladungen zur Buße in der heiligen Schrift (wie Luk. 13, 24.; 1. Corinth. 9, 24—27.; 2. Petr. 1, 10. rc.) überflüssig.

3) Hätten die Lasterhaften Gelegenheit, gegen Gott zu klagen, weil er ihnen die absolut wirksame Gnade nicht gibt.

4) Hätte Gott umsonst geklagt: Was hätte ich meinem Weinstocke noch thun können, das ich ihm nicht gethan habe? Is. 5, 4. Er hätte ihm noch die absolut wirksame Gnade geben sollen. Umsonst hätte auch Jesus Christus über Jerusalem geweint, Luk. 19, 41., und über die Unbußfertigkeit der Einwohner von Korozain und Bethsaida sich beklagt, Matth. 11, 21.; denn nicht sie, sondern Gott wäre schuldig gewesen, weil er ihnen die absolut wirksame Gnade versagt hätte.

5) Die absolut wirksame Gnade führte zur Annahme einer absoluten Vorherbestimmung zum Heile und zur Verdammniß, was gegen den Glauben ist.

32. Die Gnade wird uns umsonst ohne all unser Verdienst gegeben.

Der Mensch kann nichts thun, wodurch er in irgend einer Weise die Gnade verdiente, sondern sie wird ihm ganz umsonst wegen der Verdienste Jesu Christi gegeben. Dieses erhellet:

1) Aus der heiligen Schrift. Vorzüglich der heilige Paulus spricht sich hierüber klar und deutlich aus. So sagt er im Briefe an die Philipper: Euch ist in Beziehung auf Christus gegeben, nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden. Phil. 1, 29. Hier ist deutlich gesagt, daß es eine Gabe Gottes ist, wenn wir für Christus leiden, oder auch nur an ihn glauben können; ist aber dieses ein Geschenk, so kann es unmöglich in Folge unserer Verdienste ertheilt werden. Aehnlich ist folgender Ausspruch: Ich habe vom Herrn Barmherzigkeit erlangt, treu zu sein. 1. Corinth. 7, 25. Wenn es eine Barmherzigkeit Gottes ist, daß man dem Herrn treu bleibe, so ist es offenbar

nicht unser Verdienst. — Derselbe Apostel sagt: Wer unterscheidet dich? Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Hast du es aber empfangen, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen? 1. Corinth. 4, 7. Man kann hier sagen: „Würde die Gnade uns in Folge der aus den Kräften des freien Willens entspringenden Verdienste ertheilt, so wäre allerdings etwas da, was einen Menschen, der sein Heil wirkt, von einem andern unterscheiden würde, der es nicht wirkt. Der Apostel könnte demnach nicht sagen: Wer unterscheidet dich, d. h. wer gibt dir einen Vorzug vor einem Andern? Auch macht der heilige Augustin die richtige Bemerkung: „Wenn uns von Gott ein gewisser freier Wille gegeben wäre, der gut oder bös sein könnte, und wenn es, in so weit er gut ist, von uns abhinge, so wäre das, was von uns ist, besser, als das, was von Gott kommt.“ Abgesehen, daß dieses Gottes unwürdig wäre, widerspricht der heilige Paulus in der oben angeführten Stelle auf das Bestimmteste; denn er sagt: Alles, was wir von Gott haben, ist uns umsonst geschenkt, ohne vorausgegangenes Verdienst, und daher können wir uns keines Dinges rühmen. — Die Wahrheit, daß die Gnade ein unverdientes Geschenk Gottes sei, und nicht von dem Verdienste unsers freien Willens abhängt, spricht der heilige Paulus besonders im Briefe an die Römer deutlich aus. Hier sagt er: Ist es aber Gnade, so geschah es nicht für Werke; denn sonst wäre Gnade nicht mehr Gnade. Röm. 11, 6.

2) Aus der Lehre der Kirche. Hören wir zuerst einige Aussprüche der heiligen Väter. Der heilige Ambrosius schreibt: Allenthalben wirkt die Kraft Gottes mit den menschlichen Bemühungen, so daß Niemand ohne den Herrn aufbauen, Niemand ohne ihn etwas bewahren, Niemand ohne ihn etwas beginnen könne. In Luc. c. 3. Wenn der Mensch ohne die Gnade nichts Gutes beginnen kann, so hat er auch, ehe ihm eine Gnade gegeben worden, nichts Gutes; die Gnade kann also nicht in Folge irgend eines Gutes gegeben sein, sondern ist umsonst verliehen. Der heilige Chrysostomus sagt: In den Wohlthaten nimmt die Gnade Gottes immer den ersten Platz ein. Hom. 13. in Joan. Und an einer andern Stelle sagt derselbe: Ich frage dich, was hast du, so du nicht empfangen? Hast du etwa durch dich selbst gut gehandelt? Nein, gewiß nicht, sondern du hast es empfangen. Deß-

wegen mußt du es wohl bewahren; denn es ist nicht dein, sondern dessen, der es dir ertheilt hat. **Hom. in 1. Corinth. cap. 4.** Der heilige Hieronymus sagt: Der Herr hilft uns in all unsern Handlungen mit seiner Gnade und unterstützt uns. **Libr. 3. contr. Pelag.** — Der heilige Augustin nennt es einen, von einem in Palästina gegen den Pelagius gehaltenen Concilium, verdammten Irrthum, daß die Gnade in Folge unserer Verdienste gegeben werde. — Der heilige Fulgentius schreibt: Wenn das Wollen bei uns steht, ehe die Gnade uns hiezu zu unterstützen anfängt, so wird sie mit Unrecht Gnade genannt, weil sie den Menschen nicht umsonst gegeben, sondern dem guten Willen ertheilt wird. **Libr. de incarnat. et grat. Christi c. 18.** — Die Concilien sprechen sich immer dahin aus, daß ohne Gnade es unmöglich sei, irgend etwas Gutes zum ewigen Leben zu thun, woraus von selbst folgt, daß die Gnade umsonst und nicht in Folge vorausgegangener Verdienste ertheilt wird; so die zweite Synode von Orange im siebenten Kanon, mehre in Palästina und Afrika wider Pelagius gehaltene Synoden, und neuest das Concilium von Trient. **Sess. 6. de just. c. 2.** Hiemit stimmen die Aussprüche der Päpste überein. So schreibt Innocenz I. an das Concilium von Mileve: Da wir in allen heiligen Schriften lesen, daß mit dem freien Willen durchaus der göttliche Beistand zu vereinigen ist, und daß jener nichts vermöge, wenn ihm die himmlische Hilfe mangelt: wie können denn nun Pelagius und Cälestinus die Kraft des Willens allein so hartnäckig vertheidigen und Andere davon überreden?

3) Aus der Vernunft. Es gehört zum Wesen des Begriffes Gnade, daß sie umsonst gegeben werde; was in Folge eines vorausgegangenen Verdienstes ertheilt wird, ist eigentlich keine Gnade mehr, sondern ein Lohn. Dahin hat sich schon der heilige Paulus ausgesprochen. Würde die Gnade in Folge der Verdienste erst gegeben, so wäre ihr Werth sehr gering; denn es wäre dann auch ohne sie das Gute möglich. Die Gnade wäre nicht mehr nöthig, sondern nur erwünscht, weil sie uns das Gute etwa erleichterte. Auch ginge in diesem Falle der Grund und Anfang unsers Heiles von uns aus. Der Grund würde von uns selbst gelegt, und Gott würde sich später gleichsam nur uns beigesellen und einigermaßen mithelfen.

Man wendet dagegen freilich das allbekannte Axiom ein: Wenn der Mensch thut, was ihm möglich ist, so versagt ihm Gott die Gnade (seine Hilfe) nicht. Aber diesen Grundsatz erklären der heilige Thomas, Bonaventura und Andere dahin, daß sie sagen: Wenn der Mensch thut, was ihm möglich ist, bedeutet so viel, als: wenn er mit der Gnade mitwirkt, von welcher er gezogen wird. Denn dadurch, daß der Mensch thut, was er durch bloß natürliche Kräfte vermag, verdient er keineswegs eine Gnade, sondern vielmehr Strafe, weil es die Erfahrung beweist, daß er, übt er auch hie und da ein moralisch gutes Werk aus, bei allem dem in sehr viele Todsünden fällt.

Man beruft sich auch auf das Beispiel des Hauptmannes Cornelius, der durch sein Almosen von Gott verdient habe, daß Petrus an ihn geschickt wurde, um ihn im Christenthum zu unterrichten. Aber Cornelius war schon zuvor, ehe er das Christenthum annahm, nicht mehr ungläubig, sondern erkannte bereits den Einen Gott und betete ihn an. Apostelg. 10. Er betete im Glauben, und diesen Glauben hatte er in Folge der Gnade empfangen; mit derselben Hilfe gab er auch sein Almosen. Wäre er aber auch ungläubig gewesen, so müßte man dennoch, wie der heilige Augustin beweist, annehmen, er habe seine Werke von der Gnade unterstützt gethan.

33. Von dem Maß der Gnade.

Es gibt in den Gnaden, die Gott uns ertheilt, ein gewisses Maß; ist dasselbe voll, so wird die Pforte für eine jede neue Gnade geschlossen. Wir müssen daher immer in Furcht sein, irgend eine Gnade, die Gott uns ertheilt, zu mißbrauchen. Denn es kann sein, daß jene Gnade die letzte sei, und wir, wenn wir sie vernachlässigen, verloren gehen. Wer dieß bedenkt, muß billig in heilsame Furcht gesetzt werden, und sich mächtig angespornt fühlen, alle Gnaden, die ihm Gott verleiht, auf das gewissenhafteste zu gebrauchen, und dieß um so mehr, je größern Mißbrauch er vielleicht mit den göttlichen Gnaden schon getrieben hat.

Nicht für Alle ist das Maß der Gnaden gleich; Einige erhalten mehr, Andere weniger. Eben weil es sich um Gnaden handelt, hat Gott keine Pflicht, Allen ein gleiches Maß ertheilen

zu müssen, wie ja auch wir unsere Wohlthaten verschieden spenden und dem Einen mehr, dem Andern weniger geben. Dieß hat zur Folge, daß der Mensch niemals weiß, welches für ihn die letzte Gnade ist; daher muß er in fortwährender Furcht schweben, daß eine jede die letzte sein kann.

Je größer die Gnaden sind, die man empfängt, desto größer ist auch der Undank derer, die sie mißbrauchen. Man wird also Gott auf doppelte Art schuldig: nicht bloß durch die Sünde, sondern auch durch den Mißbrauch oder auch Nichtgebrauch der empfangenen Gnaden. So erfreulich es daher ist, von Gott viele Gnaden zu empfangen, so betrübend ist gerade auch dieser Umstand wieder bei der Bemerkung, daß man die erhaltenen Gnaden nicht gut angewendet hat. Wenn zwei ganz gleiche Sünden begangen haben, kann sie doch im Gerichte ein verschiedenes Loos treffen; denn die Lage dessen, der mehr Gnaden empfangen hat, ist offenbar noch betrübender.

34. Die Lehre von der Gnade ist zwar für den Menschen demüthigend, aber zugleich auch ungemein tröstlich.

Wie der Mensch in Beziehung auf sein leibliches Dasein völlig auf Gott sich verlassen muß, so hängt auch sein geistliches Wohlergehen nur von ihm ab. Unter den Pflichten, durch deren Erfüllung er das ewige Leben erlangt, gibt es solche, die er, wenn er nicht durch höhern Beistand unterstützt wird, niemals beobachten kann. Auf keinerlei Weise Herr seines Herzens, sucht er vergebens seine Neigungen auf übernatürliche Güter zu lenken, und unablässig wird er zu den Gegenständen zurückkehren, die seinem irdischen Wesen entsprechen. Vergebens werden die großen Wahrheiten der Religion seinen Ohren verkündiget; vergebens erschöpft sich die Beredsamkeit in der Schilderung der Lieblichkeit der Tugend und der Häßlichkeit des Lasters, der Größe der zukünftigen Belohnungen und der Schrecken einer ewigen Verdammung, wenn nicht die Gnade sein Herz durchdringt. Er mag die Lehren, welche er hört, bewundern, seine Vernunft mag ihrer Wahrheit beistimmen, er mag sogar von dem Wunsche beseelt sein, den Ermahnungen, welche man ihm ertheilt, zu folgen; dennoch wird ihn seine sinnliche Natur stets auf Abwege führen; sehend wird er nicht sehen,

und hörend wird er nicht verstehen. Durchaus verlassen, kann der Mensch sich nicht einmal zu der niedrigsten Stufe einer übernatürlichen Tugend erheben. In der düstern Region des Todes, in der er gefangen ist, liegt er wie ein gelähmter Leichnam, und ehe er einen einzigen Schritt nach dem himmlischen Vaterlande hin machen kann, muß nothwendig Gott mit seiner Gnade ihm zuvorkommen. Ja, unter der Menge der Heiligen, die jetzt um den Thron des Allerhöchsten geschaart sind, gibt es keinen einzigen, der nicht der göttlichen Gnade alle die Triumphe verdankt, für welche er gekrönt wurde. Die Leiden des Martyrers, die strenge Lebensweise des Einsiedlers und die Keuschheit der Jungfrauen verdanken ihren Werth und ihr Verdienst der Gnade. Ohne Beihilfe dieses allbelebenden Princips hätten ihre heldenmüthigen Handlungen vielleicht die Bewunderung der Menschen erregt; man hätte ihnen vielleicht vergängliche Denkmäler errichtet, aber ihre Namen wären nie auf die Pfeiler des himmlischen Jerusalems geschrieben worden. Deßwegen gaben sie unaufhörlich Gott allein die Ehre und betrachteten ihn nicht bloß als den Austheiler ihrer Belohnungen, sondern auch als den Urheber ihrer Siege. Und in der That, von allen Huldigungen, welche das Geschöpf dem Schöpfer schuldig ist, ist keine unerläßlicher, wird keine von ihm strenger gefordert, als diese Anerkennung; denn da es unendlich größer und ruhmvoller ist, ein Herr des Reiches der Gnade, als der Natur zu sein, so ist Gott besonders eifersüchtig auf die Ehre, welche ihm in dieser Hinsicht gebührt. Darum darfst du dich nie deiner Verdienste rühmen, weil du all deine Tugenden der Gnade Gottes verdankst. Wäre der erleuchtende Strahl der göttlichen Gnade deiner Seele ferne gehalten worden, so hätte die Finsterniß des Irrthums und der Sünde dich für immer bedeckt, und man fände in den schwarzen Registern des Lasters vielleicht keinen einzigen Verbrecher, den du nicht an Schuld übertroffen hättest.

So demüthigend nun in dieser Hinsicht die Lehre von der Gnade für den Menschen ist, so erfüllt sie ihn doch auf der andern Seite mit süßem Trost und seliger Hoffnung. Indem sie uns zu Gott, dem Urheber und der Quelle alles Guten hinleitet, führt sie uns auch zu einem Wesen, dessen Liebe zu uns eben so unbegrenzt ist, als seine Macht; zu einem Wesen, dessen Güte all seine Werke

übersteigt; zu einem Wesen, das selbst diejenigen, welche es beleidigen, mit Segnungen überhäuft; zu einem Wesen, dessen Zorn entwaffnet wird, dessen Gnadenschätze sich erschließen, sobald wir uns auf das Blut seines Sohnes berufen. Ja, der Strom, welcher aus den Wunden unsers sterbenden Erlösers floß, hat Reichthum und Ueberfluß unter uns gebracht; er hat Fruchtbarkeit verbreitet über unsern öden Verbannungsort und hat den Pfad unserer Pilgerfahrt reichlich mit Hilfsmitteln bestreut. Unzählbar sind die Gnaden, welche wir seit dem Beginne unsers Daseins bis auf die gegenwärtige Stunde durch die Wirksamkeit dieses heiligen Blutes vom Himmel erhalten haben. Geboren als Sklaven der Hölle, wurden wir durch die Taufe wieder zur Würde der Kinder Gottes erhoben. Wie trefflich ist in den übrigen Sakramenten, jenen wunderbaren Kanälen der göttlichen Gnade, für unsere Bedürfnisse gesorgt! Haben wir eine Missethat begangen, so bietet uns der himmlische Vater im Sakrament der Buße Vergebung an; im Sakrament des Altars erfüllet sich fortwährend der Zuruf des Herrn: Kommet Alle zu mir, ich will euch erquicken. An diesem geheimnißvollen Gnadentische wird unsere Seele zum ewigen Leben genährt. In der heiligen Messe sehen wir täglich jenes Blut, welches der Grund und die Quelle aller Gnaden ist, geheimnißvoller Weise fließen. Für alle wichtigen Verhältnisse des menschlichen Lebens hat Gott in seiner Liebe mit einem eigenen Gnadenmittel gesorgt; auch in der entscheidenden Stunde des Todes steht uns in der letzten Oelung ein solches zu Gebote. Wie zahllos sind ferners nicht die Gnaden, die Gott unsichtbarer Weise und ohne das geringste Verdienst von unserer Seite in unsere Herzen träufelt! — Wenn der Mensch dieses Alles erwägt, muß ihn dieses nicht ermuthigen, muß es ihn nicht trösten und zur seligen Hoffnung aufrichten? Muß dadurch sein Herz nicht erheitert werden, muß er nicht in die Worte ausbrechen: Wahrlich, Gott ist gut; ich machte mich des schwärzesten Undankes schuldig, wenn ich ihn nicht wieder liebte, da er mir so unzählig viel Wohlthaten erweist. Wahrhaftig, wenn ich auf die vielen Gnaden sehe, womit mir Gott so liebevoll zur Seite steht, scheue ich kein Hinderniß mehr auf dem Wege zur Tugend; ich vermag Alles durch den, der mich stärkt; jetzt hoffe ich auch zuversichtlich die

Erreichung meines höchsten Zieles, die Erlangung der ewigen Seligkeit! cf. Predigt-Bibliothek des Auslandes.

35. Welch ein großes Gut die Gnade Gottes ist, und welch ein Uebel es ist, sich in der Ungnade zu befinden.

Die Menschen begreifen nicht den Werth der Gnade Gottes, und darum vertauschen sie dieselbe für ein Nichts, um eine Eitelkeit, um ein thierisches Vergnügen. Aber sie ist ein unerschöpflicher Schatz; wer ihn besitzt, wird der Freundschaft Gottes theilhaftig. Weish. 7, 14. Eine Seele, die sich in der Gnade Gottes befindet, ist seine Freundin, dessen versichert uns Gott selbst. Ihr seid meine Freunde, sagt Jesus zu seinen Jüngern, wenn ihr thut, was ich euch gebiete. Joh. 15, 14. Dazu ruft der heilige Gregorius aus: O wunderbare Güte unsers Gottes, wir hatten es nicht einmal verdient, seine Knechte genannt zu werden, und er hat sich sogar gewürdiget, uns seine Freunde zu nennen. Wie glücklich würde sich Einer schätzen, welcher der Gnade theilhaftig worden, daß er seinen König zum Freunde hat! Aber es würde fast eine Verwegenheit sein, wenn ein Unterthan auf die Freundschaft seines Fürsten Anspruch machen wollte. Nach der Freundschaft mit Gott aber dürfen, ja sollen wir Alle streben, und dieses Glückes kann selbst der ärmste Bettler theilhaftig werden. Wer sich in der Gnade Gottes befindet, ist eben dadurch auch der Freund Gottes, ja sogar ein Kind Gottes. Kann es noch eine größere Auszeichnung geben?

Der heilige Thomas von Aquin sagt, daß die Gabe der Gnade größer sei, als jede andere Gabe, die ein Geschöpf erlangen kann, da die Gnade eine Mittheilung der göttlichen Natur selbst ist. Das deutet auch der heilige Apostel Petrus mit den Worten an: Dadurch kommet ihr in die Gemeinschaft der göttlichen Natur. 2. Petr. 1, 4. Wer sich also in der Gnade Gottes befindet, wird gewissermaßen Eines mit Gott, wie der Apostel Paulus sagt: Wer dem Herrn anhängt, ist Ein Geist mit ihm. 1. Corinth. 6, 17. Dasselbe hat auch Jesus Christus gesagt: Wenn mich Jemand liebt, so wird mein Vater ihn lieben, und wir werden zu ihm

kommen, und Wohnung bei ihm nehmen. Joh. 14, 23. Eine Seele, die sich in der Gnade Gottes befindet, ist vor seinen Augen so schön, daß Gott selbst sie lobt, indem er ausruft: Wie schön bist du, meine Freundin, wie schön bist du! Hohel. 4, 1. Es scheint, daß der Herr weder Augen noch Ohren von einer Seele abwenden könne, die ihn liebt, wie die Schrift sagt: Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren hören ihre Bitten. Ps. 33, 16. Wenn die heilige Katharina von Siena von Einem wußte, daß er sich in der Gnade Gottes befinde, so sagte sie, gerne wollte sie ihr Leben hingeben, wenn sie dadurch hindern könnte, daß diese Seele nicht wieder ihre Schönheit verliere. O welch großen Gewinn an Verdiensten kann eine Seele erlangen, die sich in der Gnade Gottes befindet; denn in einem jeden Augenblicke kann sie sich eine ewige Herrlichkeit verdienen!

Hingegen wie groß ist das Unglück einer Seele, die sich in der Ungnade befindet! Sie ist getrennt von ihrem höchsten Gute, von Gott. Sie gehört also nicht mehr Gott an, und Gott gehört nicht mehr einer solchen Seele zu. Ihr seid nicht mehr mein Volk, sagt der Herr selbst von Solchen, und ich will nicht mehr euer Gott sein. Ose 1, 9. Aber sie hat nicht nur aufgehört, Gott anzugehören, sondern sie hat sogar den Haß Gottes auf sich herabgezogen. Gott haßt kein anderes von seinen Geschöpfen, nicht einmal die wilden Thiere; aber der Sünder ist mit seinem Zorne beladen. Ach, wenn Jemand einen Fürsten dieser Welt zum Feinde hat, so kann er nicht mehr ruhig schlafen. Wie ist es möglich, daß Einer, der in der Ungnade Gottes lebt, Frieden findet? Dem Zorne des Fürsten kann man entfliehen: wer kann aber den Händen Gottes entkommen? O arme Menschen, die ihr euch in der Ungnade Gottes befindet, ihr seid von Gott, den Engeln und allen Heiligen gehaßt! Ueberdieß macht euch die Ungnade noch aller Verdienste verlustig. Möge sich Jemand so viele Verdienste gesammelt haben, wie der heilige Paulus, der Einsiedler, der viele Jahre lang in einer Höhle lebte, oder wie der heilige Franz Xaver, der für Gott viele Tausend Seelen gewann, ja möge er so viele Verdienste haben, wie der heilige Apostel Paulus selbst, der hierin alle übrigen Apostel übertroffen hat: wenn er in den Stand der Ungnade verfällt, so verliert er alle seine Verdienste.

Der Herr selbst sagt: All seiner Gerechtigkeit, die er geübt hat, wird nicht mehr gedacht werden. Ezech. 18, 24. Sieh, so großes Unglück hat die Ungnade Gottes in ihrem Gefolge! Sie macht, daß man aus einem Kinde Gottes ein Sklave des Teufels, aus einem geliebten Freunde des Herrn ein furchtbar gehaßter Feind, aus einem Erben des Himmelreiches ein zur Hölle Verdammter wird. Der heilige Franz von Sales sagt, daß, wenn die Engel weinen könnten, sie dieses thun würden, wenn sie das Elend einer Seele erblicken, welche eine Todsünde begangen und dadurch die Gnade Gottes verloren hat.

36. Wie schrecklich Gott den Mißbrauch der Gnaden bestraft, und wie sehr uns diese Wahrnehmung zur sorgfältigen Benützung derselben ermuntert.

Von allen Strafen, welche Gott je über die Menschen verhängte, kann uns vielleicht keine einen bessern Begriff von der Strenge seiner Gerichte gegen den geflissentlichen Mißbrauch der Gnade geben, als diejenige ist, welche er über die Juden dadurch verhängte, daß er sie verwarf. „Sieh, euer Haus wird euch wüste gelassen werden." Vor allen Nationen der Erde von der Kenntniß des wahren Gottes erleuchtet und angewiesen, sich als sein auserwähltes Volk zu betrachten, empfingen sie viele Jahrhunderte hindurch die ausgezeichnetsten Beweise der göttlichen Vorliebe. Ihre Bedürfnisse wurden auf eine wunderbare Weise befriediget, ihre Bitten wurden in Gnaden erhört, ihre Feinde unterjocht, und ein Land, das von Milch und Honig floß, wurde ihnen zur Wohnung gegeben. Gott stellte sich gewissermaßen auf einen vertrauten Fuß mit ihnen, er gestattete ihrem Gesetzgeber bei vielen Gelegenheiten, die sichtbaren Zeichen seiner Gegenwart vor ihren Augen zu entfalten und sie zu Inhabern seiner größten Verheißungen zu machen. Wenn sie sich von ihm wandten und sündigten, so nahm er sie doch in Gnaden wieder auf; trotz ihres Murrens, ihres Ungehorsams, ihrer Widerspenstigkeit betrachtete er sie dennoch mit den Augen eines mitleidsvollen Vaters. Er züchtigte sie zwar; aber nur in der Absicht, sie zur Buße zu bewegen; kehrten sie zu ihm zurück, so überhäufte er sie stets mit neuen Gunstbezeugungen, und

schien ihrer Fehltritte gar nicht mehr zu gedenken. Es bietet deß-halb ihre Geschichte eine ununterbrochene Reihe von Begünstig-ungen und Uebertretungen, von Verzeihung und Rückfall, von Gnaden, die verliehen, und von Gnaden, die mißbraucht wurden. Das Maß ihrer Ungerechtigkeit mußte indeß zuletzt voll werden, Gott mußte endlich statt der Barmherzigkeit seine Gerechtigkeit in Anwendung bringen; und dieser furchtbare Uebergang wurde in einer merkwürdigen Stelle des Propheten Isaias geweissagt. Einen Weinberg, heißt es dort, hatte mein Geliebter auf einem fetten Hügel. Er umzäunte ihn, suchte die Steine heraus, bepflanzte ihn mit edlen Reben, baute einen Thurm in seine Mitte, machte eine Kelter darein, und wartete, daß er Trauben brächte; aber er brachte Herlinge. Und nun, ihr Einwohner Jerusalems, ihr Männer Juda's, urtheilt zwischen mir und meinem Weinberge. Was hätte ich meinem Weinberge noch thun sollen, das ich ihm nicht gethan? Ich erwartete, daß er Trauben brächte: warum hat er Herlinge gebracht? Und nun will ich euch anzeigen, was ich meinem Weinberge thun will: Wegnehmen will ich seinen Zaun, daß er geplündert; nieder-reißen seine Mauer, daß er zertreten werde. Ich will ihn in eine Wüste verwandeln; er soll nicht beschnitten, nicht behackt werden; Disteln und Dornen sollen darin aufwachsen, und den Wolken will ich gebieten, daß sie keinen Regen darauf herabgießen. Der Weinberg des Herrn der Heerschaaren aber ist das Haus Israel, und die Männer Judas die Pflanzung seiner Freude. Ich hoffte, daß sie recht thäten, und sieh, da war Unrecht; daß sie Gerechtig-keit übten, und sieh, da war Geschrei. Is. 5, 1—8.

Der Sinn dieser bildlichen Drohung ist klar. Sie wurde noch in deutlichern Ausdrücken wiederholt, und unser göttliche Erlöser, so wie sein Vorläufer Johannes kündigten ihre nahe Erfüllung an. Dennoch verharrten die Israeliten in ihrer Verstocktheit, sie ver-warfen den letzten Gnadenruf Gottes an sie, und der Fluch des Himmels, womit ihnen so oft gedrohet worden war, fing an, seine Wirksamkeit zu äußern. Von Gott verworfen, auf die schreck-lichste Weise mit Blindheit geschlagen, gefühllos gegen die klarsten Zeugnisse und nicht einmal durch ihre Unglücksfälle zur Besinnung gebracht, wurden sie über den Erdboden zerstreut, und erscheinen zu allen Zeiten und unter allen Völkern als die Träger der sicht-

baren Beweise des göttlichen Zornes. Sehet, dahin führt der Mißbrauch der göttlichen Gnaden! Und glaubet nicht, daß dieses Beispiel, welches so furchtbar ist, allein in seiner Art dastehet. Richtet euere Blicke auf die christliche Welt. Sehet ihr nicht überall Gerichte, vielleicht weniger auffallend, aber nicht weniger schrecklich und streng, mit welchen ein erzürnter Gott diejenigen heimsucht, die, wie die Juden, im Mißbrauche seiner Gnade verharrt haben? Ich meine jene Menschen, die nur ihren Leidenschaften und Gelüsten folgen; jene Menschen ohne Glauben, ohne Liebe; jene Menschen, die erfahren in weltlicher Weisheit, aber blind für ihre eigenen Angelegenheiten sind; jene Menschen, die in ihrer Verkehrtheit die zukünftige Welt vergessen, und sich ausschließlich mit der Erde und ihren Träumereien beschäftigen. Obwohl von der Religion die kräftigsten Mittel angewendet werden, um sie zu erwecken; obwohl man ihnen die Schrecken der göttlichen Gerichte in den eindringlichsten Ausdrücken vor die Seele führt; obwohl der Tod, indem er ihre Freunde ringsumher hinwegrafft, sie an ihre Gefahr ermahnt, so ist doch Alles fruchtlos. Ihrer Vernunft, ihrer eigenen Ueberzeugung zum Trotz gehen sie ihrem Untergange entgegen; ruhig spielen sie am Rande des Abgrundes, und sorglos folgen sie dem Pfade, von dem sie gleichwohl wissen, daß er Andere in's Verderben geführt hat, und auch sie dahin bringen wird. Was ist dieß anders, als ein Gegenbild der Gerichte, welche Gott über die Juden verhängt hat! Gleich den Juden haben sie sich geweigert, seinem Rufe zu folgen, gleich jenen haben sie seine Gnade mißbraucht, seine Drohungen verachtet, und auch über sie hat Gott den Fluch ausgesprochen: „Ihre Augen sollen verdunkelt sein, daß sie nicht sehen können, und ihr Rücken gebeugt immerdar." Erbittert durch ihren langen und hartnäckigen Widerstand gegen seine Mahnungen, überläßt sie Gott endlich der Verstocktheit ihrer Herzen, und entzieht ihnen jene wirksame Gnade, die ihnen allein Hoffnung auf eine wahre Bekehrung geben könnte. Und was kann gerechter sein, als ein solches Urtheil? Als der Allerhöchste ihnen seine Gnade anbot, ja ihnen aufdringen wollte, sagten sie in ihrem Uebermuthe, daß sie keiner Hilfe bedürfen. Sie sprachen zu Gott: Weiche von uns, wir wünschen nicht die Kenntniß deiner Wege. Auf eine höchst gerechte Weise also ist ihr gottloses Ver-

langen erfüllt worden; sie wurden zuletzt von dem verlassen, den sie selber verworfen haben. Es erfüllte sich an ihnen die Drohung Gottes, wenn er sagt: Ich habe gerufen, und ihr habt euch geweigert, zu hören; ich habe meine Hand ausgestreckt, und ihr habt euch abgewendet; ihr habt alle meine Rathschläge verachtet, und meinen Tadel gering geschätzt. Darum will ich lachen wegen euers Unterganges. Sehet, wohin der Mißbrauch der Gnade in seinem Ende führt, zur Verstockung.

Werfe von hieraus ein Jeder einen Blick auf sich selbst; sage ein Jeder zu sich selbst: Es sind viele Jahre, seitdem ich die erste Gnade erhalten; ohne alles Verdienst bin ich zum wahren Glauben berufen worden. Seit jenem Tage waren bis auf die heutige Stunde die Gnaden unzählig, die mir Gott erwiesen hat; zu wiederholten Malen wurden mir die lebhaftesten Eingebungen und die strengsten Mahnungen zu Theil; in einem Augenblicke hat die Stimme meines Gewissens sich erhoben, in dem andern wurde ich durch die mächtigen Beweggründe der Hoffnung, Furcht und Liebe, welche die Religion mir vor Augen hielt, gerührt; bald nahm die Giftschale der Lust einen bittern Geschmack für meine Lippen an, daß ich aufhörte, daraus zu trinken; bald stellte eine Krankheit das geisterhafte Bild des Todes vor mein Lager, oder es belehrte mich das Beispiel eines Freundes von der Nichtigkeit der Dinge, denen ich so eifrig nachstrebte. Oefters wohnte ich der geheimnißvollen Erneuerung des Todes meines Erlösers bei, wiederholt wurde ich zum Empfange der heiligen Sakramente zugelassen; mein ganzes Leben bietet nur eine Kette von Gnaden dar. Es gibt im Himmel Heilige, die viel weniger Gnaden empfangen haben, als ich; eben so in der Hölle Verdammte, die wegen des Mißbrauches viel geringerer Gnaden verloren gingen. Wie habe ich den Erwartungen des Himmels entsprochen? Wo ist die Frucht so vieler Beichten und Kommunionen? Wo ist die Wirkung der vielen guten Beispiele, die ich erblickte; der rührenden Wahrheiten, die ich hörte? Ist meine Seele nicht ein dürrer Baum im Weinberge des Herrn? Was habe ich zu erwarten, wenn ich die Geschenke des Himmels noch immer geringschätze und mißbrauche? Mein Glaube sagt mir, daß ich ohne die Gnade nicht selig werden kann, und daß die Gnade eine völlig freiwillige Gabe von Seite Gottes ist. Ich

weiß, daß das Maß der Gnade seine Grenze hat, und daß mir Gott, wenn mir ein gewisser Theil davon fruchtlos zugemessen ist, diese mächtige Hilfe, wodurch mir allein das Heil möglich wird, entzieht. Ob ich diesem verhängnißvollen Ziele schon nahe oder noch entfernt bin, ist für mich ein undurchdringliches Geheimniß. Vielleicht ist die bestimmte Zahl bereits voll; vielleicht wird die Zurückweisung nur noch einer Gnade mich unwiderruflich in's Verderben stürzen; vielleicht ist dieß die letzte Mahnung, welche Gott nach seiner Barmherzigkeit mir zu ertheilen beabsichtet; vielleicht ist bereits die Art an die Wurzel des Baumes gelegt, und ist das furchtbare Urtheil schon gesprochen: Haue ihn ab!

Es sind dieß keine leeren Worte, sondern werden von der heiligen Schrift selbst bestätiget. Wehe dir, Korozain, ruft Jesus Christus, wehe dir, Bethsaida; denn wenn in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, so würden sie in Sack und Asche Buße gethan haben. Wehe dir also, du lauer Christ; wehe dir, der du die Gnaden, welche du empfängst, fortwährend mißbrauchest, es wird am Tage der Vergeltung dem Ungläubigen, dem Heiden, der nie vom wahren Glauben erleuchtet worden, erträglicher ergehen, als dir. An jenem Tage werden diese sich zum Gerichte gegen dich erheben und laut erklären, daß, wenn die Erleuchtungen und Gnaden, welche an dir verloren waren, ihnen mitgetheilt worden wären, sie sich längst zu Gott bekehrt hätten. Und die Ungläubigen und Heiden werden nicht die einzigen sein, welche an jenem Tage die göttliche Gerechtigkeit gegen dich herausfordern; der Richter selbst wird noch ein gewichtigerer Ankläger sein. Seine noch sichtbaren Wunden werden als Zeugen gegen dich auftreten. Andern werden diese Wunden Barmherzigkeit und Vergebung ankündigen: auch zu dir werden sie sprechen, aber dein Herz wie Pfeile durchbohren.

Wer dieses Alles bedenkt, wer erwägt, welch strenge Rechenschaft Gott einstens von jenen verlangt, die seine Gnaden mißbrauchen, wird sich sorgfältigst hüten, noch ferners in diesen Fehler zu fallen, er wird mit dem erhaltenen Pfunde wuchern und alle Gnaden, die ihm Gott gibt, auf das gewissenhafteste benützen. (cf. Predigt-Bibliothek des Auslandes.)

37. Von den Mitteln, sich in der Gnade zu erhalten.

Unter den Mitteln, sich in der Gnade zu erhalten, gibt der heilige Liguori folgende an:

1) Man muß die Gelegenheit zur Sünde meiden. Dieses ist das erste Mittel, um in der Gnade Gottes zu verharren. Wer nicht sorgfältig darauf bedacht ist, die Gelegenheiten zur Sünde, vorzüglich wenn es sich um Sünden gegen die Reinigkeit handelt, zu fliehen, der wird nothwendig der Versuchung unterliegen. Die heilige Schrift sagt uns, daß es unmöglich sei, auf glühenden Kohlen zu gehen, ohne sich zu verbrennen. Sprüchw. 6, 28. So ist es auch fast unmöglich, daß derjenige, der sich freiwillig in Gefahr begibt, nicht falle, er möge noch so gute Vorsätze und Versprechungen gemacht haben. Derjenige, welchem die Sünden gegen die Reinigkeit zur Gewohnheit geworden sind, muß nicht nur die nächste Gelegenheit zur Sünde meiden, sondern auch die entferntere, da er sonst leicht in seinen alten Fehler zurückfallen würde. Lassen wir uns ja nicht vom Teufel betrügen, daß die Person, zu der wir eine Versuchung spüren, heilig sei; denn oft pflegt die Versuchung um so heftiger zu sein, je frömmer die Person ist. Die Versuchung wird mit dem Geiste anfangen und mit dem Fleische enden. Der Teufel verleitet uns im Anfange, die Tugend zu lieben, hierauf die Person, und nun verblendet er uns und stürzt uns in den Abgrund. — Nicht minder müssen wir gefährliche Lustbarkeiten und insbesonders schlechte Gesellschaften meiden; denn wir sind zu schwach, der Teufel versucht uns fortwährend, unsere eigene Sinnlichkeit reizt uns, und so werden wir sicher zum Fall kommen.

2) Oftmaliges Gebet.

Der heilige Liguori verlangt vorzüglich das betrachtende Gebet, um in der Gnade sich zu erhalten. Alle Christen glauben an den Tod, an das Gericht u. s. w.; aber weil sie wenig darüber nachdenken, leben sie in der Sünde und ferne von Gott. Ohne betrachtendes Gebet bleibt der Geist ohne Licht, man wandelt im Dunkeln; wer aber im Finstern geht, der erkennt die Gefahren nicht mehr, die ihm drohen. Deßhalb sagt auch der Cardinal Bellarmin, daß es für einen Christen, der nicht über die ewigen

Wahrheiten Betrachtungen anstellt, beinahe unmöglich sei, in der Gnade Gottes zu verharren. Wer hingegen alle Tage eine Betrachtung anstellt, wird schwerlich in eine Sünde fallen, und sollte ihm dieß auch begegnen, so wird er doch bald wieder zu Gott zurückkehren. Fasse also den Entschluß, täglich, wo möglich des Morgens, eine halbe Stunde zu betrachten. Es ist auch gut, wenn man täglich eine geistliche Lesung vornimmt; denn für Viele ist die Lesung eines guten Buches die Ursache ihrer Bekehrung gewesen.

Hiezu hat aber auch das Bittgebet zu kommen; denn es ist gewiß, daß wir ohne Gebet nichts für unser Seelenheil thun können. Gott versichert uns, daß er nur dem Gnaden ertheilt, der ihn darum bittet, indem es heißt: Bittet, so wird euch gegeben werden. Matth. 7, 7. Wer also nicht bittet, sagt die heilige Theresia, der empfängt auch nichts. Darum ist es allgemeine Lehre der Kirche, daß es ohne das Gebet unmöglich sei, in der Gnade Gottes zu verharren und selig zu werden. Wer hingegen betet, kann sicher darauf rechnen, daß Gott ihm beistehen werde. Er sagt ja selbst: Was ihr immer im Gebete begehret, glaubt nur, daß ihr es erhaltet, so wird es euch werden. Marc. 11, 24. Die Altväter besprachen sich einmal lange darüber, welches wohl das beste Mittel sein möge, selig zu werden, und sie kamen am Ende darin überein, daß das sicherste Mittel zur Seligkeit darin bestehe, die Worte Davids: Gott, merk auf meine Hilfe, Herr, eile mir zu helfen, — fortwährend zu wiederholen. Auch wir müssen darauf bedacht sein, und fleißig dem Gebete obliegen, wollen wir anders in der Gnade verbleiben. Dabei ist es auch sehr zu empfehlen, die seligste Jungfrau Maria oft anzurufen. Sie ist ja die Ausspenderin der Gnaden. Deßhalb ermahnt uns der heilige Bernard: Suchen wir die Gnade; suchen wir sie aber durch Maria, sie erhält, was sie von Gott verlangt; denn der Herr kann ihr Nichts abschlagen.

3) Der häufige Empfang der Sakramente.

Um in der Gnade zu verharren, muß man oft beichten und kommuniziren. Die Beicht reiniget unser Herz, und bewirkt nicht nur, daß uns unsere Sünden vergeben werden, sondern erlangt uns auch größere Hilfe, um den Versuchungen widerstehen zu

können. Die heilige Kommunion ist aber das Himmelsbrod. Wie nun das irdische Brod das Leben des Leibes erhält, so die Kommunion das der Seele. Jesus sagt selbst: Wer von diesem Brode ißt, wird leben in Ewigkeit. Darum nennt auch der Kirchenrath von Trient die Kommunion ein Heilsmittel, das uns von läßlichen Sünden befreit und vor Todsünden bewahrt. Deßwegen soll man oft zum Tisch des Herrn gehen, und je eifriger man hierin ist, desto reichlicher wird einem die Gnade Gottes zu Gebote stehen.

4) Die Anhörung der heiligen Messe und die Besuchung des allerheiligsten Altarssakraments.

Die heilige Messe ist die unblutige Erneuerung jenes blutigen Opfers, welches Jesus Christus für uns am Kreuze vollbracht hat; sie ist in so ferne die Quelle aller Gnaden. Daraus folgt, daß der, welcher dieser Feier auf die rechte Weise beiwohnt, nicht leer ausgehen, sondern viele Gnaden erhalten wird. Daher soll der eifrige Christ trachten, diesem heiligen Opfer, wo möglich, täglich beizuwohnen.

Deßgleichen ist die Besuchung des allerheiligsten Altarssakraments ungemein heilsam. Gewiß gibt es keine bessere Gelegenheit, sich vom Könige eine Gnade zu erbitten, als wenn er sich würdiget, uns vor ihm erscheinen zu lassen. Im allerheiligsten Altarssakrament ist der König Himmels und der Erde wahrhaft zugegen und immer bereit, uns hier Audienz zu ertheilen und sich mit uns abzugeben. Er verlangt sogar nach uns, und wir können ihm nichts Angenehmers erweisen, als wenn wir uns recht oft bei ihm einfinden, und ihm unsere Anliegen vortragen. Gewiß, hier ist die beßte Gelegenheit gegeben, sich nicht bloß in der Gnade zu erhalten, sondern auch neue Wohlthaten sich zu erflehen.

38. Der vorzügliche Ausspender der Gnaden ist der heilige Geist.

An und für sich ist eine jede Gnade ein Geschenk des dreieinen Gottes. Sie geht vom Vater aus, ist uns vom Sohne verdient, und wird vom heiligen Geiste gespendet. Daher heißt sie oft „Gnade Gottes“ schlechthin 1. Corinth. 15, 10.; dann Gnade des Vaters Röm. 1, 7.; Gnade Christi 1. Thessal. 5, 28.; und auch Gnade des heiligen Geistes. Apostel. 10, 45.

Bei allem dem ist der eigentliche Ausspender der Gnade der heilige Geist. Dieß unterliegt keinem Zweifel; denn

a) wird der heilige Geist in der heiligen Schrift als der Spender der geistigen Güter bezeichnet; so z. B. die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsern Herzen durch den heiligen Geist. Röm. 5, 5. — Es sind verschiedene Gnadengaben, aber es ist derselbe Geist ...., der Alles in Allen wirkt. 1. Corinth. 12, 4—7.

b) Christus hat seinen Aposteln und den übrigen Gläubigen den heiligen Geist verheißen und auch gegeben, daß er ihnen die nöthige Gnade zu Allem mittheile. So z. B. sagt der göttliche Erlöser zu seinen Jüngern: Wenn der Geist der Wahrheit kömmt, so wird er euch alle Wahrheit lehren. Joh. 16, 13. — Wiederum: der Tröster, der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch Alles lehren, und euch an Alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Joh. 16, 26.

c) Eben deßwegen wohnt auch der heilige Geist im Herzen der frommen Gläubigen, um sie seiner Gnaden theilhaftig zu machen. Wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der heilige Geist in euch wohnet? 1. Corinth. 3, 16.

39. Der Mensch hat keine Gewißheit, ob er sich im Zustande der Gnade befindet; aber doch gibt es einige Kennzeichen und Vermuthungen, welche eine moralische Wahrscheinlichkeit gewähren.

Die heilige Schrift sagt: Der Mensch weiß nicht, ob er der Liebe oder des Hasses würdig sei. Ekkl. 9, 1. Daraus ist klar, daß wir in diesem Leben ohne eine besondere Offenbarung Gottes keine unfehlbare Gewißheit haben, ob wir uns in der Gnade und Freundschaft Gottes befinden oder nicht; aber immerhin gibt es einige Merkmale, die eine Art moralischer Wahrscheinlichkeit hierüber gewähren. Ein solches Kennzeichen ist es, wenn man immer an Tugend und Vollkommenheit zu wachsen Verlangen hat. Darum sagt auch der heilige Bernard: „Es gibt kein zuverlässigeres Zeichen von der Gegenwart Gottes in uns, als das Verlangen nach größerer Fülle von Gnaden.“ Je mehr du also nach der Gnade Gottes, oder was dasselbe ist, nach Tugend und Vollkommenheit verlangst, desto sicherer ist es, daß du bereits im Zustande

der Gnade dich befindest. Es erfüllt sich hier das Wort der Schrift: Die mich essen, werden noch hungern, und die mich trinken, werden noch mehr dürsten. Die Gnade und Freundschaft Gottes hat nämlich das Eigene, daß man sich mit dem bereits errungenen Maße nicht begnügt, sondern immer mehr zu erlangen bestrebt ist. Wo aber dieses Verlangen oder dieser geistige Hunger nicht ist, da ist zu besorgen, daß auch Gott mit seiner Gnade nicht dort sein möchte.

Nicht minder ist es ein Merkmal, daß man im Zustand der Gnade sich befindet, wenn man seine Freude nur an Gott hat. Dieß verräth eine große Liebe zu Gott. Je mehr aber Gott Jemand liebt, eines desto größern Gnadenmaßes erfreut er sich; denn die Gnade wirkt ja eben jene Liebe. Dieß finden wir denn auch bei den Heiligen: je mehr sie in der Gnade wuchsen, desto größer wurde ihr Abscheu gegen alle irdische Dinge. So sagt unter Andern der heilige Ignatius von Lojola: O wie ekelt mich die Erde an, wenn ich den Himmel anschaue.

Ein ferneres Zeichen vom Zustand der Gnade ist es, wenn der Mensch Gott mit Fröhlichkeit dient. Der heilige Bonaventura sagt: Das sicherste Zeichen der inwohnenden Gnade ist die geistliche Fröhlichkeit. Dieß deutet die heilige Schrift selbst an, wenn es heißt: Ein Licht ist aufgegangen den Gerechten, und Freude denen, die aufrichtigen Herzens sind. Ps. 96, 11. Darum sagt auch der heilige Paulus: Die Frucht des Geistes ist Freude. Gal. 5, 22. Damit will der Apostel sagen, daß da, wo der heilige Geist mit seiner Gnade ist, auch Freude und Fröhlichkeit sich zeigt.

Wer im Zustande der Gnade ist, wird gerne von Gott und himmlischen Dingen reden und eben so gerne davon reden hören. Es sagt ja schon das Sprüchwort: Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Hast du also Gott mit seiner Gnade in deinem Herzen, so wird er auch in deinem Munde, d. h. in deinen Worten sein, und es wird dich erfreuen, wenn er auch in deine Ohren kömmt, das will sagen, wenn du davon reden hörst.

Endlich ist vollkommene Ergebung in Gottes heiligen Willen und die Bereitwilligkeit, jeden Augenblick, wo der Herr es verlangt, zu sterben, ebenfalls ein Zeichen, daß man sich im Zustande der Gnade befindet; denn diese Gleichförmigkeit ist eine Wirkung der Gnade. Wo die Gnade fehlt, da ist Widerspenstigkeit; wo aber die Gnade ist, da ist auch volle Ergebung.

40. Je treuer man die verliehene Gnade anwendet, desto reichlicher wird sie vermehrt.

Die heilige Schrift sagt: Wer hat, dem wird noch mehr gegeben. Dieß gilt vorzüglich von der Gnade. Wer die bereits erhaltene treu benützt, der macht sich eben dadurch neuer Gnaden würdig. Insbesonders wird derjenige bald größere Gnaden erhalten, der die kleinern eifrig gebraucht. Denn wer im Kleinen getreu ist, wird über Größeres gesetzt. Und gewöhnlich gibt Gott anfangs nur im geringen Maße seine Gnade; er versucht es gleichsam, ob unser Herz nicht ein unfruchtbarer Boden ist. Sie ist anfangs, wie der Psalmist sagt, nur ein sanfter Thau, der tropfenweise herabfällt, und die Herzen nach und nach erweicht. „Wie Thaugeträufel kömmt sie herab.“ Ps. 71, 6. Werden aber diese Tropfen gesammelt, so ziehen sie magnetartig eine größere Masse Gnaden herab. Der Thau löset sich gleichsam in einen Regen auf. „Einen gnadenvollen Regen hast du, o Gott, deinem Erbe abgesondert.“ Ps. 67, 10.

Trachten wir also, die kleinern Gnaden, welche uns täglich so vielfältig zu Theil werden, wohl anzuwenden; dadurch machen wir uns größerer würdig und fähig. Nichts aber hindert uns mehr in dem Empfange größerer Gnaden, als wenn wir die kleinern unbenützt lassen, oder gar verachten. Denn welcher Hausvater ist wohl so verschwenderisch, daß er Kostbarkeiten einer Hand anvertraut, welche schon mancherlei Dinge, und waren es auch nur Kleinigkeiten, veruntreuet hat? Kann man nicht im Leben täglich hören: Dieser Person gebe ich nichts mehr; denn bei ihr ist nichts angewendet; man darf ihr nicht trauen. Soll wohl die göttliche Weisheit in Austheilung ihrer himmlischen Schätze weniger behutsam und vorsichtig zu Werke gehen, als die menschliche Klugheit bei Vertheilung ihrer irdischen Güter?

41. Je mehr wir Gnaden haben, und je weniger wir sie gebrauchen, desto größer ist unsere Verantwortung.

Groß und viel sind die Gnaden, die uns Christen verliehen werden. Wir sind von christlichen Eltern geboren und frühzeitig

in den Heilswahrheiten unterrichtet worden. Wir haben die heiligen Sakramente, die uns die Last der Sünden abnehmen, und die heiligmachende Gnade in uns vermehren; Prediger, die uns zum Guten ermahnen; Bücher, die uns erbauen. Dazu kommen noch viele innere Einsprechungen und Tröstungen. Aber in welchem Verhältnisse zu diesen Gnadenmitteln steht unsere Mitwirkung? Ach, nur zu oft thun diejenigen, welche von Gott am meisten Gnaden erhalten haben, am wenigsten. Wie viele reiche Eltern, denen alle Mittel zu einer guten Kindererziehung zu Gebote stehen, vernachlässigen dieselbe, und werden von armen Eltern, denen fast alle Mittel dazu fehlen, beschämt! Wie viele Kinder, die das Glück hatten, gute Eltern zu besitzen und von zartester Jugend auf zu aller Frömmigkeit angehalten worden zu sein, aber dennoch ausarteten, werden einstens im Gerichte von andern Kindern verdammt werden, die jene Vortheile nicht genossen, und dennoch gottesfürchtig wandelten! Wie viele Christen, welche ihrem Stande, Geschäfte und Beruf gemäß wenig Zeit zur Ausübung guter Werke haben, sogar auch in Mitte der Aergernisse der Welt leben müssen, aber dennoch Gutes thun und des Bösen sich enthalten, werden eine Menge Anderer verdammen, welche jene Hindernisse nicht haben, von jenen Gefahren viel entfernter sind, und doch nichts Gutes thun! Wie viele Christen, welche keine Priester in ihrer Nähe haben, oder vielleicht laue oder gar ärgerliche, die aber dennoch mit vieler Beschwerde dem christlichen Unterrichte nachgehen und sich auf den mit Kälte ertheilten Unterricht ihrer lauen Priester bekehren, ohne sich an dem Wandel derselben zu stoßen, werden gegen jene aufstehen, welche so viele eifrige Priester, die unermüdet an ihrem Seelenheile arbeiten, in ihrer Mitte haben, und dennoch sich nicht gewinnen lassen! O es ist eine traurige Erscheinung, daß häufig der Eifer um so geringer ist, in einem um so reichlichern Maße die Gnade gegeben wird! Wie sehr häufen sich aber Solche die Verantwortung für den Tag des Gerichtes! Sagt es ja die ewige Wahrheit selbst, daß von dem, welchem viel gegeben worden ist, auch viel erwartet wird. Und lernen wir nicht auch dasselbe aus dem Gleichnisse von den Talenten? Darum wollen wir eifrig mit unserm Pfunde wirken; wollen wir nicht den trägen Knecht nachahmen und es vergraben oder gar es verschwenden,

sondern wollen wir damit wuchern, damit wir es einstens mit Zinsen dem Herrn zurückgeben können, und wir der Worte gewürdiget werden: Weil ihr über Weniges getreu gewesen seid, so will ich euch über Vieles setzen, gehet ein in die Freude euers Herrn.

42. Einwendungen gegen die Gnade.

1) Die Behauptung, Gott gebe einem jeden Menschen die nothwendige Gnade zur Bekehrung, ist unrichtig; denn sie widerspricht einer Menge von Schriftstellen. So heißt es: Verblende das Herz dieses Volkes, auf daß es nicht sehe, noch sich bekehre, und ich es heile. Is. 6, 10. — Babylon wollten wir heilen, aber sie ward nicht heil; wir wollen sie verlassen. Jerem. 51, 9. — Laß sie aus einer Sünde fallen in eine andere, und zu deiner Gerechtigkeit nicht eingehen. Ps. 68, 28. — Er übergab sie ihren schändlichen Leidenschaften. Röm. 1, 26. — Gott erbarmt sich, dessen er sich erbarmen will, und verhärtet, wen er verhärten will. Ebendas. 9, 18. u. s. w. In all diesen Stellen ist von Personen die Rede, denen es an der nothwendigen Gnade zur Bekehrung fehlte.

Auf alle diese und ähnliche Schrifttexte ist zu antworten, daß die Bibel Gottes Zulassungen oft als seine Thaten darstellt, und dieses deßwegen, weil, wollte es Gott absolut hindern, es allerdings unterbleiben müßte. Um also nicht mit Calvin auf gotteslästerische Weise zu behaupten, Gott erwähle und bestimme positiv zur Sünde, müssen wir annehmen, Gott lasse zu, daß einige Sünder zur Strafe für ihre Vergehungen einerseits von heftigen Versuchungen bestürmt werden, und dieses ist es, um deren Abwendung wir Gott im Gebete des Herrn mit den Worten anflehen: Führe uns nicht in Versuchung! — anderseits aber moralisch in ihre Sünden dahin gegeben werden, so daß ihre Bekehrung und der Widerstand, den sie den Versuchungen entgegen setzen könnten, obgleich sie nicht unmöglich und ganz ohne Hoffnung ist, dennoch um ihrer bösen Gewohnheiten willen ihnen sehr schwer wird, und zwar um so mehr, da sie bei ihrem ungebundenen Leben nur eine schwache Sehnsucht und unmächtige und seltene Anregungen empfinden, ihren bösen Gewohnheiten zu widerstehen und

auf den Weg des Heiles zurückzukehren. Und dieß ist der Zustand der noch nicht vollendeten Verstockung, darin der Sünder verhärtet bleibt, und wovon der heilige Thomas redet, wenn er spricht, verhärtet sei der, welcher nicht leicht mitwirken könne zu seiner Befreiung aus dem Stande der Sünde. Dieß ist die unvollendete Verstockung, da Jemand während dieses zeitlichen Lebens verstockt sein kann, wenn er seinen Willen in der Sünde dermaßen befestiget hat, daß nur schwache Regungen zum Guten in ihm entstehen. Quaest. 24. de verit. art. 11. Einerseits ist nämlich der Geist verfinstert; der Wille ist verhärtet gegen die göttlichen Einsprechungen, und an die sinnlichen Vergnügungen gefesselt, verachtet er die geistigen Güter und empfindet Ekel daran; die Leidenschaften und sinnlichen Begierden herrschen durch die bösen Gewohnheiten in der Seele; anderseits zeigen sich die Erleuchtungen und Einsprechungen Gottes, um der Schuld der Seele willen, wenig wirksam, um sie zu rühren, weil sie dieselben verachtet und schlecht benützt hat, ja sie fühlt eine größere Abneigung dagegen, da sie in ihren sinnlichen Freuden nicht gerne gestört sein möchte. Alle diese Umstände bilden nun eine moralische Verlassenheit, aus welcher sich der Sünder nur schwer erheben, seinen elenden Zustand verlassen und zu einem geordneten Leben zurückkehren kann. Um plötzlich aus dieser Unordnung auf den Weg des Heils zurückzukehren, bedürfte es einer übergroßen und außerordentlichen Gnade, die Gott dergleichen verhärteten Sündern nur selten ertheilt. Bisweilen ertheilt er sie Einigen, sagt der heilige Thomas, indem er sie nach dem Ausdrucke des Apostels zu Gefäßen seiner Barmherzigkeit erwählt, um seine Güte zu offenbaren; Andern aber verweigert er sie mit Recht und läßt sie in ihrem unglücklichen Zustande, um seine Gerechtigkeit und Allmacht kund zu thun. Bisweilen, sagt der heilige Lehrer, indem er den Apostel anführt, kommt Gott nach seiner übergroßen Liebe auch denen mit seinem Beistande zuvor, welche der Gnade ein Hinderniß bereiten und führt sie zur Besserung. Gleichwie er aber nicht alle Blinde sehend und alle Lahme gehend macht, so kommt er auch nicht Allen, welche der Gnade ein Hinderniß bereiten, mit seinem Beistande zuvor, auf daß sie sich bekehren. Darum sagt der Apostel: Indem Gott darthun wollte seinen Zorn und erweisen seine Macht, ertrug er mit vieler Langmuth

die Gefässe des Zornes, die zum Verderben bereit sind, auf daß er kund machte den Reichthum seiner Herrlichkeit gegen die Gefässe der Erbarmung, die er vorbereitet hat zur Herrlichkeit. Röm. 9, 22. 23. Dann fügt der heilige Thomas noch hinzu: Wenn nun Gott einem Theil derjenigen, die in Sünden leben, mit seiner Gnade zuvorkommt und zur Bekehrung führt, die Andern aber erträgt oder nach der Ordnung der Dinge fortfahren läßt, so dürfen wir ihn darüber nicht zur Rechenschaft ziehen, warum er diesen zur Bekehrung verhelfe und jenen nicht. Darum sagt der Apostel: Hat der Töpfer nicht die Macht, aus demselben Stoffe ein Gefäß zur Ehre, ein anderes aber zur Unehre zu machen? Aus dieser Erörterung ist klar, daß es eine moralische Verlassenheit einiger verhärteter Sünder gebe, so daß ihre Bekehrung moralisch unmöglich, d. h. sehr schwer sei, aber ganz und gar unmöglich ist sie nicht. Letzteres wäre eine Grausamkeit, die den Sünder zur Verzweiflung bringen und in alle Laster stürzen müßte; denn wer einmal von der Gnade völlig verlassen wäre, hätte keine Hoffnung mehr, sich bessern zu können, er hätte daher auch keinen vernünftigen Grund mehr, dahin zu streben, sondern könnte sich füglich dem Spiele seiner Leidenschaften überlassen.

2) Der heilige Augustin behauptet an mehreren Orten seiner Schriften, daß nicht Allen die nothwendige Gnade gegeben werde, so sagt er namentlich in ep. 107. ad Vital.: „Wir wissen, daß Gott seine Gnade nicht Allen gebe."

Die Stimme eines einzelnen Vaters, und erfreuet er sich auch noch so großen Ansehens, entscheidet nichts. Man kann sich aber hierin nicht einmal auf den heiligen Augustin berufen. Seine Aussprüche enthalten, wenn sie recht aufgefaßt werden, einen ganz andern Sinn. Was aber insbesonders die oben angeführte Stelle betrifft, so redet er in derselben von der Gnade des Glaubens im Gegensatze zum Unglauben. Nun ist es allerdings möglich, wie es auch die Erfahrung bestätiget, daß nicht Alle den wahren Glauben haben. In diesem Sinne konnte der heilige Augustin mit aller Wahrheit sagen: Gott gebe nicht Allen die Gnade.

3) Wenn man annimmt, daß die Gnade durchaus nothwendig ist, um irgend einen Akt in der Heils-

ordnung zu vollbringen, so hat der Mensch keine Freiheit mehr.

Hierauf sagen wir mit dem heiligen Augustin, der gefallene Mensch ist allerdings nicht in der Art frei, daß er ohne die Gnade Gottes etwas in Bezug auf das ewige Leben beginnen oder vollenden kann; durch die Gnade aber erlangt er gleichsam die volle Freiheit wieder, weil ihm die Kräfte, die ihm mangeln, um das Gute thun zu können, durch die von Jesus Christus verdiente Gnade mitgetheilt werden. Denn jetzt hat er die Freiheit und die Kraft, sein ewiges Heil zu wirken, ohne jedoch hiezu gezwungen zu werden.

4) In der heiligen Schrift heißt es von Gott: Der ich zu Cyrus sage: Du bist mein Hirt, du wirst allen meinen Willen vollbringen. Is. 44, 28. Cyrus war aber ein Heide und folglich der uns von Jesus Christus verdienten Gnade beraubt. Dessenungeachtet beobachtete er, wie es im angeführten Texte heißt, alle natürlichen Gebote, woraus folgt, daß der Mensch auch ohne die Gnade das ganze Naturgesetz zu beobachten im Stande ist. —

Man muß, um die angeführte Stelle richtig verstehen zu können, mit den Theologen einen absoluten (voluntas beneplaciti) und bedingten Willen Gottes (voluntas signi) unterscheiden. Ersterer ist von Gott unwiderruflich festgesetzt, und Gott will, daß wir ihn unfehlbar erfüllen, deßwegen er auch von den Gottlosen vollbracht wird. Der bedingte Wille hingegen bezieht sich auf die uns mitgetheilten göttlichen Gebote; zur Erfüllung derselben bedarf es unserer Mitwirkung, was wir ohne Beihilfe der Gnade nicht vermögen. Beim Propheten Isaias spricht nun Gott in Bezug auf Cyrus nicht von dem bedingten, sondern von dem absoluten Willen Gottes, nämlich daß Cyrus die Juden aus der Gefangenschaft befreien und deßhalb gestatten sollte, daß sie den Tempel und die Stadt wieder aufbaueten. Dieses also mußte Cyrus unfehlbar ausführen; anderseits aber war er weit entfernt, den Willen Gottes in Bezug auf das Naturgesetz zu vollbringen, da er ein Götzendiener und überdieß blutdürstig und raubsüchtig war.

5) Ein gewisser Jüngling, den der Herr ermahnte,

die Gebote Gottes zu beobachten, antwortete: Meister, dieß Alles habe ich von meiner Jugend auf gehalten. Mark. 10. Hieraus folgt, sagen die Pelagianer, daß dieser Mensch ohne die Gnade und ohne auch nur an Christus zu glauben, alle Gebote des Naturgesetzes beobachtet habe.

Jener Jüngling war ein Jude, und als solcher glaubte er an Gott und einschlußweise auch an Christus. Er konnte daher gar wohl im Besitz der Gnade sein, mittelst welcher er die Gebote des alten Bundes beobachtete.

6) Entweder ist es möglich, die Gebote des Dekalogs zu halten, oder es ist nicht möglich. Ist es möglich, so kann man sie sehr wohl mit den Kräften des freien Willens allein beobachten; ist es nicht möglich, so begeht man keine Sünde, wenn man sie übertritt, da Niemand zu etwas Unmöglichem verbunden ist.

Ohne die Gnade ist es allerdings unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, aber mit dem Beistande derselben kann es gar wohl geschehen. Da nun die Beobachtung der göttlichen Gebote mit Hilfe der Gnade möglich ist, und diese Gott auch einem Jedem bereitwillig gibt, so sind wir gehalten, sie zu erfüllen.

7) Die Semipelagianer berufen sich darauf, daß der Herr uns wiederholt an vielen Stellen der heiligen Schrift ermahne, wir sollten um Gnade bitten und dieselbe suchen. Das Bitten also, sagen sie, ist in unserer Gewalt, und wenn es auch nicht in unserer Macht ist, zu glauben und heilig zu werden, so ist wenigstens das Verlangen darnach in unserer Gewalt.

Hierauf erwidert der heilige Augustin, daß es nicht in unserer Gewalt sei, auf geziemende Weise zu beten, sondern daß uns dieses erst in Folge der Gnade möglich sei, wie dieß der heilige Paulus bezeugt, indem er spricht: Der Geist hilft unserer Schwachheit; denn was wir beten sollen, wie es sich gebührt, wissen wir nicht, sondern der Geist selbst begehrt für uns mit unaussprechlichen Seufzern. Röm. 8, 26. Was heißt es aber anders, bemerkt der heilige Augustin, der Geist begehrt für uns, als er macht, daß wir begehren. Daraus folgt, daß auch das Gebet eine Gnade

Gottes sei. Uebrigens bemerkt der heilige Augustin noch, daß Gott Allen die Gnade des Gebetes verleihe, und zwar mit Recht; denn wenn Jemand nicht die wirksame Gnade hätte, die Gebote zu erfüllen, und auch nicht mittelst des Gebetes dieselbe erlangen könnte, so würde die Erfüllung der Gebote für einen Solchen überhaupts unmöglich sein. Damit stimmt auch das Concilium Tridentinum überein, indem es sagt, man solle thun, was man kann, und um das, was man nicht vermag, zu Gott um Gnade bitten.

43. Von der Art und Weise, wie die Gnade im Menschen wirkt.

Die Theologen stellen sich die Wirksamkeit der Gnade im Menschen auf verschiedene Weise vor. Es bestehen hierüber verschiedene theologische Systeme, und man unterscheidet vorzüglich:

I. Das System der Thomisten.

Die Thomisten unterscheiden, wie andere Theologen, die zureichende und die wirksame Gnade. Nach ihrer Meinung besteht die erstere darin, daß sie den Willen des Menschen bewegt und ihm die Kraft verleiht, die Gründe abzuwägen und zu wirken; aber dieses bloße Vermögen wird nie zum Handeln übergehen, wenn man nicht von Gott auch den wirksamen und physisch bewegenden Beistand empfängt, den man auxilium quo nennt, im Gegensatze zu auxilium sine quo, d. h. jenen Beistand, der auch der zureichenden Gnade verliehen wird. Demnach entstehen mit Hilfe der zureichenden Gnade im Menschen nur gute Begierden und andere fromme Bewegungen des Willens, die aber nicht aus Ueberlegung hervorgehen und auch keine vollendete Wirkung haben; mit Hilfe der wirksamen Gnade aber erlangt man die wirkliche Erfüllung des Werkes, indem sie den Willen des Menschen eben so zur Wahl der Handlung als zur Ausführung derselben physisch bestimmt. Die Thomisten sagen, daß diese Gnade sowohl im Stande der Unschuld, als der gefallenen Natur nothwendig gewesen sei, weil jeder geschaffene Wille, obgleich frei, dennoch nur von Gott, als dem zuerst Freien abhängt. Bezüglich des Standes der gefallenen Natur bemerken sie aber insbesonders, daß der Mensch, obgleich er mit Hilfe der zureichenden Gnade das Vermögen besitzt, Gutes zu thun, er doch wegen der geistigen Krankheit, welche die Sünde

Adams dem Menschengeschlechte zugezogen hat, niemals die Schwierigkeiten überwinden wird, wenn ihn nicht die wirksame Gnade gleichsam als eine Arznei stärkt.

Das System der Thomisten gründet sich auf die sogenannte **praedeterminatio physica**, d. h. auf die physische Vorausbestimmung. Sie sagen nämlich, daß Gott die erste Ursache und der erste Beweger der Handlungen eines jeden erschaffenen Willens sei, und daß derselbe, da er eine absolute Gewalt über alle Dinge habe, durch seinen allmächtigen Willen den unsern leiten könne, wie er wolle.

Die größte Schwierigkeit im Systeme der Thomisten besteht darin, daß man bei der Annahme eines physischen Vorausbestimmens des Menschen nicht wohl einzusehen vermag, wie sich solch eine Wirksamkeit der Gnade mit der Freiheit des menschlichen Willens vereinigen läßt. Mit Recht bemerkt Tournely: Dasjenige, was vor aller Bestimmung des Willens wie immer vorausgeht, und in einer gewissen metaphysischen Verbindung mit dieser Bestimmung steht, scheint die Freiheit zu vernichten; und dieses gilt von der wirksamen, im Voraus bestimmenden Gnade der Thomisten. Richtig sagt auch Thomassin: Wie kann man es begreifen, daß die zureichende Gnade uns wirklich das Vermögen gebe, die Gebote Gottes zu beobachten, wenn auch noch die wirksame Gnade erfordert wird, um dieses Vermögen zum Handeln zu bringen? Und wenn hiezu die wirksame Gnade durchaus nothwendig ist, wie soll man dann begreifen, daß die zureichende Gnade wirklich zureichend sei?

II. Das System der Molinisten.

Molina stellt in Abrede, daß die Gnade an und für sich und von Innen heraus wirksam sei, indem dieses der Freiheit des Menschen widerstrebe. Er behauptet, daß in jedem Stande der Natur, im unschuldigen sowohl als im verderbten, eine jede aktuelle Gnade genügende Kraft verleihe, um wirklich zu handeln, und daß es ganz dem Willen des Menschen überlassen sei, nach Wohlgefallen sich ihrer zu bedienen oder nicht, ohne dazu einer andern Hilfe zu bedürfen, so daß, wenn sich der Mensch ihrer bedient, er sie wirksam macht, wogegen sie, wenn er sich ihrer nicht bedient, unwirksam bleibt. Nach diesem System nimmt die Gnade eine ge-

wisse neutrale Stellung zu dem menschlichen Willen ein, und erst wo der Wille die Gnade ergreift, da wird sie wirksam. Indeß verwahrt sich Molina von der Annahme, als ob die Beistimmung des Willens der Gnade die Kraft gebe und sie im ersten Akte wirksam mache; denn er lehrt, daß alle Kraft der Gnade von Gott komme; aber von der Beistimmung, sagt er, die von unserm Willen abhängt, wird die Gnade selbst bestimmt, sie ist also eine Bedingung, und wenn sie erfüllt wird, dann wird die Gnade im zweiten Akt wirksam. Es geschieht dieß auf gleiche Weise wie bei den Sakramenten, welche auch an und für sich wirksam sind, wie man zu sagen pflegt, im ersten Akte, deren Wirksamkeit aber durch die Disposition dessen, der sie empfängt, bedingt wird, um im zweiten Akte wirksam zu werden und die Gnade zu erzeugen.

Der Unterschied zwischen den Thomisten und Molinisten über die wirksame Gnade besteht also darin, daß die Thomisten außer dem Einfluße der erweckenden Gnade zur Wirksamkeit derselben noch das physische im Vorausbestimmen von Seiten Gottes verlangen, welches der Natur und Ursächlichkeit nach vorangeht, und das unsern Willen physisch zur Einwilligung bestimmt, während Molina behauptet, daß diese physisch göttliche Handlung nicht vorausgehend, sondern mit der Handlung des Willens zusammenfallend sei.

Im Systeme des Molina läßt sich allerdings die Gnade schon besser mit der Freiheit des Menschen vereinigen; aber die Schwierigkeit besteht darin, daß sich dieses System nicht recht mit der heiligen Schrift verträgt, die wenigstens für den gegenwärtigen Zustand der gefallenen Natur ganz deutlich lehrt, daß die Gnade an sich und von Innen heraus, nicht aber erst durch Beistimmung des Willens wirksam sei, und daß die Gnade die Ursache ist, welche den Willen bestimmt, und welche macht, daß wir das Gute wirklich thun. So heißt es z. B.: Das Herz des Königs ist in der Hand des Herrn wie Wasserleitungen; auf Alles, wohin er will, leitet er ihn hin. Sprüch. 21, 1. — Niemand ist, der deinem Willen widerstehen kann, wenn du beschlossen u. s. w. Esth. 13, 9. — Mein Rathschluß besteht, und all mein Wille geschieht Js. 46, 10. u. s. w. Wenn der menschliche Wille den göttlichen bestimmt, so sind diese Stellen schwer zu erklären. Dazu kömmt, daß auch

die heiligen Väter, namentlich der heilige Augustin, die Wirksamkeit der Gnade von Innen heraus lehren. So sagt z. B. der heilige Augustin: Der allmächtige Gott wirkt im Herzen der Menschen, um durch sie zu thun, was er will, daß sie thun. De grat. et libr. arbitr. c. 10.

III. Das System der Congruisten.

Nach der Meinung der Congruisten beruht die Wirksamkeit der Gnade auf dem Zusammentreffen von Umständen der Zeit, des Ortes und des Zustandes, in welchem sich die Person befindet, wenn sie wirken soll. Nach diesem Zusammentreffen mehrer Umstände wird die Gnade wirksam oder unwirksam; denn unter diesen oder jenen Umständen wird Gott dem Menschen eine innerlich entsprechende Hilfe geben, welche bewirkt, daß er handelt, und ohne diese Umstände wird der Mensch nicht wirken.

Diese Meinung hat zunächst dieselbe Schwierigkeit wie das System des Molina; denn es entzieht die Wirksamkeit der Gnade dem göttlichen Willen, der aus sich den Willen des Menschen bestimmt und ihn das thun läßt, was der göttliche Wille bestimmt hat. Wenn es ferners wahr wäre, daß die Wirksamkeit der Gnade in der entsprechenden Hilfe bestünde, die Gott in diesen Umständen gibt, so würde daraus folgen, daß der Mensch beim Mangel dieser Hilfe ohne seine Schuld der nöthigen Gnade, um selig zu werden, beraubt wäre, und kein Mittel hätte, sein Heil zu wirken.

IV. Das System der Augustiner.

Die Augustiner unterscheiden den Stand der Unschuld von dem der gefallenen Natur und sagen, daß im Stande der Unschuld die Gnade noch unentschieden (versatilis) war, und daß sie sich, wie auch Molina meint, nach der Beistimmung des Menschen bestimmt habe. Aber im Stande der gefallenen Natur habe der Mensch, um das Gute thun zu können, zu einer jeden übernatürlich guten Handlung eine Gnade nöthig, die aus sich und von Innen wirksam sei, um den Willen zur Zustimmung zu bringen; denn durch die Erbsünde sei der Wille des Menschen allzu sehr geschwächt worden. Sie wollen ferner, daß die Wirksamkeit der Gnade in dem Wohlgefallen bestehe, wodurch der Wille des Menschen unfehlbar zur freien Zustimmung bewegt werde. Dieses Wohlgefallen sei als ein absolut siegendes zu denken; doch wirke diese

Gnade nicht physisch, sondern moralisch auf den Menschen. Die Augustiner sagen ferners, daß die zureichende Gnade oder das auxilium sine quo, dem Willen die Kraft gebe, das Gute zu üben; daß aber diese Uebung ohne Erfolg bleiben werde, wenn nicht auch die heilende Hilfe Christi in der wirksamen Gnade (auxilium quo) hinzutrete. So stimmen die Augustiner, wenn sie von der verderbten Natur reden, den Thomisten; wenn sie aber von dem Stande der Unschuld sprechen, der Meinung der Molinisten bei.

Allein gegen das System der Augustiner läßt sich sagen, daß der Mensch nicht immer vom Wohlgefallen bewegt wird, sondern oft auch von andern Ursachen, wie z. B. von Scham, Furcht vor der Strafe u. s. w. Darum sagt auch der heilige Augustin, manche Märtyrer wären nicht standhaft geblieben, wenn sie nicht die Furcht vor der Hölle in der Liebe Gottes bewahrt hätte. Es geschieht ferners manchmal, daß der Mensch durch ein doppeltes Wohlgefallen, nämlich durch das Wohlgefallen an der Sünde und jenes an der Gerechtigkeit hin- und hergezogen wird, bis ein drittes, äußeres Motiv hinzukommt, und er sich zu dem Einen oder dem Andern entschließt.

V. Meinung des heiligen Liguori.

Der heilige Liguori, der die vorhergehenden Systeme in der angeführten Weise bekämpft, ist der Meinung, daß die zureichende Gnade, die keine andere Hilfe gibt, als leichte Sachen zu vollbringen, zur Erfüllung der Gebote nicht genüge, sondern daß hiezu die von Innen wirksame Gnade nothwendig sei, die den menschlichen Willen bestimmt, das Gute zu thun. Diese wirksame Gnade wirke meistens durch das siegende Wohlgefallen; sie bestimme uns aber manchmal auch durch andere Motive zum Handeln, wie durch Hoffnung, Furcht u. s. w.; daher sage auch der heilige Augustin, daß Gott die Menschen auf unzählige und wunderbare Weise wirksam an sich ziehe. Die zureichende Gnade, die Gott einem Jeden gibt, verleihe aber einem Jeden auch die Kraft des wirklichen Gebetes, und durch das Gebet erlange er die wirksame Gnade. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Meinung, welche der heilige Liguori ausführlich begründet, sehr viel für sich hat, und die Sache ungemein vereinfacht. Man kann nach diesem Systeme sagen: Die hinreichende Gnade gibt Gott einem jeden Menschen; mit

dieser kann er schon einige leichte Dinge thun, namentlich auch beten; durch das Gebet erlangt er aber auch die wirksame Gnade, und nun ist ihm Alles zu thun möglich, was Gott von ihm verlangt. Daher ist er auch schuldig an seinem Verderben, wenn ihm auch die wirksame Gnade gefehlt haben soll, weil er das Mittel, sie zu erlangen, nämlich das Gebet, wozu er vermöge der hinreichenden Gnade die Kraft gehabt hätte, nicht gebrauchen mochte. So verlangt es auch die Ordnung der göttlichen Vorsehung in Bezug auf die Gnaden, daß sie nämlich dem guten Gebrauche der ersten die fernern folgen läßt. Damit stimmt der Grundsatz überein, daß Gott denen, die thun, was ihnen möglich ist, seine Gnade nicht versage. Dasselbe ist Lehre der Kirche, und hat es das Concilium von Trient klar ausgesprochen, indem es sagt: Gott befiehlt nichts Unmögliches, sondern befehlend ermahnt er dich zu thun, was du kannst, und um das zu bitten, was du nicht kannst, und er hilft dir, daß du es könnest. Was aber die heiligen Väter betrifft, so lauten ihre Aussprüche eben so. Der heilige Chrysostomus sagt: Niemand kann entschuldiget werden; denn er selbst wollte nicht siegen, da er zu beten aufhörte. Hom. de Moys. Der heilige Augustin schreibt: „Der Herr befiehlt Einiges, was wir nicht können, damit wir einsehen, was wir von ihm erbitten müssen.“ Und an einer andern Stelle: „Der Mensch, welcher will, und nicht kann, bitte, daß er so viel erlange, als zur Erfüllung der Gebote nothwendig ist; denn also wird ihm geholfen, daß er thun kann, was ihm befohlen wird.“ cf. Schriften des heiligen Liguori, und zwar seine dogmatischen Werke B. 1.

44. Von den außerordentlichen und wunderbaren Gnadengaben oder Charismaten.

Darunter verstehen wir die außerordentlichen Inspirationen und wunderbaren Gnadengaben, welche Gott Einzelnen von jeher verliehen hat. Einiges hievon ist bereits B. 6. S. 527. und B. 8. S. 246 u. folg. erwähnt: ausführlicher aber gedenken wir beim Artikel „Wunder“ hievon zu handeln.

45. Streitigkeiten bezüglich der Gnade.

Die Lehre von der Gnade hat innerhalb der Kirche selbst verschiedene Streitigkeiten hervorgerufen und Parteien geschaffen, ohne daß ein oder die andere Ansicht gerade als ketzerisch verworfen worden wäre. Daraus entstunden die verschiedenen Systeme von der Gnade, wovon wir bereits oben redeten; wir wollen hier noch den historischen Gang übersichtlich davon mittheilen.

Vorzüglich der Dominikaner- und Jesuitenorden geriethen in den Streitigkeiten über die Gnade in einander. Zuerst kam der spanische Dominikaner Banez, Lehrer an der Universität zu Salamanka, festhaltend an der Unterscheidung der gratia sufficiens et efficax, auf die sogenannte physische Prämotion oder Prädetermination, indem er lehrte: Durch die wirksame Gnade (gratia efficax) determinire Gott den menschlichen Willen der Art, daß sie von Innen heraus und durch ihre Natur selbst, unabhängig von dem freien Consens des Menschen, das Gute mit unfehlbarer Gewißheit producire, während mit der bloß hinreichenden Gnade der Mensch das Gute nie vollbringe, nicht einmal anfänglicher und unvollkommener Weise, wenn nicht noch ein neues, physisch prämovirendes Gnadenmittel hinzukomme. Mit diesem System, welches man das der Thomisten nennt, weil es sich auf die Lehre des heiligen Augustin und Thomas gründen wollte, war, wie schon oben bemerkt wurde, die Freiheit des menschlichen Willens schwer in Einklang zu bringen; doch wollte Banez diese unversehrt erhalten wissen.

Die heftigsten Gegner fand Banez an den Jesuiten, und vorzüglich Molina, Professor der Theologie zu Evora in Portugal, schrieb ein eigenes Buch unter dem Titel: Von der Uebereinstimmung der menschlichen Willensfreiheit mit der göttlichen Gnade. Das Buch erschien 1588 zu Lissabon, von der Inquisition selbst approbirt. In diesem Buche behauptet Molina unter Anderm: Obschon der freie Wille durch die Erbsünde geschwächt worden ist, so vermag er doch durch die bloßen Naturkräfte und den allgemeinen natürlichen Beistand Gottes ohne übernatürliche Gnade ein natürlich gutes Werk zu verrichten; aber ein solches Werk verdient weder Gnade, noch ewigen Lohn. Ferners kann der Mensch

mit den bloßen Naturkräften und dem allgemeinen natürlichen Beistand Gottes seine Zustimmung zu Glaubenswahrheiten geben, aber diese Zustimmung ist nichts weiters, als eine Meinung und ein menschlicher Glaube, und daher verschieden von dem durch die Gnade bewirkten Glauben, der allein zum Heile und Verdienste gereicht. Ingleichen kann er mit den bloßen natürlichen Kräften und dem allgemeinen natürlichen Beistande Gottes einen rein natürlichen Akt der Liebe Gottes erwecken, besonders wenn Versuchungen fehlen; aber auch ein solcher Liebesakt ist nicht einmal eine entfernte Disposition zur Gnade u. s. w. Ueber die absolute Nothwendigkeit der Gnade zu allen verdienstlichen Werken, oder auch zum Anfang des Glaubens und alles Guten in der übernatürlichen Ordnung waltet in Molina's Buch nicht der geringste Zweifel. Ferners die wirksame Gnade unterscheidet sich von der bloß zureichenden nicht der innern Natur nach, sondern daß die eine wirksam wird, während die andere bloß zureichend bleibt und vom Menschen nicht ergriffen wird; dieses kömmt von der menschlichen Willensfreiheit her. Indeß darf man aber nicht annehmen, als ob dieses Beistimmen des Willens der Gnade erst die Kraft gebe; denn all ihre Kraft hat die Gnade von Gott. Nun sieht Gott von Ewigkeit voraus, ob der Mensch mit der Gnade mitwirkte oder nicht. Diese Kenntniß Gottes nannte Molina die scientia media, weil sie gleichsam die Mitte zwischen der göttlichen Kenntniß der rein möglichen und der Kenntniß der absolut zukünftigen Dinge bildet. Mittelst der scientia media weiß also Gott, welchen Gebrauch der Mensch von jeder Gnade machen werde, und daraus, aber nicht aus den physischen Prädeterminationen erklärt sich die unfehlbare Verbindung der wirksamen Gnade mit dem Heilsakte ohne Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit und göttlichen Herrschaft.

Molina's Buch wurde anfänglich von vielen Seiten mit größtem Beifalle aufgenommen; aber desto heftigern Widerspruch setzten ihm die Dominikaner unter der Anführung des Banez entgegen. Nachdem der Streit auf das Heftigste entbrannt war, legte Papst Clemens VIII. im Jahre 1594 beiden Parteien (den Jesuiten und Dominikanern) Stillschweigen auf; später erlaubte er ihnen indeß wieder die friedliche Fortsetzung ihrer Controverse. Im

Jahre 1598 setzte der Papst eine eigene Congregation, genannt Congregatio de auxiliis, von eilf Consultoren nieder zur Prüfung der Schrift des Molina. Nachdem in drei Monaten eilf Sitzungen gehalten worden, erklärte die Congregation das Buch des Molina und die darin enthaltene Lehre für verboten. Eine auf Befehl des Papstes abermals vorgenommene Prüfung des Buches fand an dem bereits gefällten Urtheile nichts zu ändern. Der Papst enthielt sich aber um so mehr einer Entscheidung, als man vielseitig zu Gunsten des Molina intercedirte. Er faßte vielmehr den Entschluß, Colloquien zwischen beiden Parteien anstellen zu lassen. An diesen Colloquien nahmen die Generäle der beiden Orden und mehre andere Theologen, darunter auch der Cardinal Bellarmin Theil. Es sollte aber nicht das Buch des Molina, sondern der streitige Hauptpunkt, die wirksame und bloß zureichende Gnade, den Gegenstand der Colloquien bilden, worauf aber die Dominikaner, denen an der Verdammung des Buches des Molina lag, nicht eingehen wollten. Auch diese Colloquien führten zu keinem erwünschten Ziel.

Der Papst ließ nunmehr die ganze Controverse neuerdings, und zwar in seiner Gegenwart verhandeln, und so begannen am 20. März 1602 im Vatikan und in Gegenwart des Papstes, mehrerer Cardinäle, Bischöfe, Doktoren, Censoren und der zwei Generäle der Dominikaner und Jesuiten mit ihren Theologen die neuen Congregationen, die fast vier Jahre dauerten. Clemens starb am 3. März 1605 und hinterließ die Sache unentschieden seinem Nachfolger. Dieser, nämlich Paul V., erklärte die Congregationen für geschlossen, und erließ 1607 an jeden der beiden Ordensgeneräle eine an alle Provinziale ihres Ordens zu vertheilende Encyklika, wornach beide Theile, aber ohne sich gegenseitig zu verketzern und bis auf weitern Entscheid des apostolischen Stuhles in dieser Angelegenheit ihre Meinungen beibehalten, lehren und vertheidigen könnten. In gleichem Sinne erklärte sich Clemens XII. in seiner Constitution vom 2. Oktober 1733. Er gab es einer jeden der beiden streitenden Parteien frei, ihre Ansicht frei und öffentlich zu lehren und zu vertheidigen, nur durften sie sich nicht gegenseitig beschimpfen oder gar verdammen. So endete dieser berühmte Streit. Unter den Jesuiten selbst aber gingen mehre be-

rühmte Männer, wie Bellarmin, Suarez und Andere von dem Systeme des Molina, das übrigens keineswegs von der Kirche als irrthümlich verworfen, und weder als Pelagianismus, noch als Semipelagianismus gebrandmarkt worden ist, wornach die Thomisten so sehr, und oft mit leidenschaftlicher Hitze verlangten, theilweise ab, und huldigten dem sogenannten Congruismus, wornach die Wirksamkeit der Gnade von der Congruität mit dem Charakter, der Beschaffenheit, der Lage und den andern Umständen des mitwirkenden Menschen abhängt. cf. Kirchenlexikon v. Wetzer.

46. Irrthümer bezüglich der Gnade.

Hier begegnen uns zwei Hauptklassen von Irrlehrern, die einander ganz und gar entgegengesetzt sind, nämlich solche, welche der Gnade Gottes nichts, oder zu wenig, und daher den natürlichen Kräften des Menschen Alles oder zu viel zuschreiben; und dann solche, die der Gnade Gottes Alles, den Kräften des Menschen aber nichts einräumen. Wollen wir sie näher kennen lernen.

I. Irrlehrer, welche der Gnade Gottes Nichts oder zu wenig, dagegen den natürlichen Kräften des Menschen Alles oder zu viel zuschreiben. Zu diesen gehören:

1) Die Pelagianer. Das Haupt und der Stifter dieser Irrlehre ist Pelagius. Er ward in Britannien von armen Eltern geboren, die ihm nur eine sehr mittelmässige Erziehung geben konnten. Später wurde er ein Mönch. Er hielt sich längere Zeit in Rom auf, wo er sich durch den Ruf seiner Tugenden die Liebe des heiligen Paulinus und selbst des heiligen Augustin erwarb. Durch die Bekanntschaft mit einem syrischen Priester, Ruffinus, war Pelagius so unglücklich, sich in mehre Irrthümer, besonders bezüglich der Gnade zu verwickeln; denn im Morgenlande waren schon ähnliche Irrthümer verbreitet, vorzüglich durch Theodor, Bischof von Mopsuestia. Um das Jahr 405 fing er an, seine Irrlehre zu verbreiten. Außer mancherlei andern Irrlehren, besonders in Betreff der Erbsünde, welche Pelagius ganz und gar leugnete, stellte er in Ansehung der Gnade den Grundsatz auf: Der Mensch könne mit den natürlichen Kräften des freien Willens alle göttlichen Gebote erfüllen, alle Versuchungen und Leidenschaften überwinden und

ohne den Beistand der Gnade zur Vollkommenheit gelangen. Da diese Behauptung alle Katholiken entrüstete, so gaben sich Pelagius und seine Schüler Mühe, den Abscheu zu mildern, welchen eine solch gottlose Lehre einflößte. Pelagius sagte nämlich, er leugne nicht die Nothwendigkeit der Gnade, aber die Gnade sei der freie Wille, welchen Gott den Menschen ohne ihr Verdienst umsonst geschenkt habe. Hierauf antworteten ihm aber die Katholiken, daß man die Gnade vom freien Willen wohl unterscheiden müsse. Jetzt bediente sich Pelagius folgender Ausflucht: Unter der Gnade müsse man das Gesetz oder die Lehre verstehen, wodurch der Herr uns die Gnade erweist, uns zu lehren, wie wir leben sollen. Weil die Katholiken dagegen einwendeten, daß, wenn die Gnade bloß in dem den Menschen gegebenen Gesetze bestehe, das Leiden Christi ganz unnütz wäre, so erwiderten die Pelagianer, die Gnade Jesu bestehe in dem Beispiele, welches er uns gegeben, und das wir nachahmen sollen. Mit Recht bemerkte der heilige Augustin dagegen, daß eine solche Gnade des Beispiels sich nicht von der Lehre unterscheide, da der Heiland sowohl durch Wort als Beispiel unterrichtete. Die Pelagianer kamen nun auf eine vierte Art von Gnade, nämlich auf die der Sündenvergebung. Sie sagten nämlich, die Gnade Gottes nütze dazu, daß die vergangenen Sünden vergeben werden, nicht aber um damit zukünftige zu vermeiden. Daher könne man die Herabkunft Jesu Christi nicht unnütz nennen; denn die Gnade der Vergebung diene dazu, die begangenen Sünden nachzulassen und das Beispiel Jesu Christi helfe, die Sünden in der Folge zu meiden. Sie gaben auch nach dem heiligen Augustin eine gewisse innere Gnade der Erleuchtung zu, aber nur objektiv, d. h. eine innere Gnade, um den Werth der guten Werke und die Abscheulichkeit der schlechten zu erkennen, nicht aber in dem Sinne, daß die Gnade zugleich Kraft gibt, um das Gute zu umfassen und das Böse zu meiden. Endlich gab Pelagius allerdings auch noch eine innere Gnade in dem Sinne zu, daß dadurch der Mensch gestärkt wird, das Gute zu thun; aber er nahm sie nicht im Sinne der katholischen Kirche als nothwendig an, sondern nur als nützlich, indem man in Folge dieser Gnade das Gute leichter thun könne.

Die Ketzerei das Pelagius verbreitete sich in Kürze, besonders war ein gewisser Cölestius, ein Verschnittener von vornehmer Ab-

kunft, einer der eifrigsten Schüler des Pelagius; dieser war offener und kühner als sein Meister. Beide verließen um das Jahr 405 Rom, und begaben sich nach Afrika, wo Cölestius sich zu Carthago um die Priesterweihe bewarb; wurde aber, nachdem man seine Ketzerei erkannt hatte, vom Bischofe Aurelius nicht nur zurückgewiesen, sondern auch durch das von demselben nach Carthago berufene Concilium exkommunicirt. Cölestius appellirte an den römischen Stuhl, ging aber selbst nach Ephesus, wo es ihm gelang, sich die Priesterweihe zu erschleichen. Nachdem aber auch dort seine Irrthümer erkannt worden waren, wurde er sammt seinen Anhängern aus Ephesus vertrieben.

Pelagius selbst begab sich von Afrika nach Palästina, wo es ihm gelang, über seine Lehre Manche zu täuschen, so daß ihn das Concilium von Diospolis im Jahre 415, nachdem er die von demselben ihm vorgelegten Glaubenssätze scheinbar angenommen hatte, selbst zur Kirchengemeinschaft zuließ. In Afrika ging man aber nicht so schonend mit Pelagius um, wie in Palästina; denn im Jahre 416 versammelte der Bischof Aurelius eine Synode zu Carthago, in welcher Pelagius und Cölestius neuerdings verdammt wurden, und wo man zugleich beschloß, ein Synodalschreiben an Papst Innocenz zu richten, damit derselbe durch sein apostolisches Ansehen ihre Entscheidung bestätige. Um dieselbe Zeit hielten auch zu Mileve ein und sechzig numidische Bischöfe eine Synode, die ebenfalls die Irrthümer des Pelagius verdammten, und an den Papst schrieben, um ihn um Verdammung dieser Ketzerei anzugehen. Im Jahre 417 antwortete Papst Innocenz I. auf diese beiden Synodalschreiben, hieß die in Bezug auf die Gnade von den beiden genannten Concilien vorgetragene Lehre gut und verdammte den Pelagius und den Cölestius sammt ihren Anhängern. Außerdem wurde der Pelagianismus noch verdammt durch ein afrikanisches Concilium vom Jahre 417, welchem zwei hundert vier und zwanzig Bischöfe anwohnten; dann durch das allgemeine Concilium von Ephesus im Jahre 431 von den Päpsten Zosimus, Bonifazius rc.; von den Bischöfen Galliens, Britanniens u. s. w.

Mit den Waffen der Gelehrsamkeit bekämpften den Pelagianismus vorzüglich Hieronymus, und noch mehr der heilige Augustin. Eben dieser Vater ist es auch, der überhaupts in der

Lehre von der Gnade das meiste Ansehen in der Kirche von jeher behauptete. Als daher im Jahre 1598 jene berühmte Berathschlagungen über die Gnade (congregationes de divinis auxiliis) gehalten wurden, um die Streitigkeiten der Jesuiten und Dominikaner beizulegen, so erklärte Papst Clemens VIII., daß man die ganze Controverse nach der Lehre des heiligen Augustin prüfen soll.

2) Die Semipelagianer oder Halbpelagianer. Ihr Name rührt daher, weil sie nur zum Theil es mit den Pelagianern hielten; sie hießen auch Massilienser, weil sie sich größten Theils zu Marseille aufhielten. Diese Ketzerei, die um das Jahr 428 zum Vorschein kam, war eine Art Verschwörung gegen den heiligen Augustin, an welcher viele durch ihre Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in hohem Ansehen stehende Personen Theil nahmen. An der Spitze derselben stand Johannes Cassian, der einen Theil seines Lebens in einem Kloster zu Bethlehem zubrachte. Von dort begab er sich über Rom nach Marseille, wo er ein Männer- und Frauen-Kloster stiftete, wo er seine Irrthümer über die Gnade an das Licht treten ließ. Zu ihm hielten unter Andern: Gennadius, Priester zu Marseille, Hilarius, Bischof zu Arles, Vincentius u. s. w.

Die Semipelagianer behaupteten: Zum Anfange des Glaubens und zum Verharren bis an das Ende sei keine Gnade nothwendig, beides vermöge der Mensch aus sich selbst; dazu aber, daß der Glaube wachse, und der Mensch im Stande sei, eigentlich gute Werke zu verrichten, bedürfe er der Gnade.

Cassian starb schon im Jahre 433 im Geruche der Heiligkeit. Seine und seiner Anhänger Irrlehre aber ward verdammt im zweiten Concilium zu Orange in Frankreich im Jahre 529. Papst Bonifaz II. hat dieses Verdammungsurtheil gut geheißen. Außerdem verurtheilten die Semipelagianer noch die Päpste Cölestin I. und Felix IV.

In späterer Zeit huldigten theils mehr theils weniger dem Semipelagianismus: Johannes Skotus Erigena; viele Lutheraner, die in dieser Lehre von Luther abwichen; die Arminianer und Sozinianer; Richard Simon, ein großer Kritiker und Theologe zu Paris im siebenzehnten Jahrhundert.

3) Die Naturalisten. Daß diese es mit den Pelagianern halten, ist offenbar, und nothwendige Folge ihres ganzen Lehr-

systems. Hieher gehören aber auch gar viele naturalistisch gesinnte Protestanten der neuern Zeit.

II. Irrlehrer, welche der Gnade Gottes Alles einräumen, die Kräfte des Menschen aber gar nichts gelten lassen. Hieher gehören:

1) Die Prädestinatianer. Diese heben alle Freiheit des Menschen auf, indem sie lehren, daß sowohl das ewige Heil, als die ewige Verdammniß des Menschen einzig und allein von dem vorherbestimmenden Willen Gottes abhänge. Nach Tirenus soll diese Ketzerei um das Jahr 415 angefangen haben. Ein gewisser Priester Lucidus, dann ein gewisser Faustus und andere weniger bekannte Leute huldigten dieser Irrlehre, die von der Kirche mehrfältig verdammt worden ist. Im neunten Jahrhunderte huldigte der Benediktiner-Mönch Gottschalk dem Prädestinationismus. Vergleiche auch unten den Artikel Gnadenwahl.

2) Wiklef und Huß nebst Hieronymus von Prag lehrten unter vielen andern Irrthümern auch eine absolute Nöthigung, namentlich heißt der sieben und zwanzigste Artikel von den Sätzen Wiklefs, welche das Concilium von Constanz verdammte: „Alles geschieht aus absoluter Nothwendigkeit.“

3) Luther und Calvin und ihre Anhänger hegten unter vielen andern Irrthümern auch diesen, daß sie dafür hielten, der Mensch handle unter dem Einflusse der Gnade nothgedrungen, ohne demselben widerstehen zu können. Sie hoben bekanntlich die Freiheit des Menschen auf, und schoben Alles Gott zu. Der Wille des Menschen ist nach der Lehre Luthers ein Roß, das so gehen müsse, wie es sein Reiter lenkt; der Wille kann sich aber den Reiter nicht selbst wählen, sondern Gott und der Teufel theilen sich in seinen Besitz, und je nachdem der Eine oder der Andere ihn lenkt, handelt der Mensch. Diese Behauptung ist unvereinbar mit der katholischen Lehre sowohl vom freien Willen als von der Gnade. Ueberdieß stellten die Reformatoren eine der katholischen Kirche entgegengesetzte Lehre von den guten Werken, der Rechtfertigung und der Prädestination auf, wie an seinem Orte näher erörtert ist; — Lehren, die übrigens auch mit der Gnade im Zusammenhange stehen.

4) Michael Bajus. Er ward 1513 zu Mecheln geboren,

und wurde einer der gelehrtesten Theologen an der Universität zu Löwen, zugleich aber auch der Urheber eines Zwistes, der lange Zeit die Kirche auf das Heftigste erschütterte. Schon in seinen 1560 herausgegebenen Schriften gab er seine Neuerungen kund. Zuerst traten einige von den mindern Brüdern gegen seine Lehre auf und sandten eine in achtzehn Kapiteln gefaßte Abschrift an die Sorbonne nach Paris, welche dieselbe einer Censur unterwarf. Nachdem aber Bajus mit seinen Gesinnungen bald offener hervorgetreten war, sah sich der heilige Stuhl genöthiget, Abhilfe zu schaffen. Dieß that denn auch Pius V. in der Bulle ex omnibus affectionibus, in welcher er neun und siebenzig Sätze des Bajus als ketzerisch, irrthümlich, verdächtig, verwegen, ärgerlich und fromme Ohren verletzend verdammte, ohne jedoch den Namen des Bajus zu nennen. Der Cardinal-Erzbischof von Granvella theilte im Auftrage des Papstes die Bulle dem Bajus sowohl, als der Universität Löwen mit. Die Universität nahm sie an und versprach, die verdammten Punkte nicht mehr vertheidigen zu wollen. Dasselbe Versprechen leistete auch Bajus; doch trat jetzt schon eine Erscheinung hervor, die sich später im Streite der Jansenisten so oft wiederholte, Bajus beklagte sich nämlich, daß Meinungen, die er gar nicht hege, als die seinigen verdammt worden seien, und suchte sich, freilich vergeblich, beim Papste durch ein eigenes Schreiben zu rechtfertigen. Da es außerdem nicht an Solchen fehlte, welche die Meinungen des Bajus vertheidigten, so bestätigte Papst Gregor XIII. in der Bulle Provisionis nostrae im Jahre 1579 jene seines Vorgängers Pius V. Jetzt leistete Bajus in die Hände des Pater Franz von Toleto einen förmlichen Widerruf, in welchem es hieß: Ich, Michael Bajus, erkenne und bekenne, daß ich durch mehrere Besprechungen mit dem ehrwürdigen P. Franz von Toleto zu der wahren und lebendigen Ueberzeugung gebracht worden, die Verdammung jener Sätze habe mit Recht stattgefunden. Ich bekenne überdieß, daß mehrere dieser Sätze in verschiedenen von mir herausgegebenen Schriften in dem Sinne enthalten sind, in welchem sie verworfen worden sind. Endlich erkläre ich, daß ich mich von ihnen insgesammt lossage, und sie nie wieder vertheidigen will. Dieß geschah am 24. März 1580. Hierauf setzte die Universität Löwen als Statut fest, daß Niemand zur Universität zugelassen

werden soll, der nicht zuvor versprochen hat, diese Bulle zu achten. In der Folge hat Urban VIII. in seiner Bulle In eminenti die Verdammung des Bajus abermals bestätiget, welche auch von der Sorbonne angenommen ward. Bajus selbst starb im Jahre 1590.

Die Lehre des Bajus stellt Liguori folgender Weise dar. In Bezug auf den Stand der Unschuld sagt Bajus erstens: Daß Gott aus Gerechtigkeit und wegen der dem Geschöpf inwohnenden Ansprüche den Menschen für die ewige Seligkeit erschaffen mußte. Ferners lehrt er, daß dem Menschen im Stande der Unschuld die heiligmachende Gnade gebührte. Drittens behauptet er, daß die den Engeln und dem Adam mitgetheilten Gaben nicht umsonst und übernatürlich, sondern natürlich und gebührend waren. Viertens sagt er, daß die dem Adam und den Engeln mitgetheilte Gnade nicht übernatürliche und göttliche, sondern bloß natürliche und menschliche Verdienste wirken könnte. Fünftens lehrt er, daß, wenn der Mensch in der Unschuld ausgeharrt hätte, die Glückseligkeit für ihn keine Gnade, sondern ein natürlicher Lohn gewesen wäre. — In Bezug auf den Zustand der gefallenen Natur lehrt Bajus, daß Adam durch seine Sünde alle Gnadengaben verlor, so daß er zu allem Guten, selbst zum natürlich Guten unfähig war, und nur noch Böses thun konnte; daraus folgert er, 1) daß in denen, die nicht getauft oder die nach der Taufe wieder in Sünden gefallen sind, die Begierlichkeit selbst ohne Beistimmung des Willens wahre Sünde sei, welche dem Menschen zugerechnet wird wegen des im Willen Adams eingeschlossenen Willens aller Uebrigen. 2) Daß Alles, was der Sünder thut, an und für sich Sünde sei. 3) Daß in Bezug auf Verdienst und Schuld nur die Gewalt der Freiheit des Menschen entgegen sei. — In Bezug auf den wiederhergestellten Zustand des Menschen setzt Bajus voraus, daß eine jede gute Handlung schon ihrer Natur nach das ewige Leben verdient, und zwar ohne Rücksicht auf die Verdienste Christi. Aus dieser falschen Voraussetzung macht Bajus vier falsche Folgerungen: 1) sagt er, die Rechtfertigung bestehet nicht in der Eingießung der Gnade, sondern im Gehorsame, welchen man den Geboten leistet. 2) Die vollkommene Liebe sei nicht immer mit der Nachlassung der Sünden vereinigt. 3) Durch die Sakramente der Taufe und der Buße werde zwar die Strafe, nicht aber die Schuld nachgelassen,

weil Gott allein die Schuld hinwegnehme. 4) Eine jede Sünde verdiene ewige Peinen, und es gebe keine läßliche Sünde.

Aus dieser Darstellung erhellet, wie Bajus in seinem Systeme von dem Stande der Unschuld die Irrthümer des Pelagius erneuert, indem er, wie jener, behauptet, daß die Gnade weder umsonst, noch übernatürlich gegeben werde, sondern daß sie natürlich und dem Menschen gebührend sei. In Bezug auf den Stand der gefallenen Natur hat Bajus die Irrthümer Luthers und Calvins aufgewärmt, indem er behauptet, daß der Mensch natürlicher Weise gehalten sei, das Gute oder Böse zu thun, je nachdem ihn die himmlische oder irdische Lust, die ihm eingeflößt wird, dazu bewegt. In Bezug auf den Stand der wiederhergestellten Natur aber sind die Irrthümer, die er in Bezug auf die Rechtfertigung, die Kraft der Sakramente und der Verdienste lehrt, offenbar von der Synode von Trient verdammt worden.

5) Jansenius und seine Anhänger. Kornelius Jansenius aus Holland, geboren 1585, Professor der Theologie zu Löwen und hernach Bischof zu Ypern in Flandern, schrieb ein Buch unter dem Titel: Augustinus Cornelii episcopi, worin er die ganze Lehre des heiligen Augustin von der Gnade, dem freien Willen und der Prädestination genau behandelt zu haben glaubte. Er starb im Jahre 1638, noch eher, als sein Werk im Druck erschienen; jedoch gab er seinem Kapellan, dem Reginald Lamäus, den Auftrag, es unter dem Beirathe einiger Gelehrten, die er nannte, zu veröffentlichen. In seinem Testamente sagt Jansenius, er meine zwar, daß in seinem zu veröffentlichenden Buche nichts Falsches sich befinde; wenn aber der Römische Stuhl etwas ändern wollte, so werde er sich als gehorsamer Sohn diesem Urtheile bereitwilligst unterwerfen; denn es sei sein Wille, in der Kirche, in welcher er immer gelebt habe, auch zu sterben. Auf ähnliche Weise äußert er sich am Ende seines Buches selbst. Kaum war das Buch im Jahre 1641 veröffentlicht, so entspann sich darüber großer Streit. Die Römische Inquisition verbot es noch in demselben Jahre. Papst Urban VIII. erklärte in einer Bulle, daß es Lehren enthalte, die schon Pius V. und Gregor XIII. verdammt hätten. Innocenz X. setzte eine Commission von fünf Cardinälen und dreizehn Theologen nieder, die sich zwei Jahre lang mit dieser Angelegenheit befaßte.

Endlich verdammte der Papst am 31. Mai 1653 in der Bulle „Cum occasione“ folgende fünf Sätze, aus denen zugleich einleuchtet, worin die Irrthümer des Jansenius bestanden haben:

1) Einige Gebote Gottes sind den Gerechten, wenn sie auch einen guten Willen haben und sich bemühen, bei dem gegenwärtigen Stande ihrer Kräfte unmöglich zu halten; es fehlt ihnen auch die Gnade, durch welche es möglich würde. Hiezu bemerkt der Papst: Diesen Satz erklären wir als verwegen, gottlos, gotteslästerisch, mit dem Anathem belegt und häretisch, und verdammen ihn als solchen.

2) Im Stande der gefallenen Natur widersteht man nie der innern Gnade. Hievon sagt die Bulle: Diesen Satz erklären wir als häretisch und verdammen ihn als solchen.

3) Um sich im Stande der gefallenen Natur ein Verdienst oder eine Schuld zuzuziehen, wird von Seite des Menschen nicht die Freiheit von Röthigung erfordert, sondern es reicht die Freiheit vom Zwange hin. Davon heißt es in der Bulle: Diesen Satz erklären wir als häretisch und verdammen ihn als solchen.

4) Die Semipelagianer gaben die Nothwendigkeit der zuvorkommenden, innerlichen Gnade zu den einzelnen Tugendakten, auch zum Anfange des Glaubens zu, und waren deßhalb Häretiker, weil sie jene Gnade der Art haben wollten, daß der menschliche Wille widerstehen oder folgen könnte. Diesen Satz, sagt der Papst, erklären wir als falsch und häretisch, und verdammen ihn als solchen.

5) Es ist semipelagianisch, zu sagen, Christus sei durchaus für alle Menschen gestorben. Hiezu sagt der Papst: Diesen Satz erklären wir als falsch, verwegen und anstössig, und wenn man ihn in dem Sinne nimmt, daß Christus bloß für das Heil der Prädestinirten gestorben sei, so erklären wir ihn als gottlos, gotteslästerisch, schimpflich, die göttliche Gnade schmälernd und häretisch, und verdammen ihn als solchen.

Das Wesen des Systems des Jansenius bestund überhaupts darin, daß er voraussetzt, unser Wille sei genöthiget, gut oder böse zu handeln, je nachdem er von der größern himmlischen oder irdischen Lust bestimmt wird, welche der Art in uns herrschen, daß wir ihnen keinen Widerstand zu leisten vermögen. Die Gnade, sagt Jansenius, ist eine Lust und Süssigkeit, durch welche die Seele auf eine angenehme Weise zum Verlangen nach dem Guten ge-

zogen wird; eben so ist auch die Ergötzlichkeit der Begierlichkeit ein unerlaubtes Verlangen, durch welches die Seele, wiewohl kämpfend, die Sünde begehrt. Jansenius sagt, daß der Mensch vor seinem Falle allerdings mit dem gewöhnlichen Beistande (gratia sufficiens) der Gnade beistimmen und folgen konnte, daß er aber, nachdem der Wille durch die Sünde schwach und zu der verbotenen Lust geneigt ist, mit der bloßen gratia sufficiens allein nicht mehr das Gute wirken könne, sondern jetzt der wirksamen Gnade (gratia efficax) bedürfe, welche nach Jansenius eben die siegreiche Lust ist. Die Gnade, die der noch unverdorbene Wille empfing, war seiner Freiheit überlassen, so daß er sie verschmähen, oder auch gebrauchen konnte, je nach Willen; die Gnade aber, welche der gefallene Wille empfängt, ist keineswegs mehr seiner Freiheit anheimgestellt. Ist die himmlische Lust geringer, als die irdische, so erweckt sie nach Jansenius nur einige unwirksame Wünsche, wird aber nie die Seele dazu bringen, das Gute zu thun.

Aus diesem Systeme gehen die von Innocenz X. verdammten, oben angeführten fünf Propositionen hervor.

Die Jansenisten erklärten nun, daß die fünf Sätze nicht von Jansenius ausgesprochen, und daß sie nicht in dem Sinne, den Jansenius ihnen beigelegt, verstanden und verdammt seien. So entstand die berüchtigte Unterscheidung des Faktums und des Rechtes. Deßwegen erließ Alexander VII. am 16. Oktober 1656 eine Bulle, worin er ausdrücklich erklärte, es seien jene fünf Sätze aus dem Buche des Jansenius ausgezogen und in dem von demselben beabsichtigten Sinne verdammt worden. Die Jansenisten flüchteten sich jetzt hinter den Schild des sogenannten frommen Stillschweigens, d. h. sie verwarfen die in den fünf Sätzen enthaltene Lehre und leisteten auch dahin die von ihnen geforderte Erklärung; aber bezüglich der Thatsache, ob diese Lehre nämlich im Buche des Jansenius enthalten sei, glaubten sie ein frommes Stillschweigen beobachten zu dürfen. Papst Clemens XI. aber verdammte in seiner Bulle Vineam Domini vom 16. Juli 1705 feierlich dieses fromme Stillschweigen.

Unter den Anhängern des Jansenius haben besonders Paschasius Quesnel, ein Priester des Oratoriums zu Paris, und Anton Arnold, Doktor der Sorbonne, Aufsehen erregt. Der Erstere gab

im Jahre 1671 moralische Reflexionen heraus, ein Buch, das starke Verbreitung und in seinen erstern Auflagen selbst mit einer Gutheißung des Cardinals von Noailles, des Bischofs von Chalons, versehen war. Quesnel bemühte sich eine Reihe von Jahren, dieses Buch immer mehr zu verbessern in seinem Sinne, d. h. immer mehr jansenistische Irrthümer einfließen zu lassen. Papst Clemens XI. verdammte im Jahre 1708 dieses Buch durch ein besonderes Breve, und später, nämlich am 8. Septb. 1713, erschien von demselben Papste die berühmte Bulle Unigenitus, in welcher hundert und ein Sätze aus den Reflexionen als falsch, verfänglich, verwegen, irrig, der Ketzerei nahe grenzend und als respektiv häretisch und die Sätze des Jansenius in dem Sinne, in welchem sie verdammt waren, erneuernd, förmlich verurtheilt worden sind. Ueberdieß ward erklärt, daß man hiedurch nicht beabsichtige, das sonst noch in dem Buche Enthaltene gut zu heißen, da man außer den hundert und ein Sätzen noch viele ähnliche daraus gezogen u. s. w. Hierauf appellirten die Jansenisten und Anhänger des Quesnel von der Bulle Unigenitus an ein zukünftiges allgemeines Concilium, und so entstand die Partei der Appellanten. Indeß haben mehre nachfolgende Päpste die Bulle Unigenitus bestätiget, so Benedikt XIII., Clemens XII. und Benedikt XIV.

Die Lehre Quesnels selbst betreffend, so schließt sie eigentlich zwei bereits früher schon verworfene Systeme in sich, nämlich das des Bajus und das des Jansenius. Die ersten der verdammten Propositionen beziehen sich auf das jansenistische System von der doppelten Lust. Aus diesem falschen Principe gehen aber nothwendig mehre falsche Folgerungen hervor, als: daß die Erfüllung des Gesetzes denen unmöglich sei, welchen die wirksame Gnade fehle; daß man der wirksamen Gnade nicht widerstehen könne u. s. w. Zu dieser Lehre bekannte sich auch Arnold, da er behauptete, der heilige Petrus habe deßhalb Christus verleugnet, weil ihm die Gnade fehlte. — Die zweite Gattung der Sätze des Quesnel schließt sich an das System des Bajus an, daß es außer der sündhaften Begierlichkeit und der übernatürlichen Liebe Gottes, nach welcher man Gott über Alles liebt, keine mittlere Liebe gebe. Welche schändliche Sätze Bajus aus diesem gottlosen Systeme zog, ist schon oben erörtert worden.

Artikel XC.

Gnadenwahl.

(Prädestination oder Vorherbestimmung, Berufung zum Heile, Reprobation oder Bestimmung zur Verdammniß; Justifikation oder Rechtfertigung.)

1. Vorwort.

Es ist eine Glaubenslehre, daß Gott gewisse Menschen zur Seligkeit auserwählt habe, und daß diese Auserwählung auf seine Vorhersehung sich gründe. Die, welche er auserwählt, werden gewiß auch selig. Daher beruft er sie nicht bloß, sondern heiliget oder rechtfertiget sie auch. Der Prädestination steht die Reprobation gegenüber; doch bestimmt Gott Niemand zur Verdammniß. Wer daher verloren geht, wird nicht verdammt, weil ihn Gott dazu bestimmt hat, sondern weil er sich selbst durch seine Sünden in's Verderben stürzt. Hiemit haben wir uns die in diesem Artikel einzuhaltende Ordnung bezeichnet. Wir haben nämlich zu handeln:

1) Von der Prädestination oder Vorherbestimmung;
2) Von der Reprobation oder Bestimmung zur Verdammniß;
3) Von der Vokation oder Berufung;
4) Von der Justifikation oder Rechtfertigung (Heiligung).

2. Schriftstellen.

Ehe ich dich gebildet habe im Mutterschooße, kannte ich dich, und ehe du hervorgegangen aus demselben, heiligte ich dich. Jerem. 1, 5.

Kommet, ihr Gesegnete meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch von Beginn der Welt an bereitet ist. Matth. 25, 34.

Es glaubten ihrer so Viele, als zum ewigen Leben vorherbestimmt waren. Apostelg. 13, 48.

Gott hat uns vorherbestimmt zur Kindschaft durch Jesum Christum für sich nach dem Vorsatze seines Willens. Eph. 1, 5.

Er hat uns erlöset und berufen durch seinen heiligen Ruf,

nicht wegen unserer Werke, sondern gemäß seines Vorsatzes und seiner Gnade, die uns gegeben worden ist in Christo Jesu vor ewigen Zeiten. 2. Timoth. 1, 9.

3. Väterstellen.

Niemand ist der Auserwählung würdig, sondern Gott macht den würdig, welchen er auserwählt. St. August. libr. 5. contr. Julian.

Gott will, daß alle Menschen selig werden, doch nicht so, daß er ihnen die Freiheit nehme. Derselbe Epist. 106.

Derjenige, welcher dich ohne dich erschaffen hat, wird dich nicht ohne dich selig machen. Derselbe Libr. 21. contr. Faust.

Es ist ein Werk Gottes, den Menschen zu verändern, weil nur er selbst wieder herstellen kann, was er gemacht hat. St. Paulin. Epist. 38. ad Apr.

Die Auserwählung ist uns verborgen, damit derjenige, der ausharren will, durch einen heilsamen Schrecken in der Demuth erhalten werde; und damit derjenige, welcher steht, zusehe, daß er nicht falle. Prosper libr. 2.

Schrecklich ist es, was uns gesagt wird: Viele sind berufen, und nur Wenige auserwählt, weil zwar Viele zum Glauben gelangen, aber nur Wenige zum Himmel. St. Gregor. Hom. 19. in Evang.

Diejenigen, welche sich von Gott entfernen, gehen durch ihre Sünden zu Grunde, durch ihren bösen Willen, der nicht aus Gott ist. Sie gehen gerechter Weise zu Grunde. Gott würde sie aber nicht zu Grunde gehen lassen, wenn sie sich nicht schon zuvor durch ihre Sünden zu Grunde gerichtet hätten. Gerecht ist daher am Sünder das Verderben, weil er durch seinen eigenen Willen gefallen ist. Fulgent. in libr. I. ad Mon. c. 19.

Nicht darum hat Adam gesündiget, weil Gott seine Sünde vorhergesehen hat, sondern Gott hat es als Gott vorhergewußt, daß Adam aus freiem Willen sündigen wird. St. Hieron. Libr. 3. dialog. adv. Pelag.

4. Von der Vorherbestimmung zur Seligkeit oder der Prädestination.

a) Begriff der Prädestination.

Bei Gott gibt es keine Zeit; ihm ist nichts vergangen und nichts zukünftig, sondern ewig Alles gegenwärtig. Wie nun bei Gott die Erschaffung der Welt und der übrigen Geschöpfe von Ewigkeit her beschlossen worden, so ist auch die Zahl der Auserwählten von Ewigkeit her bestimmt. Dieser ewige, unveränderliche Rathschluß Gottes, nach welchem er alle jene, welche selig werden, schon von Ewigkeit her dazu bestimmt hat, wird Prädestination, d. h. Vorherbestimmung oder Gnadenwahl genannt.

b) Wirklichkeit der Prädestination.

Diejenigen, welche zur ewigen Seligkeit gelangen, hat Gott wirklich von Ewigkeit her dazu bestimmt. Dafür zeugt:

1. Die heilige Schrift. Der Apostel Paulus sagt: Gelobt sei Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns in ihm erwählt hat vor Grundlegung der Welt, daß wir heilig und untadelhaft seien vor ihm in Liebe; der uns vorherbestimmt hat zur Kindschaft durch Jesum Christum für sich nach dem Vorsatze seines Willens, zum Preise der Herrlichkeit seiner Gnade, mit welcher er uns begnadiget hat durch seinen geliebten Sohn, in welchem wir die Erlösung haben durch sein Blut;... in welchem wir auch zur Erbschaft gerufen wurden, die wir nach dem Vorsatze dessen, der Alles nach dem Rathschlusse seines Willens wirkt, vorherbestimmt sind. Eph. 1, 1—12. — Der Apostel behauptet hier ganz bestimmt, daß Gott die, welche wirklich selig werden, um der Verdienste Jesu willen von Ewigkeit her zur Glückseligkeit vorherbestimmt hat. —

Im Briefe an die Römer schreibt derselbe Apostel: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beßten dienen, denen nämlich, die nach dem Vorsatze zu Heiligen berufen sind. Denn die er vorhergesehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, damit er der Erstgeborne sei unter vielen Brüdern. Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen, und die er berufen, die hat er auch gerecht-

fertiget; die er aber gerechtfertiget, die hat er auch verherrlichet. Röm. 8, 28—31. Hier ist zugleich die Ordnung angegeben, nach welcher Gott verfährt. Der Grund der Vorherbestimmung ist nämlich das Vorherwissen. Daher setzt der Apostel dieses zuerst. Hiezu bemerkt der heilige Ambrosius: „Der Apostel sagt: Die, welche Gott vorher wußte, hat er vorherbestimmt; denn er bestimmte sie nicht eher vorher, als er sie vorher wußte, sondern er bestimmte derjenigen Belohnungen vorher, deren Verdienste er vorher sah.“ Lib. 5. de fid. c. 2. — Auf die Vorherbestimmung folgt die Berufung, auf diese die Rechtfertigung und hierauf die Verherrlichung.

Die Wirklichkeit der Vorherbestimmung spricht Christus, der Herr, selbst aus: Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, und besitzet das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet ist. Matth. 25, 34. — Und wiederum: Freuet euch, daß euere Namen im Himmel aufgezeichnet sind. Luk. 10, 20.

II. Die Lehre der Kirche. Die heiligen Väter reden einstimmig von der Wirklichkeit der Vorherbestimmung. So schreibt Justin der Martyrer: Keiner von euch wird es wohl nach meiner Meinung wagen, zu sagen, Gott wisse nicht voraus, und habe nicht vorhergewußt das Zukünftige, und bereite nicht vor einem Jeden die verdienten Belohnungen. Dial. cum Triph. — Irenäus: Wir waren vorherbestimmt, als wir noch nicht waren, dem Vorherwissen des Vaters gemäß. Advers. haer. lib. 1. c. 2. — Hilarius: Glücklich der, welchen Gott auserwählt hat; glücklich deßwegen, weil er der Auswahl würdig ist. Tract. in ps. 64. — Basilius: Weil Viele berufen sind, aber Wenige auserwählt, so ist glücklich zu nennen nicht der Berufene, sondern der Auserwählte. In Ps. 32. — Cyrillus von Jerusalem: Gott soll schreiben alle euere Namen in das Buch der Lebenden, und die einmal eingeschriebenen niemals auslöschen; denn die Namen Vieler von denjenigen, welche abfallen, werden ausgelöscht. Catech. 14. c. 30. — Chrysostomus: Gott weiß offenbar, welche würdig seien, Kronen zu tragen, und Strafe und Tod zu verdienen. Dieß ist nämlich Sache des Vorherwissens, von ihrer Geburt an eine Auswahl zu treffen, damit, sagt der Apostel, die nach dem Vorwissen Gottes getroffene Auswahl sichtbar werde. Hom. 16. in ep. ad Rom. — Der heilige Augustin: Dieses weiß ich, daß Keiner gegen die Vor-

herbestimmung, welche wir schriftgemäß vertheidigen, sprechen kann, wenn nicht durch Irrthum. De don. persev. c. 19. —

Diese Lehre hat die Kirche auch in ihren feierlichen Entscheidungen auf Concilien ausgesprochen. So das Concilium von Trient in seiner sechsten Sitzung, in welcher es die Prädestination ein göttliches Geheimniß heißt und zugleich erklärt, daß sich Niemand, so lange er lebt, mit solcher Gewißheit unter die Zahl der Prädestinirten rechnen dürfe, als könne er nicht mehr verloren gehen.

III. Das Urtheil der Vernunft. — Bei Gott gibt es, wie bemerkt worden ist, keinen Unterschied der Zeit; in ihm ist Alles ewig. Er sieht daher das, was erst geschieht, bereits so, wie es einstens geschieht. So hat er von Ewigkeit her die Sünde der ersten Menschen vorausgesehen, und in Folge dessen auch von Ewigkeit her die Erlösung durch Jesus Christus von Ewigkeit her beschlossen. Die Erlösung ist aber der Grund von unserer Seligkeit. Wie nun Gott die Erlösung nicht erst, nachdem sie geschehen, sah, sondern sie von Ewigkeit her gesehen hat, so sieht er ewig auch die Folgen der Erlösung, nämlich die, welche dadurch selig werden, und hat daher diese auch von Ewigkeit her zur Seligkeit bestimmt. Würde man die Prädestination in diesem Sinne leugnen, so würde man Gott selbst beschränken; man würde die Ewigkeit seiner Rathschlüsse aufheben und ihn der Zeit unterwerfen; man würde sein ewiges Vorherwissen aufheben, und ihm nur nach Art der Geschöpfe ein Wissen nach der That zuschreiben.

c) Art und Weise der Vorherbestimmung.

Die Vorherbestimmung geschieht einzig und allein von Gott. Daher sagt der göttliche Heiland: Das Sitzen zu meiner Rechten oder Linken zu verleihen ist nicht meine Sache, sondern die gelangen dazu, welchen es vom Vater verliehen ist. Matth. 20, 23. Der Grund hievon leuchtet ein; denn wie der Vater der Ursprung aller Macht und Herrlichkeit ist, und der Sohn selbst Alles, was er hat, vom Vater empfangen; so ist es billig, daß auch die Menschen, welche selig werden, ihre Herrlichkeit von Gott, dem Vater, erhalten. Indeß sind die beiden andern göttlichen Personen nicht ausgeschlossen; denn der Sohn hat die Auserwählung verdient, weil es nur in Folge der Erlösung Auserwählte gibt.

Daher sagt der heilige Paulus: Gott hat uns in ihm (Christus) vor der Gründung der Welt auserwählt. Eph. 1, 4. Der heilige Geist ist dabei eben so wenig ausgeschlossen; denn Gott hat nur diejenigen auserwählt, deren Verdienste er voraussieht. Dazu bringt es aber Niemand ohne die Gnade des heiligen Geistes.

Die Prädestination selbst ist ein Werk der vollkommensten Freiheit Gottes; er prädestinirt einige zur Seligkeit, weil er will. Daher sagt der Apostel: Er hat uns vorherbestimmt zur Kindschaft durch Jesum Christum für sich nach dem Vorsatze seines Willens. Eph. 1, 5. Wie also Gott überall sich selbst Zweck und Grund ist, so ist er es sich auch bei der Vorherbestimmung. Man kann daher auch nicht sagen, daß die guten Werke für Gott der Grund der Prädestination sind. Diesem widerspricht der Apostel deutlich durch die Worte: Der uns erlöset und berufen hat durch seinen heiligen Ruf, nicht vermöge unserer Werke, sondern vermöge seines Vorsatzes und der Gnade, die uns gegeben worden ist in Christo Jesu vor ewigen Zeiten. 2. Timoth. 1, 9. Nur der gnädige Wille Gottes ist also der Grund der Vorherbestimmung. Dieß ist noch schärfer im Briefe an die Römer ausgesprochen: „Ich erbarme mich, wessen ich mich erbarmen will, und ich erzeige Barmherzigkeit, wem ich Barmherzigkeit erzeigen will; also liegt es nicht an Jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen ....; denn hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus derselben Masse ein Gefäß zur Ehre, und das andere zur Unehre zu machen? Röm. 9. Daher sagt auch Fulgentius: Wenn man um die Ursache der Prädestination fragt, so läßt sich keine andere angeben, als nur die gnädige Erbarmung Gottes.

Freilich entsteht hiebei die Frage, wie sich damit die Ansicht derer vereinigen läßt, welche sagen, Gott habe nur diejenigen vorherbestimmt, deren Verdienst er vorhergesehen hat, wobei sie sich auf den heiligen Paulus selbst berufen können. Röm. 8, 29. Diese Vereinigung ist leicht möglich; denn man mag immerhin sagen: „Gott hat diejenigen prädestinirt, deren gute Werke er vorhergesehen hat,“ — wenn man es nur nicht so versteht, daß die Werke selbst der Grund der Prädestination sind. Dieses kann man aber nicht behaupten; denn wäre dieses der Fall, so müßten sie der Prädestination vorausgegangen sein, was unmöglich ist; denn wie wol-

len sie der Prädestination vorausgegangen sein, da diese ewig im Rathschlusse Gottes beschlossen ist; jene aber erst in der Zeit von den Menschen geschehen? Daher schließt der heilige Augustin gerade umgekehrt, und sagt, daß nicht die guten Werke der Grund unserer Prädestination sind, sondern diese erst jene nach sich zog. **Quid elegit in non bonis? Non enim electi sunt, quia boni fuerunt, qui boni non essent, nisi electi essent. August. in Joan. 15, 16.**

Der gnädige Wille Gottes ist also der Grund der Prädestination; das Vorhersehen der guten Werke aber die Determination dieses gnädigen Willens, und in so ferne sagt der Apostel: Welche er vorher sah, hat er vorherbestimmt.

d) Niemand kann im gegenwärtigen Leben ohne besondere Offenbarung Gottes gewiß sein, daß er zur ewigen Seligkeit prädestinirt sei.

Daß dem so sei, ist klar in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn der Apostel Paulus sagt: Ich bin mir zwar nichts bewußt; allein deßwegen bin ich noch nicht gerechtfertiget, der Herr ist es, der mich richtet. 1. Corinth. 4, 4. Da selbst der große Apostel Paulus, der so viel für die Ehre Gottes gethan und gelitten hat, bezüglich seiner künftigen Seligkeit sich nichts mit Gewißheit zu behaupten getraute: wie sollte einer von uns sündhaften Menschen so vermessen sein können, und mit Gewißheit zu sagen sich getrauen, er gehöre unfehlbar unter die Zahl der Auserwählten? — Weil Niemand seines Heiles wegen eine Gewißheit hat, so ermahnt der heilige Paulus auch die Gläubigen, daß sie ihr Heil mit Furcht und Zittern wirken sollen. Phil. 2, 12.

Eben so bestimmt lauten hierüber die Entscheidungen der Kirche; denn das Concilium von Trient sagt: Wenn Jemand behauptet, der wiedergeborne und gerechtfertigte Mensch sei seinem Glauben gemäß schuldig, dafür zu halten, er gehöre zuverlässig unter die Zahl der Prädestinirten, so sei er im Bann. **Sess. 6. can. 15.** Und wiederum: Wenn Jemand, ohne daß er es aus besonderer Offenbarung weiß, mit absoluter und untrüglicher Gewißheit behauptet, er werde die große Gnade der Beharrlichkeit bis an das Ende zuverlässig bewahren, so sei er im Bann. **Ibid. can. 16.**

Es ist auch natürlich, daß wir bezüglich unserer Seligkeit keine Gewißheit haben können; denn daß wir wirklich selig werden,

hängt nicht bloß von dem gnädigen Willen Gottes ab, sondern auch von unserer Mitwirkung. Auch der Gerechteste darf sich nicht zutrauen, daß er es an dieser nie wird fehlen lassen. Wir haben die Gründe, warum der Christ (ohne besondere Offenbarung) keine Gewißheit seines Heiles haben kann, näher beim Artikel „Furcht" B. 7. S. 341—358. besprochen und weisen darauf zurück.

e) Von der geringen Zahl der Prädestinirten oder derer, die wirklich in den Himmel kommen.

Es ist ein schrecklicher Gedanke, aber er läßt sich nicht beseitigen, daß nur wenige Menschen selig werden. Denn um in den Himmel zu kommen, muß man entweder seine Unschuld unverletzt bewahren, oder wenn man sie verloren hat, sie durch die Buße wiederherzustellen suchen. Nun ist aber unschuldig sterben ein Vorrecht, auf welches sich heut zu Tage wenige Seelen eine Rechnung machen können, und bußfertig leben ist eine Gnade, welche der verdorbene Zeitgeist fast noch seltener macht.

Wo sind in unsern Tagen jene Seelen, die sich ihrer Unschuld wegen Hoffnung auf die ewige Seligkeit machen können? Allerdings in den ersten Zeiten des Christenthums, wo die Gläubigen fast noch aus lauter Heiligen bestunden, war es eine Ausnahme, wenn ein oder der andere, nachdem er die Gaben des heiligen Geistes empfangen hatte, wieder in sein voriges sündhaftes Leben zurückfiel. Seitdem aber die Gläubigen der Zahl nach zugenommen, und fast die ganze Welt christlich geworden ist, haben die Heiligen abgenommen. O wie weit haben wir uns von dem rechten Wege verirrt! Ungerechtigkeit, Verleumdung, Lüge, Treulosigkeit und alle übrigen Laster erfüllen den Erdboden. Ein Bruder stellt dem andern hinterlistiger Weise nach; der Vater ist von seinen Kindern, der Bräutigam von seiner Braut getrennt; es ist kaum eine Verbindung zu finden, welche nicht durch einen geringen Vortheil zerrissen werden könnte; Haß und Feindschaften währen ewig; die Zusammenkünfte sind oft nur Schulen der Verleumdung; man sieht in unsern Zeiten Gräuel der Ausschweifungen, welche in frühern Jahrhunderten gar nicht bekannt waren. Alle Stände sind verdorben; denn die Armen murren wider die Hand, die sie schlägt; die Reichen vergessen den Urheber ihres Ueberflusses; die

Großen scheinen nur für sich geboren zu sein. O Gott, wie schaut deine Kirche aus! So ist denn fast allen Menschen der eine Weg zum Himmel, der Weg der Unschuld, verschlossen.

Aber vielleicht reißen wir durch Buße, jenes zweite Brett nach dem Schiffbruche, durch welches man sich retten kann, das Himmelreich an uns. Nun, wo sind die Bußfertigen unter uns? Laßt mich euch zuvor sagen, was zur wahren Buße gehört, und es wird von selbst einem Jeden einleuchten, daß die Buße selten unter uns ist. Denn der Bußfertige ist ein Mensch, dem immerwährend seine Sünden vor Augen schweben: der seinen Leib nicht anders, als einen Feind ansieht, dem man Abbruch thun, als einen Rebellen, den man züchtigen muß; er ist ein Mensch, der in den Demüthigungen, die ihm begegnen, nichts als die Strafe für seine Sünden; in den Schmerzen, die ihn quälen, nichts als den Anfang der Marter, die er verdient hat; in den allgemeinen Plagen, die seine Mitbrüder treffen, nichts als die Züchtigung für seine Laster sieht. Finden wir solche Menschen unter uns? Es ist wahr, manche haben ihr früheres, lasterhaftes Leben aufgegeben; aber aus welchem Grunde? Die Bitterkeiten, mit welchen Gott ihre Leidenschaften vermischte, oder ein verfallener Glückszustand, eine geschwächte Gesundheit haben die unordentlichen Neigungen ihres Herzens erkalten lassen; vielleicht hat auch bloß die Zeit und die Unbeständigkeit des menschlichen Herzens die Bande, womit sie an das Laster gefesselt waren, zerrissen. Soll dieß eine Bekehrung, eine wahre Buße sein? O es heißt noch nicht Buße üben, zu sündigen aufhören. Und dieß sind noch die Bessern unter uns, deren Vermessenheit oft so weit geht, daß sie sich darum, weil sie von ihren früheren Sünden, gleichviel aus welchem Beweggrund, abstehen, und jetzt einen vor der Welt ehrlichen Lebenswandel führen und an den gewöhnlichen Uebungen der Gläubigen manchmal Theil nehmen, bereits unter die Gerechten zählen. — So ist auch der zweite Weg, der der Buße, von den Meisten verlassen. Wie gering ist daher nicht für die Meisten die Aussicht auf die Erlangung des Himmelreiches?

Ja, die Zahl der Auserwählten kann nur gering sein; denn die Grundsätze, welche fast von allen Ständen angenommen sind, und wornach man sein Thun und Lassen einrichtet, widersprechen

geradezu den Vorschriften des Evangeliums. Der Vornehme glaubt, vermöge seines Standes sei ihm Alles erlaubt; der Reiche meint, weil er das Vermögen besitzt und sich ein jedes Vergnügen verschaffen kann, wornach sein Herz lüstern ist, dürfe er auch ein jedes genießen; der Arme ist der Ansicht, weil ihm das Nothwendige fehlt, brauche er es mit der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht so genau zu nehmen, und könne auch in Folge einer Lüge und eines Betruges sich Manches zueignen; der Jüngling sagt, jetzt sei die Zeit des Genusses; der an Jahren Vorgerückte überredet sich, die Beschwerden und Gebrechlichkeiten seines Alters sprächen ihn von der Beobachtung mancher evangelischer Vorschrift frei. Aber billiget das Evangelium diese Grundsätze? Nimmermehr; sie sind nur von der Gewohnheit eingeführt; weil Andere ihnen huldigen, nimmt man sie selbst an, und handelt darnach. Aber gerade der Umstand, daß man der Gewohnheit und dem allgemeinen Beispiele huldiget, muß mit Besorgniß erfüllen. Denn welches ist in der heiligen Schrift der Weg, der zum Tode führt? Ist es nicht derjenige, auf welchem der große Haufe wandelt? Ihr tröstet euch damit, nichts zu thun, als was ihr Andere thun sehet. Aber so kamen in den Zeiten des Noah all diejenigen um, welche von der Sündfluth ersäuft wurden, und zu den Zeiten des Elias all diejenigen, welche ihre Kniee vor dem Baal beugten. Davor warnt auch der Apostel, wenn er sagt: Stellet euch nicht dieser verkehrten Welt gleich. Röm. 12, 2. Nun macht aber die verkehrte Welt nicht die kleine Anzahl der Gerechten aus, sondern den großen Haufen. Daher liegt ein schlechter Trost darin, wenn man zu seiner Rechtfertigung nichts Anders vorbringen kann, als daß man sagt: Mein Zustand ist nicht schlimmer, als der Anderer ist. Gerade dieses soll mit Furcht erfüllen. Denn der gewöhnliche Weg ist nicht der, welcher zum Himmel führt. Die Heiligen sind zu allen Zeiten sonderbare Leute gewesen, die es nicht mit der Menge gehalten, sondern ihre besondern Sitten gehabt haben, und sie sind aus keiner andern Ursache heilig geworden, als weil sie sich den übrigen Menschen nicht gleich gestellt haben. Gehet die Geschichte der Frommen in allen Jahrhunderten durch, und ihr werdet finden, daß sie nie mit dem großen Haufen gegangen sind. Ist etwa Lot die Wege der Sodomiten gewandelt? Hat Abraham gelebt, wie es in

seinen Zeiten üblich gewesen ist? Hat sich Job den Fürsten seines Volkes gleichgestellt? Hat Esther am Hofe des Ahasverus so gelebt, wie die übrigen Frauen der Großen? Hat es zu Bethulien viele Wittwen gegeben, die der Judith glichen? Und was soll ich von den christlichen Jahrhunderten sagen? Dienten diejenigen Gläubigen, welche treu ihrem Berufe lebten, nicht von jeher ihres besondern Lebenswandels wegen sowohl den Engeln als den Menschen zum ergötzenden Schauspiele? Haben die Heiden in den ersten Zeiten den Christen nicht fortwährend ihren eingezogenen Lebenswandel, ihre Entfernung von den Schauspielen und öffentlichen Ergötzlichkeiten vorgeworfen? Und haben etwa die spätern Jahrhunderte hierin eine Aenderung gebracht? Gleichen sich die Heiligen in ihren Sitten und in ihrem Lebenswandel nicht zu allen Zeiten? Oder will man vielleicht einwenden, diese Beispiele bildeten nur eine Ausnahme, und es sei nicht Jedermann schuldig, ihnen zu folgen? Aber muß denn nicht ein Jeder zuvor heilig werden, der selig werden will? Soll der Himmel Einigen viel Andern aber fast gar nichts kosten? Glaubt ihr, die Heiligen hätten nicht auch lieber einen bequemeren Weg eingeschlagen, wenn sie eine Hoffnung gehabt hätten, auf demselben zum Heile gelangen zu können?

Ja, es können nur sehr Wenige zur Seligkeit gelangen, weil die Verbindlichkeiten, von welchen die Erlangung des Himmels abhängt, von den Wenigsten erfüllt werden. Welche Obliegenheiten haben wir denn bei dem Eintritt in die christliche Kirche auf uns genommen? Der Welt, dem Fleische, dem Satan sammt seinen Werken zu entsagen: dieß haben wir beim Empfang der heiligen Taufe versprochen, und davon hängt die Erlangung des Himmelreiches ab. Zuerst habt ihr also der Welt abgeschworen, und hätte Einer von euch beim Empfang der heiligen Taufe gesagt, was er jetzt so oft vorbringt, nämlich die Welt wäre nicht so böse und so gefährlich, wie sie oft gemalt wird, und man dürfe sie auf eine unschuldige Weise allerdings lieben, so würde die Kirche einen Solchen nimmermehr in ihren Schooß aufgenommen haben. Was ist denn aber dieß für eine Welt, die ihr hassen sollet? Sie ist eine Gesellschaft von Sündern, deren Wünsche nach nichts Anderm zielen, als nach den Gütern und den Freuden dieses Lebens; sie

ist eine Gesellschaft von Leuten, welche den Erdboden für ihr Vaterland, die Verheißungen des Glaubens aber für einen Traum ansehen; sie ist ein irdisches Reich, in welchem man Christum nicht kennt, ja ihn nicht selten verachtet. Haltet ihr euch nun von dieser Welt ferne? Sind euch die Ergötzlichkeiten derselben zur Last? Betrüben euch ihre Aergernisse? Aber gerade umgekehrt; denn ihr seid vielmehr Mitglieder derselben Welt; ihr billiget ihre Beispiele, lebt nach ihren Lehren und macht euch in allen Dingen derselben gleichförmig. — Ihr habt bei der heiligen Taufe dem Fleische entsagt, d. h. ihr habt versprochen, nicht nach den sinnlichen Lüsten zu leben, sondern dieselben zu bezähmen, und euer Fleisch zu kreuzigen. Es ist dieß noch keine besondere Vollkommenheit, sondern eine allgemeine Pflicht, und ein wesentliches Merkmal eines Christen. Wo sind aber diejenigen unter uns, welche diese Pflicht üben? Läßt man, statt sich abzutödten, nicht vielmehr allen seinen Leidenschaften die Zügel schießen? — Ihr habt ferners den Satan und alle seine Werke verflucht. Welches sind nun diese Werke? Gerade diejenigen, welche euer ganzes Leben ausmachen, nämlich die Pracht, das Vergnügen, die Lüge, deren Vater er ist; der Stolz, wovon er das Muster ist; die Zänkereien, deren Urheber er ist. Wo sind aber unter uns wieder diejenigen, welche dieses Fluches eingedenk sind? Handeln nicht fast Alle gerade umgekehrt? Thun sie nicht die Werke des Satans, gleichsam als hätten sie ihm ewige Treue geschworen?

Dieses sind also unsere Pflichten. Aber gerechter Himmel! wer beobachtet sie? Wer wird also selig werden? Gewiß, nur wenige Menschen, und ihr vielleicht Alle nicht, wenn ihr euch nicht wahrhaft ändert. Denn nur jener Gläubige kann selig werden, der in unsern gleichgiltigen Zeiten die Sitten der ersten Christen nachahmt, der unschuldige Hände hat und reinen Herzens ist; der da wachet; der gerecht ist, und nicht fälschlich schwört; der großmüthig ist, und seinen Feind, der ihn hat in das Verderben stürzen wollen, mit Wohlthaten überhäuft; der redlich und aufrichtig ist, und die Wahrheit mehr liebt, als jeden andern Vortheil; der barmherzig und menschenfreundlich ist, der sein Haus zur Freistätte für seine Brüder macht und sich selbst und sein Vermögen den Armen zu Diensten stellt; der bei den Widerwärtigkeiten, die

ihn treffen, geduldig und bei dem Unrechte, das ihm widerfährt, demüthig bleibt: für Solche ist das Himmelreich. Aber wie Wenige gleichen diesen? Was ist demnach gewisser, als daß nur Wenige selig werden? O möge diese Wahrheit jenen tiefen Eindruck auf uns machen, als sie es ihrer Wichtigkeit wegen verdiente, und möge sie uns mächtig antreiben, daß wir uns unter diese Wenigen stellen, denen eine Hoffnung auf die Erlangung des Himmelreiches blüht! cf. Massillons Predigten B. III.

5. Ueber die Reprobation oder Vorherbestimmung von Seite Gottes zur Verdammniß.

Es hat schon frühzeitig Solche gegeben, die sich für eine absolute Reprobation, d. h. Vorherbestimmung zur Verdammniß, erklärten; man nennt sie die Prädestinatianer. Zur Zeit des heiligen Augustin huldigten einige Mönche zu Adrumet in Afrika diesem Irrthume, wurden aber vom heiligen Augustin in seinen beiden Schriften: De gratia et libero arbitrio, und: De correctione et gratia zurechtgewiesen. Um das Jahr 474 erneuerte ein gewisser Priester Lucidus in Frankreich diese Irrlehre; sie wurde aber auf den Concilien zu Arles und Lyon verdammt. Gottschalk, Benediktinermönch in der Abtei Corbai, bekannte sich im neunten Jahrhundert zu demselben Irrthum; wurde aber unter Andern von Hinkmar, Erzbischof von Rheims, und Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz, bekämpft und in mehreren Provincialsynoden verdammt. Unter den Reformatoren erklärten sich besonders Calvin und Beza für den Prädestinatianismus; denn sie behaupteten, Gott habe nach einem unbedingten Rathschlusse Einige zur ewigen Seligkeit, Andere zur ewigen Verdammniß bestimmt, und dieses aus keiner andern Ursache, als weil Gott so gewollt habe, daß Einige selig, Andere aber verdammt werden. Allein diese Lehre ist irrig; denn:

a) Nach der heiligen Schrift will Gott das Heil Aller.

Der Apostel Paulus sagt: Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. 1. Timoth. 2, 4. Dazu bemerkt der heilige Prosper: Die Wahrheit also, daß Gott das Heil Aller will, muß man im Hinblick auf den

Ausspruch des Apostels als unzweifelhaft annehmen und bekennen. Der heilige Prosper bringt damit die vorhergehenden Worte des Apostels in Verbindung und sagt, eben deßwegen, weil bei Gott der Wille ist, Alle selig zu machen, habe der heilige Paulus das Gebet für alle Menschen so dringend empfohlen, um gleichsam unserer Seits das verwirklichen zu helfen, was Gott will. Auch der heilige Chrysostomus schreibt: Wenn Gott will, daß Alle selig werden, so muß man auch für Alle beten. In 1. Tim. 2. hom. 7.

Hieran reihen sich viele andere Schriftstellen. Christus, der Herr, sagt: Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken. Matth. 11, 28. Hier ladet Christus offenbar die Sünder zur Buße ein, und zwar Alle, ohne Ausnahme. Wie verträgt sich dieses mit der absoluten Reprobation? Denn wie können sich jene bekehren, welche Gott schon zur Verdammniß bestimmt hat?

Der heilige Petrus schreibt: Der Herr hat Geduld mit euch, und will nicht, daß Jemand verloren gehe, sondern daß sich Alle zur Buße wenden. 2. Petr. 3, 9. Hiemit ist doch offenbar gesagt, daß Gott das Heil Aller will; denn wenn er will, daß sich Alle zur Buße wenden, kann er unmöglich auch nur Einen zur Verdammniß vorherbestimmt haben.

Im Buche der Weisheit lesen wir: Du liebest Alles, was da ist, und hassest nichts von dem, was du gemacht hast. Kap. 11. V. 25.; — und eben daselbst V. 27.: „O Herr, der du die Seele lieb hast, du schonest Aller; denn dein ist Alles.“ Wenn also Gott alle seine Geschöpfe und besonders die Seelen der Menschen lieb hat, so kann er unmöglich einige deßwegen erschaffen haben, um sie ewig zu verdammen. Dieses ist um so weniger möglich, wenn wir auch noch lesen: Warum wollet ihr sterben, Haus Israel? Bekehrt euch und lebet! Ezech. 18, 31. Und an einer andern Stelle sagt Gott ausdrücklich: Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Ezech. 33, 11.

b) Die heiligen Väter erklären sich gegen eine absolute Reprobation oder Vorherbestimmung zur Verdammniß, indem sie ebenfalls behaupten, daß Gott das Heil Aller will.

Clemens von Alexandrien schreibt: Auf welche Weise ist er der Herr und Heiland, wenn er nicht der Herr und Heiland Aller ist? Strom. — Cyrillus von Jerusalem: Da der Herr gnädig ist, hat er nicht bloß Einen oder den Andern, sondern Allen den Zutritt zur Thüre des ewigen Lebens geöffnet, damit, so viel an ihm ist, Alle desselben theilhaftig werden. Catech. 18. — Der heilige Chrysostomus; Wenn Alle gesündiget haben: warum gelangten Einige zum Heile, während Andere zu Grunde gingen? Deßwegen, weil nicht Alle hinzutreten wollten, sonst würden, so viel es von Gott abhängt, Alle selig werden; denn Alle waren ja auch berufen. Hom. 16. in ep. ad Rom. — Cyrillus von Alexandrien: So weit es den Willen Gottes und seine natürliche Güte betrifft, wären wir Alle Kinder Gottes, und nicht Einer wäre von der Verwandtschaft mit ihm ausgeschlossen. Aber wie David bezeugt, wir sterben wie Menschen und fallen wie Einer aus den Fürsten, weil wir unsern Verstand den Leidenschaften des Fleisches unterwerfen. — Der heilige Hieronymus: Gott will Alle selig machen; weil aber Niemand ohne seinen Willen gerettet wird, so will er, daß auch wir das Gute wollen, worauf er, wenn wir es wollen, in uns seinen Rathschluß erfüllen will. Comment. in c. 1. ad Eph. — Hilarius: Gott will alle Menschen selig machen, und nicht nur jene, die zur Zahl der Heiligen gehören werden, sondern durchaus Alle, so daß Keiner ausgenommen ist. Epist. ad Aug. — Paulinus: Zu Allen hat Gott gesagt: Kommet zu mir u. s. w.; das, so weit es an ihm liegt, will er, der Alle gemacht, daß ein jeder Mensch selig werde. Epist. 24. ad Sever. — Ambrosius: Er mußte auch in Bezug auf die Gottlosen seinen Willen darthun, und überging deßwegen selbst den Verräther nicht, um sogar bei der Wahl des Verräthers seinen Willen kund zu thun, Alle selig zu machen. De libr. parad. c. 8.

c) Die Kirche hat in ihren feierlichen Erklärungen die Lehre von der absoluten Reprobation verworfen.

Das Concilium von Orange hat sich hierüber klar ausgesprochen; denn es sagt, daß Einige durch göttliche Macht zum

Bösen vorherbestimmt seien, glauben wir nicht bloß nicht, sondern wenn es Einige gibt, die ein solches Uebel glauben wollten, verhängen wir über sie mit allem Abscheu das Anathem. Can. 25. — Auf gleiche Weise sagt das Concilium von Trient: Wenn Jemand behauptet, die Gnade der Rechtfertigung gereiche nur den Vorherbestimmten zum Leben, alle Uebrigen aber, die berufen werden, werden zwar berufen, aber sie empfangen keine Gnade, weil sie durch Gottes Macht zum Bösen bestimmt seien, so sei er verflucht. Sess. 6. can. 17.

d) Die Vernunft ist gegen eine absolute Vorherbestimmung von Seite Gottes zur Verdammniß.

Es gibt keine schrecklichere Lehre, als die ist: Gott habe den Menschen ohne Rücksicht auf seine Sünden im Voraus, bloß weil es so sein Wille ist, zur ewigen Verdammniß bestimmt. Wie läßt sich damit die Güte und die Gerechtigkeit Gottes vereinigen? Diese Lehre macht Gott zu einem Tyrann, der nach Laune handelt. Die Verdammten könnten füglich sich beklagen, daß ihnen Unrecht geschehen; denn nicht ihre Sünden, sondern eigentlich der Wille Gottes wäre der erste und vorzüglichste Grund ihrer Verdammniß. Sie mußten sündigen, weil sie ursprünglich zur Verdammniß bestimmt waren. Wer wird bei einer solch trostlosen Lehre noch etwas für sein Heil thun? Er ist ja entweder zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt; im erstern Falle ist ihm der Himmel gewiß, im letztern kann er der Hölle nicht entgehen. Muß ein solches Bewußtsein nicht gleichgiltig gegen Sünde und Laster machen? Muß es nicht jeden Gedanken an Buße und Besserung in seinem Entstehen unterdrücken? Was ist also dieß nicht für eine trostlose Lehre! Wie unwürdig ist sie nicht blos für Gott, sondern auch für die Menschen? Bezüglich Gottes ist sie die größte Blasphemie, bezüglich der Menschen eine Einladung zu jeder Sünde, oder völlige Gleichgiltigkeit, ja Abstumpfung gegen alle Sittlichkeit.

e) Die Gründe, womit man die absolute Vorherbestimmung zur Verdammniß stützen will, sind völlig haltlos.

Man bringt vor, und sagt zur Stütze des Prädestinatianismus:

1) Es ist gewiß, daß Gott die guten und bösen Handlungen eines jeden Menschen vorhersieht; wenn

er also den Entschluß gefaßt hat, Jemanden seiner Sünden wegen in die Hölle zu stossen, wie kann man sagen, daß Gott Alle selig haben wolle? — Hierauf sagen die katholischen Theologen, daß man bezüglich der Verwerfung der Sünder zwischen Priorität der Zeit und der Ordnung unterscheiden müsse. In Bezug auf die Priorität der Zeit ist der göttliche Rathschluß früher, als die Sünde des Menschen, in Bezug auf die Ordnung oder den Grund ist die Sünde des Menschen früher, als der göttliche Beschluß; denn Gott hat nur in so ferne viele Menschen von Ewigkeit zur Hölle bestimmt, als er ihre Sünden vorausgesehen hat. Gott sieht aber auch das Zukünftige so, wie es ist; und deßwegen sind für diejenigen, welche verworfen werden, die Sünden der Grund ihrer Verdammniß. Es bleibt aber immer wahr, daß Gott mit seinem vorangehenden Willen, der sich auf seine Güte bezieht, wahrhaft das Heil Aller will, während er bezüglich seines nachfolgenden Willens, der sich auf die Sünden der Verworfenen bezieht, ihre Verdammung will. Deutlich spricht dieses der heilige Thomas von Aquin aus: Gemäß seines vorhergehenden Willens will Gott, daß alle Menschen selig werden. Wenn er aber alle Umstände der Person erwägt, so findet es sich, daß es nicht bezüglich Aller gut ist, sie selig zu machen; denn gut ist es nur bezüglich desjenigen, der sich vorbereitet und der einstimmt, nicht aber bezüglich dessen, der nicht will und widersteht. Dieses nennt man den nachfolgenden Willen, weil er das Vorherwissen der Werke voraussetzt.

2) Das ganze Menschengeschlecht ist um der Sünde Adams willen eine massa damnata. Aus diesem Grunde fügt Gott den Menschen kein Unrecht zu, wenn er nur wenige derselben selig machen will, die übrigen aber verdammt. — Aber eben deßwegen ist ja Jesus Christus in die Welt gekommen, um durch seinen Tod diese der Verdammniß anheim gefallene Masse zu retten, wie geschrieben steht: Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren war. Matth. 18, 11. Darum schreibt auch der Apostel: „Der sich selbst zum Lösegeld für Alle hingegeben hat. 1. Timoth. 2, 6. Auf die Frage aber, wie es komme, daß, wenn Christus für Alle gestorben ist, dennoch nicht alle Menschen selig werden,

antwortet der heilige Chrysostomus: Weil sich nicht Alle dem Willen Gottes, der Alle selig haben will, fügen; denn Gott thut dem Willen keines Menschen eine Gewalt an. So geschieht es, daß die, welche verloren gehen, aus eigener Schuld sich in's Verderben stürzen. Darum sagt der heilige Ambrosius, daß der, welcher verloren geht, sich selbst den Tod zufüge, da er nicht darauf bedacht ist, die ihm dargebotenen Heilmittel zu gebrauchen.

3) Man beruft sich auch auf verschiedene Stellen der heiligen Schrift, so z. B. auf: „Ich will Pharao's Herz verhärten“ Exod. 4, 21.; — „verblende, o Gott, das Herz dieses Volkes, daß es nicht sehe“ Is. 6, 10.; — da sie (Jakob und Esau) weder etwas Gutes noch Böses gethan hatten, damit der Rathschluß Gottes aus freier Wahl bestünde, ward ihnen nicht um der Werke willen, sondern kraft des Rufenden gesagt: Der Aeltere wird dem Jüngern dienen, wie geschrieben steht: Jakob liebe ich, Essau hasse ich .... Also liegt es nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen, und also erbarmt er sich, wessen er will, und verstockt, wen er will .... Denn hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus derselben Masse ein Gefäß zur Ehre und das andere zur Unehre zu machen? Röm. 9. — Mit Unrecht beruft man sich auf all diese Stellen. Was zunächst die Worte betrifft: „Ich will Pharao's Herz verhärten,“ — so darf man dieses nicht so verstehen, als ob Gott zur Bosheit eines Menschen mitwirkte, sondern er läßt sie nur zu, indem er ihm seine Gnade entzieht, deren er sich unwürdig gemacht hat. Dasselbe gilt von den Worten: „Verblende das Herz dieses Volkes“ u. s. w. Eben so wenig ist die Stelle aus dem Briefe an die Römer den Prädestinatianern günstig; denn wenn es von Gott heißt: „Den Jakob liebe ich, den Esau aber hasse ich“ — so folgt hieraus nicht, daß Gott den Esau gehaßt habe, ehe er etwas Böses gethan, sondern man muß vielmehr annehmen, daß seine Sünden der Grund des Hasses Gottes waren; denn Gott, sagt der heilige Augustin, haßt nicht den Menschen, sondern den Sünder Esau. Daß aber die Erlangung der göttlichen Erbarmung nicht von des Menschen eigenen Willen

abhängt, sondern allein von der Güte Gottes, ist eine ausgemachte Wahrheit, der Niemand widersprechen kann. Deßwegen ist aber Gott gegen diejenigen, deren er sich nicht erbarmt und die also Gefäße der Unehre werden, nicht ungerecht; denn sie waren nicht vom Anfange an von Gott selbst dazu bestimmt, sondern sind es durch ihre Uebertretungen, und daher aus eigener Schuld geworden. Daher sagt auch Fulgentius: Jene, die Gott zur Strafe vorherbestimmte, hat er nicht auch zur Schuld vorherbestimmt. Sie gehen also zwar nothwendig verloren, weil sie in ihren Sünden verharren; aber sie mußten nicht nothwendig sündigen, weil sie freien Willen haben und die hinreichende Gnade Gott einem Jeden gibt.

Aus all diesem ist klar, daß es keine absolute Reprobation oder Vorherbestimmung zur Verdammniß gibt, sondern man muß sagen: Es ist zwar allerdings auch die Zahl der Verdammten bei Gott von Ewigkeit her bestimmt; aber während die Ursache der Vorherbestimmung zur Seligkeit in der Güte Gottes liegt, ist der Grund der Vorherbestimmung zur Verdammniß im bösen Willen des Menschen zu suchen, oder was dasselbe ist, die Verdammten sind um ihrer Sünden willen, die Gott von Ewigkeit her voraussieht, zur Verdammniß bestimmt.

6. Von der Berufung (vocatio).

a) Begriff.

Unter Berufung oder vocatio versteht man die Einladung zum Heile. Dieser Ruf ist bezüglich der noch nicht Getauften oder noch außer der Kirche Stehenden eine Anregung, sich zum Glauben zu wenden, und bezüglich der bereits in die Kirche Aufgenommenen, aber jedoch in Sünden Verfallenen eine Anstachlung zur Buße.

b) Berufen sind Alle.

Dieser Satz ist näher beleuchtet oben bei der Reprobation, und weisen wir darauf hin. S. 596 u. folg.

e) Wie vielfältige Mittel Gott anwendet, die Menschen zu berufen oder sie zum Heile zu führen, und wie unsinnig die Menschen oft diese Mittel gerade zum Verderben sich verkehren.

I. Gottes Wille ist es, daß alle zum Heile gelangen und selig werden sollten. Daher hat er auch diejenigen nicht von seiner Gnade und Erbarmung ausgeschlossen, welche durch Sünden und Laster sich von ihm entfernt und so selbst auf ihre Seligkeit verzichtet haben. Er sucht sie vielmehr auf vielfältige Weise zurückzuführen und an sich zu binden. Zuerst geht aber der Vater im Himmel gewöhnlich den Weg der Güte und der Liebe, und erst wenn seine Milde verachtet wird, tritt er, um nichts unversucht und unangewendet zu lassen, mit Ernst und Strenge auf. Eines der ersten und häufigsten Mittel, wodurch Gott die ihm abgewandte Seele zurückbringen will, sind innere Einsprechungen. Jeder Mensch trägt nämlich in seinem Herzen einen unbestechlichen, ihm stets gegenwärtigen Richter mit sich herum, der alle unsere Handlungen vor sein Tribunal zieht, mit unerbittlicher Strenge da das Verdammungsurtheil spricht, wo er eine Schuld entdeckt. Dieser Richter ist die Stimme des Gewissens, und diese Stimme findet sich im Kinde, wie im Manne und bleibt dem Greise bis zum letzten Athemzuge. Bist du in eine Sünde gefallen, hast du eine Ungerechtigkeit begangen, ein falsches Wort gesprochen, dem Nächsten eine Beleidigung zugefügt, oder überhaupt das Recht verletzt und dein Gewissen beschwert; sage, regen sich da in deinem Herzen, wenn anders noch nicht alle Gefühle für Wahrheit und Recht in dir erstorben sind, regen sich da in deinem Herzen nicht wehmuthsvolle Empfindungen, stellen sich nicht bittere Vorwürfe wegen des Begangenen ein, möchtest du es nicht ungeschehen haben; bedauerst du nicht seine Folgen, hast du nicht Reue und Schmerz darüber? Diese Stimme des Gewissens spricht oft so laut und verfolgt mit so peinigenden Vorwürfen, daß man überall das begangene Laster in grauenvoller Gestalt vor sich zu sehen glaubt und von allen Seiten seine Verbrechen widerhallen hört. Viele wurden schon durch die Pein ihrer Gewissensbisse vermocht, daß sie selbst hingingen zum Richter, da ihr begangenes Verbrechen bekannten, und oft flehentlich um die verdiente Strafe baten! Diese innern Einsprechungen sind nicht von Fleisch und Blut, sie kommen von Gott, sie sind eine

Stimme von ihm, und darum so gewaltiglich; sie sind ein Bote vom Himmel gesendet, wodurch dir Gott sein Mißfallen wegen des begangenen Unrechtes zu erkennen gibt, und dir den Weg zeigt, auf welchem du wiederum zu ihm zurückkehren kannst.

Gott läßt in unserer Mitte große Muster und Vorbilder von Tugend und Frömmigkeit aufstehen. Solche Beispiele haben von jeher mächtig auf Andere eingewirkt; denn groß ist die Macht des Beispieles. Um von den ersten christlichen Zeiten zu reden, wurden gar Manche aus dem Heidenthume durch den heiligen Wandel der Christen für die Lehre des Gekreuzigten gewonnen. Es ereignete sich nicht selten das Schauspiel, daß gar Manche, die nur aus Neugierde der Hinrichtung der christlichen Bekenner beiwohnten, gerührt durch die Standhaftigkeit und den Edelmuth der Christen, und dem Zug der göttlichen Gnade nachgebend, — es ereignete sich, sage ich, daß gar Manche von solchen, die als Heiden, als Kinder des Satans hinausgingen, bekehrt und umgewandelt, und als Kinder Gottes den Richtplatz verließen. O wie viele Sünder wurden schon durch das fromme Beispiel Anderer bekehrt! Um nur noch von einem Falle zu reden, sage ich, daß einstens zur Zeit einer Verfolgung der fromme Bischof Narcissus in das Haus der heiligen Afra gekommen ist. Afra führte seit langen Jahren ein lasterhaftes Leben; jetzt aber sah sie den erbaulichen Wandel des heiligen Bischofs, sah seine Bußwerke, seinen Gebetseifer, seine Abtödtung, seine Selbstverleugnung. Dadurch wurde sie so sehr ergriffen und mit Gewalt dahingerissen, daß sie ihrem Sündenleben entsagte, und selbst nebst ihrer Mutter Hilaria und ihren drei Mägden in die Fußstapfen des heiligen Mannes eintrat, und zuletzt als Opfer ihres christlichen Glaubens fiel. So läßt Gott auch in unserer Mitte gar manches Licht leuchten, und davon sollen auch wir entzündet werden, die wir noch im Finstern sitzen. Gott will uns lehren und bekehren durch solche Beispiele, und sie sind nichts Anders als von ihm angezündete Lichter, welche in der Nacht der bösen Welt leuchten und uns den Weg zum Himmel zeigen sollen.

Gott sendet Verkünder seines heiligen Evangeliums, Bußprediger und Herolde des Glaubens. Und wunderbar ist die Kraft des göttlichen Wortes: es hat die heidnischen Gräuel des Götzendienstes ausgerottet, ihre den bösen Geistern erbauten Tempel eingestürzt und

an ihrer Stelle dem allein wahren Gott geweihte Orte der Anbetung erbaut; es hat den Unglauben und das Laster hinweggenommen und Tugend und Gerechtigkeit eingeführt. Die Kraft des göttlichen Wortes ist gewaltiger als zahlreiche Kriegsheere: als einstens König Attila verheerend gegen die Stadt Rom herangezogen kam, ging ihm der heilige Papst Leo im hohenpriesterlichen Gewande entgegen, und das Wort des Dieners Gottes besiegte den Sieger der römischen Legionen, so daß er abzog und der Stadt nichts zu Leid that. Die Kraft des göttlichen Wortes lähmte schon oft den Arm des Feindes und machte sein Schwert unschädlich. Auch hievon ein Beispiel: Ungläubige überfielen einstens die Christen auf Travancar, da ging ihnen der heilige Franz Xaver entgegen, gegürtet mit dem Schwerte des göttlichen Wortes, und schmetterte sie dergestalt darnieder, daß sie beschämt von ihm flohen. Die Kraft des göttlichen Wortes hat schon viele Tausende bekehrt, die größten Sünder erschüttert, von ihrem Sündenschlafe aufgeschreckt, und sie in die Arme der Religion zurückgeführt. Pelagia, die einstens zu Antiochien in Gold und Seide prangte und von einem ganzen Heere von Buhlern und Augendienern umlagert war, welche als die erste Schönheit galt, und die edelste Perle der Stadt hieß: diese Pelagia kam in eine Predigt des dortigen heiligen Bischofs Nonus, und sie ward so ergriffen, daß sie nach geendeter Predigt dem heiligen Manne nacheilte, sich taufen ließ und zu Jerusalem als heilige Pilgerin starb. So bedient sich Gott noch heut zu Tage der Verkündigung seines Wortes, um manchen Sünder an sich zu ziehen. Diese mögen freilich oft ganz gleichgiltig, und ohne zu ahnen, was mit ihnen vorgehen wird, in die heilige Versammlung eintreten; sie mögen vielleicht nur aus Neugierde oder um Zerstreuung zu finden, an den heiligen Ort gekommen sein; aber Gott wendet ihnen ihren Leichtsinn zum Besten, erschließt ihnen ihr Herz, läßt sie fühlen die Gewalt seiner Worte, und so werden sie ergriffen und gehen in sich und werden bekehrt, so große Sünder sie auch waren, und werden gläubig, so ungläubig sie auch gewesen.

Wieder Andern gibt Gott oft ein heiliges Buch in die Hände, und ihre Augen treffen gerade jene Stelle, welche für sie geeignet ist, um Sinnesänderung hervorzubringen. Das Reich Gottes besteht nicht im Wohlleben, im Schwelgen und in Ausschweifungen,

las einstens der heilige Augustin, und es war genug, um sich zu bekehren und seinem bisherigen Lebenswandel zu entsagen. Lieb die Welt nicht, noch was in ihr ist, — diese wenigen Worte öffneten dem heiligen Norbert die Augen und zeigten ihm den Weg zur Vollkommenheit. So ist es gleichsam der Geist Gottes selbst, der während der Lesung eines heiligen Buches zu unserm Herzen spricht. Darum sagt ein heiliger Kirchenlehrer: Wenn du es in der Vollkommenheit weiter bringen willst, so mußt du oft beten und gerne in heiligen Büchern lesen; denn wenn du betest, sprichst du mit Gott; und wenn du liesest, spricht Gott mit dir.

Die bisher genannten Mittel, durch welche uns Gott zu sich führen will, sind Mittel der Liebe; wenn wir aber diese verschmähen, dann kommt er, um nichts zu unserm Heile unversucht zu lassen, mit Ernst und Strenge. Er nimmt die Ruthe zur Hand, und haut damit den Nacken seiner ungehorsamen Kinder blutig, auf daß die Strafe uns seiner erinnerte, weil seine Liebe es nicht vermochte. Und seine Heimsuchungen treffen bald einzelne Personen, bald aber auch ganze Länder und Völker, je nachdem es seinen weisesten Absichten genehm ist. Er wirft den Sünder hin auf das Schmerzen- und Krankenbett; er läßt ihm die Hinfälligkeit alles Irdischen an seinem eigenen, zerstörten Leibe schauen; einem Andern nimmt er Hab und Gut und bringt ihn, um seinen Stolz zu demüthigen, an den Bettelstab; einen Dritten wirft er herab von dem Leuchter der Ehre und beraubt ihn seiner Würden und Aemter, die er nur zur Sünde und Ungerechtigkeit mißbraucht hat; einen Vierten gibt er seinen Feinden zum Spotte und zur Verachtung hin, und viele Andere züchtiget er noch auf andere Weise. Dann schwingt er aber auch seine Strafruthe über ganze Völker; er gebietet seinen Elementen, daß sie die Länder verheeren und die Menschen tödten; er sendet seine Blitze, daß sie unsere Wohnungen einäschern; er befiehlt dem Hagelschlag, daß er unsere Saatfelder vernichte und die Hoffnung auf eine Aernte vereitle; er läßt regnen bis zur Ueberschwemmung, oder er straft mit einer Trockne, daß alle Pflanzen und Gräser verdorren, und alles Leben verschmachten möchte; er entflammt die Völker zum Kriege, erweckt Aufruhr und Empörung auf allen Seiten, — schickt Mißwachs, Theuerung und Hungersnoth, schlägt mit pestartigen Seuchen und

Krankheiten, und läßt den Todesengel in zehnfacher Gestalt die Länder durchziehen. So ist Gott, wenn er zürnt und straft. Allein auch diese Strafen sind nichts Anders, als von ihm gesendete Boten, die uns zur Rückkehr zu ihm, zu unserm Vater im Himmel, dem wir durch die Sünde entlaufen sind, einladen; sie sind nichts Anders, als Cherubime mit flammenden Schwertern, die uns auf unsern Lasterwegen hemmend entgegentreten und mit Gewalt von der Sünde zurücktreiben; sie sind nichts Anders, als laut schallende Stimmen Gottes, die uns mit Gewalt von unserm Sündenschlaf aufschrecken, an den Abgrund unsers Verderbens uns mächtig erinnern, und auf unserm Lauf zur Hölle uns noch das letzte: Halt ein, Unglücklicher! — eindringend zudonnern.

Solche Mittel gebraucht die Barmherzigkeit Gottes, um dem Sünder die Augen zu öffnen, um sein entlaufenes Kind einzuholen und wieder in das Vaterhaus zurückzubringen. Wie benehmen sich aber die Menschen dabei ihrer Seits?

II. Man kann es zwar nicht in Abrede stellen, daß sich allerdings Einige auf ein oder die andere Weise von Gott, wenn sie in Sünden gefallen sind, wiederum zur Besserung und Lebensänderung einladen lassen. Aber gar Viele haben für Gottes Ruf und Worte taube Ohren. — Das Gewissen macht dem Sünder Vorwürfe; es stellt ihm sein Unrecht vor, es malt ihm seine schwarze That in schauerlicher Gestalt; es folgt ihm auf allen Schritten und will ihn kaum zur Ruhe gelangen lassen. Aber was thut ein solcher Mensch? Statt in sich zu gehen, statt Reue zu fühlen, und in Bußthränen zu zerfließen; statt zur Barmherzigkeit Gottes zu flehen und dort Verzeihung zu erlangen; statt sein Unrecht zu erkennen und Besserung zu geloben; statt dem Zug der Gnade zu folgen, und jenen innern Einsprechungen nachzugeben, welche ihn wiederum mit Gott und dem verletzten Rechte ausgesöhnt haben wollen: statt dem Allem gibt er sich ganz andern Dingen hin. Er ahmt nicht den Büßer David nach, der nach vollbrachter Sünde die Schwere seines Unrechtes einsah und im Gefühle seiner Sündenschuld seufzte und sprach: Gott, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Fülle deiner Erbarmungen tilge aus meine Missethat; wasche mich von meiner Bosheit und von meiner Sünde reinige mich; ich erkenne ja meine Missethat,

und meine Bosheit steht immer vor mir. Besprenge mich mit Hysop und ich bin rein, wasche mich, und weißer denn Schnee bin ich. Wende weg dein Antlitz von meinen Sünden, und alle meine Missethaten tilge aus. Herr, verwirf mich nicht von deinem Angesichte und deinen heiligen Geist ziehe nicht von mir zurück. Ps. 50. Nicht so betet mit dem Könige David der von seinen Gewissensbissen aufgeschreckte und verfolgte Sünder, sondern den von Gott verworfenen Saulus ahmt er nach. Wie Saul das Andenken an seine Sünden und Ungerechtigkeiten im Geräusche der Welt und in Sinnesgenüssen auslöschen wollte, — so stürzt auch er sich in solche sinnliche Zerstreuungen, und will im Genuß der Freuden, in Befriedigung der Leidenschaften, in Ueberfluß, in Schwelgerei, in Saus und Braus sein Gewissen ersäufen und einschläfern. Er erreicht oft seine Absicht, sein Gewissen, mit Gewalt unterdrückt, wird ruhiger; aber nur auf kurze Zeit, um dann desto heftiger zu erwachen und ihn desto peinlicher zu foltern. Und sollte es auch lange währen, so wird es doch in der Stunde des Todes schrecklich erwachen, um ihn dann eine ganze Ewigkeit hindurch auf die schrecklichste Folterbank zu spannen. Es ergeht ihm, wie dem Wüstling Antiochus, der ein ganzes Leben hindurch schwelgte, plünderte und mordete, ohne an Gott und Ewigkeit zu denken. Allein im Angesicht des Todes erwachte in ihm laut und schrecklich die Stimme seines Gewissens: da sah er alle seine schwarzen Thaten, und sein verübtes Unrecht häufte sich wie Berge vor ihm an; da wollte er beten, da zu Gott zurückkehren. Aber diese so oft unterdrückte Stimme erwachte jetzt in ihm nicht mehr, um ihm Gnade anzubieten und zur Buße einzuladen, sondern um ihn zu verdammen und zur Hölle hinabzuwerfen: und so starb er, wie er gelebt — in seinen Sünden und unbußfertig. — Andere wollen sich der beißenden Vorwürfe ihres Gewissens auf eine noch viel schauerlichere Art entledigen; sie treten zuerst in die Fußstapfen des Brudermörders Kain und sagen: Mein Unrecht ist größer, als daß mir Gott verzeihen könnte; sie verzweifeln an Gottes Güte und Barmherzigkeit, und lassen sich vom Teufel den schwarzen Gedanken in die Seele hauchen, sich selbst durch gewaltsamen Tod zu vernichten. Und das, dessen kein unvernünftiges Thier fähig ist, was jede gesunde Vernunft empören muß, was die schrecklichste und

schwärzeste That von allen ist, das thun sie, die nach Gottes Ebenbild Geschaffenen, die zur ewigen Seligkeit Bestimmten, und eben jetzt von der Stimme ihres Gewissens Eingeladenen, dieser hohen Bestimmung doch auch nach zu leben! —

Gott stellt uns Tugendbeispiele zur Nachahmung auf; sie aber wirken bei Manchen gerade das Gegentheil und werden ihnen zum Aergerniß. Ja, Geliebte, es ist so weit gekommen, die Tugend ist heut zu Tage anstössig, und Leute, welche sich besonderer Frömmigkeit befleißen, werden Betbrüder und Betschwestern oder auch Heuchler und Pharisäer genannt, und sogar den Einfältigen und Aberwitzigen beigezählt. Man ahmt ihre Geberden zum Gelächter Anderer nach, und macht sich lustig über ihre Sitten und Gebräuche. Lose Religionsverächter spotten des Mannes, der es noch aufrichtig mit Gott und seinem Heilande meint, und nennen ihn einen Schwachkopf; sie werfen mit brandmarkenden Gemeinwörtern um sich und suchen die heiligsten Tugenden mit dem Koth ihrer Verleumdung zu beschmutzen. Achtung der Töchter für jungfräuliche Ehre, Respekt für den Gottesdienst, Anhänglichkeit an die Kirche, eheliche Treue, Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeit in Handel und Wandel, Andachtssinn, Glaubensstärke, Feindesliebe 2c., das ist ihnen Pedanterie, Kleingeisterei, Fanatismus, Bigotterie, Schwärmerei und Obskurantismus. Sie gehen noch weiter und sagen: Mit dem Gottesdienste, und dem alten Weibe, der katholischen Kirche, und dem Einflusse ihrer albernen Diener ist es nun einmal zum glücklichen Ende gekommen, die Welt ist verständig und mündig geworden und läßt sich nicht mehr von den Pfaffen am Gängelbande führen. Laßt uns jetzt essen und trinken, und froh durch das Leben hüpfen; denn hinter dem Grabe gibt es nichts mehr. So sprechen die Gottlosen im Tone der Unfehlbarkeit, welche sie doch der Kirche ableugnen. Und besonders jenseits des Schlagbaumes, außer der Kirche, dort gibt es Solche in zahlloser Menge, welche, weil sie selbst nichts Heiliges haben, auch bei Andern alles Heilige lästern, in zahlloser Menge gibt es Solche, denen es eine innige Freude ist, unsere heiligsten Institutionen herabzusetzen, und die Großes gethan zu haben wähnen, wenn sie ein ihrem Bunde bisher angehöriges Glied, dem aber nun durch Gottes Gnade die Augen aufgegangen, und das die Schule des Un- und Irrglaubens

verlassen will — wenn sie, sage ich, ein solches Glied durch Verleumdungen und Schmähungen gegen unsere Kirche abhalten könnten.

Gott läßt uns sein heiliges Wort in salbungsvollen Predigten verkünden und bietet uns eine Menge von Schriften und Büchern an die Hand, welche im Geiste des Evangeliums verfaßt sind und deren Lesung wohlthätig auf unser religiöses Gefühl einwirken könnte. Allein was das Predigtanhören betrifft, so ist man gleich fertig. Die Einen gehen gar nie dahin, denn sie wissen ja schon Alles; die Andern wohnen wohl der Verkündung des göttlichen Wortes bei, aber mit einer Zerstreuung und Gedankenlosigkeit, daß sie alles Uebrige sehen und hören, aber nur den Prediger und seine Worte nicht; oder es treibt sie überhaupt nur die Neugierde und Schaulust in die heilige Versammlung, oder sie fangen hie und da ein paar Wörtlein auf, sagen diese ohne Verbindung und Zusammenhang, verändert und verdrehet, auf daß sie ja sonderbar, oft sogar lächerlich klingen, ihren Gleichgesinnten, und treiben so mit einer heiligen Sache nur ihr Gespött und ihren Hohn. — So verkehren sie sich das zur Verdammung, was ihnen Gott zum Heile gegeben hätte. Denn durch das Predigtamt hat es Gott gefallen, die Menschen gläubig und selig zu machen. — Was aber das Lesen betrifft, so will ich eben nicht sagen, daß man dieses versäumt; allein was liest man? Nicht Schriften, in denen der heilige Geist gegenwärtig wandelt, nicht Bücher, aus denen Belehrung und Unterricht strömt, durch deren Lesung unsere religiösen Gefühle genährt und unsere Gottesfurcht befördert werden könnte, — sondern Schriften, die Gott und der Religion feindselig, und gerade oft darauf berechnet sind, Gott und seine Heiligen zu lästern und zu entweihen. Und solche Bücher brütet die Hölle in zahlloser Menge aus; es gibt viele gute Bücher, aber der schlechten sind vielleicht ums Zehnfache mehr. Und es gibt, ich rede hier nicht bloß von den sittenverderbenden Romanen und ihnen ähnlichen Dichtungen und Ausgeburten einer überspannten Phantasie, — es gibt noch viel gefährlichere Schriften. Sie wollen scheinbar der Religion dienen, gehen aber nur auf den Ruin derselben aus: sie tragen daher die unschuldigsten und einladensten Namen an der Stirne, und heißen z. B. Stunden der Andacht — ein wahres Meisterstück der Hölle, oder Anfeuerung zum innern häuslichen Gottes-

dienste, wodurch vielmehr aller wahrer Gottesdienst ausgelöscht wird; oder Zeugnisse der Kirchenväter über die Einfachheit des Kultus — was nur ein künstliches Gewebe von Lügen und Unwahrheiten ist. Diese Schriften athmen scheinbar die reinsten Grundsätze, ihre Worte sind so süß, ihre Sprache ist so angenehm, darum so geeignet, die Arglosen zu fangen, und darum um so gefährlicher; denn unter Rosenblättern sitzt die Schlange verborgen, die unbemerkt den Lesern das Gift einhaucht. Es gibt nichts Heiliges, das diese Schriften nicht lästern, nichts Göttliches, das sie nicht mit dem Gifte ihrer Verleumdung begeifern. Jesum Christum, den Sohn Gottes, stellen sie dar als bloßen Weisen von Nazareth; seine Wunder wirkte er nur in Folge seiner tieferen Naturkenntnisse, oft waren sie auch nur eine wohlberechnete Täuschung; der heilige Geist ist eine Erfindung der Schwärmerei, die Apostel waren leichtgläubige Leute, welche ihren Lehrmeister nicht recht verstunden, die heiligen Sakramente sind bedeutungslose Ceremonien, um die Einfältigen zu berücken; die heilige Schrift selbst gleicht einer bloßen Mährchensammlung. Solche Wahrheiten, oder besser gesagt, Lügen, werden in solchen Schriften verbreitet, und solche Thorheiten werden oft als wahre Weisheit verkauft und unter dem Namen von geläuterter, vernünftiger, zeitgemäßer Religion an Mann gebracht. Darum ihr, die ihr noch Religion im Herzen habet, und diese auch für die Zukunft bewahren wollet, — hütet euch vor solch gotteslästerischen Schriften.

Gott sucht, haben wir endlich gehört, die Menschen auch im Zorne heim, um sie an sich zu ziehen. Allein auch dieses Mittel vereitelt ihm nicht selten der Sünder. Trifft einen ein widriges Ereigniß, fühlt er die Strafruthe Gottes, und sind Tage der Betrübniß über ihn hereingebrochen, so vermehrt er sein Unrecht, statt durch geduldiges Leiden, durch Ergebung in Gottes heiligen Willen und durch Vertrauen auf ihn dasselbe abzubüßen, im Gegentheil nur noch durch seinen Widerwillen, durch sein Mißtrauen, durch seine Ungeduld und Kleinmüthigkeit, die ihn oft bis zum lauten Murren gegen Gottes Anordnungen verleitet, so daß er sich erhebt, Gott lästert und sagt: Du bist ein liebloser, ein unbarmherziger, ein ungerechter Gott; kein Vater bist du, der seine Kinder liebt, sondern ein grausamer Zwingherr, der seine

Geschöpfe haßt; ich danke dir nicht für mein Leben, denn nur zur Pein, nicht zur Freude hast du es mir gegeben. In solchen Reden, welche gleichsam den Verdammten in der Hölle entlehnt sind, lästert oft der Mensch seinen Herrn und Gott der Trübsale wegen, statt durch sie zu ihm zurückgeführt zu werden. Und wenn auch allgemeine Landplagen hereinbrechen, so bleiben sie dennoch hinter den erwarteten Wirkungen unserer Hartherzigkeit wegen zurück. Die Einen halten sie für ganz natürliche Erscheinungen, und wenden auch nur natürliche Verwahrungsmittel an. Daß es ein Strafgericht Gottes sein könnte, daran kömmt ihnen kein Gedanke, theils weil sie oft gar keinen Gott mehr glauben, oder wenn auch dieses nicht, weil sie sich ihn zu barmherzig, oder besser gesagt, zu schwach vorstellen, als daß er sich zu strafen getraute. Die Besseren aber werden zwar augenblicklich ergriffen, und es entsteht eine plötzliche Aenderung in ihnen; allein von keiner Dauer. Kaum daß Gott sein Racheschwert einsteckt, so sind alle guten Vorsätze wieder vergessen.

Aus dieser Darstellung werden wir erkennen, wie sehr Gott das Heil Aller verlangt, und wie vielerlei Mittel er anwendet, uns dahin zu führen; wir werden aber auch einsehen, wie oft die Menschen alle diese Mittel vereiteln. O möchten doch wir unter die Letzteren nicht gehören! Nein, sondern sind wir gute Kinder, die auf den leisesten Ruf ihres Vaters im Himmel hören, und ihm willig Folge leisten!

7. Begriff der Rechtfertigung.

Die Lehre von der Rechtfertigung ist eine der wichtigsten in der katholischen Theologie, die schon zu mancherlei Mißverständnissen und Irrthümern führte. Es hängt aber die Lehre von der Rechtfertigung innigst zusammen mit dem Abfall des Menschen von Gott; und daher läßt sich jene nicht klar darstellen, ohne zugleich einen Blick auf diesen zu werfen.

Der ursprüngliche Mensch wurde von Gott im Zustande der Heiligkeit und Gerechtigkeit erschaffen, d. h. er hatte nicht bloß eine natürliche Anlage, Gott und die ewigen Wahrheiten zu erkennen und zu lieben, sondern auch die übernatürliche Gnade, die natürliche Anlage zum Guten zu einem Gott wohlgefälligen Leben zu entwickeln. Daher unterscheiden die heiligen Väter zwischen

Bild und Gleichniß oder Aehnlichkeit Gottes, wornach der ursprüngliche Mensch gemäß der heiligen Schrift von Gott geschaffen worden ist. Unter Bild verstehen sie Alles, was dem Menschen der Natur nach gebührte; unter Gleichniß aber das, was er aus übernatürlicher Gnade erhielt, also namentlich die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Durch Mißbrauch seiner Freiheit verlor zwar der Mensch nicht seine natürlichen Gaben, wiewohl sie geschwächt und verfinstert wurden; sondern aus dem Zustand seiner Gnade fiel er, und die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit ging zu Verluste. Adam, erklärt der Kirchenrath von Trient, verlor durch die Sünde die Heiligkeit und Gerechtigkeit, in welche er ursprünglich gesetzt war, zog sich den Zorn und das Mißfallen Gottes zu, wurde an Leib und Seele verschlimmert und dem Tode unterworfen. Sess. 5. de pecc. orig. In der darauffolgenden Sitzung wiederholt die heilige Synode ihren Ausspruch, daß alle Menschen in Folge des von Adam auf sie übergegangenen Zustandes die Unschuld verloren haben, und von Natur aus Kinder des Zornes Gottes seien und unter der Herrschaft des Teufels und des Todes stehen, von welchem Zustande sich weder die Heiden durch die Kraft der Natur, noch die Juden durch das Gesetz des Moses befreien können; sie verwahrt sich aber auch gegen den Irrthum, als ob die Freiheit des Menschen in Folge dessen völlig aufgehoben sei, und erklärt sie nur als geschwächt. Sess. VI. c. 1. de justif.

Demnach blieb auch nach der Sünde an dem Menschen, um mit den heiligen Vätern zu reden, noch das natürliche Bild Gottes, wiewohl es in Dunkelheit gehüllt und entstellt wurde; aber die heilige Gottähnlichkeit, der Zustand der Gnade, die ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war dahin.

Der Zustand des ersten Menschen ging aber auf seine ganze Nachkommenschaft über. Concil. Trid. Sess. 5. de pecc. orig.

Darnach läßt sich leicht bestimmen, was die Rechtfertigung ist: Wir sollen durch sie in Christus wieder erhalten, was wir in Adam verloren haben. Daher sagt auch der Kirchenrath von Trient: Die Rechtfertigung ist die Zurückversetzung des Menschen aus dem Zustande, in welchem er als Sohn Adams geboren wird, in den Zustand der Gnade und der Kindschaft Gottes durch den zweiten

Adam, Jesus Christus. Sess. VI. cap. 4. Diese Zurückversetzung des gefallenen Menschen in den ursprünglichen Gnadenzustand ist aber eine völlige Erneuerung und Umschaffung des innern Menschen; daher wird sie auch Wiedergeburt genannt. Man kann auch kurz sagen: Die Rechtfertigung ist die Erlösung, Entsündigung und Heiligung durch Christus, wie sie in den einzelnen Menschen wirklich zu Stande kömmt. Christus ist nämlich zwar für Alle gestorben; aber deßwegen sind in der That noch nicht Alle erlöset. Dieß gilt nur bezüglich derjenigen, die der Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu Christi wirklich theilhaftig werden. Solches geschieht aber durch die Rechtfertigung; daher kann man auch sagen: Durch die Rechtfertigung wird man der Verdienste Jesu Christi theilhaftig.

8. Wie vollbringt sich die Rechtfertigung?

Die Rechtfertigung ist ein Werk der Liebe und der Erbarmung Gottes. Niemand würde dazu gelangen, wenn sich Gott seiner nicht erbarmen würde. Sie gründet sich ja auf die Erlösung. Diese ist aber einzig und allein das Werk der freien Gnade und der Erbarmung Gottes. Somit ist die Rechtfertigung schon in ihrer Quelle Sache des sich erbarmenden Gottes, und nicht minder auch in ihrer Vollbringung an den einzelnen Menschen; denn daß Einer gerechtfertiget wird, hängt wieder von der Gnade Gottes ab. Aus sich selbst kann der Mensch seine Rechtfertigung weder anbahnen, noch fortsetzen oder vollenden, sondern Gott muß sich mit demselben Erbarmen, mit welchem er sich im Allgemeinen durch die Erlösung des Menschengeschlechtes angenommen, auch zu einem jeden Einzelnen herablassen; er muß selbst die zweite, geistige Schöpfung, die durch die Rechtfertigung im Innern des Menschen geschieht, vornehmen, gleich wie auch die erste oder materielle Schöpfung sein Werk ist; dieß drückt die heilige Schrift aus, wenn sie sagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn ihn nicht der Vater, der mich gesendet hat, zieht. Joh. 6, 44. Auch wird die geistige Wiedergeburt in der heiligen Schrift immer als Werk des heiligen Geistes bezeichnet. Das Concilium von Trient sagt hierüber: Der Anfang der Rechtfertigung selbst bei den Erwachsenen müsse von der zuvorkommenden Gnade Gottes durch Jesus Christus gemacht werden. Sess. 6. cap. 5. Daraus ist klar, daß die Rechtfertigung

ein Werk des sich erbarmenden Gottes, und nicht des Menschen ist. Daher belegt das Concilium von Trient auch jenen mit dem Anathem, der sagt, ohne zuvorkommende Inspiration des heiligen Geistes und ohne seine Hilfe könne der Mensch glauben, hoffen, lieben oder Buße üben so, wie er soll, daß ihm die Gnade der Rechtfertigung ertheilt wird. Sess. 6. can. 3.

Die Gnade ist aber keine zwingende, und verlangt eben deßwegen auch, wenigstens bei den Erwachsenen, die Mitwirkung des zu Rechtfertigenden. Auch darüber spricht sich der Kirchenrath von Trient klar aus, indem er sagt: Wenn Jemand behauptet, der freie Wille des Menschen, der von Gott bewegt und angeregt wird, wirke nicht mit, indem er dem anregenden und rufenden Gott beistimmt, wodurch er sich durch Erlangung der Gnade der Rechtfertigung disponirt und vorbereitet, oder er könne nicht widerstehen, wenn er will, sondern er sei, wie etwas Lebloses, und thue durchaus nichts und verhalte sich ganz und gar leidend, so sei er mit dem Anathem belegt. Sess. 6. can. 4. Soll sich demnach das Werk der Rechtfertigung vollbringen, so muß ein Zusammenwirken des Menschen mit der Gnade Gottes stattfinden.

Die Gnade beginnt damit, daß sie die Vernunft des Menschen erleuchtet, und in Folge dessen unterwirft sich dieser den Offenbarungen der höchsten Vernunft, welche in Gott ist. Dadurch kömmt Licht in den bisher finstern Geist des Menschen, und dieses Licht, mittelst dessen der Mensch das Göttliche zu erfassen vermag, ist der Glaube, der, als von Gott kommend, daher auch eine von Gott eingegossene Tugend heißt. Der Glaube ist also das Erste, und daher sagt der Apostel, daß man ohne Glaube Gott nicht gefallen kann. Hebr. 11, 6. Eben deßwegen wird der Glaube als der Anfang, das Fundament und die Wurzel der Rechtfertigung bezeichnet. Concil. Trident. Sess. 6. cap. 8. Dieser Glaube ist aber nicht etwa bloße Hingabe an die Erbarmungen Gottes und ein Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi, sondern die bereitwillige Aufnahme aller Offenbarungen Gottes, die im Gemüthe zur zweifellosen Ueberzeugung wird. cf. oben B. 9. S. 330—335. Einen solchen Glauben verlangt Christus, und lobt ihn, wo er ihn findet. Matth. 16, 17.; Luk. 7, 9. u. s. w. Diesen Glauben verlangte auch Petrus am Pfingstfeste von den Juden. Daher erklärt auch das

Concilium von Trient: Wenn Jemand sagt, der rechtfertigende Glaube sei nichts Anders, als ein Vertrauen auf die göttliche Erbarmung, die wegen Christus die Sünden nachläßt, oder dieses Vertrauen sei es allein, wodurch wir gerechtfertiget werden, so sei er im Bann. Conc. Trid. c. 12.

Auch ist es der Glaube allein noch nicht, der rechtfertiget; denn sonst könnte auch der Bösewicht ohne Lebensänderung, wenn er nur glauben würde, gerechtfertiget, und mit Gott vereinigt werden. Ausführlich ist davon gehandelt B. 9. S. 335—354.

Der Glaube, der ursprünglich eine von Gott eingegossene Tugend ist, und mit dem die Wiederverbindung des Menschen mit Gott beginnt, muß sich, um das Werk der Rechtfertigung zu vollenden, mit Hilfe der Gnade Gottes entwickeln. Denn nimmt der Mensch ernstlich zu Herzen, was ihm der Glaube sagt, nämlich, daß Gott die Heiligkeit und Gerechtigkeit selber ist; betrachtet er, wie theuer dem Sohn Gottes die Erlösung des Menschengeschlechtes zu stehen kam; führt er sich zu Gemüthe, daß jenseits für die unbußfertigen Sünder die qualvolle Hölle besteht, und vergleicht er damit seinen sündhaften Zustand und seine gänzliche Abgekehrtheit von Gott: — so entsetzt sich der Sünder über seinen Zustand, oder es stellt sich bei ihm die Furcht Gottes ein. Diese heilsame Furcht ist des Glaubens erster Trieb. Darum werden ihr oft in der heiligen Schrift ähnliche Wirkungen wie dem Glauben selbst beigelegt, so wenn es z. B. heißt: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit.“ Ps. 110, 10.

Aufgeschreckt durch die Furcht sieht sich der Mensch natürlich nach Hilfe und Rettung um, damit er sich nicht mehr zu fürchten brauche. Da sagt ihm der Glaube, daß Gott nicht bloß heilig und gerecht, sondern auch höchst barmherzig sei; daß er nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung wolle Joh. 3, 16.; daß er, um die Menschen begnadigen zu können, seinen eingebornen Sohn in die Welt geschickt, und am Kreuze hat leiden und sterben lassen. Dadurch erwacht im Sünder die Hoffnung und das Vertrauen auf die ewige Erbarmung und auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi. Auch die Hoffnung und das Vertrauen sind zur Erlangung der Rechtfertigung nothwendig; denn wir lesen: Nur wer auf den Herrn hofft, wird geheilt werden Sprüchw. 28, 25. — Und

wiederum: Mit Zuversicht müssen wir hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden. Hebr. 4, 16.

Allmählig wird sich auch die Liebe einstellen. Erwägt nämlich der Mensch die unbegrenzte Liebe des Vaters in der Hingabe des Sohnes und die unendliche Liebe des Sohnes in seiner blutigen Selbstaufopferung zur Versöhnung der Menschen, so erzeugt dieses nicht bloß Vertrauen, sondern muß auch Gegenliebe erwecken. Die Liebe Gottes muß aber vorerst im Herzen erwacht sein, wenn der Mensch zur vollen Rechtfertigung durchdringen sollte; denn wir lesen: Ihr wurde viel vergeben, weil sie viel geliebt hat; Wem weniger vergeben wird, der liebt auch weniger. Luk. 7, 47. Ist diese, wenn übrigens auch noch unvollkommene Liebe im Herzen vorhanden, so wird auch die Reue und der Schmerz über seine bisherigen Sünden, und der Haß und der Abscheu gegen dieselben sich einstellen. All Dieses zieht aber einen solchen Sünder hin zum göttlichen Erlöser; durch seine Verdienste und die darauf gegründeten Heilsanstalten wünscht er aus dem bisherigen Sündenjammer erlöst, in einen neuen Menschen umgeschaffen, ein Kind Gottes zu sein und auf das innigste mit Gott vereiniget zu werden. Wer bis dahin gekommen ist, in dessen Herz kann ungehindert der heilige Geist eingehen. Dieß geschieht wirklich durch das heilige Sakrament der Taufe bei Solchen, die noch außer der Kirche leben, und durch das heilige Sakrament der Buße bei denen, welche die Taufgnade verloren, und nun auf dem Wege der Buße sie wieder erneuern wollen.

Dieß ist der Weg und die Stufenfolge, wie sich die Rechtfertigung vollendet. Daß aber dieß nur bezüglich der in reifern Jahren Stehenden gilt, versteht sich von selbst. Die Unmündigen werden durch die Taufe allein gerechtfertiget, weil an die Stelle ihres Glaubens und ihrer Liebe der Glaube und die Liebe der ganzen Kirche tritt, und weil sie, frei von thätlicher Sünde, keiner Reue bedürfen; denn die Erbsünde, sagt Bellarmin, ist keine Materie zur Buße, weil man sie nicht persönlich begeht, sondern durch natürliche Abstammung von Adam ererbt. Eben so leuchtet es ein, daß die Rechtfertigung auch ohne den Empfang der Sakramente der Taufe und der Buße eintreten kann, wenn nämlich das

Innere des Menschen durch vollkommene Liebe Gottes ganz geöffnet ist für die himmlischen Einflüsse, und dabei ungeachtet aller Sehnsucht und alles Strebens der Empfang der heiligen Sakramente nicht erreicht werden kann. cf. Die Lehre der kath. Kirche über Rechtfertigung v. Nußbaum.

9. Was der rechtfertigende Glaube ist, und, ob er in einem bloßen Vertrauen bestehe.

Hievon ist ausführlich gehandelt oben S. 327—335.

10. Ob der Glaube allein rechtfertige.

Auch dieses ist bereits erörtert, und zwar oben S. 335 u. folg.

11. Die Rechtfertigung besteht nicht bloß in einer äußern Zurechnung der Verdienste Jesu Christi, sondern sie ist eine innere Erneuerung.

Die Protestanten haben von der Rechtfertigung ganz falsche Begriffe; denn sie behaupten, die ganze Rechtfertigung bestehe darin, daß Gott den Menschen in Ansehung der Verdienste Jesu die Sünde nicht zurechnet, und sie von der Strafe frei erklärt. Dieß ist falsch; denn die Rechtfertigung ist von Seite Gottes nicht eine bloße Erklärung, daß der Mensch gerecht sei; nicht eine bloß äußere Gerechtsprechung, wie es bei den weltlichen Richterstühlen stattfindet; auch nicht ein bloßes Uebersehen der Sünde und Nichtzurechnung derselben, — sondern sie besteht in einer wirklichen innern Gerechtmachung; also in wirklicher Tilgung der Sünden und Verleihung eines neuen Geistes nach dem Wohlgefallen Gottes. Dafür zeugen:

1. Die heilige Schrift. Schon der büßende David war davon überzeugt, indem er zum Herrn flehte: Ein reines Herz erschaff in mir, o Gott, und den rechten Geist erneuere in meinem Innern. Ps. 50, 12. Das Wort: „Erschaff" — deutet eine Umwandlung, eine Neumachung an. — Der heilige Paulus schreibt: Gleichwie durch den Ungehorsam eines einzigen Menschen Viele zu Sündern gemacht worden sind, so werden auch durch den Gehorsam eines Einzigen Viele zu Gerechten gemacht. Röm. 5, 19. Aus dieser Stelle muß man schließen: Die Erbsünde ist eine

Sünde, welche der Seele wirklich anhängt, und nicht bloß zugerechnet wird; also ist auch die Gnade der Rechtfertigung keine bloß äußere Zurechnung der Verdienste Christi, nicht bloß eine Nichtzurechnung der Sünde, sondern eine wirkliche Hinwegnahme derselben, und eine dem Menschen wahrhaft inwohnende Gerechtigkeit. — Dafür spricht auch, wenn der Apostel sagt: Als die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unsers Heilandes, erschien, hat er nicht wegen der Werke der Gerechtigkeit, die wir gethan, sondern durch seine Barmherzigkeit uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er reichlich auf uns ausgegossen hat durch Jesum Christum. Tit. 3, 4—7. Ferners: Erneuert euch im Geiste eures Gemüthes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit. Eph. 4, 23. u. 24. Die Ausdrücke: „Erneuerung, Wiedergeburt, Anziehung eines neuen Menschen" — bezeichnen doch offenbar eine Veränderung, die im Innern des Menschen vorgeht. Wenn es ferners heißt: Ich bin es, der auslöscht deine Schuld Is. 43, 25.; — wer ist ein solcher Gott, wie du, der Missethaten vergibt Mich. 7, 18.; — er entfernt unsere Schuld von uns Ps. 102, 12.; — ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiliget, ihr seid gerechtfertiget 1. Corinth. 6, 11.; — so drücken doch die Worte: „Auslöschen, Vergeben, Entfernen, Abwaschen" — eine wirkliche Hinwegnahme der Sünden aus.

II. Die Lehre der Kirche. Die heiligen Väter sagen, die heiligmachende Gnade sei in dem gerechten Menschen, wie die Kunst in dem Künstler, wie die Gesundheit in dem Gesunden; sie nennen sie die Gesundheit, die Kraft der Seele, eine neue Geburt u. s. w. So sagt der heil. Augustin: Was ist die Gerechtigkeit, wenn sie in uns ist, Anders, als die Schönheit des innern Menschen? In epist. 85. ad Cons. Und wiederum: Wenn diese Natur von ihrem Schöpfer gerechtfertiget wird, wird sie von der Häßlichkeit in eine schöne Gestalt umgewandelt. Libr. 15. de Trinit. Hiemit stimmen die Concilien überein. So sagt der Kirchenrath von Trient: Wenn Jemand behauptet, die Menschen werden gerechtfertiget nur durch Zurechnung der Verdienste Jesu oder nur durch Nachlassung der Sünden mit Ausschluß der Gnade und der Liebe, welche in ihre Herzen durch den heiligen Geist ausgegossen wird, und ihnen inhärirt, oder auch

die Gnade, wodurch wir gerechtfertiget werden, sei nur eine Gunst (ein Wohlgefallen) Gottes, so sei er im Bann. Sess. 6. cap. 7. Und wiederum: Wenn Jemand leugnet, durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, welche in der Taufe ertheilt wird, werde das Reat der Erbsünde nachgelassen, oder auch wenn er behauptet, es werde das, was eine wahre und eigene Beschaffenheit der Sünde hat, nicht ganz hinweggenommen, sondern sagt, es werde nur polirt oder nicht mehr zugerechnet, so treffe ihn der Fluch. Sess. 5. can. 5. —

III. Aus der Natur der Sache selbst. Die heiligmachende Gnade ist jene, welche den Sünder gerecht macht; nun ist aber nur der gerecht, welcher eine innere, ihm eigene Gerechtigkeit besitzt, nicht jener, dem bloß eine fremde Gerechtigkeit zugerechnet wird. Eine bloß imputirte Gerechtigkeit macht eben so wenig gerecht, als der Mohr dadurch, daß man ihm die weiße Farbe imputirt, weiß wird.

Wenn die Rechtfertigung nur in der Zurechnung der Verdienste Jesu bestünde, und nicht zugleich in der völligen Austilgung der Sünden und der Schaffung eines neuen, Gott wohlgefälligen Zustandes im Menschen, so wäre die Gerechtigkeit des Menschen nur eine eingebildete, und der also gerechtfertigte Mensch könnte jetzt so wenig, wie zuvor ein Gegenstand des Wohlgefallens Gottes sein.

Wenn die Gerechtigkeit nicht eine inhärirende wäre, wie könnte der heilige Johannes sagen: Ein Jeder, der aus Gott geboren ist, thut keine Sünde; denn sein Saame bleibt in ihm, und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist. 1. Brief 3, 9. Was ist dieser Saame Anders, als die durch den heiligen Geist im Innern erzeugte, heilige Gesinnung?

Um die Sache nicht weiter verfolgen zu müssen, weisen wir auf das oben S. 474 u. folg. Gesagte zurück.

Einer Einwendung müssen wir aber noch gedenken. Die Gegner der katholischen Lehre berufen sich auf Ps. 31, 1—3., wo es heißt: „Selig diejenigen, deren Missethaten nachgelassen und deren Sünden bedeckt sind; selig der Mann, welchem der Herr die Sünde nicht zugerechnet hat." Hier, sagen sie, ist offenbar von einem Bedecken, Nichtzurechnen der Sünde die Rede. Allein man muß sich wundern, daß man auf solche Ausdrücke ein Gewicht

legen mag, da der Psalmist selbst im Vorhergehenden sie eigentlich schon erklärt hat; denn zuvor sagt er: „Selig diejenigen, deren Missethaten erlassen sind." Was bereits erlassen ist, das ist nicht mehr vorhanden. Dadurch ist klar genug angedeutet, wie das nachfolgende „Bedecken und Nichtzurechnen" zu verstehen ist. Uebrigens wird die Sache auch aus den Ortsverhältnissen klar. Wie nämlich die Römer mit Griffeln auf hölzernen, mit Wachs überzogenen Tafeln schrieben, so schrieben die alten Morgenländer auf kleinen, hölzernen, mit weißer Farbe überstrichenen Brettchen. Löschte man das Geschriebene aus, so ebnete man mit einem Bein das Wachs oder überzog das Brettchen mit einer weißen Farbe, und so waren die vorher darauf gestandenen Buchstaben allerdings bedeckt, aber auch zugleich ausgelöscht. Das Bedecken ist also dem Auslöschen gleichbedeutend, in so ferne man sich nämlich die Sünden als in das Buch der Gerechtigkeit Gottes eingeschrieben denken muß.

12. In welch innige Vereinigung der Mensch durch die Rechtfertigungsgnade mit Gott gesetzt wird.

Diese Materie ist behandelt B. 9. S. 380—486.

13. Wie sich die heiligmachende oder rechtfertigende Gnade zur wirklichen verhält.

Das Nöthige hierüber ist gesagt B. 9. S. 474 u. folg.

14. Bleibt in den Gerechtfertigten von dem frühern Zustande gar nichts mehr zurück?

Ungeachtet der im Innern haftenden Gerechtigkeit bleibt auch in den Gerechtfertigten etwas zurück, welches der auf das Göttliche gehenden Richtung des Geistes entgegengesetzt ist, nämlich die sinnliche Begierlichkeit. Diese hebt aber die vorhandene Gerechtigkeit nicht auf, weil sie an und für sich keine Sünde ist. Wenn sie dessenungeachtet oft den Namen Sünde führt, so geschieht es deßwegen, weil sie aus der Sünde stammt, und zur Sünde hinneigt. Darauf bezüglich sagt das Concilium von Trient: Die heilige Synode bekennt und weiß es, daß in den Getauften die Begierlichkeit oder ein Zunder bleibe. Da sie zum Kampfe zurückgelassen ist, so kann sie denen, welche nicht einstimmen, sondern standhaft durch

die Gnade Christi widerstehen, nicht schaden, da ja, wer gesetzmässig kämpft, gekrönt wird. Von dieser Begierlichkeit, welche der Apostel manchmal Sünde nennt, erklärt die heilige Synode, daß sie die katholische Kirche nie in dem Sinne eine Sünde genannt habe, als ob sie in den Wiedergebornen wahrhaft und eigenthümlich eine Sünde sei, sondern nur deßwegen, weil sie aus der Sünde ist, und zur Sünde hinneigt. Conc. Trident. Sess. V. de peccat. orig. 4.

Die auch in den Wiedergebornen zurückbleibende, sinnliche Begierlichkeit neigt also zum Bösen hin; die gerechtfertigte Seele aber strebt in ihrer Richtung nach dem Guten. Dieser Gegensatz muß nothwendig, wie es auch vom Concilium von Trient ausgesprochen wird, oft zum Kampfe führen. Darum darf auch der Gerechtfertigte nie sicher und sorglos sein, sondern muß sich stets zum Kampfe bereit halten, und mit jenen Waffen sich rüsten, welche der Apostel mit den Worten bezeichnet: Vor Allem ergreifet den Schild des Glaubens, nehmt auch den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes, welches ist Gottes Wort. Mit allem Gebete und Flehen flehet zu aller Zeit im Geiste, und wachet eben deßwegen anhaltend im Flehen für alle Heiligen. Eph. 6, 16—19. Nur wenn der Mensch stets vor Gott wandelt und im Mißtrauen auf sich selbst auf den Herrn vertraut; wenn er im Worte Gottes Aufmunterung und Trost sucht; wenn er sich im Gebete, dem eigentlichen Elemente des höhern Lebens, zum Herrn erschwingt; wenn er durch Wachen, Fasten und jede Art Selbstverleugnung seine sinnliche Natur bändiget, und durch den Gebrauch der Heilsmittel seine Kraft stärkt: — dann nur wird die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit immer mächtiger, diese selbst in ihren gesetzwidrigen Bestrebungen immer kraftloser, bis sie endlich, allmählig ihrer verkehrten Richtung entwöhnt, ganz dem Geiste folgt. Darauf beziehen sich die Worte des Conciliums von Trient: Die, welche meinen zu stehen, sollen sehen, daß sie nicht fallen, und mit Furcht und Zittern ihr Heil wirken in Arbeiten, Nachtwachen, Almosen, im Gebete und in Opfern, im Fasten und in Keuschheit; denn sie müssen sich fürchten, da sie wohl wissen, daß sie zur Hoffnung des Ruhmes, aber noch nicht zum Ruhme selbst geboren sind; — fürchten müssen sie sich also wegen des Kampfes, der mit dem Fleische übrig ist, ferners mit der Welt und mit dem Teufel,

worin sie nicht Sieger sein können, wenn sie nicht mit der Gnade Gottes dem Apostel gehorchen, der sagt: Wir sind nicht Schuldner des Fleisches, daß wir nach dem Fleische leben; denn wenn ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben, wenn ihr aber durch den Geist die Werke des Fleisches ertödtet, so werdet ihr leben. Conc. Trid. Sess. 6. cap. 13.

Bei solcher Beschaffenheit kann es selbst bei großer Vorsicht leicht geschehen, daß auch der Gerechte bisweilen lässiger wird in der Verfolgung seines Zieles und geringerer Fehler sich schuldig macht. Dieß wird zwar dem neuen Geistesleben hemmend in den Weg treten, und es schwächen, ohne es jedoch zu ertödten. Dieß sind jene Sünden, von denen der Apostel sagt, daß sie nicht zum Tode gereichen. 1. Joh. 5, 16. Gerade aber diese Möglichkeit zu sündigen muß den Gerechtfertigten antreiben, seine Wachsamkeit und seine Uebungen zu verdoppeln, um nicht nur nicht wieder in die Sklaverei des Teufels zu fallen, sondern auf dem Wege der Tugend sich zu erhalten, und auf demselben vorwärts zu kommen. In dieser Hinsicht sagt das Concilium von Trient: Obschon in diesem sterblichen Leben auch die Heiligen und Gerechten wenigstens in geringe und tägliche Sünden, welche man läßliche nennt, bisweilen fallen, so hören sie deßwegen nicht auf, gerecht zu sein; denn die Gerechten beten in Demuth und Wahrheit: Vergib uns unsere Schulden. Dadurch geschieht es, daß die Gerechten selbst sich um so mehr verpflichtet fühlen müssen, auf dem Wege der Gerechtigkeit zu wandeln, da sie von der Sünde bereits befreit und zu Dienern Gottes gemacht, nüchtern, gerecht und fromm leben und durch Jesus Christus Fortschritte machen können. Conc. Trid. Sess. 6. c. 11.

15. Die Gnade der Rechtfertigung kann wieder verloren gehen.

Daß man die Gnade der Rechtfertigung wieder verlieren könne, ist deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn wir lesen: Wer meint, er stehe, sehe zu, daß er nicht falle. 1. Corinth. 10, 12. Bei Ezechiel aber heißt es: Wenn der Gerechte abweicht von seiner Gerechtigkeit, und Unrecht thut, so wird er darin sterben. Ezech. 18, 24. Im Briefe an die Hebräer erklärt es der heilige Paulus beinahe für unmöglich, daß jene, welche schon einmal erleuchtet

und des heiligen Geistes theilhaftig geworden waren, und dennoch abgefallen sind, wieder zur Sinnesänderung gebracht werden können. Hebr. 6, 4. 6. Die Möglichkeit des Rückfalles bezeugt auch der heilige Petrus, wenn er von Menschen redet, welche den Schweinen ähnlich, sich nach der Schwemme wieder in Koth wälzen. 2. Petr. 2, 22.

Hiemit stimmt auch die Lehre der Kirche überein, und namentlich hat das Concilium von Trient die Entscheidung gegeben: Wenn Jemand behauptet, der einmal Gerechtfertigte könne nicht mehr sündigen und die Gnade nicht mehr verlieren, und deßwegen sei der, welcher wieder fehlt und sündiget, nie wahrhaft gerechtfertiget gewesen, so sei er im Bann. Sess. 6. can. 23.

Warum sollte die Rechtfertigungsgnade nicht wieder verloren werden können, da das Leben des Menschen hienieden ein fortwährender Streit ist? Wo Kampf ist, ist ein Doppeltes möglich, entweder siegen oder unterliegen. So auch im geistigen Leben. Auch beweist die Geschichte, daß oft die heiligsten Männer wieder gefallen sind. Wie tief ist nicht David, der doch ein Mann nach dem Herzen Gottes war, gefallen? Auch Petrus, den doch der Herr selbst für rein erklärte, fiel in eine schwere Sünde. Eben auf der Möglichkeit des Rückfalles beruht die Einsetzung des heiligen Sakraments der Buße, wodurch Gott den Wiedergefallenen, wenn sie reumüthig zu ihm zurückkehren, um der Verdienste Jesu willen, wieder in Gnaden aufnehmen will.

Die Gegner berufen sich zwar auf die Stelle: Wer aus Gott geboren ist, der thut keine Sünde, weil sein Saame in ihm bleibt, und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist. 1. Joh. 3, 9. Allein der Apostel will hier nicht sagen, daß der Wiedergeborne diesen Zustand der Gnade gar nicht mehr verlieren könne. Hätten die Worte diesen Sinn, so würde sich der heilige Johannes selbst widersprechen; denn an andern Orten sagt er deutlich, daß auch der Gerechte wieder fallen könne. cf. 1. Joh. 1. 9. Der Ausspruch des heiligen Johannes ist also nur dahin zu verstehen, daß der Christ, so lange er in der Gnade verharrt, nicht sündigen könne, und also der Zustand der Gnade und jener der Sünde unvereinbar seien. Eben so ungegründet ist eine Berufung auf Matth. 7, 18.: „Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte

bringen." Hierauf hat schon der heilige Hieronymus erwidert: Ja, so lange kann weder der gute Baum schlechte Früchte, noch der schlechte Baum gute Früchte bringen, als er entweder in seiner Güte oder in seiner Schlechtigkeit verharrt. Advers. Jovinian.

Uebrigens haben die Protestanten selbst diese abentheuerliche Lehre des Kalvin, womit alles Streben, sich in der Gerechtigkeit zu erhalten, als überflüssig hinwegfiele, lange aufgegeben.

16. Die Gnade der Rechtfertigung ist nicht bei Allen gleich; denn sie kann vermehrt oder vermindert werden.

Die durch die Rechtfertigung erlangte Gerechtigkeit ist nicht bei Allen gleich, sondern bei einzelnen Individuen, je nach dem Grade ihrer Mitwirkung, höher oder geringer. Dafür zeugt klar die heilige Schrift. Denn wir lesen in derselben: Der Weg der Gerechten ist wie ein glänzendes Licht, geht fort und wächst bis an den vollen Tag. Sprüchw. 4, 18. Hier ist deutlich gesagt, daß die Gerechten täglich an Gnade zunehmen, bis sie endlich zur gänzlichen Vollkommenheit gelangen. — Der heilige Paulus sagt: Um das bitte ich, daß euere Liebe mehr und mehr zunehme in Erkenntniß und in allem Verständniß. Phil. 1, 9. Auch in der Apokalyps des heiligen Johannes lesen wir: Wer gerecht ist, der übe immerhin die Gerechtigkeit aus, und wer heilig ist, der werde noch heiliger. Kap. 22. V. 11. Ferners spricht der heilige Paulus von verschiedenen Graden künftiger Seligkeit. 1. Corinth. 15, 41. Der Maßstab für die künftige Herrlichkeit ist aber nur die Gerechtigkeit hienieden; denn ein Jeder wird seinen Lohn jenseits erhalten, je nachdem er in diesem Leben gethan hat, Gutes oder Böses. Weil aber die Herrlichkeit jenseits verschieden ist, so muß auch die sie bedingende Gerechtigkeit verschieden sein. Hiemit stimmt die Lehre der Kirche überein; das Concilium von Trient sagt: Wenn Einer behauptet, die Gerechtigkeit werde nicht erhalten und auch vermehrt von Gott durch die guten Werke, sondern die Werke selbst seien nur die Früchte und Zeichen der erhaltenen Rechtfertigung, nicht aber eine Ursache ihres Wachsthums, so sei er verflucht. Sess. 6. can. 24. Hiemit stimmt auch die gesunde Vernunft überein; denn hienieden ist Alles in einem be-

ständigen Wechsel begriffen. Dieß gilt auch von den geistigen Gütern, auch sie nehmen zu oder ab, je nach dem Verhalten des einzelnen Menschen. Je mehr Einer in der Tugend und Frömmigkeit zunimmt, desto mehr wächst auch das Maß seiner Gerechtigkeit, so wie ja auch Einer in dem Maße an Kenntnissen sich bereichert, je größern Fleiß er auf die Wissenschaften verwendet.

17. Ob man bezüglich der erlangten Gnade der Rechtfertigung so sicher sein kann, daß man hierin nichts mehr zu befürchten Ursache hat.

Diese Materie ist bereits oben S. 590., auch S. 623. abgehandelt.

Hier tragen wir nur noch eine Erklärung des Concils von Trient nach. Dieses spricht sich hierüber also aus: Wie kein Frommer an der Barmherzigkeit Gottes, an dem Verdienste Christi, an der Kraft und Wirksamkeit der Sakramente zweifeln darf, so kann ein Jeder, wenn er auf sich selbst und seine eigene Schwachheit schaut, bezüglich seiner Gnade Besorgniß und Furcht haben, da Niemand mit untrüglicher Glaubensgewißheit wissen kann, daß er die Gnade Gottes erlangt habe. Sess. 6. cap. 9. — Nicht bezüglich der Erbarmung Gottes besteht also ein Bedenken, sondern wegen der eigenen Unbeständigkeit. Daher sagt der heilige Augustin: Ich weiß, daß die Gerechtigkeit meines Gottes bleibt; ob aber auch die meinige bleibe, weiß ich nicht, es schreckt mich der Apostel, welcher sagt: Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle. Tract. in Ps. 41.

Uebrigens ist es viel besser, nach den Vorschriften des Evangeliums zu leben, als viel über die Frage nachzugrübeln, ob man unter die Prädestinirten gehöre und wirklich gerecht sei. Je mehr man wahrhaft fromm lebt, desto weniger wird man mit solchen Grübeleien geplagt werden. Daher sagt der heilige Franz von Sales: Forschet nicht nach, ob euere Seele Gott gefalle, sondern ob Gott euerer Seele gefalle. Und der heilige Ludwig von Granada schreibt: Niemand kann in diesem irdischen Leben über seine Rechtfertigung Gewißheit haben; denn Niemand weiß, ob er des Hasses, oder der Liebe würdig sei. Doch können wir einige Wahrscheinlichkeit darüber haben, die größer oder geringer ist, je nachdem die Zeichen der göttlichen Gnade an uns erscheinen. Unter diesen ist nicht

das Geringste, wenn der Mensch das sündliche Leben verlassen hat, und sich bewußt ist, daß er lange Zeit ohne schwere Sünde und ohne Neigung zu derselben gelebt hat.

18. Welches sind die Früchte der Rechtfertigung?

Durch die Rechtfertigung wird das Princip des Bösen im Menschen gehoben und sein Geist erneuert, so daß seine jetzt umgewandelte Gesinnung auf Gott hinzielt und strebt; die Folgen hievon werden sich auch bald äußerlich zeigen; denn aus dem Keime des neuen Lebens werden bald entsprechende Früchte hervorsprossen. Als solche bezeichnet der Apostel: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Treue, Mässigkeit, Enthaltsamkeit, Keuschheit. Galat. 5, 22. 23.

Als erste Frucht der Rechtfertigung erscheint die Erfüllung des göttlichen Gesetzes. Sie geht aus der ganzen neuen Verfassung des Gerechtfertigten schon auf ganz natürliche Weise hervor. Der Gerechtfertigte ist nämlich wieder im Stande der Gnade und Kindschaft Gottes, in welchem er vor dem Falle war. Der ganze Mensch ist wieder in Einheit mit sich und mit Gott; die Empörung gegen Gott und die höhere Natur hat aufgehört; der Wille Gottes steht wieder oben an als Norm des neuen Lebens; die Begierde ist unterjocht, und der Wille des Menschen, umgewandelt durch die Gnade und gestärkt durch sie, dient dem göttlichen Willen oder, was dasselbe ist, erfüllt das göttliche Gesetz, den Ausdruck des Willens Gottes. Dem Gerechtfertigten ist die Erfüllung des Sittengesetzes nichts Unmögliches mehr; denn Gott hat ihm gerade durch die Rechtfertigung Kraft und Gnade zur Erfüllung seines heiligen Gesetzes mitgetheilt. In dem Gerechten ist die Erfüllung des Sittengesetzes sogar nöthige Pflicht, weil sie ihm eine Art Unterpfand seiner in Liebe erlangten Vereinigung mit Gott ist. Daher sagt Christus, der Herr: Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Joh. 14, 21. Zwar spricht der Apostel von einem Freisein vom Gesetze, wenn man die Gerechtigkeit erlangt hat, und behauptet, daß Gott seinen Sohn gesendet hat, um jene, die unter dem Gesetze waren, zu erlösen (Galat. 4, 4—5.). Allein die durch Christus erworbene Freiheit besteht in etwas ganz Anderm, als in einem völligen Losgebunden-

sein vom Gesetze, als hätte dieses für den Gerechtfertigten keine Verbindlichkeit mehr. Nicht aufgehoben wird durch den Glauben das Gesetz, sondern vielmehr aufgerichtet; denn das Gesetz findet keinen Widerspruch mehr, sondern Gottes Wille, der das Gesetz gibt, und des Menschen Wille, der durch das Gesetz sich bestimmen läßt, sind im schönsten Einklange. Die Freiheit aber, wovon der Apostel redet, muß dahin bestimmt werden, daß der Gerechtfertigte frei ist von dem Gesetze der Sünde und des Todes, weil er nicht mehr Sklave der Sünde ist, und in Folge dessen auch der Tod seine Macht über ihn verloren hat; daß er frei ist von dem drückenden Ceremonialgesetze, welches nur gewissermaßen Zuchtmeister und ein schwaches, äußeres Band war, einige Verbindung mit Gott herzustellen; daß er endlich frei ist vom Fluch und Zwange des Sittengesetzes. Ehe das Sittengesetz durch den Glauben aufgerichtet wird, hält es dem Menschen, der ein anderes Gesetz in seinen Gliedern fühlt, und diesem folgt, immer seine Sünden vor, ohne ihn davon befreien zu können, weil ohne Gnade, die nur der Glaube gibt, die Erfüllung des Gesetzes unmöglich ist, und verfolgt ihn darum mit dem Fluch. Aber durch die Gnade gestärkt, erfüllt der Gerechte das Gesetz, und der Fluch muß schweigen. Ja, der Gerechte steht gewissermaßen nicht mehr unter dem Gesetze, und sieht dasselbe nur als todten Buchstaben außer sich, sondern das Gesetz ist lebendig in seinem Innern, und er steht wie über dem Gesetze. In diesem Sinne sagt der heilige Paulus: Nicht für Gerechte ist das Gesetz gegeben, sondern für Widerspenstige. 1. Timoth. 1, 9. Der Gerechte läßt sich nämlich von dem Gesetze nicht mehr zwingen, wie ein Sklave, sondern frei und mit Liebe handelt er nach dem Gesetze.

Der neue Zustand des in Christo Gerechtfertigten begreift aber nicht bloß die genaueste Gesetzeserfüllung in sich, sondern es bildet sich in ihm auch eine heilige Lebensweise, die in den guten Werken sich äußert. Die guten Werke bilden das untrügliche Kriterium der erlangten Rechtfertigung, so daß, wo jene fehlen, auch von dieser keine Rede sein kann. Die Werke, welche der Gerechtfertigte vollbringt, sind wahrhaft Gott wohlgefällig. Denn von Christus, der das Haupt seiner Gläubigen ist, ergießt sich fortwährend auf diese, die seine Glieder sind, Kraft und Stärke,

welche dem Handeln und Leiden derselben vorangeht und es begleitet, und dasselbe dadurch in Gottes Augen angenehm und wohlgefällig macht. Dem gemäß ist aber auch nur das gut und Gott wohlgefällig, was in der innigsten Lebensgemeinschaft mit Christus geschieht. Alles, was der Mensch außer der Verbindung mit seinem Erlöser thut oder leidet, mag es noch so glänzend sein, ermangelt des Ruhmes vor Gott, wenn es auch nicht gerade sündhaft genannt werden kann. — Wir haben schon bemerkt, daß die guten Werke das Kriterium der erlangten Rechtfertigung sind. Daraus folgt ihre Nothwendigkeit. Darum verlangt sie auch Christus und bezeichnet sie geradezu als Grund der künftigen Seligkeit, während er die bösen als Ursache der Verdammniß angibt. Matth. 25, 34—41.

Die guten Werke sind die natürliche Frucht des geheiligten, innern Menschen, der heiligen Gesinnung, des heiligen Willens. Diese beiden aber, Gesinnung und Willen, sind des Menschen Eigenthum; ihre Heiligkeit fließt aus dem vorausgegangenen, freien Ergreifen der heiligmachenden Gnade. Darum sind die guten Werke von einer Seite auch Eigenthum des Menschen, und in so ferne für ihn verdienstlich. Freilich vom Verdienste im strengen Sinne, wo man so viel entgegenleistet, als man empfängt, kann hier die Rede nicht sein; denn Alles, was der Mensch hat, sein Leben, seine Freiheit, seine Kraft, selbst seine Bestimmung zur Seligkeit, hat er ja von Gott empfangen; nichts kann er also Gott bieten, was er nicht zuvor schon von ihm empfangen hätte. Die guten Werke des Menschen sind demnach nur in so ferne sein Verdienst, als er die Gnadengaben Gottes gut anwendet. Daraus ist klar, daß die Verdienstlichkeit der guten Werke sich zunächst und vor Allem gründet auf die Gnade, weil außer dem Stand der Gnade von einem guten Werke keine Rede sein kann; ferners gründet sie sich auf die Freiheit des menschlichen Willens, weil die Gnade nicht absolut zwingend ist, sondern nur mit des Menschen freier Zustimmung wirkt; endlich hängt die Verdienstlichkeit auch noch ab von der freien Verheißung Gottes, weil es nur auf Gottes Verheißung beruht, daß dasjenige, was wir mit seiner Gnade vollbringen, so reichlich belohnt wird.

So entsprießen aus der Rechtfertigung die herrlichsten Früchte,

ein heiliges Leben, das sich unter treuer Gesetzeserfüllung und tausend andern gottwohlgefälligen Werken für den Himmel reif macht. Der durch Christus Gerechtfertigte steht also, so lange er in diesem Zustande verharrt, wieder in jenem Verhältnisse zu Gott, in welchem der erste Mensch vor dem Falle stand. Seine ganze Richtung geht wieder nach Oben. Gehorsam, Glaube, Vertrauen und Liebe von Seite des Menschen, und Huld und Gnade von Seite Gottes knüpfen das innigste Band der Vereinigung. Zwar bleibt der Körper des Gerechten noch dem Tode unterworfen, und leidet hienieden an allen Gebrechen der Schwäche und Sterblichkeit. Allein es wird die Stunde kommen, wo Alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Menschensohnes hören werden, und die sie hören, werden auferstehen, und zwar verherrlicht und glorreich werden die Gerechten auferstehen. Dieß ist die letzte Frucht der Rechtfertigung; dieß ist die Vollendung. Jetzt ist Alles wieder hergestellt; Leib und Seele befinden sich jetzt auf einer höhern Stufe der Seligkeit, als sie selbst vor dem Falle eingenommen hatten. cf. Nußbaum: Die Lehre der katholischen Kirche über die Rechtfertigung.

19. Irrthümer bezüglich der Rechtfertigung.

Wie in der Prädestinations-, insbesonders der Reprobations-Lehre (cf. oben S. 596.), so gibt es auch bezüglich der Rechtfertigung Verirrungen, insbesonders die Reformatoren geriethen hierin in mehrfacher Beziehung auf Irrthümer. Sie behaupteten, die ganze Rechtfertigung bestehe darin, daß Gott den Menschen in Ansehung der Verdienste Jesu Christi die Sünde nicht zurechnet und ihn straffrei erklärt. Namentlich Luther sagte, das, was uns rechtfertiget und Gott wohlgefällig macht, sei nicht in uns, sondern wir würden gerecht, indem uns Gott die Gerechtigkeit Jesu Christi zurechne, als wenn sie unsere eigene wäre, und indem wir sie uns durch den Glauben aneignen. Die Rechtfertigung ist hiernach ganz äußerlich gefaßt; es ist von keiner innern Erneuerung die Rede; auch sind die Sünden eigentlich nicht vergeben, sondern nur zugedeckt, und werden in Folge der Verdienste Christi von Gott nicht mehr zugerechnet. Eine Rechtfertigung in diesem Sinne ist keine wahre, sondern beruht nur auf Täuschung.

Es ist ein weiterer Irrthum der Reformatoren, daß sie erklärten, der Mensch werde durch den Glauben allein gerecht, und diesen als Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi bestimmten.

Fernere Irrthümer der Akatholiken bezüglich der Rechtfertigungslehre sind, daß sie behaupteten, die Gnade der Rechtfertigung sei in allen Menschen gleich groß, und daher allen Unterschied hierin leugneten. Sie sagten auch, der Christ könne bezüglich seiner Rechtfertigung so gewiß sein, daß er hierin nichts mehr zu fürchten brauche. Sie leiteten diese Gewißheit aus den geoffenbarten Verheißungen her und sagten: Es ist eine Glaubenslehre, daß der, welcher glaubt, selig werden wird; nun aber glaube ich, also bin ich meines Heiles gewiß. Dieser Irrthum war eigentlich nur eine Folge von der falschen Behauptung, daß der Glaube allein rechtfertige. Wäre dieser Satz richtig, so ließe sich allerdings behaupten, daß man, so lange man den Glauben nicht verliert, seines Heiles gewiß sei. Endlich behaupteten nach dem heiligen Hieronymus und Ambrosius schon Jovinian, dann Pelagius und später auch Luther, daß man die Gnade der Rechtfertigung nicht mehr verlieren könne, was ebenfalls ein Irrthum ist.

Inhalt des neunten Bandes.




Digitized by Google

